

Christoph Ludwig Friedrich Schultz.

Briefwechsel

zwischen

Goethe und Staatsrath Schultz.

Herausgegeben und eingeleitet

von

H. Düntzer.

Mit einem Bildnisse von Schultz.

Leipzig,
Dyk'sche Buchhandlung
1853.

Kein Mensch kann eine Faser seines Wesens ändern, ob er gleich vieles an sich bilden kann.

Goethe.

Märtyrer zu werden, ist nicht immer ein Verdienst.

Schultz.

Seiner Majestät

Friedrich Wilhelm dem Vierten,

König von Preußen,

dem hochherzigen Beschützer der Wissenschaft und Kunst,

widmet

diesen Briefwechsel

mit den Gefühlen ehrerbietigster Dankbarkeit

in tiefster Unterthänigkeit

die Familie Schultz.

Inhalt.

Vorwort.

Mit dem ablehnenden Rufe: „Goethe und kein Ende!“ werden Manche auch der vorliegenden Briefsammlung entgegentreten, von der festen Ueberzeugung geleitet, die Geduld der Lesewelt sei von den Goethefreunden längst über Gebühr auf die Probe gestellt worden. Freilich, wäre uns Goethe nichts anderes als ein vielbegabter deutscher Dichter, der auf Bildung und Sprache einen weitreichenden Einfluß geübt, dessen Meisterwerke unvergängliches Leben der Schönheit und Wahrheit durchströmt, so möchten die manchen Briefe und sonstigen Mittheilungen, welche uns die neuere Zeit über ihn gebracht, mehr eitle Neugierde zu befriedigen, als einem edleren Bedürfniß zu entsprechen scheinen, und würde es vielleicht genügen können, nur die auf Goethe's Werke bezüglichen Stellen aus diesen und anderen Quellen auszüglich mitgetheilt zu erhalten. Allein Goethe war auch als Mensch eine so edle und große, in sich durchgebildete, zu reinster Lebenseinheit und zusammenstimmender Ganzheit gelangte Erscheinung, daß er als leuchtendes Beispiel seltener Menschenbildung auf mächtigstem Säulenfuße im Tempel deutscher Herrlichkeit zu prangen, von reichstem Sonnenstrahl verklärt, wie ein hohes Wunderbild zu erglänzen berufen scheint. Bei ihm durchdringen sich äußeres und inneres Leben auf die innigste Weise; alles Einzelne erhält bei ihm nur im Ganzen seine Bedeutung, wie das Ganze gerade nur in der Vereinigung der verschiedensten Strahlen seines Wesens zu einem Mittelpuncte sich darstellt. Wie es den wahren Kunstfreund, dem es gelingt, ein herrliches Götterbild dem dunkeln Schoße der Erde zu entziehen, nicht ruhen läßt, bis er dasselbe vollständig an das Licht des Tages gerettet, wie er mit sehnsüchtigster Liebe einzelnen Theilen desselben nachspürt, welche es durch Ungeschick oder Zerstörung verloren hat, da jedes Kunstwerk, als Verkörperung eines Ideals, nur im Ganzen zur Erscheinung kommt, so kann auch Goethe's Größe als Mensch in reinster, lebendigster Wahrheit erst dann vor uns aufgehen, wenn wir alle Richtungen und Entwickelungen seiner zu vollstem Einklang strebenden Seele gleich den ewigen Grundtönen

erkannt haben, aus denen uns die Symphonia Eroica seines Lebens entgegentönt, und diejenigen, welche sich da einbilden, schon genug und übergenug vom Leben des Dichters zu wissen, gleichen jenem Besitzer, der sich mit der Ausgrabung des Torso auf seinem Grundstücke begnügt, und die übrigen Theile des hehren Götterbildes aus Nachlässigkeit oder Trägheit dem Boden getrost überläßt. Werfet den Boden nicht zu, ehe ihr allen Theilen des herrlichen Kunstgebildes sorgsam nachgeforscht! Bei Goethe aber ist die vollständigste, in's Einzelnste gehende Kenntniß eine um so unerläßlichere Forderung, als noch immer die grellsten Vorurtheile über sein Leben und seine sittliche Erscheinung unverhüllt umgehen, die durch urkundliche Nachweisungen, daß er sich selbst zu einem ganzen Menschen, wie ihn die Natur beabsichtigt, herauszubilden gesucht, daß er stets sich selbst treu, mit edelstem Sinne der Menschheit und den Menschen zugewandt geblieben, immer mehr und vollständiger widerlegt und zu endlichem Schweigen gebracht werden müssen.

Wie zahlreich und umfänglich die bisherigen urkundlichen Mittheilungen über Goethe auch scheinen mögen, so ist doch der größte und vielleicht belangreichste Theil derselben noch immer zurück, was, abgesehen von der Ungerechtigkeit eines solchen Verfahrens gegen die an Goethe innigen Antheil nehmende Mitwelt, besonders deshalb zu bedauern ist, weil die uns vorenthaltenen Briefwechsel und Tagebücher, weit entfernt, dem Weine gleich, mit der Zeit an Werth zu gewinnen, nothwendig immer mehr verlieren, da, je weiter wir uns von ihrer Abfassung entfernen, die Zahl der uns undeutlichen Beziehungen und Hindeutungen immer mehr steigen, ihr volles Verständniß von Jahr zu Jahr immer unmöglicher werden muß, das jetzt noch durch mancherlei Erkundigungen und Nachforschungen zum größten Theil gerettet werden könnte. Deshalb glauben wir, im Gegensatze zu jenem Rufe der Uebersättigung, den dringendsten Wunsch aussprechen zu dürfen, daß uns die noch verborgen gehaltenen so bedeutenden Denkmale von Goethe's menschlichem und dichterischem Dasein baldmöglichst in größter Vollständigkeit vorliegen möchten, damit die Zukunft uns nicht sorglosester Nachlässigkeit beschuldige, diese köstlichen Ueberreste eines so wunderbaren Lebens vergraben gehalten zu haben, und die gerechte Klage erhebe, daß dieselben durch unsere Schuld nur halb verständlich seien. Spüren wir jeder Nachricht über die Schriftsteller des Alterthums nicht allein, sondern auch über Dante, Tasso, Shakespeare, und wie die höchsten Träger der neueren Dichtkunst im Auslande immer heißen mögen, mit liebevoll sehnsüchtigstem Eifer nach, warum sollten wir nicht alle Sorge darauf verwenden, daß uns das hohe Menschenbild Goethe's in reinster, bis in's Einzelne treuester Wahrheit entgegenstrahle? Etwa damit die Zukunft, welcher manches, was jetzt noch sicher festgestellt werden kann, ohne dies unverständlich bleiben wird, desto mehr Gelegenheit finde, ihren Scharfsinn in tappenden Vermuthungen zu üben? Und welchen vernünftigeren

Grund kann man nennen, mit der Bekanntmachung dieser kostbaren Denkmale zurückzuhalten, als den, womit man in Rom die Nachgrabungen Niebuhr's nach den Capitolinischen Fasten verweigerte: es müsse auch der Nachwelt etwas zu entdecken übrig bleiben! Hier wäre eine sehr preiswürdige Aufgabe der sogenannten Goethevereine, um so mehr als vorab buchhändlerische Rücksichten so umfangreichen, mit einem Male hervortretenden Mittheilungen, wie wir sie baldmöglichst wünschen müssen, sich entgegenstellen dürften, und ein Werk dieser Art nicht ohne besondere Unterstützung in's Leben treten könnte, wollten auch die dermaligen Besitzer ihre Forderungen zum Vortheile unserer Litteratur bedeutend herabstimmen.

Der vorliegende Briefwechsel bildet eine höchst wichtige Ergänzung des Zelter'schen, da er uns, wie dieser, einen sehr anziehenden Blick in Goethe's Verhältniß zur Preußischen Hauptstadt und den dortigen Kunstbestrebungen gestattet, und unsere Einsicht in dasselbe wesentlich erweitert. Für Goethe's Ansichten über Natur, Kunst und Leben, für seine Beurtheilung der Menschen und ihrer Verhältnisse gibt er keine unbedeutende Ausbeute, und sein innigst freundliches Verhältniß zu Staatsrath Schultz, einer so vielbegabten, tiefangelegten, kräftig gegründeten, enthusiastisch aufgeregten Natur, ist für seine sittliche Beurtheilung von nicht geringer Wichtigkeit.

Von Goethe lagen uns, mit sehr wenigen Ausnahmen, die Originalbriefe sämmtlich vor, von Schultz meist nur die Entwürfe, welche uns den deutlichsten Beweis liefern, mit welcher Sorgfalt er bei seinen schriftlichen Mittheilungen verfuhr, die alle vorher vielfach durchgebessert wurden. Wenn Niebuhr es sich selbst zum Gesetz gemacht hatte, das einmal Niedergeschriebene unverändert zu lassen, so warf Schultz mit stürmischer Raschheit seine Gedanken auf das Papier, wodurch er freilich zu vielen Veränderungen und Nachbesserungen genöthigt war. Von den hier mitgetheilten Briefen sind bisher nur Nro. 35. 112. 115 – 124, fast alle mit bedeutenden Auslassungen und Ungenauigkeiten, veröffentlicht worden; sie erschienen, mit Ausnahme von Nro. 35, in Welcker's und Näke's Rheinischem Museum IV, 309—354, und daraus auch in besonderem Abdruck unter dem zu viel verheißenden Titel: Briefwechsel zwischen Goethe und Schultz. Schon Varnhagen von Ense hat in seiner trefflichen Anzeige (Denkwürdigkeiten und vermischte Schriften V, 433 ff.) den Wunsch einer vollständigen Ausgabe dringend ausgesprochen. Freilich fehlen einige Briefe auch jetzt noch.

Die den Briefen beigefügten Anmerkungen beschränken sich mit wenigen Ausnahmen auf das zum Verständniß Nöthige, was sie möglichst vollständig zu geben suchen. Bei den unumgänglichen Beziehungen auf Goethe's Werke sind die betreffenden Stellen, zu möglichster Benutzung, nach drei Ausgaben angeführt: zuerst nach der in vierzig Bänden; in ( ) folgt die Angabe nach der Ausgabe letzter Hand, woran sich in [ ] die Verweisung auf die neueste Octavausgabe in dreißig Bänden anschließt.

Von den erhaltenen Aufsätzen von Schultz haben wir im Anhang nur die ungedruckten, im Briefwechsel selbst erwähnten gegeben.

Zur Entwerfung des vorangestellten Lebensbildes von Schultz standen ein reicher Briefwechsel mit bedeutenden und hochgestellten Männern und Frauen, die Familienbriefe, ein großer Theil der auf seine amtliche Wirksamkeit bezüglichen Acten, kurze tagebuchartige Lebensnachrichten während der Jahre 1806 bis 1823, eine Vertheidigungsschrift an den König und ein starker litterarischer Nachlaß zu Gebote. Fließen die Quellen auch nicht überall in gleicher Fülle, so reichen sie doch vollkommen hin, eine fortlaufende Darstellung seines in mancherlei Beziehungen anziehenden Lebensganges in zulänglicher Vollständigkeit zu liefern, und das Bild des kräftig ein- und durchgreifenden, geist- und gemüthvollen, leidenschaftlich aufgeregten Mannes in klarster Lebendigkeit vor Augen zu stellen, was um so wünschenswerther erscheinen mußte, als bisher manche unrichtige und verworrene Vorstellungen über den ehemaligen strengen Verfolger der weiland demagogischen Umtriebe verbreitet waren, denen nur durch urkundliche, freilich alles persönlich Verletzende möglichst ausschließende Darlegung der Verhältnisse entgegengetreten werden konnte. Schultz bleibt immer eine so tüchtige Persönlichkeit, daß wir auch seiner Mängel ungescheut gedenken durften, ohne fürchten zu müssen, dadurch dem innigen Antheil an dieser bedeutenden Natur irgend wesentlichen Abbruch zu thun.

Du mußt von einem Mann nicht alles fordern!

Cöln, am 30. December 1852, am Vorabend
von Schultzens Geburtstag.

H. Düntzer.

Christoph Ludwig Friedrich Schultz.

Ein Lebensbild.

Von

Heinrich Düntzer.

Frische, kräftige, sich entschieden durchsetzende Naturen pflegte Goethe stets mit liebevollem Antheil zu begleiten, ihr Wesen als eine Herz und Sinn erhebende Erscheinung sich freudig anzueignen. Dieser lebhafte Antheil mußte sich ihm bedeutend steigern, wenn reicher Bildungstrieb, allseitige Geistesgewandtheit, beharrliches, auf Ordnung und Recht beruhendes Festhalten an den überkommenen Grundlagen des bürgerlichen und staatlichen Lebens sich hinzugesellten. Eine solche Natur war es, die dem fünfundsechzigjährigen Dichter, Naturweisen und Staatsmanne in dem zweiunddreißig Jahre jüngeren Staatsrath Schultz entgegentrat, der ihn gleich von Anfang um so entschiedener anzog, als es gerade seine mit glühendster Leidenschaft gepflegte, von der Wissenschaft fast allseitig verworfene Farbenlehre war, welche ihn mit dem lebendig aufgeregten Manne verband, der von den bedeutenden inneren Verhältnissen eines großen, eben aus ärgster Noth und Erniedrigung siegreich sich erhebenden Königreiches und seiner bildungsreichen Hauptstadt ihm unmittelbarste Kunde und Einsicht mittheilen konnte. Muthete Zelter's derbkräftiges Wesen ihn besonders an, so erfreute er sich in der Verbindung mit Schultz des gewiegten, in die mannigfach verschlungenen Verhältnisse des staatlichen Lebens eingeweihten Staatsmannes, der sich unter der Last verwickeltster, in die nüchternste Wirklichkeit des bürgerlichen Lebens eingreifender Geschäfte den regsten Sinn für Natur uud Kunst erhalten hatte. Und diesen Mann sollte er im Kampfe mit dem ungebärdig hervorbrechenden, ihm selbst widerstrebenden Zeitgeist gewaltig ringen und endlich, wenn auch nicht ganz ohne Schuld, unterliegen sehen, wodurch seine ihm geweihte Theilnahme noch wärmer und inniger werden mußte. Konnte er auch dem mit gebrochenen Hoffnungen einer selbstgewählten Verbannung zueilenden Freunde nicht die frische Heiterkeit frohmuthigen Lebens wiedergeben, so leuchtete ihm doch seine liebevolle Theilnahme als freundlichster Stern auf allen Pfaden entgegen, und beglückte seine Seele in der stillen Trauer, über

die er sich in leidenschaftlich ergriffenen Studien vergeblich hinwegzusetzen trachtete. Sein Beifall, seine Anerkennung war ihm höchste Seligkeit und reinste Wonne, jede persönliche Berührung mit ihm, deren er sich noch im letzten Lebensjahre des unsterblichen Sängers zu erfreuen hatte, ein reicher Gnadenschatz. Aber auch auf Goethe wirkte die tief empfundene Verehrung eines so bedeutenden, lebhaft begabten, reich entwickelten, in die mannigfachsten Verhältnisse des Lebens, der Natur und Kunst eingedrungenen Mannes, durch den er mit den talentvollsten bildenden Künstlern Berlin's in nähere Verbindung kam, äußerst erfreulich und erhebend, so daß er sich glücklich pries, noch in späten Lebensjahren einem so treu und innig anhängenden, sein ganzes Sein und Wirken verstehenden, ihn selbst vielfach aufklärenden Manne begegnet, seiner herzlichen Innigkeit, seiner treuen Freundschaft in vollstem Genusse theilhaft geworden zu sein.

Christoph Ludwig Friedrich[1]) Schultz ward am letzten Tage des Jahres 1781 zu Marienwerder in Westpreußen geboren, wo sein Vater, Johann Friedrich Schultz, die Stelle eines Kriegs- und Domänenrathes bekleidete. Dieser, zu Königsberg am 14. November 1745 geboren, hatte nach Beendigung der Gymnasialbildung, da die Vermögensverhältnisse seiner unbemittelten Eltern den Besuch der Universität nicht gestatteten, sich zunächst als Schreiber auf Deconomieämtern auszubilden gesucht. Durch seine große Treue, Geschicklichkeit und Ausdauer hatte er sich bei seinen Vorgesetzten bald so beliebt zu machen gewußt, daß von Domhardt bei der neuen Einrichtung der Verwaltung Polen's sich seiner Hülfe bediente. Darauf als Calculator in Marienwerder angestellt, ward er zunächst zum Rechnungsrath, endlich zu der Stelle eines Kriegs- und Domänenrathes ernannt, was für ihn, da er keine Universitätsstudien gemacht hatte, eine sehr ehrende Auszeichnung war. Seine Diensttreue und Beharrlichkeit, seine entschieden durchsetzende Strenge, seine Verehrung für das Königliche Haus und die überkommenen politischen Grundsätze, sein durch den Erfolg genährter Ehrgeiz, der sich auch in seinem Wahlspruch: Non omnis moriar (Nicht ganz werde ich sterben), bezeichnend ausprägte, sollten sich auf den Sohn vererben, dem er, da es ihm an keinem Bildungsmittel fehlte, eine höhere Laufbahn verhieß. Schon in seinem zweiten Lebensjahre traf unsern Schultz der Verlust seiner Mutter, Maria Florentine, einer Tochter des Kriegsrathes Schlemmer zu Marienburg. Da der Vater jeden Gedanken an eine zweite Ehe von sich wies, so übernahm der Großvater zu Marienburg die Erziehung des Knaben, der bis zu dessen Ableben im Jahre 1795 zugleich mit den jüngeren Kindern des Großvaters den Unterricht eines geschickten Hauslehrers genoß. Seines Marienburger

1) In dieser Folge gibt er selbst seine Vornamen; im Kirchenbuche heißt er Ludwig Christoph Friedrich.

Spielplatzes vor der Intendantur, im jetzigen Schloßhain, erinnerte sich der bei aller Strenge zartfühlende Mann auch in spätester Zeit noch in liebevoll sehnsüchtigster Weise. Der Tod des Großvaters brachte den dreizehnjährigen Knaben nach Berlin, wohin sein Vater bereits zwei Jahre früher als Geheimer Finanzrath berufen worden war. Nachdem er ein Jahr die zweite und drittehalb Jahr die erste Lateinische Classe des Joachimthal'schen Gymnasiums besucht hatte, bezog er Ostern 1799 die Universität Halle, um sich juristischen und cameralistischen Studien zu widmen. Hier hörte er bis Ostern 1801 Klein, Dabelow, König und Sprengel, von denen ihn besonders der erstere anzog, dessen Vorlesungen über Naturrecht, Criminalrecht, Kirchenrecht, Landrecht und Proceß er fleißig besuchte. Unter seinen Studiengenossen scheinen ihn besonders Fr. von Raumer, von der Hagen, von Redtel, Solger und Friedrich Heinrich Schlosser, der ältere Sohn des Schöffen Peter Hieronymus Schlosser, ein Verwandter Goethe's, näher berührt und an sich angeschlossen zu haben. Wahrscheinlich betheiligte er sich auch an den wöchentlichen Freitagsgesellschaften, wo Solger, Raumer, Abeken, Krause, Sotzmann und andere strebende junge Männer über litterarische Gegenstände verhandelten und sich die wichtigsten einschlagenden neuen Erscheinungen mittheilten. Neben seinen Fachstudien betrieb er die Musik mit leidenschaftlicher Vorliebe; auch Natur und Kunst, besonders die Meisterwerke älterer und neuerer Dichtung, dürften ihn lebhaft beschäftigt haben. Er selbst erzählt: „Da ich in meinem achtzehnten Jahre, nach Art der Jugend, mich mit heißem Verlangen in das Geheimniß der dynamischen Naturerkenntniß zu drängen bemüht war, wurde ich von dieser Seite auf das Empfindlichste zurückgeschreckt, als man mir die Newton'sche Scheidung des Lichtes in die sieben Farben als das non plus ultra dieser Erkenntniß vorhielt. Ich vergesse nie den Moment, da — es war im Jahre 1800 auf einem Spaziergange am Saalufer bei Giebichenstein — ein wohlunterrichteter Freund mir, in der gemüthlichen Erwartung übereinstimmender Aufschlüsse, diese Erklärung mit einer so entschiedenen Bestimmtheit that, daß ich Augenblicks verstummte, und auf dem Wege zur Naturbeobachtung zurückflüchtete, der mir eigen war. In der stillen Hoffnung, daß es früher oder später gelingen werde, sich dem Schlußsteine des dynamischen Gebäudes der Physik, der im Lichte und den Farben so anlockend verschleiert ruhet, zu nähern, gab ich es auf, mich je damit zu beschäftigen, bevor ich nicht frühere Aufgaben erledigt, oder den Weg sonst und freier zu finden so glücklich wäre." Ohne Zweifel hatte ihn schon damals die physische Geographie bedeutend angeregt, wovon er wenige Jahre später ein öffentliches Zeugniß ablegte.

Schon am 13. Juli 1801 ward er, nach glücklich abgelegter Prüfung, zum Referendar bei der Churmärkischen Kriegs- und Domänenkammer ernannt, und sofort der Specialorganisationscommis-

sion zu Heiligenstadt als Assistent zugewiesen, wo er in mehreren nicht unwichtigen Geschäften, besonders bei der Organisation der Stadt Heiligenstadt und der Anordnung ihres Kämmereiwesens, seine umsichtige Thätigkeit zur vollsten Zufriedenheit seiner Vorgesetzten bewährte. Im October nach Berlin zurückgekehrt, um sich der Oberexaminationscommission zu stellen, wurde er am 19. December auch als Referendar bei der Justizdeputation der Churmärkischen Kammer bestellt. In den folgenden neun Monaten, welche er zu Berlin verlebte, beschäftigte ihn in seinen Nebenstunden außer der physischen Geographie besonders die Musik; ohne Zweifel trat er damals in die unter Zelter blühende Singacademie ein, und schloß sich an Zelter selbst enger an. Unter seinen sonstigen Freunden nahm der geistvolle von Redtel die erste Stelle ein.

Da sein Vater, der mit dem Minister von Voß innigst befreundet war, im Jahre 1802 mit der Organisation des durch Reichsdeputationsschluß vom 24. August an Preußen gefallenen Bisthums Hildesheim betraut ward, so erhielt unser Schultz die Erlaubniß, sich unter dessen Leitung als Expedient in Hildesheim zu beschäftigen. Hier sollte dem ernsten, strengen, aber den Musenkünsten eifrigst ergebenen jungen Manne bald die reinste Seligkeit unendlicher Liebe aufgehen. Die reizende älteste Tochter des Hildesheimer Medicinalrathes Püttmann, Johanna Maria Marcelline, ergriff hier mit ungeahnter Leidenschaft sein tief erregtes Herz. „Den guten Morizberg (bei Hildesheim) werde ich nie vergessen", schreibt Schultz ein Jahr später an seine Braut. „Dort sah ich dich zum erstenmale. Ich ging in Gedanken an meine Freunde in Berlin langsam den Berg hinauf; da kam eine Gesellschaft bergunter, die mich aufmerksam machte; es war deine Familie, in der Mitte du selbst. Ich erschrak beinahe über dich; denn ich hatte bis dahin (ich war erst acht Tage in Hildesheim; es mag etwa den 18. October gewesen sein) eine schlechte Idee von den Hildesheimerinnen gehabt, und ich dachte noch eben daran, wie ich an Otto und Redtel schreiben, und mich darüber beschweren wollte, daß mir die lieblichen Gestalten, die ich in Berlin oft sah, hier ganz fehlten. Ich sah dir lange nach, bis du den Berg hinunter warst; mir schien es, als sahest du dich auch einmal um, doch weiß ich's nicht gewiß. Ich war ganz verwundert von dir, und nahm mir vor, meinen Freunden von dir eine Beschreibung zu machen. An demselben Tage führte mich Pistor (der bald darauf bei der Post angestellt ward) in euer Haus, und als ich dich wieder erkannte, wagte ich aus Verlegenheit gar nicht, dich anzusehen. Ich bin wohl drei Abende in eurem Hause gewesen, ohne daß ich dich einmal ordentlich hätte ansehen können." Die Herzen, die sich so wunderbar gefunden hatten, erschlossen sich bald in reinster Offenheit zu ewigem Bunde, wobei Musik eine holde Vermittlerin bildete; denn Schultz begann gleich, seine Geliebte und deren Schwester Dine in ihren Gesangübungen zu leiten, ja er ging in seinem

enthusiastischen Eifer so weit, ihnen den Generalbaß in einer so trockenen und nüchternen Weise beibringen zu wollen, daß seine lieben Schülerinnen darüber sanft entschlummerten. Indessen mußte das Liebesverhältniß zunächst dem Vater von Schultz geheim gehalten werden, der eine Verbindung seines Sohnes mit einem catholischen Mädchen, abgesehen davon, daß eine so frühe Fesselung desselben ihm zuwider war, gar nicht billigen konnte. Als es aber später nicht mehr zu verheimlichen war, fühlte dieser sich um so mehr verletzt, als ihm die Geheimhaltung selbst in keiner Weise zu entschuldigen schien; doch lernte er bald, sich in das Unvermeidliche fügen, da er den, wenn auch leichtsinnig geleisteten, Schwur ewiger Treue zu brechen nicht befehlen konnte noch wollte. Als unser Schultz im folgenden Jahre sich nach einer befreundeten Hildesheimer Familie bei seiner Braut erkundigt, bemerkt er: „Sag' ihnen, wie gut ich diesen Menschen allen bin. Wir dürfen nicht vergessen, was wir ihnen schuldig sind. Durch sie wurde uns die bitterste Zeit der Liebe versüßt, sie erleichterten unsern bösen Stand, den wir damals hatten, und ohne diese liebevolle freundschaftliche Theilnahme hätte der Schmerz, den ich damals litt, mein Herz brechen mögen."

Zu derselben Zeit beschäftigte ihn höchst lebhaft seine im folgenden Jahre erscheinende Schrift: Ueber den allgemeinen Zusammenhang der Höhen, worin er die von Philipp Buache zuerst aufgestellte Lehre von dem Zusammenhange aller Gebirge durch den Beweis, daß das Fließende als solches nur eine Richtung verfolgen könne, wissenschaftlich zu begründen unternahm. War auch dieses von schönen Studien zeugende Werk nicht frei von Fehlern, die er selbst bei der Herausgabe wohl anerkannte, indem er in der Vorrede bemerkte, eine gründliche Beleuchtung derselben würde eine neue, größere Schrift erfordern, waren auch einzelne ungehörige, unwesentliche, unrichtige Dinge eingemischt, so verdient die Arbeit doch als eine bedeutende Vorläuferin von Carl Ritter's wissenschaftlicher Erdkunde alle Anerkennung.

Bereits am 14. Februar 1803 wurde Schultz als Expedient bei der Specialorganisation des Eichsfeldes und der Städte Mühlhausen und Nordhausen, so wie zu besonderen Aufträgen mit monatlichen Diäten von fünfzig Thaler nach Heiligenstadt beordert. Wie erfreulich ihm auch eine so rasche Beförderung an sich erscheinen mochte, so schmerzlich berührte ihn doch die Trennung von der Geliebten. Dieser schreibt er gleich von Göttingen aus, am 17. Februar: „Hoffnung steht uns so schön bevor, wie sie zwei Liebende nur wünschen können, aber auf eine lange Zeit. Das erfordert ein ausdauerndes Streben von uns beiden, uns des Lebens würdig zu machen, welches uns so herrlich bevorsteht. Glaube mir, ich wünsche nicht schon jetzt oder selbst in den ersten zwei Jahren mit dir verbunden zu sein, so sehr Trennung von dir mir unerträglich erscheint; denn ich muß erst ein Mann werden, ehe ich

darauf Anspruch machen kann. Aber der reinsten, heiligsten Liebe bin ich jetzt, und auch nur jetzt, fähig. Gewiß, ein Mensch kann nur einmal wahrhaft lieben. Du bist es, die mich ergriff, und du hast mich auf ewig."

Zu Heiligenstadt, wo er sich bald mit dem Kriegsrath von Bassewitz und dem Geheimerath von Kaiserberg näher befreundete, wurden ihm die Bearbeitung der städtischen Organisation von Heiligenstadt und Duderstadt, die Anfertigung ihres Kämmereietats, die Einrichtung des Serviswesens, die Ordnung der Accisepartie nebst allen dahin einschlagenden Sachen zugewiesen. Der Umgang seiner dortigen Amtsgenossen, die meist ein flottes Wirthshausleben führten, und auf witzelnde Weise, während sie sich selbst und ihre Arbeiten herausstrichen, das Wirken der Hauptcommission herabsetzten, sagte seinem ernsten, tiefergriffenen Wesen gar wenig zu, weshalb er sich bald von ihnen ganz zurückzog, und sie ihn als einen Sonderling gehen ließen. Von früheren Freunden fand er hier den Referendar Sotzmann, der nur dreißig Thaler Diäten monatlich bezog, während ihm selbst fünfzig angewiesen waren. Hiervon nahm die Heiligenstädter Commission Anlaß, nach Hildesheim zu berichten und für Sotzmann gleich viel Diäten zu erbitten. „Ich sagte zu Sotzmann", erzählt Schultz seiner geliebten Hanne, „daß, wenn man es ihm abschlüge, ich meine Diäten mit ihm theilen wolle, weil ich nicht mehr, als er, verlangte. Allein ich hatte den Fall nicht bedacht, welcher eingetreten ist. Ich hatte dem Vater (welcher der Hauptcommission zu Hildesheim vorstand) geschrieben, daß ich mit fünfzig Thaler nichts anzufangen wüßte, und daß ich mit der Hälfte eben recht gut fertig werden könnte. Da kommt denn ehegestern (den 2. März) ein Rescript von Hildesheim, welches sagt, es wäre ein bloßer Schreibfehler, daß mir fünfzig Thaler angewiesen wären; es wären mir nur dreißig Thaler ausgesetzt, und mehr solle ich nicht haben; es könnte daher auf mich nicht exemplificirt werden, um so weniger, da ich in Hildesheim ausgezeichnete Dienste gethan, und bisher ganz umsonst gearbeitet hätte. Dieses Rescript versteinerte die kleinlichen Menschen hier, noch mehr aber die ausgelassene Freude, die ich darüber bezeugte. Ich erkannte so augenblicklich meinen braven Vater darin, daß er lebhaft vor mir zu stehen schien; so uneigennützig, so großdenkend ist er. Ich habe ihm gestern dafür gedankt, und verdrieße mich nur, daß mir dieser Ausweg gar nicht eingefallen ist, sonst hätte ich ihn darum gebeten."

Seine größte Lust bildeten auch in Hildesheim Musik und Gesang, obwohl er selten dazu gelangen konnte, da ihm nur das Clavier eines in demselben Hause mit ihm wohnenden Amtsgenossen zu Gebote stand, das aber meist von anderen in Anspruch genommen war. Desto häufiger kam er auf diese ihn zauberisch hinreißende Kunst in den Briefen an seine Geliebte, mit welcher er gern die Lieder von Zelter und Reichardt, das Stabat mater

von Pergolesi u. a. gesungen hätte, und er unterließ nicht, ihr über das Wesen der Kunst, besonders der Liederkunst, bedeutende Winke, und bestimmte Anweisung zu geben, wie sie ihre Stimme und ihren musicalischen Sinn am Besten ausbilden könne. „Gestern um 10 Uhr, als meine Hausgenossen (draußen) schwärmten, setzte ich mich wieder einmal an's Clavier", schreibt er am 24. März. „Stabat mater und die Zelter'schen Lieder habe ich wieder ganz durchgespielt und gesungen. Ich kann nie so heiter und so rein vergnügt sein, als bei diesem Genuß; es erfreut mich alsdann eine Andacht, daß ich bei Liedern, die ganz heiteren Inhalts sind, Thränen der Rührung verlieren kann. Ich schreibe dieses religiöse Gefühl zum großen Theil dem Glauben zu, den ich an gewisse Menschen habe, an die ich durch diese Musik erinnert werde. — Wenn ich die Zelter'schen Lieder spiele, rührt mich mehreres zugleich. Die Texte zu den Liedern sind meistens wirklich Gedichte, besonders die von Tieck, Goethe und Schiller; sie sind voller einfacher, lieblicher Gedanken. Diese Gedanken hat die Musik völlig ausgesprochen. — Aechte Werke gefallen Anfangs dem Ungeübten wenig, aber je länger er sie übt, desto inniger ist das Vergnügen, welches er an ihnen findet. So sind die Gedichte der alten Griechen und Römer, und aus neueren Zeiten die von Goethe, Tieck und den beiden Schlegel, so ist die Musik von Sebastian Bach, von Fasch, Zelter und einigen wenigen anderen. Diese Männer haben in ihre Musik alle die Gedanken, reich und warm, alle die Andacht und die Liebe hineingelegt, deren sie voll sind und waren. Um die Gedanken, die in einer recht vollen Musik, besonders in den Fugen von Sebastian Bach, liegen, herauszufinden und deutlich zu erkennen, gehört sehr viele Uebung und Kenntniß in der Theorie der Musik, und vieles ist mir ganz unverständlich, weil ich es darin nicht weit genug gebracht habe. Dir wird es noch öfters so gehen. Laß dich dieses aber nicht abschrecken, auf den Gang der Musik zu hören! Er offenbart sich hauptsächlich im Basse; denn nach dem Baß richtet sich jedesmal die Harmonie. Wenn ein schöner, gesangvoller Baß in der Musik ist, kann diese nie schlecht sein: wo aber, wie fast in allen Reichardt'schen Musiken, der Baß bloß begleitet, ohne Melodie, da ist nicht viel Kunst darinne; denn eine Melodie für den Discant kann ein jedes Kind finden. — Ich bin darüber ganz davon abgekommen, dir zu sagen, wie ich so an manche Menschen, an die mich besonders die Musik erinnert, einen so festen, liebenden Glauben habe. Zuerst erinnert mich Stabat mater und die Zelter'schen Lieder jedesmal an dich. — So erinnert mich manche Musik an meine liebe Schwester, an meinen braven Vater, an meinen Bruder, an Zelter, und alle diese Menschen umfasse ich in einem herzlich liebenden Glauben. Dieses Andenken läßt mich nie ungerührt." Vierzehn Tage darauf meldet er: „Ich habe schon in undenklich langer Zeit nicht musicirt. — Aber komme ich nur erst wieder nach Berlin! Mir geht es fast in allen Din-

gen so, daß ich sie wohl verstehe, aber ich kann sie nicht ausführen. Auf diese Art werde ich dir noch vieles lehren können. Ich habe fast in allen Künsten und Wissenschaften nach der Erkenntniß des Höchsten gestrebt, und bin ihr oftmals nahe gekommen. Darüber habe ich die Fertigkeit, welche im Leben nützlich und angenehm ist, versäumt." In einem zwei Monate späteren Briefe hören wir, daß er sich um nichts so viele Mühe gebe, als um die mancherlei Zelter'schen und Reichardt'schen Liebeslieder, die er auswendig wisse. „Könnte ich vor dir und mit dir singen", heißt es hier, „dann würde ich gewiß wieder recht gut zu singen anfangen, wenigstens sollte es an meiner Mühe nicht fehlen, wenn es dir gefiele. Hätte ich doch einmal wieder Zeit, dir recht aus dem Herzen von der Musik zu schreiben. Es ist, als ginge mein Leben mit der Musik; ohne sie bin ich nur halb, was ich bin." Ein andermal bemerkt er: „Kunst ist so innig mit Religion verwandt, daß man beinahe eins vom andern nicht unterscheiden kann. Wer ein heiliges Gefühl für Schönheit und Wahrheit in sich hat, hat Kunstgefühl und Religion; er wird in jedem Gemälde, in jeder Musik, in jedem Gedicht, in jeder Statue das Falsche, Gezwungene, Verdorbene, welches überall im gemeinen Leben herrscht und täglich von sogenannten Künstlern in ihre Kunstwerke übertragen wird, sogleich erkennen, gleichwie er durch Religion jede schlechte oder gute Handlung, jedes Motiv derselben erkennen, und in seinem eigenen Lebenswandel nie den falschen Weg einschlagen wird. — Ich kann mich nicht rühmen, im vollkommenen und steten Besitze dieses göttlichen Gefühls zu sein, aber ich habe es oft empfunden, und strebe, es rein in mir festzuhalten. Dann ist mir zwischen Natur und Kunst kein Unterschied mehr; beide führen uns zur höchsten Erkenntniß." Man erinnert sich hierbei des späteren Goethe'schen Ausspruches:

> Wer Wissenschaft und Kunst besitzt,
> Hat auch Religion.

Unter allen Dichtern stellte er Goethe bei Weitem oben an. Als er der Geliebten die acht Bände der ersten Ausgabe dieses Dichters zum Geschenk sendet — Goethe's *neue Schriften* besaß sie bereits durch seinen Freund Pistor —, äußert er gegen diese, er könne in Goethe nichts finden, was nicht in seinem Verhältnisse schön und vollendet wäre; sie möge ihn nur fleißig lesen, besonders die *Gedichte, Iphigenie, Tasso*, und — alles, alles. Einiger herrlichen Menschen wie auch der Kunst und Wissenschaft wegen möchte er gern in Berlin angestellt sein; sollte ihm aber der Himmel diesen Wunsch nicht gewähren, so würde er am Liebsten in irgend einer recht kleinen Stadt mit der Geliebten wohnen, um das Landleben und die Einsamkeit ganz genießen zu können. Und so bemerkt er denn am 5. Mai, er wolle, sobald er nach Berlin zurückkehre, auf den Oberamtmann losstudiren, um sich und der heißgeliebten Braut eine schöne, gesicherte Zukunft zu gründen. „Ich

fühle es auch in meiner Stube", hatte er dieser kurz nach seiner Ankunft zu Heiligenstadt geschrieben, „daß des Menschen eigennütziges, selbstisches Treiben und Handeln nie sein Glück ausmachen kann, sondern daß er dieses einzig von der Richtung auf das Unendliche und Ewige erwarten muß, die seinen Handlungen, selbst den kleinsten, Größe und Güte gibt: allein wenn ich die große, schöne, ewige Natur von einem erhabenen Standpuncte aus wirklich übersehe und fasse, dann ergreift mich dieses Gefühl auf eine so durchdringende und dauernde Art, daß ich nie ohne die tiefste Rührung von so einem Spaziergange zurückgekehrt bin. Je mehr Naturkenntnisse man besitzt, desto tiefer ist diese innere Anschauung der Welt. — Ich habe oft Monate lang ganz in Vergessenheit meines höheren Zweckes nach dem sogenannten Glück gestrebt. Wenn ich aber nirgends Ruhe fand, erwachte immer religiöses Gefühl wieder in mir, und dann konnte ich erst wieder in mich selbst sehen, mein Glück in mir selbst begründen, und alles Glück und Unglück der Welt als ein Spiel betrachten. Seit Langem schon kann ich nichts ohne Religion thun, wenigstens habe ich daran gearbeitet, jede Leidenschaft aus mir zu verbannen, und nur die Rücksicht des wahrhaft Guten in mir wirken zu lassen. Bei wichtigeren Anlässen aber habe ich nie ohne strenge religiöse Prüfung und tiefe Ergebung in den Willen des Allerhöchsten leben können."

Ende Mai — zehn Tage vorher hatte er die Vorrede zu seinem obengenannten Buche geschrieben — erfreute Schultz sich einiger schönen Stunden in einem Besuche seines herzinnig ergebenen Freundes Pistor, mit dem auch eine von einer Geschäftsreise nach Duderstadt aus zu unternehmende verstohlene Zusammenkunft mit der Geliebten verabredet ward, da seiner Dienstverhältnisse wegen nichts davon verlauten durfte. Der 14. Juni war der glückliche Tag, wo er wieder einmal des reinsten Glückes an der Seite der vor vier Monaten verlassenen Geliebten genießen sollte. Nach Heiligenstadt zurückgekehrt, setzte er die sein Herz in ernst andächtige Schwingungen versetzende Verbindung mit der Ersehnten seines Herzens in heiter winkender Hoffnung auf die Zukunft ungetrübt fort. Musik und Dichtkunst blieben fortwährend die Hauptgegenstände des Herz und Sinn vertraulich erschließenden Briefwechsels. Schultz schwärmte damals für das Landleben, mit welchem er stets in allernächster Verbindung zu bleiben gedachte, aber der strenge Wille des Vaters erklärte sich auf das Entschiedenste gegen eine so ungelegene Liebhaberei, und drängte ihn zur baldmöglichsten Ablegung der letzten, großen Prüfung.

Zu diesem Zwecke verließ er Mitte September Heiligenstadt. Nachdem er in Hildesheim einige glückliche Tage mit der Geliebten verlebt hatte, kam er am 1. October zu Berlin an, wo er sich sofort zur Prüfung meldete. Da diese aber ohne seine Schuld länger hinausgeschoben ward, so fand er gelegene Zeit, neben seinen nöthigen Vorbereitungen sich mit dem Studium des General-

basses und des für den Gesang besonders wichtigen Italiänischen zu beschäftigen; auch ward die Singacademie fleißig besucht, und die Verbindung mit Zelter eifrig gepflegt. Sonst erfreute ihn der Umgang mit seinem treuen von Redtel, mit welchem er erhebende Gespräche über höhere Gegenstände des Daseins unterhalten konnte; auch mit Solger, der seit dem Anfange des Jahres zur Kriegs- und Domänenkammer nach Berlin gekommen war, wo er neben seinen Geschäften besonders griechische Studien eifrigst betrieb, wird er sich wieder freundlich berührt haben.

Nachdem Schultz endlich am 24. Januar 1804 die letzte Prüfung sehr glücklich bestanden hatte, wurde er auf Hardenberg's Befehl gleich darauf als Assessor in Ansbach ernannt, mit einem Thaler täglicher Diäten und Zusicherung baldigen festen Gehaltes. Altenstein, seit Kurzem zum Geheimen Oberfinanzrath und Mitglied des Generaldirectoriums befördert, hatte seine Anstellung bei Hardenberg betrieben, und zwar zunächst auf Veranlassung seiner Schrift: Ueber den allgemeinen Zusammenhang der Höhen, die er, als eifriger Freund der Naturkunde, sehr warm aufgenommen. „Ich hatte ihn vorher nicht gekannt", schreibt Schultz, „und jetzt hat er eine Theilnahme an meinem Schicksal gefaßt, die mich wirklich rührt. Auf den Fall, daß es mir irgendwo nicht gut geht, bin ich überzeugt, an ihm die redlichste Stütze zu finden." In Ansbach, wohin er bereits am 22. Februar abreiste, wurden ihm sofort mehrere Geschäfte der bis dahin erledigt gebliebenen Rathsstellen zur Bearbeitung übergeben; auch fehlte es nicht an manchen auswärtigen Aufträgen. So finden wir ihn im Mai zu Nürnberg, Altdorf, Weißenburg, Nördlingen, im Juli zu Würzburg. Mitte August erhielt er Urlaub für den September, und reiste sofort nach Hildesheim, wo er sich der herzigen Gegenwart der Geliebten wieder voll erfreuen durfte. Auf der Rückreise theilte man ihm zu Göttingen eine sehr günstige Beurtheilung seiner Schrift freundlich mit.

Das Ansbacher Leben zog ihn sehr wenig an. Die musicalischen Genüsse, an denen er sich sofort thätig betheiligte, waren höchst mittelmäßig, da sich durchaus kein Sinn für höhere Musik hervorthat; eben so wenig herrschte geläuterter Geschmack in der schönen Litteratur, so daß Schultz mit der daselbst herrschenden Ansicht sich immer in Streit fand. „Es interessirt mich gar nicht mehr, was die Welt denkt und redet", schreibt er am 12. December, „und so belustigt es mich nur. Es gehört in der That ein fester Sinn dazu; aber ich habe hier in diesem Betracht auch schon genug gelitten, und jetzt bin ich wohl durch. Ich ziehe mich ganz zurück zu meinen Arbeiten, zu meinen Wissenschaften und zu meiner Liebe ewigem Andenken. Die Welt ist voll Figuren, mit denen man spielen muß, weil man mitten drunter ist. Es ist eigentlich ein schrecklicher Gedanke, seine Mitmenschen so ganz als null zu behandeln, aber wer nicht selbst von der Höhe der Wahrheit herabsinken will (und das wäre doch die größte Sünde!), der muß diese

Prüfung bestehen. Je fester er ist, desto sicherer wirkt er auf seine Mitmenschen, durch Beispiel, Rath und That. So will ich nun schon bleiben, und kann und darf nicht anders." Nur mit seinen Amtsgenossen Sotzmann und Luz, der Kriegsräthin Beyer und der Familie des Hofrath Schegk, stand er in näherer Verbindung; im letztgenannten Hause gab er den beiden herangewachsenen Töchtern, von denen ihn die ältere, bereits verlobte wegen ihrer Aehnlichkeit mit seiner so heiß ersehnten Braut besonders anzog, Unterricht im Singen.

Am Anfange des Jahres 1805 wurde ihm die Direction der Bruckberger Porcellanfabrik übertragen, für deren Verbesserung er sehr erfolgreich wirkte. Er selbst äußert in einer Randbemerkung zu § 585 von Goethe's Farbenlehre: „Ein vorzüglicher Fehler des Porcellans, der aus einer nachlässigen Behandlung fast in allen Fabriken in neuerer Zeit zur Mode geworden ist, besteht in der bläulich grauen Farbe, welche durch eine schlechte, leicht flüssige Glasur dem Geschirr mitgetheilt wird. Diese graubläuliche Farbe hat zur Folge, daß die Farben sich nicht in ihrem reinen Verhältniß darauf ausnehmen können, wogegen auf der reinen Weiße die Farben, wie man sagt, vortrefflich stehen. Ich bemerkte, als ich im Jahre 1805 Director der Königlichen Porcellanfabrik zu Bruckberg bei Ansbach wurde, diesen Fehler an dem dortigen Geschirre in so hohem Grade, daß ich es sogleich zu einer Hauptangelegenheit machte, die Weiße des Porcellans wieder herzustellen, wobei alle Verhältnisse der Fabrication durchgegangen und verbessert werden mußten, mithin der ganze Troß schlechter Officianten und Arbeiter sich widersetzte, so daß ich erst nach einer radicalen Reform der ganzen Fabrik dahin gelangte, ein reines, weißes, fein zu arbeitendes, wohl durchgebranntes und geschmolzenes, wohlklingendes Geschirr herzustellen." Den kräftig vorschreitenden Mann ließ es nicht ruhen, bis er jedem sich ihm darstellenden Uebelstande gründlich abgeholfen hatte, wobei er freilich oft gar zu einseitig und enthusiastisch leidenschaftlich verfuhr.

Von einem ihn zu Anfange des Jahres befallenden Fieber bald glücklich hergestellt, fühlte er sich fortwährend in der sehnsüchtigen Hoffnung unzertrennlicher Verbindung mit der Geliebten innigst beseligt, doch konnte er sich dabei die Schwierigkeiten nicht verhehlen, welche sich noch immer derselben entgegenstellten. „Wenn ich ernsthaft an unsere nächste Lage denke", schreibt er am 21. Juni seiner einzig geliebten Hanne, „so sehe ich mit Gewißheit vielen Kampf mit äußeren Verhältnissen, Entbehrungen, Einschränkungen, kurz Stoff zu unendlichen Klagen und Mißvergnügen für einen gewöhnlichen Menschen voraus. Ich wünsche und hoffe in aller Zuversicht, daß unsere Verbindung in künftigem Jahre geschehen wird; allein ich sehe eben so gewiß voraus, daß mein Vater alsdann alles aufbieten wird, um es zu verhindern, nicht um uns überhaupt zu trennen — denn dies hofft er wohl nicht mehr —,

sondern mich noch um einige Jahre älter werden und uns ein besseres Einkommen abwarten zu lassen. Er wird es für unmöglich halten, daß wir in der Art, wie ich dir es schon unlängst schrieb, subsistiren können; er wird mich völlig in mein Unglück rennen sehen, wenn ich seines Widerspruches ungeachtet dich zu mir holen werde, und ich fürchte, daß ich ihm sehr, sehr wehe thun werde, wie er mir. Daß wir ein sehr eingeschränktes und von aller, selbst der geringsten Prätension entferntes Leben führen werden, ist gewiß; beträfe uns irgend ein Unfall, was sich nie voraus bedenken läßt, so würde es uns hart gehen. Alles dies überlegt mein Vater, und da er von dem Muth und der Ergebung eines wahrhaft religiösen Gemüthes keinen lebhaften Begriff hat, zittert er für unsere Lage und widersetzt sich unserem Lebensplane."

In den Musenkünsten fand Schultz noch immer seine heiterste Lust und reinste Befriedigung. Er selbst setzte mehrere Lieder von Goethe, Novalis u. a. in Musik, und übersandte sie nebst einem Liede ohne Text der Geliebten. Auf den Wunsch derselben, ein einfaches leichtes Duett von ihm zu erhalten, versuchte er sich an Goethe's Mailied, das sich von allen Goethe'schen Liedern am einfachsten behandeln lasse. „Willst du mir ein recht leichtes, einfaches Lied, was du gern sängest, schreiben", bemerkt er, „so will ich ernstlich versuchen, es ganz nach deinem Wunsche zu machen. Es ist wirklich schwer, ein recht leichtes Lied zu setzen, für den, der sich gewöhnt hat, die Musik nur in schweren Bässen zu studiren. Die Melodien wollen da nicht so leicht fließen; unwillkürlich wird das einfachste Lied mit Gedanken angefüllt, die gar nicht einmal darin liegen. Dagegen mache ich dem Reichardt wieder den Vorwurf, daß er alles zu einfach und gedankenlos behandelt. Manches Wichtige von Goethe ist durch ihn ganz unrichtig ausgedrückt worden, und wenn es sich nur leicht singen läßt und gut in's Gehör fällt, gefällt es doch allgemein, und die Folge ist, daß das Lied, dessen Gedanken durch die ihm angemessene Musik desto lebhafter ansprechen sollten, durch die Musik nur desto unverständlicher wird, und der innere Sinn desselben dem gefühlvollen Sänger entgeht. Viel Verdienst hat Reichardt durch die richtige Declamation, und dieses erleichtert wiederum das Verständniß des Liedes sehr." Ein andermal äußert Schultz auf Veranlassung von Goethe's Werther: „Wer nicht im Stande ist, Goethe's Kunst in jedem Buche zu bewundern, wie wahrhaft, edel, rein, voll Erkenntniß des höchsten Lebens alles gedacht und geordnet ist, der betrachtet es als ein Unterhaltungsmittel, und findet nur in dem Maße Gefallen daran, als die dargestellten Scenen seinen regellosen Einbildungen entsprechen. Gutes wird dadurch nur selten und gleichsam von ungefähr gestiftet."

Im August reiste Schultz über Hildesheim nach Berlin. Hier gelang es ihm, den Vater, der ihm damals sein mütterliches Vermögen im Betrage von 5200 Thaler übergab, ganz für seine

Braut und die baldige Verbindung zu gewinnen. Im October kehrte er, mit Gedanken an die auf das nächste Jahr festgesetzte Heirat vollauf beschäftigt, nach Ansbach zurück. Durch Hardenberg war ihm ein fester jährlicher Gehalt von 832 Gulden angewiesen, und bei dem bald darauf erfolgenden Abgange des Kriegs- und Domänenrathes Ladenberg hatte er die sicherste Aussicht, in dessen Stelle zu treten, wie ihm denn auch das von diesem verwaltete Militärdepartement neben seinen sonstigen Arbeiten übertragen wurde. Aber die einige Wochen darauf erfolgte Abtretung von Ansbach an Baiern zerstörte diese ersehnte Hoffnung. Ende Februar 1806 rückten die Franzosen in Ansbach ein, wodurch er mit den unangehmsten und ermüdendsten Geschäften überladen ward. „Wollte Gott", schreibt er am 3. März an seinen Vater, „daß nur die Baierischen Commissarien sich endlich sehen ließen! denn bald wird nicht mehr durchzukommen sein." Hardenberg hatte unterdessen am 22. Februar seine Versetzung nach Baireuth beschlossen; da er aber dort nicht auf baldige Beförderung rechnen durfte, so bat er um die Erlaubniß, nach Berlin zurückzukehren, „um so mehr, als er sich selbst physisch außer Stande befinde, die mit unnennbaren Aufopferungen eigenen Interesses verknüpften außerordentlichen Anstrengungen im Dienst seit der Französischen Occupation länger zu ertragen". Hardenberg ging auf diese Bitte bereitwillig ein, doch konnte er, durch mancherlei Hindernisse zurückgehalten, erst am 20. April Ansbach verlassen, wo ihn die erschütternde Nachricht von der lebensgefährlichen Krankheit seines Vaters ereilt hatte. Drei Tage nach seiner Ankunft in Berlin, am 26. April, traf der gefürchtete Schlag den treuliebenden Sohn. Schon am 5. Mai wandte sich Schultz seiner weiteren amtlichen Verwendung wegen an Hardenberg. „Ew. Hochfreiherrlichen Excellenz ist gnädigst bekannt", schreibt er an diesen, „welchen unersetzlichen, ewig schmerzhaften Verlust ich seit Kurzem durch den Tod meines Vaters erlitten; mit ihm sank meine einzige zuverlässige Stütze in's Grab. Ohne alle Hülfe eigenen Vermögens, bin ich nunmehr in der äußersten Nothwendigkeit, mir in Königlichem Dienste meinen vollen Unterhalt zu erwerben, oder solchen, unter Aufopferung der rechtlichen Ansprüche einer fünfjährigen treuen und kostbaren Dienstzeit, eiligst zu verlassen, um statt dessen noch bald genug irgend einen bürgerlichen Erwerbszweig zu ergreifen. Dennoch kann ich die heilige Ueberzeugung, daß Treue und Arbeit sich gewiß ihren Lohn selbst bereiten, niemals aufgeben; in jetzigem Augenblick beruht die Erfüllung derselben lediglich in Ew. Excellenz Hohen Händen." Vorab wünschte er, unter Beibehaltung seines Gehaltes, zu Berlin in verschiedenen Departements arbeiten zu dürfen, bis er zu einer anderen Stelle mit zureichendem Gehalt befördert werden könne. Während er in Berlin seines weiteren Schicksals wartete, lebte er mit Nedtel, dem Bräutigam der Schwester seiner Geliebten, in innigst freundlichem Verhältniß; dieser führte ihn auch bei einer

sehr gebildeten und der Musik eifrig ergebenen Jüdischen Familie ein. Die Singacademie besuchte er fleißig, und schloß sich immer enger an Zelter an, welchem eben der Verlust seiner Gattin eine der tiefsten Wunden geschlagen hatte. Die Vorbereitung zur baldigen Verheiratung wurden indessen getroffen; aus der Hinterlassenschaft seines Vaters brachte er viele gute Sachen zu billigen Preisen an sich, und miethete sich ein Haus in der Wilhelmstraße auf den 1. October. Am 10. Juli ernannte ihn der König zum Kriegs- und Domänenrath und vorläufigem Mitarbeiter des Südpreußischen Departements mit seinem bisherigen Gehalte und 365 Thaler Diäten. Sein Schwiegervater Püttmann zu Hildesheim war während dieser Zeit gefährlich erkrankt. Redtel, der dort anwesend, nahm sich der Kinder, welche am 13. Juli des besten Vaters beraubt wurden, mit hingebendster Aufopferung an. Durch diesen von der Trauerkunde in Kenntniß gesetzt, erklärte er sich gleich bereit, wo nicht alle, doch die meisten Kinder nach Verlauf von vier bis fünf Wochen zu sich zu nehmen, wozu er seine Wohnung gleich einrichten ließ. Der Geliebten aber schreibt er: „Gehe hinaus, meine Hanne, benutze den ersten sonnigen Augenblick, um auf den Berg zu gehen, Gottes Stärkung zu empfangen. Das zweitemal gehe hinaus und nimm deine Geschwister alle mit und Redtel. Das drittemal bin ich mitten unter euch. Wir sind von Gott eines großen Lebens gewürdigt worden. Laß uns dieses voll erkennen, und ihm Danklieder singen! Die Väter verließen uns, aber der Vater lebt ewig und verläßt uns nun gewiß nie! Erhalte die Blüthe deiner Jugend und deiner Geschwister so sorgsam, als das Theuerste, was uns zu Theil ward! Laß sie nicht weinen! wahrlich Thränen der Betrübniß sind unserer unwürdig! Dein Vater ist glücklich; wir sind es noch mehr: er starb, wir leben dem ewigen Willen gemäß. Was ist Betrübniß? kannst du sagen? Ich komme mit hoher Freude zu dir; war es jemals der Fall, so ist es jetzt zum Höchsten. Deinen Geschwistern allen gib für mich einen heiligen Kuß!" So hoch erhoben fühlte sich Schultz im Hinblick auf die sein Leben glücklich begründende, Jahre lang ersehnte Verbindung.

Sehnsuchtsvoll eilte er der Geliebten entgegen, deren Thränen um den hingeschiedenen Vater er mit sehnender Liebe ihr von Aug' und Wange küßte; die Verwaiste war nun doppelt und dreifach sein. Am 4. August ward die Hochzeit gefeiert; sechs Tage später verließ er Hildesheim mit seiner jungen Gattin und zwei Schwestern derselben, Helene und Sophie; am 15. kam er in Berlin an, wo er gleich darauf die Bekanntschaft von Christian Friedrich Schlosser machte, dem Bruder seines Universitätsfreundes Friedrich Heinrich. Den 27. October zog der Französische Kaiser siegreich in Preußen's Hauptstadt ein; in jähem Falle war ein großes, starkes Königreich hingestürzt. Im bittersten Schmerze über des Vaterlandes Noth suchte Schultz in wissenschaftlichen Studien eine heitere

Zufluchtsstätte. Plato und Fichte wurden eifrig gelesen, bei Klaproth Chemie getrieben, wobei ihn besonders die Bereitung des Flintglases beschäftigte. Auch erfreute er sich des Umganges des naturkundigen Willudovius von Königsberg und seines von Hildesheim zurückkehrenden treuen Redtel. Des letzteren Braut Helene reiste im folgenden März (1807) von Berlin zu Reichardt, der Halle verlassen und sich nach Preußen begeben hatte. Im Mai kamen zwei andere Schwestern seiner Frau nach Berlin, wo Schultz sich ihrer, wie der ganzen Familie, väterlich annahm. Der letzte Juli beschenkte ihn mit seinem Erstgeborenen, der in der von Schleiermacher vollzogenen Taufe den Namen Bernhard erhielt. In dem Reimer-Schleiermacher'schen Kreise gehörte Schultz mit seiner jungen, schönen Frau zu einer der erfrischendsten Erscheinungen, wenn auch seine leidenschaftliche Schroffheit manchmal verletzend wirkte. Hier war es auch, wo er mit Varnhagen von Ense zusammentraf, der ihn aus längerem, durch keinen Zwist getrübtem Umgange als einen schönen Mann schildert, von einnehmender Grazie, edel in seinen Triebfedern wie in seinen Gedanken, der sich von selbst in die Reihe der sittlich und geistig Besten stellte. „Ruhig rang er während der Unglücksjahre gegen die Drangsale des Vaterlandes", fährt er fort; „er war einer der entschiedensten und heftigsten Franzosenfeinde, hatte jedoch den guten Sinn, beim bitteren Declamiren sich nicht lange aufzuhalten, sondern wandte seinen Geist wie seine Thätigkeit, wo für seine Zwecke nichts unmittelbar zu leisten war, alsbald auf höhere Gegenstände der Wissenschaft und Kunst, und schloß die mannigfachsten Wege in diesen Gebieten für seinen Forschungstrieb auf." Mit Schleiermacher, der ihn in die Griechische Philosophie einweihte, machte er im August eine Fußreise nach Freienwalde. Zu derselben Zeit beschäftigte er sich mit dem Studium von Adam Smith, suchte sich mit der doppelten Buchhaltung vertraut zu machen, und stellte mit seinem Freunde, dem Geheimen Postrath Pistor Versuche an zur Herstellung eines besseren und billigeren Flintglases. So fühlte sein reger Geist sich nach den verschiedensten Richtungen menschlichen Wissens und Schaffens lebhaft hingezogen. Im September finden wir ihn auf Geschäftsreisen in Neustrelitz, Bötzow, Neubrandenburg und an anderen Orten; zu Rheinsberg und Zechlin besichtigte er die Glashütten und sonstige Fabrikanlagen. Die Glashütten waren für ihn besonders wichtig, da er sich seit längerer Zeit mit dem Gedanken einer Anlage zur Verfertigung des Flintglases trug, wozu er manche Versuche angestellt hatte. Nach der Rückkehr verband er sich mit seinem Freunde Pistor und dem Mechanicus Mendelssohn, die, gestützt auf die neueren Entdeckungen der Optik, das zur Zusammensetzung astronomischer Objective erforderliche Verhältniß der Glascomposition vollständig entdeckt hatten, zum gemeinsamen Betriebe einer größeren Fabrikanlage. Bei den zu diesem Zwecke angestellten Schmelzungs- und Auflösungsversuchen drängten sich die Farben bedeu-

tungsvoll entgegen; Pistor nahm hiebei auch auf Goethe's vor vielen Jahren erschienene **Beiträge zur Optik** einige Rücksicht, aber da der davon gemachte Gebrauch zu eingeschränkt war, so fand sich Schultz nicht veranlaßt, näher darauf einzugehen. „So blieb ich auf meinem alten Wege der Naturanschauung in dunklem Bewußtsein", bemerkt Schultz selbst, „ja ich kann sagen, daß mit gleicher Hingebung, wie ich das Glück des Lebens nie vom Bestreben und Erringen, sondern stets von der Gunst und der belebenden Herrlichkeit des höchsten Wesens hoffte, so auch mein Glaube, zur Einheit in der Naturkenntniß zu gelangen, an jenes höchste Wesen geknüpft war, und unerschütterlich fest stand, wenn auch in Jahren der Vorschritt unmerklich, oft mehr als Rückschritt vom Ziele erschien."

Am 24. März 1808 wandten sich die drei Verbündeten an den Minister Stein mit der Bitte um Ertheilung eines Patentes auf sechs Jahre für die ausschließliche Verfertigung des Flintglases und jedes 3,000 und darüber specifisch schweren Glases zum optischen Gebrauche und zu allen Arten von Geschirren, wogegen sie sich bereit erklärten, ihr Geheimniß bei dem Königlichen Fabrikdepartement niederzulegen und sich nach Ablauf der sechs Jahre die Veröffentlichung desselben gefallen zu lassen. Bei den geringen ihnen zu Gebote stehenden Mitteln wünschten sie, daß ihnen das Königliche Schloß zu Wusterhausen auf Erbpacht, Erbzins oder in einer sonstigen ihr Interesse sichernden Weise auf zwölf Jahre übergeben werde, und ihnen die Auswahl des Torfes auf den nahen Königlichen Gruben überlassen bleibe. Hiebei mußten sie besonders auf eine wohlfeilere Gewinnung der zur Glasfabrication bedeutendsten Stoffe, des Mennigs und des Salpeters, bedacht sein, und nahmen auch hierfür die Unterstützung von Seiten der Behörden in Anspruch. Im April zog Schultz mit den Seinigen, zu denen auch drei seiner Schwägerinnen gehörten, zu seinem Freunde Fr. von Raumer in Wusterhausen. Die beabsichtigte Glasfabrication fand aber unter den damaligen Zeitverhältnissen keinen Fortgang. Im Juni reiste Schultz nach Neuruppin, wo er sich mit Geschäften überladen fand. Auf kurze Zeit kehrt er im August nach Berlin zurück, wo er bei seinem Schwager Redtel einspricht, begibt sich darauf nach Havelberg, um die Geschäfte der dortigen Speciallagercommission zu übernehmen. Im November nimmt er die Seinigen mit sich nach Neuruppin, doch besucht er im folgenden Monate wieder Berlin, das die Franzosen vor wenigen Tagen geräumt hatten. Zu Anfange des folgenden Jahres, am 11. Januar, erfreute ihn die Geburt seiner ersten Tochter, welcher er den Namen der heiligen Cäcilia, der Schutzpatronin der Musik, beilegte.

Am innigsten war Schultz damals mit Redtel, Reimer, Fr. von Raumer, Schleiermacher und Solger befreundet. „Ihre Einladung nach Ruppin weise ich nicht ab", schreibt ihm Solger am 19. Februar 1809. „Bleiben Sie wohl noch bis in's Frühjahr

da, dann reise ich gewiß nach Schwedt, und könnte vielleicht beides vereinigen. Sehen Sie doch nur nicht so hochmüthig auf uns arme Berliner herab! Die kleinen Coquetten sollte ich Ihnen noch segnen. — Ich kann nicht läugnen, daß ich gern mit den kleinen Wesen zu thun habe; es gehört zu meiner Behaglichkeit, daß mir die Welt circum praecordia ludit (um's Herz spielt, Pers. I, 117). Wenn ich aber meinen Glanz in den Theetischen finden und daselbst auf dem Paradepferde vorreiten werde, dann greifen Sie an! Noch ist es, Gott Lob! nicht Zeit. Die Gleichförmigkeit in Berlin gebe ich Ihnen zu; aber Sie glauben nicht, wie bunt es in meiner Stube zugeht. Ein studirendes Wesen bin ich einmal, und kann also ohne eine Menge Bücher nicht bestehen. Sie glauben nicht, wie viel klein gedruckte Folioseiten von Griechischen Scholien zum Aristophanes und Pindar ich diesen Winter schon durchgearbeitet habe, und dabei, Freund, die Fragmente der alten Jonier und Eleaten, und eine Menge mythologisches Zeug. Solche Arbeiten, die immer massenweise hinter einander folgen müssen, verlangen Stadtleben. Endlich wer eine Frau hat (und welche Frau!), der mag ohne engeren Freundescirkel leben können. Ich kann es nicht, und es wird mir hart vorkommen, den Kreis von Krause, Hagen, Keßler u. s. w. zu verlassen. Diese sind von den Treuen und mir lange erprobt." In der Verwerfung von Fichte's Wissenschaftslehre stimmt er mit Schultz überein, weil es keine Form ohne Materie oder ohne inneren Kern gebe. Zugleich vertraut er ihm, daß er im nächsten Sommer ein philosophisches Gespräch schreiben werde, welches so zu sagen einen besonderen Gegenstand behandeln, aber gerade einen der Hauptpuncte betreffen werde. Seine Frage über den Römischen Census kann Solger zunächst nur durch einige Nachweisungen beantworten.

Schultz erwiedert gleich darauf: „Unsere Briefe werden zum Gespräch, wenn Sie so fortfahren, mich aus mir selbst herauszulocken. Wen das Getöse der Welt stumm macht, kann bei Freundesreden nicht schweigen. Und von dem Wichtigsten zuerst. Sie geben die Wissenschaftslehre Preis, „weil es keine Form ohne Materie gibt oder ohne inneren Kern". Sagen Sie, ich bitte, „weil die Scheidung von Materie und Form in der Potenz der Wissenschaftslehre ein Unsinn ist"! Und dieses Wort verpflichtet mich, weiter zu gehen. Vom niedrigsten bis zum höchsten endlichen Verhältniß des Erkennens gibt es nirgends eine in sich geschlossene Form, nirgends eine Gränze, einen Maßstab, nichts Absolutes, als eben jenes letzte endliche Verhältniß, die Idee Gottes. Sonach gibt es in der Mitte des Lebens keinen Beweis als durch sie: die Behauptung eines Beweises außer ihr ist eine fast unbegreifliche Täuschung, die sich durch sich selbst vernichtet, wenn sie dialectisch geprüft wird. Die Idee Gottes, als das Verhältniß des Mittelpuncts zur unendlichen Sphäre, findet sich sonach nothwendig in allem Leben, und in sofern sie die Kraft alles Lebens ist, ist ihr

Gesetz (Grundsatz) zugleich das Gesetz alles Lebens, alles Bildens. Dieses Gesetz ist das der Centricität. So wie durch dieses Gesetz die Idee Gottes ist, so ist durch sie die Erscheinung des ersten aller Gegensätze, der Individualisirung gegen die Universalirung, gegeben, oder eigentlicher es erscheint die Möglichkeit und Nothwendigkeit der Individuen in einem Universo. Und somit haben wir einen Realismus, im Gegensatz des Idealismus, oder das Reale in der Idee. Und alles dieses erscheint in der unendlichen Erweiterung der Sphäre der Idee in unendlich vielfach potenziirtem Verhältniß wieder, wovon Form und Materie, Object und Subject zu den allgemeineren gehören. Wovon man aber reden mag, alles fällt in die Sphäre der Idee und unter ihr Gesetz, und nur von ihr geht Sicherheit (Beweiskraft) aus; sie aber ist unmittelbar oder absolut oder an sich nothwendig. Das System dieser großen durchwaltenden Bildung weiß ich, obwohl uneigentlich, nicht anders zu benennen, als der Formalismus der Welt. Die Mathematik gibt von diesem System die deutlichste Urkunde. Alle Welt fühlt ihre Gewalt, jeder schreit sie darum an und weist mit Fingern auf sie hin; aber noch habe ich keine Meinung von der Mathematik gehört, die das trifft, was ich von ihr in Bezug auf den Formalismus sagen muß. Es sei nun, daß ich ganz im Irrthum bin oder nicht, so wünsche ich wenigstens von Ihnen, lieber Solger, verstanden zu werden, und ob Sie mich verstanden haben, werde ich erkennen, wenn Sie mir es sagen, was ich von der Mathematik meinen muß. Sodann werden Sie mir vielleicht eine von den vielen menschlichen Künsten nennen können, durch welche der Formalismus überaus deutlich, und vielleicht einzig vollkommen, dargestellt wird. Es ist fast wunderbar, wie es der Göttlichkeit gefallen hat, sie durch sie dem gemeinsten Leben zu offenbaren. Die Kraft der Gleichnisse, der Sprüchwörter, Fabeln, Allegorien, die Kraft der Musik und aller schönen Künste, endlich jenes magische Zauberspiel der Gedanken und Empfindungen — von der Liebe, kurz von allem, was ist und scheint, läßt sich nur von der Idee des Formalismus aus mit durchgreifendem Verstande reden, und wer mit Verstand spricht, ist in sofern in dieser Idee. Dieses mit Verstand oder in der Idee des Formalismus sprechen ist aber die Dialectik, und es sei die dritte und letzte Aufgabe, an der ich unser gemeinsames Verständniß zu prüfen wünsche, wie Sie es verstehen, daß ich die Dialectik mit dem Formalismus in eine für den Menschen nothwendige, unmittelbare Beziehung setze, die Dialectik für die schönste aller Künste anerkenne, und ihr den ganzen Preis philosophischer Erkenntniß zuertheile. Ich setze hinzu, daß, so viel ich die Geschichte kenne, die Dialectik einzig durch Plato erschienen ist, und noch bis jetzt (und vielleicht für immer!) für eine verlorene Kunst anzusehen ist (unbewußt ist die Dialectik in uns allen, nämlich durch den Formalismus), und daß, nächst Christus' Lehre und Leiden, für die Men-

schen nichts Größeres erschienen ist, als Plato's Lehre oder Socrates' Leben. Vielleicht erkennt man die Größe der Dialectik oder des Platonismus historisch besser durch die entgegengesetzte Größe der Dogmatik oder des Aristotelismus, daß ich es, um kurz zu sein, so nennen darf. Welch ein Kampf geheimer Kräfte! Schleiermacher's Arbeit am Plato kann ich fast nur mit der Arbeit der Abwickelungsmaschine gleichstellen, welche die verbrannten Handschriften von Herculanum wieder in's Leben bringt; als solche Maschine ehre ich ihn sehr, als Philosoph nicht." Solger's Antwort auf diese für seinen philosophischen Glauben höchst bezeichnende Auslassung liegt nicht vor.

Unterdessen hatte Schultz es nicht an den dringendsten Bewerbungen um eine erwünschtere Stellung fehlen lassen, wozu er besonders durch Altenstein's Vermittelung zu gelangen suchte, der ihm seine Gewogenheit unverändert erhalten hatte. Dieser hatte ihm bereits am 28. Januar 1808 geschrieben, er sei der Erfüllung seiner Wünsche für ihn immer nahe gewesen, und nie habe er sein Ziel erreichen können; jetzt aber fühle er sich durch die Abreise des Minister von Stein dringend aufgefordert, nicht länger mit der Antwort zu säumen. „Oft habe ich über Sie und Ihr künftiges Schicksal mit dem Minister von Stein, einem herrlichen Manne von Kopf und Herzen, gesprochen", äußert er. „Darauf gründeten sich obige Hoffnungen. Er wünscht, Sie persönlich kennen zu lernen, und schätzt Sie, ohne Sie zu kennen. Lassen Sie ihn ungefähr acht Tage ruhig in Berlin, und dann machen Sie ihm die Visite. Empfehlen Sie sich ihm und beziehen Sie sich darauf, daß ich Ihnen gesagt habe, er werde Ihrer gedenken." Indessen verwirklichte sich die Hoffnung der in Aussicht stehenden Beförderung nicht. Preußen's Unglück erzwang die Entfernung des größten und edelsten Mannes aus dem Staatsdienste. Nach Stein's, auch von Schultz schmerzlich bedauertem, Abgange übernahm Altenstein das Finanzministerium, wozu Schultz ihm am 15. December 1808 aus vollster Seele Glück wünscht. „Möge denn", so redet er ihn an, „Ihr rastloses Bemühen nach Wahrheit, die seltene Reinheit, Festigkeit und Umsicht im Entwurf so wie im Handeln, welche in den Jahren, wo ich unter Ew. Excellenz näherer Leitung stand, der Stolz und das Glück meines Dienstes waren, möge endlich die erste, doch seltenste Eigenschaft eines Staatsmannes, Ihre unwandelbare Treue gegen das Rechte und Gute, Sie auf der betretenen großen Bahn unterstützen und erhalten, möge, daß ich es nenne, Gott selbst, den Sie erkennen, Ew. Excellenz mit neuen Kräften segnen, um das gefährlich schwierige Unternehmen der Wiederherstellung des gesunkenen Zustandes des Vaterlandes mit Erfolg durchzuführen und die Bürger von der Verzweiflung am Heile des Staates zurückzubringen. Indem ich dieses schreibe, wirft die Anerkennung meines zu großen Abstandes von Ew. Excellenz mich schmerzlich auf mich selbst zurück, und ich verstumme;

ja, ich muß mich schuldig fühlen, das Recht verloren zu haben, mich Ihnen persönlich zu nähern, und, mit Bekämpfung, thue ich Verzicht darauf. Ew. Excellenz gehören nunmehr einer höheren Sphäre, Ihr Antheil ist das Ganze; Individuen haben auf Ihre Aufmerksamkeit nur in sofern Anspruch, als sie für die hohen Staatszwecke, welche Ew. Excellenz im Auge haben, von Bedeutung sind. Hat mich also das wechselvolle Schicksal des Vorzugs beraubt, Ihnen nahe zu bleiben, mich mit Selbstbewußtsein Ihrer würdig zu machen, so werde ich doch in der Erinnerung vergangener schöner Zeiten des Glücks genießen, Ew. Excellenz in Ihren Schritten dieser hohen Bahn sicherer als tausend andere zu folgen und zu ergründen. Freude und Bewunderung wird mir vor allen zu Theil werden, wenn das Volk in Ihnen den Erhalter, den Erretter erkennt." Altenstein konnte, durch vielfache Geschäfte und den Wunsch, eigenhändig zu antworten, gehindert, erst am 24. Februar des folgenden Jahres für diesen Glückwunsch danken. Auch in der Entfernung, äußert er, habe er nie aufgehört, seinen Schicksalen die lebhafteste Theilnahme zu widmen, und sich jedesmal gefreut, wenn er darüber etwas Gutes zu erfahren Gelegenheit gehabt. Bei seinen ihm bekannten vorzüglichen Eigenschaften und seinem regen Eifer für alles Gute habe er schon längst beabsichtigt, äußert er, seine Kräfte für den Staat auf eine angemessene Weise in Anspruch zu nehmen, auch bereits einige Einleitungen dazu getroffen. Näheres hoffe er ihm bei seiner Rückkunft nach Berlin eröffnen zu können. Diesem dictirten Briefe fügte er eine eigenhändige längere Nachschrift hinzu, worin es unter anderem heißt: „Herzlich freue ich mich, Sie zu sehen. Ich gehe einen schweren Gang. Im Vertrauen auf die gute Sache, und ein Ziel im Auge, das Ihnen größtentheils auch klar vorschwebt, gehe ich solchen unverdrossen und muthig, und lasse den Gedanken nicht aufkommen, daß die Kräfte nicht zureichen dürften. Die Sache macht sich selbst, ist sie nur auf einen Punct erst gebracht. Diesen zu erreichen strebe ich — diesen zu erreichen, muß ich die schwere Last unterfassen und in sehr niederen Regionen meine volle Kraft anwenden. Bald hoffe ich mich etwas höher aufschwingen zu können, und auf hohem Grund soll, hoffe ich, das Gebäude stehen. Mehr mündlich — mehr über die Mitwirkung, zu der ich Sie, geht es meinem Wunsch gemäß, in meiner Nähe auffordern werde."

Am 25. März schreibt Schleiermacher in Erwiederung eines freundschaftlichen Grußes von Schultz in einem Briefe an Reimer: „Möchten Ihre Geschäfte oder Neigung Sie bald nach Berlin führen, bald, ehe ich reise, damit wir uns noch einmal aussprechen. — Ihren Brief an Stein habe ich noch an demselben Tage abgegeben. Ich weiß nicht, ob die bald darauf erfolgte Catastrophe ihm erlaubt hat, Ihnen noch zu antworten. Damals nahm ich Gelegenheit, seine Ansicht von Ihnen, die mir zu einseitig schien,

zu berichtigen; hernach ist unser Gespräch nicht wieder auf Sie gekommen. — Ueber die allgemeine Angelegenheit ekelt mir zu schreiben; das muß gesprochen sein. Lassen Sie mich Ihnen nur meine Freude bezeugen, zuerst über Ihre vermehrte Vaterschaft, und dann darüber, daß ich hoffe, Sie bald in einer Stelle zu sehen, wo Sie Ihre Kräfte wieder für die gemeine Sache brauchen können, und die, wenn sie auch nicht ganz die rechte ist, Sie doch weiter führt. Nicht als ob ich etwas Bestimmtes wüßte, aber es kann ja gar nicht fehlen. — Werden Sie nur nicht irgendwo ein Director einer Churmärkischen Regierung — wiewohl ich das sonst wohl wünschte; denn gerade an solchen wird große Noth sein —, damit Sie nicht nach Potsdam kommen!"

Im März finden wir Schultz in Bötzow, Lenzen und Eldenburg; am letzteren Orte besieht er mit dem Landrath von Itzenplitz alle Vorwerke. Im Mai erhielt er seine Anstellung als Regierungsrath in Potsdam, zugleich mit der dringenden Einladung Altenstein's, gleich nach seiner Einführung zu ihm nach Königsberg zu kommen. „Ich habe Sie nicht vergessen", schreibt Altenstein am 9. Mai, „und freue mich innigst, Sie bald bei mir zu sehen. Vereint wollen wir ein schönes, wenn auch schwer zu erreichendes, Ziel verfolgen. Eilen Sie, sobald möglich, zu mir zu kommen!" Doch erst im Juni verläßt Schultz mit den Seinigen Neuruppin, um sich zunächst nach Berlin zu begeben, wo er bei seinem Schwager Redtel wohnt. Von hier geht er nach Potsdam, läßt sich daselbst als Regierungsrath einführen, und eilt dann sofort nach Königsberg. Auf dieser Reise sah er zu Marienburg den Schauplatz seiner Jugend und die verehrte Großmutter mit ihren Kindern zu seiner Freude glücklich wieder. Von Königsberg aus, wo er in der Nacht vom 22. auf den 23. Juni anlangte, berichtete er fünf Tage später seiner in Berlin zurückgelassenen Gattin: „Der Minister (Altenstein) hat mich, wie ich erwarten konnte, sehr freundlich aufgenommen, aber über meine Rückkehr nach Potsdam oder mein Hierbleiben bin ich mit ihm noch nicht einig. Er will mir durchaus keinen Zwang anthun, und überläßt mich meinem freien Entschluß; doch will er, daß ich erst die hiesigen Arbeiten kennen lerne, um mich zu entscheiden. Indessen habe ich aus seinen Reden und aus den Unterhaltungen mit allen den Herren Geh. Staatsräthen deutlich ersehen, daß die Geschäfte hier ganz in der Lage sind, in der ich sie vermuthet, und in der ich daran Antheil zu nehmen außer Stande bin. Der Minister hat zwar die Absicht, mich ganz allein bei seiner Person mit den wichtigsten Arbeiten, in welchen es ihm auf treuen Rath und gleiche Gesinnung, die er bei mir zu finden glaubt, vorzüglich ankommt, zu beschäftigen, und dies könnte, wenn die Sache gut geht, allerdings für mich von hohem Werthe sein. Da aber das Ganze von der Wendung abhängt, welche der Krieg der Franzosen gegen Oestreich jetzt nimmt, wie man es sich jetzt hier unverhohlen sagt, so riskire ich, im Fall ich mich

hier anschließe, mit dem hiesigen Ministerio zugleich den Untergang. — In den nächsten vierzehn Tagen muß unfehlbar ein Schlag geschehen, der wenigstens eine Ueberzeugung gibt, was zu hoffen oder zu fürchten ist, und darnach nehme ich sogleich meinen Entschluß definitiv; geht die Sache für Oestreich gut, so kehrt sogleich der Hof und das Ministerium nach Berlin zurück. Alles ist hier in der größten Hoffnung deshalb. Für mich würde dieses das glücklichste Ereigniß sein, weil ich dann, ohne meine Verbindung mit Altenstein abzureißen, wieder zu dir zurückkommen könnte. Geht es schlecht für Oestreich ab, so ist hier alles verloren, und ich gehe, sobald dieses zu fürchten ist, sogleich nach Potsdam zurück." Er bittet die Gattin, sie möge indessen, sobald als möglich, eine Wohnung in Potsdam miethen, wobei er in keinem Falle zu Schaden kommen werde. Eine Woche später meldet er derselben: „Noch entwickelt sich unsere hiesige Lage nicht; noch ist alles trübe und ungewiß. Man fürchtet, man hofft; aber die Furcht ist größer, als die Hoffnung, und so sieht jeder mit Bangigkeit der nächsten Zukunft entgegen. Nur ich habe nichts zu fürchten; ist einmal der Schlag geschehen, so weiß ich, wie es uns geht, und es kann uns nichts Schlimmeres begegnen, als, was wir jetzt ertragen, die Trennung. Daher sei gutes Muths mit mir! Wir gehen dem Besseren sicher entgegen, während alle andere zagen. Vollende nur, so viel du kannst, unsere Einrichtung in Potsdam, damit wir, sobald wir wieder beisammen sind, ein ruhiges Leben führen können. — Man lebt hier sehr einzeln und unbequem; Quartiere sind äußerst selten und theuer. — Es fehlt hier an der Artigkeit und Bildung, die man in Berlin gewohnt ist. Alles wird nach Geld und Rang abgeschätzt. — Das Vertrauen des Ministers und seine redlichen Absichten, die wahre Hochachtung, die ich für ihn habe, und meine zunehmende Kenntniß und Einsicht von den höheren Staatsverhältnissen machen mir unter solchen Umständen den hiesigen Aufenthalt allein interessant." Die von der Gattin mitgetheilte Nachricht, daß sie zu Potsdam im Schadow'schen Hause auf der Brandenburger Straße eine Wohnung gemiethet habe, deren Zeichnung sie beilegt, erfreute ihn sehr, noch mehr die bald darauf erfolgte Mittheilung von ihrer bereits erfolgten Uebersiedelung. Aber seine eigene bald gehoffte Rückkehr verzögerte sich immer mehr. In geselliger Beziehung fühlte sich Schultz zu Königsberg sehr unbehaglich; am meisten heimisch fand er sich bei dem Commercienrath Schwinck, bei dessen Schwager, dem Geh. Finanzrath Stägemann, bei dem Präsidenten Wismann und bei der Familie Willudovius. Im Hause des letzteren traf er auch Zelter an, der sich, wie er schreibt, in Königsberg herumtreibe, ohne daß man recht wisse, was er wolle. Wilhelm Dorow, der unseren Schultz sehr viel im gastfreien Hause seines Vaters, eines Schwagers von Reichardt, sah, bezeichnet ihn als einen geistreichen Mann, von einer ausdrucksvollen, vielversprechenden Phy-

siognomie, mit welchem, da er in dem inneren Geschäftskreise sehr gut unterrichtet gewesen, die inneren Staatsangelegenheiten lebhaft besprochen worden; enthusiastisch habe er sich für das Gesetz vom 26. December erklärt, und in der durch dasselbe bestimmten Theilnahme von ständischen Repräsentanten an den Geschäften der Königlichen Regierung einen Fortschritt nach Stein's Grundsätzen erkannt. Allein Schultz war keineswegs ein besonderer Freund der neueren Bestrebungen, das Volk zur Mitwirkung bei der Regierung zu berufen, und es hiedurch zu freier Selbstverwaltung heranzubilden. Dies ergibt sich aus einigen uns vorliegenden, durch Altenstein um diese Zeit veranlaßten Erinnerungen von Schultz über seines Freundes von Raumer Beurtheilung des Publicandums vom 16. December 1808 über die veränderte Verfassung der obersten Staatsbehörden in Bezug auf die innere Landes- und Finanzverwaltung (erschienen in den Heidelberger Jahrbüchern, Jurisprudenz und Staatswissenschaft, II, 4, 145 ff.); denn hier wird die beabsichtigte neue Einrichtung ihrem Hauptgrundsatze nach völlig verworfen. In der Einleitung zu jenem Publicandum hieß es, die neue Verfassung bezwecke, der Geschäftsverwaltung die größtmöglichste Einheit, Kraft und Regsamkeit zu geben, sie in einem obersten Punct zusammenzufassen, und die Geisteskräfte der Nation und der Einzelnen auf die einfachste und zweckmäßigste Weise für solche in Anspruch zu nehmen. Die Regierungsverwaltung gehe zu dem Ende von einem dem Oberhaupt des Staates unmittelbar untergeordneten obersten Standpunct aus, von dem nicht allein das Ganze übersehen, sondern zugleich unmittelbar auf die Administration gewirkt werden solle. Eine möglichst kleine Zahl oberster Staatsdiener stehe an der Spitze einfach organisirter, nach Hauptverwaltungszweigen abgegränzter Behörden, die im genauesten Zusammenhang mit dem Regenten die öffentlichen Geschäfte nach dessen unmittelbar ihnen ertheilten Befehlen leiten, und so auf die Administration der untergeordneten, in gleicher Art gebildeten Behörden kräftig einwirken sollen. Die Nation erhalte eine ihrem wahren Besten und dem Zweck angemessene Theilnahme an der öffentlichen Verwaltung, und dem ausgezeichneten Talent in jedem Stand und Verhältniß werde Gelegenheit eröffnet, davon zum allgemeinen Besten Gebrauch zu machen. Schultz bemerkt nun zunächst, das Publicandum und die dadurch angekündigte neue Verfassung sei noch nicht von der in der Beurtheilung und in der Einleitung ihr beigelegten politischen Wichtigkeit. Es sei ja hier für's Erste bloß von der Form eines Theiles der inneren Verwaltung die Rede; selbst bei den mit Recht gerügten Fehlern würde der Staat, wenn nur das Wesen der Administration, das innere Princip, gebessert würde, sich wohl befinden können. Deshalb würde er die ganze Sache ruhiger ansehen und behandeln, als Raumer und das Publicandum selbst, und vielmehr stark betonen,

daß durch eine solche formelle Organisation, wie vortrefflich sie auch wäre, noch immer wenig geschehen sei. Die Beurtheilung hebe nicht genug hervor, daß es mehr die angeborene und angeerbte Tugend der Brandenburgischen Herrscher, als die besondere Kraft der Form der Verwaltung gewesen, welche die im Preußischen Staate früher bestandene Ordnung und Festigkeit bewirkt habe. Es sei ein gefährlicher Irrthum, welcher der neuesten afterphilosophischen Zeit nur zu sehr anklebe, zu glauben, daß durch eine fein erdachte Constitution ein Staat an und für sich zum Heil gelangen könne. „Unser Staat", fährt er fort, „ist durch unsere Häupter gestiegen und gefallen. Sobald der durch jene Könige den Bürgern und Staatsdienern mitgetheilte Geist der Ehre mehr und mehr herabsank, gerieth nach und nach alles in Verfall. So auch die Verwaltungsformen, die früher in der Maße gut waren, als die Diener, welche sie handhabten, bis zuletzt sogar der Begriff von jener alten Tugend erloschen ist. Zum Maßstabe der Verschlechterung unseres Zustandes kann man die immer größer werdende Wirksamkeit der Cabinetsräthe nehmen, die wahrscheinlich auch jetzt wieder Fuß fassen wird, wenn nicht etwa ein Minister den anderen die Autorität zugleich mit dem Zutrauen des Königs über den Kopf wegnimmt." So wenig also war Schultz schon damals den Stein'schen Entwürfen geneigt, daß er nichts vom Volke, alles vom Könige und dem durch ihn den Staatsdienern eingehauchten Geist der Ehre erwartete! Eine solche Ansicht ist offenbar der Tod jeder politischen Freisinnigkeit und die Verneinung jeder wahrhaft organischen, auf Recht und gegenseitige Anerkennung der zu lebendigem Einklang zusammenwirkenden Elemente gegründeten Staatsverwaltung.

In einer fünfzehn Jahre späteren, in sehr gereiztem Zustande geschriebenen Vertheidigungsschrift an den König erzählt Schultz: „Im Jahre 1809, als ich damals von Sr. Excellenz (dem Minister Altenstein) nach Königsberg zum Finanzministerium berufen wurde, unterhielt der Herr Minister sich mehrmals mit mir über sein Verhältniß zum Tugendbunde, wo er sich überzeugt hatte, daß ich demselben nicht beigetreten, sondern in eine gewisse Opposition gegen ihn gerathen sei, weil ich Anträge zu politischem Wirken ohne Königliche Autorisation bestimmt abgelehnt hatte. Der Herr Minister billigte mein Verhalten, fand es jedoch sehr zweckmäßig, daß ich deshalb nicht das gute Vernehmen mit meinen andersgesinnten Freunden und Bekannten aufgebe, und erklärte mir, daß auch er sich von dem Tugendbunde getrennt habe, weil derselbe auf eine zu directe, den Staat in die Gefahr einer gewaltsamen Revolution führende Weise seinen Zweck verfolge, wenn gleich dieser Zweck an sich nicht gemißbilligt werden könne, indem ein jeder mit der Geschichte und dem jetzigen Standpunct der allgemeinen wissenschaftlichen Bildung vertraute Staatsmann darin einverstanden sein müsse, daß eine gewisse Umgestaltung der Staatsverfassung

sich als unumgänglich nothwendig darstelle. Diese Umgestaltung werde aber ohne alle revolutionäre Bewegung von selbst erfolgen müssen, wenn die wissenschaftliche Bildung des Volkes immer mehr befördert, und dadurch oder zugleich ein allmählicher Uebergang der Regierungsformen vermittelt würde, wogegen jede rasche Einwirkung auf solche Veränderung nur gefährlich werden müsse." Schultz wies jede auch noch so beschränkte Mitwirkung des Volkes an der Fortentwickelung des staatlichen Lebens als ungehörig und verderblich zurück, indem er das einzige Heil nicht in der Staatsform, sondern in der Vortrefflichkeit des Königs und der Staatsdiener sah, für den gegentheiligen Fall aber nur demüthige Unterwerfung unter den Willen Gottes zu lehren wußte.

Die ausgezeichnete Geschäftskenntniß, die umsichtige Gewandtheit und rastlose Thätigkeit von Schultz wußte Altenstein auf das Anerkennendste zu würdigen. Als Schultz, der im September Pillau besuchte, ihm im October eine Antwort an das Ministerium des Innern in Betreff der statistischen Bureaus übersandt hatte, schreibt dieser: „Sie glauben nicht, wie wohlthätig es mir ist, Sie als Freund und als Geschäftsmann mit solcher Sicherheit und solch richtigem Tact einen Gegenstand umfassen zu sehen, der nur von einem sehr hohen Standpunct so gefaßt werden konnte." Und ein paar Tage später äußert er: „Mit dem größten Vertrauen gebe ich alles in Ihre Hände, in die Hände des treuen Freundes und Staatsmannes. Es wird mir heilige Pflicht sein, daß der Staat anerkenne, was Sie thun, allein innigst wohlthätig wird es für mich sein, Ihnen als Freund diese Beruhigung zu verdanken, und gehe es, wie das Schicksal es gebietet, so wird Sie, mein Theuerster, dieses mein lebendiges Gefühl entschädigen." Indessen war Schultz durch die Ungewißheit seiner Stellung in peinliche Spannung gesetzt, von der er durch eine baldige Entscheidung glücklich befreit werden sollte. Als Altenstein ihm am 24. November für die Nachweisung sämmtlicher Einnahmen und Ausgaben der Generalkasse für 18⁰⁹/₁₀ dankt, fügt er hinzu: „Treffen Sie ja, mein Theuerster, die erforderlichen Anstalten, um sogleich in Berlin ganz in Ordnung zu sein. Wir wollen uns nicht mehr von einander trennen. Ich werde noch hier Ihre Stellung und Lage in Berlin ganz fest und, wie ich hoffe, so bestimmen, daß Ihnen das Opfer, welches Sie durch Verrückung Ihrer Lage bringen, ersetzt wird." Am 9. December ward Schultz mit bedeutender Erhöhung seines Gehaltes zum Staatsrath ernannt, wie um dieselbe Zeit Niebuhr und Nicolovius. Am 12. verließ er mit Altenstein Königsberg, und kam am 19., vier Tage vor dem Einzuge des Hofes, in Berlin an, wo er zunächst bei seinem Freunde Krause wohnte, bis er am Anfange des folgenden Jahres seine in der Charlottenstraße gelegene Wohnung beziehen konnte.

Noch in Königsberg war Schultz mit Niebuhr und L'Abbaye zum Director der Realisation der Kassenanweisungen ernannt wor-

den, wovon sie am Anfange des folgenden Jahres (1810) ihre Entlassung nahmen. Schultz schreibt am 27. Januar an Niebuhr: „Der Geh. Staatsrath L'Abbaye conformirt sich dem von Ihnen, hochgeehrter Freund, schon genehmigten Vorschlage wegen des bei Sr. Majestät einzureichenden Gesuches um Entledigung von unserem Eide als Realisationsdirectoren, und führt noch den Grund an, den man einfließen lassen könnte, daß wir in Gefahr stehen, von Seiten der vom Feinde occupirten Provinzen, in welchen die Realisation der Thalerscheine in jedem Falle in's Stocken gerathen muß, in Anspruch genommen zu werden, wenn wir nicht unserem Eide gemäß darauf insistiren, daß das Realisations-Geschäft und Vermögen von allen willkürlichen officiellen Bestimmungen fern und intact erhalten werde. Dieser Grund ist allerdings von Wichtigkeit, würde uns aber eigentlich bestimmen müssen, nicht um Entlassung zu bitten, sondern zu protestiren; denn hier liegt klar vor Augen, daß das Publicum gefährdet wird, weil wir die Rücksichten des Staats mit den entgegenstehenden Rücksichten unserer Pflicht als Realisationsdirectoren zu vereinigen suchen, welches doch nach dem Eide nicht sein darf. Wir müssen den Gesichtspunct festhalten, daß unser Eid keineswegs ein Diensteid ist. In jedem Falle werden wir für die Thalerscheine, welche wegen der politischen Ereignisse oder anderer willkürlicher Hindernisse nicht zu Realisation gelangen können, darauf bestehen müssen, solche auch später, als bis zum gesetzten Termin realisiren zu dürfen, welches immer für den Credit dieser Papiere, die der Staat doch als baar Geld betrachtet wissen will, gut wirken, mithin die jetzigen Absichten des Staats selbst unterstützen wird. Da unsere Entbindung durch öffentliche Declaration des Königs und unter Zuziehung des Justizministerii geschehen muß, wie unsere Vereidung, so wäre es gut, das Formular dazu gleich zu entwerfen und mit zu überreichen. Sie haben gütigst den diesfälligen Entwurf übernommen, daher ich dieses alles zu geneigter Berücksichtigung anheim stelle, und nur noch vorschlagen möchte, uns, wenn der Entwurf circulirt hat, bei Herrn Geh. Staatsrath L'Abbaye mündlich über alles, was die Beendigung unseres gemeinschaftlichen Geschäfts betrifft, zu besprechen."

Im April kam der Bruder unseres Schultz, der Bergrath Wilhelm Schultz, nach Berlin, wo er seine Hochzeit mit seiner Schwägerin, Dine Püttmann, feierte, und gleich darauf mit ihr nach Carlshafen abreiste. Von den alten treuen Freunden hatte Solger im vorigen Herbste Berlin verlassen, um an der Universität zu Frankfurt an der Oder als Docent aufzutreten. Als dieser im Mai zum Oberburgemeister von Frankfurt gewählt worden war, suchte Schultz ihm auf das Dringendste die Annahme der Stelle anzurathen, wozu dieser sich aber, da er zu freier wissenschaftlichen Thätigkeit sich getrieben fühlte, nach genauerer Ueberlegung aller Umstände, nicht verstehen konnte. „Raumer hat mir ordentlich ar-

tikelweise seine und Schultzens Meinung geschrieben", bemerkt er seinem Freunde Krause in einem im Juni geschriebenen Briefe. „Theile ihnen diesen Brief mit, worin ich auf diese Artikel antworten werde." Hier heißt es denn unter anderem: „Schultz und Raumer müssen auch bedenken, daß sie mich nicht nach ihrer Fertigkeit und Umsicht in Geschäften bemessen dürfen. Vielleicht kosteten ihnen dieselben Geschäfte halb so viel Zeit, als mir; denn theils habe ich die wenige Uebung, die ich darin hatte, verloren, theils habe ich auch kein besonderes Talent dazu. — In den großen Kreisen, wo Schultz und Raumer wirken, sind die Dinge ganz anders beschaffen." Daß Schultz und Raumer sich bei ihrem Rathe, die Stelle anzunehmen, bloß auf ihre Subjectivität berufen haben, erkennt er freundlichst an, und hofft, sie würden ihn keines Leichtsinns und keiner Verkehrtheit zeihen, da er alles gut überdacht habe. Sehr erfreulich war für Schultz die Berufung seines Freundes Langermann von Baireuth als Staats- und Obermedicinalrath in Berlin, zu welchem sich bald das allerherzlichste Verhältniß bildete. Unterdessen hatten die Minister, und unter ihnen vor allen Altenstein, jeden Einfluß auf den König verloren, der ihnen bereits in Königsberg erklärt hatte, er finde viele Lücken in der Organisation, weil sie nur theilweise zur Ausführung gekommen, vermisse besonders die beabsichtigte Einheit. Diese letztere war auch nicht durch die Cabinetsordre vom 31. März erwirkt worden, welche eine Ministerconferenz für den gemeinschaftlichen Geschäftsbetrieb anbefohlen hatte. Altenstein's milde Natur wollte sich nicht zu einschneidenden kräftigen Maßregeln verstehen, wie sie die Noth der Zeit dringend forderte, so daß er, unvermögend, die an Frankreich zu zahlenden Gelder aufzubringen, das einzige Rettungsmittel in der Abtretung Schlesien's sah. Da Altenstein den vom Oberkammerherrn Fürsten von Wittgenstein entworfenen, ganz unausführbaren Plan heftig zurückgewiesen, hatte der König sich an Hardenberg gewandt, der auf kräftigste und entschiedenste Ausführung der bedeutendsten Umgestaltungen drang, wodurch auch allein den Finanzen aufgeholfen werden könne. Hardenberg's Ernennung zum Staatscanzler betrachtete Schultz als das größte Unglück, da die von diesem mit rücksichtsloser Strenge durchzuführenden Maßregeln den Untergang des Staates vollenden würden. Altenstein, sein Schwager Nagler und Beyme schieden aus dem Ministerium. Die Leitung der Finanzen wurde einer Commission übertragen, an deren Spitze Niebuhr treten sollte, der aber ablehnte, und wenn er auch am Anfange mit Hardenberg in Verbindung blieb, doch bald mit ihm zerfiel, als er über einen von ihm gebilligten Finanzplan mit lebhaftester Darstellung des davon zu fürchtenden Unheils unmittelbar an den König berichtet hatte, worüber ihm die Allerhöchste Mißbilligung zu erkennen gegeben ward.

Je treuer Schultz an Altenstein hing, dessen milder, edler und reiner Sinn ihn ganz hingerissen hatte, um so gereizter war er ge-

gen den Staatscanzler, von dessen Kühnheit er das Schlimmste fürchtete. „Nur mit zwei Worten sage ich Ihnen, mein Theuerster, herzlichst Lebewohl", schreibt ihm Altenstein am 25. Juni, „und danke Ihnen nochmals innigst und herzlichst für alle Ihre mir bewiesene Liebe und treue Freundschaft. Ewig wird mir solches unvergeßlich seyn. Mehr kann ich Ihnen (nicht) sagen; wir verstehen uns. Bald hoffe ich Sie wieder zu sehen; möge es ruhig sein! Möge ich Sie, mein Bester, ganz so beruhigt und glücklich nicht bloß im Inneren — denn das kann Ihnen nicht fehlen —, sondern im äußeren Verhältniß finden, wie es mein Herz wünscht." In dem aufgeregten Zustande, in welchem sich Schultz damals befand, mußte der unerwartete Tod der Königin (am 19. Juli) sein Unglück ahnendes Herz auf das Tiefste erschüttern. Im August meldete ihm Altenstein, daß er sich nun fest entschlossen habe, sich als Landwirth niederzulassen; er wünsche eine Domäne von mittlerem Umfange in Erbzins zu übernehmen, ein Vorwerk von allenfalls 1500 bis 2000 Morgen Acker und Wiesen, nicht zu weit von Berlin entfernt, nicht an einer Landstraße, dagegen an einem Flusse; Schultz könne ihm vielleicht ein oder das andere derartige Gut in Vorschlag bringen. Dieser machte ihm auch wirklich mehrere Vorschläge, die Altenstein dankbar aufnahm; doch störte vorab eine Reise nach Dresden die weitere Verfolgung dieses Planes.

Indessen war Schultz durch die bisherige Führung der Cassenverwaltung immer mehr beunruhigt worden, und es war bereits in Betreff der Cassenrevision, welcher er beiwohnen sollte, zu einer Verwickelung gekommen. Sein überreiztes Pflichtgefühl und der Widerwille gegen das eben herrschende System ließen ihn nicht ruhen, bis er bei der Königlichen Immediatfinanzcommission eine durchgreifende Aenderung des bestehenden Zustandes der Cassenverwaltung beantragt hatte, welcher den Staat mit neuem Verluste bedrohe. Im Begleitungsschreiben an den Staatsrath von Oelsen vom 13. September bemerkt er: „Meine Darstellung des Verfahrens seit dem 1. Juni kann Ew. Hochwohlgeboren nicht angenehm sein; allein ich bitte, geneigtest zu erwägen, in welchem höheren Grade mir die Lage der Sache selbst unangenehm sein mußte, da ich meine Ehre und Gesundheit nebst dem Besten meines Dienstes aufgeopfert sehe, ohne daß erneuerte Anstrengungen auch nur die mindeste Hoffnung zur Wiederherstellung einer Lage gaben, die verantwortet werden könnte." Seine der Finanzcommission übersandte Vorstellung ließ er zu gleicher Zeit an den Staatscanzler gelangen. Freund Langermann, dem er sie mitgetheilt hatte, erwiederte, er habe sie mit viel Belehrung und nicht ohne ein wenig Angst gelesen. „Es ist aber alles wohl gethan", fügte er hinzu, „es mag kommen, was da will." Auch Altenstein war mit der Sache einverstanden, wenn er auch die Form wohl nicht ganz billigen konnte. Eine Woche später wendet dieser sich von dem Gute eines Freundes aus, der sich gleichfalls der Land-

wirthschaft gewidmet hatte, wieder an Schultz, den er vor Kurzem in Berlin gesprochen hatte. „Die Verfolgung meines Planes erscheint mir hier doppelt reizend", schreibt er. „Ich wünsche mir und allen meinen Freunden, die gleichen Sinn für ein solches Glück haben, eine ähnliche Lage, und denke es mir als höchst reizend, wenn alle die, welche mit mir einst sich dem Ganzen willig opferten, nun in einem schönen Cirkel mit mir sich selbst leben könnten — so sich selbst leben könnten. Der Himmel wird dieses machen, wie es am Besten ist. Mich hat er zuerst hingewiesen; ich will also vorangehen." Nachdem er um weitere Nachrichten wegen des Gutes Neunhagen oder anderer für ihn passenden Güter dringend gebeten hat, fährt er fort: „Sehr schön wäre es, mein Theuerster, wenn Sie mich hier noch besuchen könnten. Inzwischen Sie müssen noch höheren Rücksichten folgen, vorzüglich da Sie sich erst neuerlich wieder der Wahrheit so kräftig geweihet haben. Ich hoffe, sie soll siegen, und Sie, mein Bester, mit ihr, wenn Sie gleich ohne allen Sieg die Belohnung schon in sich haben. Ich sehne mich sehr nach Nachrichten von Ihnen und über Sie. Erst hier habe ich das Ganze nochmals ruhig gelesen, und Sie waren mir dabei sehr nahe, so ganz haben Sie sich darin ausgesprochen. — Mein Entschluß ist fest gefaßt, wenn etwas außer der Sache selbst noch sprechen oder handeln muß. — Bald hoffe ich Sie wieder zu umarmen."

Seine Gattin hatte ihn unterdessen am 15. September mit einer zweiten Tochter beschenkt, welcher er den aus Goethe's natürlicher Tochter ihm liebgewordenen Namen Eugenie gab; die Mutter aber erkrankte bald darauf sehr bedenklich. Dieses hielt ihn indessen nicht ab, da die Entscheidung sich verzögerte, dem Staatscanzler am 1. October eine auf die ihn so schmerzlich drückende Angelegenheit bezügliche, unmittelbar an den König gerichtete Eingabe zur Beförderung und geneigten Befürwortung zuzusenden. Altenstein, der unterdessen in die Nähe Berlin's zurückgekehrt war, schrieb den 16. October an Schultz: „Da ich nichts über die Lage Ihrer Angelegenheit, an der ich so herzlichen Antheil nehme, gehört habe, so vermuthe ich, daß sie noch ruhet. Ich scheue mich beinahe, Sie etwas viel heimzusuchen, damit nicht elende Wichte die heilige Sache zur Parteisache machen, und dadurch gerade am Sichersten ihr Ziel erreichen." Die ängstlich erwartete Entscheidung war eine so entschieden ungünstige, daß sie den streng rechtlichen, der besten Absichten sich bewußten Mann im tiefsten Grunde der Seele erschüttern mußte, wenn er in ihr auch die Strafe für manche herbe Aeußerungen hätte erkennen sollen, die er sich gegen den des vollsten Königlichen Zutrauens sich erfreuenden Staatscanzler mehrfach erlaubt hatte, woher dieser anfänglich auf seine völlige Entlassung gedrungen hatte. Die vom 2. November datirte, noch an demselben Abende empfangene Cabinetsordre lautete also:

„Seiner Königlichen Majestät von Preußen, Unserem Aller-

gnädigsten Herrn, ist sowohl die Vorstellung des Staatsraths Schultz vom 1. v. M., in welcher derselbe die angebliche Gefahr und verfassungswidrige Lage anzeigt, darin sich die Cassen befinden sollen, als der darüber eingegangene Bericht der Immediatfinanzcommission vorgetragen worden. Höchstdieselben haben daraus mit größtem Mißfallen ersehen, daß der Staatsrath Schultz die unwillkürliche und in den Umständen gelegene Verspätung der Generalcassenetats, mit einer auffallenden Uebertreibung und zum Theil mit einer Aufstellung ganz grundloser Thatsachen, als den größten Nachtheil verursachend schildert, und sich nicht entsieht, seinen Vorgesetzten fälschlich Unordnungen Schuld zu geben, für die er nach seinen bisherigen Verpflichtungen hauptsächlich verantwortlich sein würde, indem es ihm vorzüglich oblag, das neue Etatswesen besser zu fördern, in sofern dieses möglich war, und er mit nichts erwiesen hat, daß man ihm Hindernisse in den Weg legte, und daß er etwa vergeblich strebte, sie zu überwinden und die Abstellung der angeblichen Unordnungen zu bewirken. Seine Königliche Majestät können diesem nach in der Anzeige des ꝛc. Schultz kein reines Motiv finden, und es ist Höchstdenenselben auch insonderheit höchst mißfällig gewesen, daß derselbe sich die pflichtwidrige und unschickliche Aeußerung erlaubte, er werde durch eine eigene ausführliche Denkschrift die allgemeine Aufmerksamkeit, sowohl der Unterthanen als des Monarchen, auf die Einrichtungen lenken, die er vernachlässigt zu sein behauptet; ferner daß er sich den Dienstgeschäften entzogen, wozu er angestellt war. Dieses ganze Benehmen wird dem Staatsrath Schultz hiemit ernstlich verwiesen, und derselbe seiner Stelle bei dem Finanzministerium, von der er sich selbst entfernte, entlassen. Dem Staatscanzler Freiherrn von Hardenberg ist aufgegeben, ihn nach den Umständen anderweit zu beschäftigen, und seine Wiederanstellung wird von seinem Betragen abhängen."

Gleich nach dem Empfange dieser Cabinetsordre schreibt Schultz seinem Freunde, dem im Bureau des Staatscanzlers arbeitenden Regierungsrathe Fr. von Raumer: „Schicke mir doch meine Pandora (von Goethe); wir wünschen sehr, sie heute Abend zu genießen. So eben habe ich eine Cabinetsordre erhalten, welche mich, als ein Zeichen der Zeit, in der wir leben, in tiefes Erstaunen versetzt, zugleich aber meine ganze innere Kraft, wohlthätig erschütternd, aufregt." Raumer erwiedert sofort auf demselben Blatte: „Ich bitte deinen Schwager (Redtel), die Pandora bei mir abzuholen. Von der Cabinetsordre weiß ich kein Wort, sondern seit heut, daß der König dich in Schlesien bei der Klösteraufhebung beschäftigen, und dann als Dirigent wo beschäftigen will." Wenige Tage später schreibt ihm derselbe innig theilnehmende Freund, der, wie auch andere, die ihm und den Seinigen geneigt waren, den Staatscanzler zu begütigen suchte: „Thue mir den einzigen Gefallen, lieber Schultz, und halt' dich in deiner Sache jetzt durchaus

ruhig, und sei überzeugt, daß deine und des Gouvernements Freunde alles anwenden, daß für keinen Theil ein Scandal entstehe. Nun habe du auch die Freundschaft, ihnen den Erfolg ihrer Bemühungen nicht zu vereiteln!" Den 7. November ward die Taufe seiner Tochter Eugenie durch Schleiermacher vollzogen, wobei unter anderen Redtel, Langermann und Niebuhr's Gattin Pathenstelle vertraten. Schon am nächsten Tage erließ Hardenberg an Schultz das folgende Schreiben: „Seine Königliche Majestät haben durch das abschriftlich anliegende Edict die Aufhebung sämmtlicher Klöster und geistlichen Güter in Schlesien verfügt, und zur Ausführung der Geschäfte eine Hauptcommission in Breslau ernannt, welche aus dem Geh. Staatsrath von Massow, dem Landschaftsdirector Grafen von Haugwitz und dem Regierungspräsidenten Merckel besteht. Da aber diese Commission ihren Verhältnissen halber nicht an Ort und Stelle wirken, sondern nur dazu dienen kann, ein übereinstimmendes Verfahren und eine Totalübersicht hervorzubringen, so fordere ich Ew. Wohlgeboren im Vertrauen auf Ihre Thätigkeit, Einsicht und Redlichkeit auf, sich ohne den geringsten Aufschub nach Breslau zu begeben und an den Localgeschäften Theil zu nehmen. Die anliegenden Instructionen für die Commissarien und für die zu bestellenden Administratoren werden Ihnen nähere Anleitung zu Ihrem Verfahren geben. Ich mache Ew. Wohlgeboren die höchste Beschleunigung dieser äußerst wichtigen Geschäfte zur Pflicht, und bitte, stets den Hauptgesichtspunct festzuhalten, daß es zur Rettung des Staats schlechterdings nöthig ist, so große Summen aus den eingezogenen Gütern zu ziehen, als immer möglich, und daß zu diesem Zweck alle Hindernisse aus dem Wege zu räumen sind, welche die Veräußerung erschweren. Ew. Wohlgeboren werden übrigens die Kosten des Fuhrlohns und täglich drei Thaler Diäten zu liquidiren haben."

Ueber die weiteren Verhandlungen bis zu seiner Abreise berichtet Schultz selbst am Rande des angeführten Erlasses Folgendes: „Gegenwärtiges Rescript legte der Regierungsrath von Raumer mir am 10. November 1810, nachdem er mich eilig zu ihm hatte kommen lassen, als Verfolg der Cabinetsordre vom 2. November vor, und äußerte, daß ich wohl thun würde, dieses Geschäft mit Dank anzunehmen, und daß er dieses erwarte. Ich erklärte ihm frei, daß ich eine solche subalterne Stellung, die mit meinem Range gänzlich unverträglich sei, durchaus nicht annehmen würde, um so weniger als die schändliche Lügenhaftigkeit, durch welche Seine Majestät der König zu Erlassung obiger Cabinetsordre an mich inducirt worden sei, es mir zur größten Pflicht mache, meine Ehre im Dienste strenger, als jemals vor allen Mißhandlungen oder auch nur vor Zweideutigkeiten zu bewahren, und daß ich, wenn man mich zwingen wolle, ein so elendes Verhältniß einzugehen, ich auf die letzte Gefahr hin darauf bestehen würde, über mein Benehmen, welches in dem Vortrage, auf den jene Cabinets-

ordre folgte, auf das Schändlichste entstellt und verdreht worden, eine strenge und öffentliche Untersuchung ergehen zu lassen. Obwohl derselbe sehr klagte, daß durch diese von mir gemachten Einwendungen eine so wichtige und eilige Sache verzögert würde, behauptete, daß es durchaus nothwendig sei, mich eiligst nach Schlesien auf den Weg zu machen, auch Staatsrath Wilckens sich in Folge eines wörtlich gleichen Rescripts dazu bereits zum 13. angeschickt und bereit erklärt hätte, so blieb ich fest bei meiner Weigerung und Erklärung, und forderte eine an mich und den Staatsrath Wilckens zugleich mit den übrigen ernannten Mitgliedern der Hauptcommission gemeinschaftlich zu richtende Cabinetsordre als conditio sine qua non. Dies hatte denn die Folge, daß die frühere Cabinetsordre, wonach bloß Massow, Haugwitz und Merckel Mitglieder sein sollten, unterdrückt und unter'm 12. November die in den Commissionsacten voranstehende Cabinetsordre vorgelegt wurde, welche Herr von Raumer mir am 13. selbst einhändigte, worauf ich am 14. nach Schlesien abreiste."

Wie sehr auch Schultz sich am Anfange, im Gefühle erlittener Kränkung, und ohne irgend die nicht zu läugnende Verletzung des Dienstgehorsams zu beachten, der nur die Wahl zwischen Unterordnung und Ausscheiden zuläßt — wie sehr auch Schultz am Anfange sich vor dem ihm gewordenen Auftrage sträubte, so sollte sich ihm doch das glücklichste und segensreichste Feld für seine unermüdete, so einsichtige und umfassende Thätigkeit gerade in diesem Auftrage eröffnen, und er gerade hier, wenn es auch an einzelnen Anstößen und Verdrießlichkeiten nicht fehlte, ein reineres Glück finden, als es, nach der Allerhöchst ausgesprochenen Mißbilligung und dem offensten, schärfsten Widerspruch, in welchen er sich gegen den mit vollstem Königlichen Vertrauen beehrten Staatscanzler gestellt hatte, anderswo irgend möglich gewesen wäre. Und sollte er auch jetzt seine Verletzung des Dienstgehorsams nicht ganz richtig zu würdigen lernen, so fand er doch in der Entfernung von der geräuschvollen, nach Schein, äußerem Glanz und Ehre haschenden Hauptstadt sich selbst in frommem Glauben an Gottes weise lenkende Vorsicht wieder. Neun Jahre später schreibt Schultz selbst mit offenbarer Hindeutung auf diese Zeit an einen seiner Freunde: „Glaube mir, ich habe auch Unrecht erlitten, das tiefste und kränkendste, was ein Mensch erfahren kann; ich war dadurch auf's Aeußerste empört, und indem ich mich diesem Schicksal nicht ergeben wollte, sondern in mir mit Wuth dagegen ankämpfte, kam ich an die äußerste Gränze des Lebens. Dann ließ aber Gott zu meiner Rettung die Wahrheit in mir laut werden, daß jede Ungerechtigkeit der Menschen als eine wohlverdiente Strafe Gottes anzuerkennen ist, und daß man von dieser Strafe nicht eher befreit wird, als bis man sie dankbar ergeben hinnimmt. So wurde ich der verzehrenden Leidenschaft des Rechthabens, des Trotzens auf Verdienst und reines Bewußtsein zu meinem Glücke los, erkannte,

wie einst Hiob, daß die Gerechtigkeit nicht von den Menschen, sondern von Gott zu erwarten ist, sah ein, daß Gott an mir wegen so mancher mir verborgen gebliebener Vergehen strenges Recht geübt habe, und unterwarf mich in Ruhe und Demuth, nicht den Menschen, sondern der Gerechtigkeit Gottes."

Zunächst mußte er sich zur Hauptcommission nach Breslau begeben, wo er acht Tage verweilte. Hieher folgte ihm ein am 24. November geschriebener, äußerst theilnehmender und zutraulich offener Brief Altenstein's, dem er die trübe Wendung seines Schicksals kurz gemeldet hatte. „Es wird Ihnen gut gehen, mein Lieber", schreibt dieser. „Ihr Auftrag, haben Sie das Schmerzliche dabei überwunden, wird Ihnen sehr nützlich sein. Sie werden mannigfaltige Erfahrungen machen, und Ihre Kenntnisse und vorzüglich Ihre praktische Brauchbarkeit wird sich sehr vermehren. Dieses wird Sie einem Wirkungskreise näher bringen, für welchen ich Sie bestimmte, und der Ihnen auch unter anderer Leitung nicht entgehen wird. — Gehen Sie langsam und ruhig Ihren Gang fort! Unterdrücken Sie Regungen Ihres Gemüthes nicht — denn es sind heilige Regungen, die uns nicht oft genug durchschauern können —, aber lassen Sie solche nicht leicht in die That übergehen! Nicht unterdrückt, aber aufgespart bloß werden sie kräftiger und stärker nur. Fast wenn Sie des Punctes des Eingreifens versichert sind, lassen Sie solchen ihren Lauf!" Nachdem er bemerkt, wie es ihm bei Berlin, in der Nähe der neuen Administration, nicht wohl geworden, und er sich deshalb auf das Landgut seines Freundes zurückgezogen habe, wo seine ganze Unbefangenheit zurückgekehrt sei, so daß er die neuen Verordnungen (über Aufhebung der Steuerfreiheit des Adels, Einziehung der geistlichen Güter, Einführung der Gewerbefreiheit u. a.) ruhig habe studiren können, fährt er fort: „Meine Meditationen hier betreffen die Folgen von Sprüngen in der Administration, wenn solche nicht die Folge der Kraft, sondern der Verzweiflung und der Schwäche, welche einen steten Gang verhindert, sein sollten. Ich habe früher solche Sprünge der Verzweiflung, mit vieler Kraft unternommen, genau beobachtet und ihre Folgen erlebt. Ferner die Abwägung mir bekannter Kräfte, z. B. zur Erhebung einer Abgabe, die man in diesem Augenblick in den Perceptionspuncten zersplittert, ohne daß sie mehr wird. Die Wirkung einer Störung alles Gewerbes für den Augenblick, wenn zugleich neue Lasten zu tragen sind und die Conjuncturen im Allgemeinen sich verschlimmern. Ich untersuche bei mir, was die Folgen sind, wenn man dem einen ohne Entschädigung nimmt, was er gekauft hat, und es dem anderen gibt, der es zum Theil wenigstens jetzt nicht brauchen kann — was es eigentlich heißt, den Rechtsweg nicht stattfinden lassen — wie dieses alles auf den Handel im Lande und außer Landes wirken kann — wie solche tausendfache Auflagen in einem Lande, was man für übermäßig angelegt hielt, betrachtet — was der Preußische Staat dabei ge-

winnt, wenn es die Unterthanen dort gerade so haben, als wie in benachbarten Staaten — welchem Zustand dadurch vorgearbeitet wird ꝛc. Das Resultat aller dieser Meditationen ist so leicht und klar, daß ich wohl die Meditationen kennen möchte, welche den jetzigen Beschlüssen vorausgegangen sind — wenn nicht Verzweiflung diese ganz vernichtete. Bei diesen Meditationen bin ich ganz ernsthaft, aber doch sehr ruhig. Allein wenn ich betrachte, was denn mit allen diesen Dingen bewirkt werden soll, wenn ich es vergleiche mit dem, was man von mir forderte und was man sich anheischig machte — ja dann muß ich etwas bitter lächeln. Es führt mich dieses auf Meditationen über blinde Werkzeuge der Vorsehung, die etwas nach einem Zweck thun, welches einen ganz anderen Zweck, den sie nicht ahnen, befördert, und wie weit man sich wünschen kann, ein solches Werkzeug zu sein, und welches das characteristische Kennzeichen ist, ob ein Werkzeug dieser Art an sich Achtung oder Vernichtung verdient. Ich finde die Untersuchung schwer und den Character bloß in dem Umstand, ob das Ich des Werkzeuges eine Rolle dabei spielt. Sie sehen, mein Lieber, daß ich auch bei der größten ländlichen Stille und Abgeschiedenheit keine Langeweile haben kann, und daß, die reizenden Abwechselungen einer höheren verständigen Oeconomie dazu genommen, mir die Augenblicke sehr schnell verschwinden müssen. Alle häßliche Schatten, welche mir hie und da aufsteigen, verbanne ich mit Goethe's schönen bunten Schatten, über die ich viel nachdenke und versuche. Es ist mir eine reizende Idee, daß Goethe sogar des Schattenreiches düstere Gestalt gewandelt hat, wenn es wahr ist, daß in diesem Aufenthalte mehrere Feuer glühen." Altenstein deutet hiemit auf die im Sommer erschienenen beiden Bände Goethe's zur Farbenlehre, durch die auch Schultz, dem das Geheimniß der Farben so lange im Sinne gelegen hatte, sich wahrhaft beglückt fühlte, wenngleich seine eingehendere Betrachtung dieses auch von Solger mit reinster Freude begrüßten Werkes erst später fällt.

Von Breslau aus unternahm er die erste Besichtigung der Klöster, wo er besonders zu Grüßau sich längere Zeit aufhielt. Die Einsamkeit, welche ihn bei diesen Reisen häufig genug umgab, erregte ihm ernste, tief wehmüthige, seinen Blick in frommer Ergebung nach oben und in Demuth zur eigenen Brust wendende Gefühle. „Wie fühl' ich es", schreibt er am 17. December an seine Gattin, „daß Gott mir diese Reise zur Buße für unendlich schwere Sünden auferlegt hat! Wie fühl' ich es, daß ich nicht schwer genug büßen kann, und daß mir kein größeres Glück hätte widerfahren können, als das, so hinausgestoßen zu werden in die Wüste, wie ich es bin! Ich soll mein Glück kennen, verdienen lernen. Freilich geht es schwer und langsam; die Bekehrung eines in fortreißenden Geschäften lebenden Mannes ist gewiß nicht leicht zu erreichen. Die Abgezogenheit von allem, was mir sonst lieb und freudebringend war, muß es möglich machen; ich kann keine

Befriedigung finden, als in dem reinsten Bewußtsein. Dieses wieder herzustellen, wie es sonst wohl in mir war, ist meine Arbeit." Und acht Tage später berichtet er: „Ich bin wohl, und hoffe, als ein ganz anderer Mensch zu dir zurückzukehren, als ich fortreiste. Diese Abgezogenheit ist mir überaus wohlthätig, und da ich dieses aus der wahrhaften Empfindung fühle, und noch so vieles vor mir zu thun fühle, wünsche ich nicht einmal, bald wieder zurückzukehren. Erschrick darüber nicht! ich bin nicht bange, daß ich nicht bis zum März mein Ziel sollte erreicht haben. Aber glaube mir, ehe ich es nicht ganz erreicht habe, mag ich kein Glück wieder genießen! ich kann es nicht genießen! denn es ist so heimlich ein sündliches Begehren in mir; ich kann so nicht leben! Aber ich werde es erreichen, ich werde sicherlich ganz siegen, und ein leichtes, heiter ruhiges Leben, voll wahrer Süße der Liebe und der Treue, wird uns zu Theil werden. Ernst und strenge ist die Forderung an uns; aber wo nicht der heiligste Ernst, der treueste Fleiß vorhanden, kann auch wahre Freude und reiner Genuß nicht sein. In Berlin, in diesen Umgebungen, die aus Liebe und Freundschaft, aus Gewohnheit und Feigheit meine Fehler tragen und in sich anwachsen lassen, wo ich durchaus nicht zu der Einsamkeit gelangen kann, die für ernste innere Arbeit erfordert wird, da würde es mit mir bald zum Entsetzen bergab gegangen sein. Gott hat die lieb, die er straft; wohl denen, die es erkennen! Und so bin ich voll heißen Dankes für dieses Geschick, und was es für mich Hartes hat, ich wünsche nicht, es zu mildern. Wahrlich, diese Zeit wird Epoche in meinem Leben machen, oder ich bin der Gnade unwerth!" In ähnlichen, vom tiefen Bewußtsein menschlicher Schwäche, Sündhaftigkeit und Eitelkeit des Lebens eingegebenen Gedanken ergeht er sich in einem an seinem Geburtstage, dem letzten Jahrestage, geschriebenen Briefe, ohne seine Entfernung sich selbst, seiner allem Dienstgehorsam zuwiderlaufenden, wenn auch in heiligster Ueberzeugung beruhenden Bekämpfung des höchsten, mit vollstem Königlichen Vertrauen beehrten Staatsmannes irgend Schuld zu geben.

Am 6. Januar 1811 kehrte Schultz von seiner ersten Besichtigungsreise nach Breslau zurück, von wo er vier Tage später seiner um ihn besorgten Gattin meldet: „Du willst, daß ich dir erzähle, wie ich lebe und mit welchen Menschen. Bis ich wieder hier war, hatte ich dir wahrlich nicht viel Bemerkenswerthes darüber zu schreiben; es war fast das ewige Einerlei in Geschäften und im Umgange mit Geschäftsleuten und Geistlichen. Die Bibliotheken, welche ich auf den Klöstern fast überall besuchte, machten mir einiges Vergnügen, weil ich merkwürdige Bücher fand. Unter den Menschen fand ich selten einige Freude, außer Häckel (den er im Jahre 1806 zu Berlin, wo dieser die große juristische Prüfung bestand, kennen gelernt hatte), der es so brav und tüchtig meint, und durch den ich, weil er sich mir so recht von Herzen

hingab, selbst aus mir hervorgelockt wurde. Auch war ein gewisser Canzler Fesser in Grüßau (Redtel kennt ihn), bei dem sich acht Tage lang der Rector Körber aus Hirschberg aufhielt; diese beiden sehr gebildeten und braven Männer und Häckel machten mir den dortigen Aufenthalt lieb, und wir haben namentlich den Silvesterabend bis zum Eintritt des neuen Jahres bei Fesser in einer so schönen Stimmung zugebracht, wie ich es bis jetzt selten gekonnt und so oft gewünscht habe. Wir haben die ernsthaftesten, aber heitersten und schönsten Gespräche geführt, und mit hoher innerer Freude den Werth des Lebens, von dem abermals ein Jahr vorüberging, erwogen und erkannt. Am Neujahrstage reiste ich zu Schlitten mit Häckel nach Hirschberg, wo ich bei Häckel's Eltern logirte, von da nach Liebenthal, nach Warmbrunn und den 3. Januar nach Grüßau zurück, meistens zu Schlitten. Den 4. war ich in Landshut." Welchen tiefen Eindruck Schultz auf den trefflichen Häckel machte, zeigt dessen an demselben 10. Januar an Schultz geschriebener Brief. „Sie haben mich durch Ihre liebe Gegenwart und durch unser vierzehntägiges Zusammensein in Grüßau so vielfach angeregt, daß ich mich unmöglich wieder so bald in mich selbst verschließen kann", äußert Häckel, „und daß ich diese wenigen Worte noch nachschicken muß, um nicht auf einmal wieder in den alten Kreislauf zurückzukehren. Wie viel die Anschauung eines von reinem hohen Streben erfüllten Menschen in seinem ganzen eigenthümlichen Wirken und Handeln mehr werth ist, als aller Umgang durch Bücher, das ist mir in dem Zusammensein mit Ihnen, theurer Freund, wieder recht klar geworden. Die Wissenschaften, das Studiren lassen den Geist allerdings nicht herabsinken, sie erhalten in uns das Bewußtsein einer höheren Bestimmung, sie schützen uns vor dem Zurücksinken in die Gemeinheit, und ein höheres Streben für dieses Leben wird durch sie immer rege gehalten. Aber alles dieses kann sein, und man kann dabei doch sehr einseitig werden. Der Umgang mit vielen tüchtigen Menschen ist ein herrliches Mittel gegen solche Einseitigkeit, und gibt dem Streben erst Vollständigkeit und eine gewisse Vollendung. Ganz unwillkürlich hat unser Zusammensein in mir eine Recapitulation meines Thuns und Denkens veranlaßt; es ist mir nicht neu gewesen, und ich habe schon öfterer die Erfahrung gemacht, daß eigentlich die fremde Eigenthümlichkeit der Spiegel ist, sich selbst zu erkennen: so lange man nur sich sieht, erfährt man nicht, was einem und wo es einem fehlt; indem wir aber vollständigere Naturen sehen, fällt uns der eigene Mangel in die Augen. Ich kann Ihnen für Ihre liebevolle Herzlichkeit, für Ihre offene Mittheilung nicht genug danken; ich habe mit Ihnen sprechen können, wie mit einem alten, längst gekannten Freunde; das hat mir sehr wohl gethan. Wir hatten uns vor einigen Jahren in Berlin zuerst mitgetheilt, und ich hatte es nicht vergessen: die jetzige Mittheilung ist vollständiger gewesen, sie wird mir in frischem Andenken bleiben.

Denn, lassen Sie mich es sagen, Menschen von solchem reinen Streben, von solcher Tiefe des Lebens, wie sich bei Ihnen findet, sind jetzt selten. Ich komme mir sehr platt und flach vor, wenn ich Sie ansehe. Es gibt ein gutes Streben in mir, dessen bin ich mir bewußt; allein ich bin im Kampfe mit mancherlei irdischen Begehrungen, ich hoffe, darin nicht zu unterliegen, und das Unkraut, wenn auch nicht auszurotten, doch in Beschränkung zu erhalten. — Ich habe in Ihnen so viel Muth und Lust zum Leben gesehen, daß ich wirklich selbst lebenslustiger geworden bin.“ In vier Wochen hoffte er ihn in Breslau zu sehen.

Zu Breslau, schreibt Schultz seiner Gattin im angeführten Briefe, sei es ihm bis dahin nur einigemal ein bißchen wohl gewesen; er entbehre hier den Genuß der Luft und der freien Gedanken, und in den Geschäften sei es eine rechte Katzbalgerei. Unter seinen Bekanntschaften hebt er die Familien des Justizrath Rhode, an den Häckel ihn empfohlen, des Präsidenten Merckel und des Regierungsrathes Schiebel hervor. Auf einem großen Nachtessen bei Staatsrath Massow habe er neulich zwei interessante Frauen bei Tische zu Nachbarinnen gehabt, von denen die eine, Frau von Mutius, ihn von Goethe unterhalten, den sie in Karlsbad und Dresden viel gesehen und gesprochen habe. Seinem treuen Langermann, dem er früher ein in einem Kloster gefundenes bedeutendes altes Gedicht gesandt hat, läßt er melden, daß er alles, was er wünsche, haben solle. Auch an Zelter will er denken und ihm alles versorgen. „Habe Zelter lieb“, schreibt er, „und übersieh gern seine äußeren Unarten! Er ist ein zartes Gemüth, und thut dir gewiß gern alles zu Gefallen, wenn du, ohne böse zu sein, welches du nicht darfst, ihn zu lassen bittest, was nicht gut ist. Habe Geduld mit ihm! er verdient es auf alle Weise.“ Auch mit der Familie des Commercienrathes Kroker trat Schultz bald in engere Verbindung. In dem Generallandschaftsrepräsentanten Friedrich von Stein, der auch bei der Hauptsäcularisationscommission betheiligt war, freute er sich, Goethe's vielgebildeten Zögling, einen Mann von reinster Rechtlichkeit, von würdigem, ernstem, festem Wesen kennen zu lernen.

Am 26. Februar trat Schultz seine zweite Besichtigungsreise an. Von jetzt an bis zum Ende seines Schlesischen Aufenthaltes benutzte er seine Reise zu genauen, in einem großen Buche getreulich verzeichneten meteorologischen Beobachtungen, wozu er sich eines von Freund Pistor ihm verschafften Englefield'schen Reisebarometers und der besten sonstigen Hülfsmittel bediente. Von dieser zweiten Reise, auf welcher er besonders zu Heinrichau, Oberglogau, Ratibor, Neiße, Schweidnitz und Würben längere Zeit verweilte, kehrte er Ende März nach Breslau zurück. Raumer hatte ihm schon im Februar geschrieben, seine Anstellung in der Domänensection sei von Hardenberg genehmigt, und auf seinen Wunsch bestimmt, daß er spätestens Ende März zur Ueberreichung der Hauptergebnisse

der Säcularisationscommission nach Berlin komme. Aber die überhäuften Geschäfte verspäteten die Ueberkunft bis zum 12. April. In Berlin, wo er eine Wohnung im Thiergarten bezog, wurde er vom Staatscanzler mit großer Anerkennung aufgenommen. Die Seinigen, in deren Kreis er sich besonders wohl befand, und seine zahlreichen Freunde, unter ihnen Langermann, Zelter, Raumer, waren sehr erfreut, ihn so wohl und heiter wiederzufinden. Da die ihm übertragenen Geschäfte noch auf längere Zeit seine Anwesenheit in Schlesien erforderten, so nahm er bei seiner am 1. Juli erfolgenden Abreise seine Familie nebst seiner Schwägerin Sophie mit sich nach Breslau, wo sie nach einer Reise durch's Riesengebirge, auf welcher Schultz sich mit Häckel zusammentraf, am Abend des 11. Juli ankamen. Seine Gattin besuchte im Sommer das Bad Landeck, wohin Schultz auch am 26. August auf einige Tage kam, und zu seiner Freude Zelter antraf. Am 2. September verließ er mit den Seinigen den reizenden Badeort und langte am 4. zu Breslau an, wo er auf dem Dome seinen Aufenthalt nahm. Neben der Zerschlagung der Güter, der Dotirung des Domcapitels, der Pfarreien, milden Stiftungen und Schulen nahm die Gründung der Universität Breslau seine Thätigkeit besonders lebhaft in Anspruch. Hiebei kam er mit manchen bedeutenden Männern in nähere Verbindung, die seine hohe Begabung wohl zu schätzen wußten, so mit dem Regierungsrath Neumann, mit Steffens und dessen Schwager, dem Mineralogen Karl von Raumer, mit den Philologen Schneider nnd Heindorf. Mit welcher Dankbarkeit, Verehrung und Liebe besonders der letztere an Schultz hing, bekunden mehrere erhaltene Briefe. Daß sein Freund Friedrich von Raumer, der mit der Gestaltung der Staatsverhältnisse nicht zufrieden war, seine Stellung beim Staatscanzler verließ, und sich von ihm als Professor der Geschichte nach Breslau versetzen ließ, war für Schultz deshalb nichts weniger als angenehm, weil Raumer's politische Ansichten ihm zu freisinnig schienen, was besonders hervortrat, als dieser im folgenden Jahre politische Vorlesungen hielt, wobei er auch auf Nichtstudirende rechnete; beides war Schultz höchst zuwider, der von einer Betheiligung der Volkes an der Staatsverwaltung nichts wissen wollte, und in den freieren Ansichten nur ein „Wüstthum", eine teuflische Lehre erkannte. Am 19. October wurde die neue Universität von Schultz in Allerhöchstem Auftrage eröffnet, bei welcher Veranlassung die philosophische Facultät, mit Hindeutung auf seine vor acht Jahren erschienene Schrift: Ueber den allgemeinen Zusammenhang der Höhen, ihn zum Doctor der Philosophie erklärte, wie ihn die Schlesische Gesellschaft für vaterländische Cultur bereits ein halbes Jahr früher zu ihrem Ehrenmitgliede ernannt hatte.

Den 21. November verließ Schultz Breslau, um sich in Amtsgeschäften nach Berlin zu begeben. Auch hieher, wo er am 2. December eintraf, verfolgten ihn die mannigfachsten Anforderungen

in Bezug auf die Universität und sonstige Organisationsarbeiten. Von seiner strengen Rechtlichkeit sollte er hier bald ein öffentliches Zeugniß geben durch folgende in den Haude- und Spener'schen Nachrichten erschienene, mit seinem Namen versehene, vom 21. December datirte Anzeige.

„Aufforderung. Gestern Abends ist, unter der Adresse meiner Frau, ein anonymes von Breslau datirtes Schreiben nebst einem Brillantringe von hohem Werthe abgegeben worden. Da der Uebersender diesen Ring als ein Geschenk im Vorgefühle dankbarer Verpflichtung bezeichnet, jedoch sorgfältig vermieden hat, etwas anzugeben, wodurch seine Person kenntlich werden könnte, so bleibt mir nur übrig, ihn hiedurch aufzufordern, sich binnen vier Wochen zu dem Eigenthume des Ringes und über die damit gehabte Absicht zu legitimiren, oder zu gewärtigen, daß ich denselben dem Breslauer Armenfonds übereigene."

Der Einsender des Ringes, der wegen des Ankaufes von Domänen mit Schultz in Geschäftsverbindung stand, meldete sich bald darauf beim Staatscanzler, um eine günstigere Erklärung des beabsichtigten Geschenkes zu geben; doch konnte Schultz dadurch nicht bewogen werden, von der strengeren Ansicht dieses Falles abzugehen, und er verstand sich nur dazu, am 15. Januar folgende Anzeige einrücken zu lassen: „Meiner Aufforderung vom 21. v. M. zufolge hat der anonyme Uebersender des Brillantringes sich officiel über die damit gehabte Absicht ausgewiesen, und der Ehre des Dienstes Genugthuung gegeben, indem er sein Geschenk zurückempfangen. Zur Beruhigung des Ungenannten erkläre ich daher meinerseits die Sache hiemit für abgethan, empfehle jedoch seiner Liberalität die Breslauer Armen."

Am 15. Februar 1812 wurde Schultz sein zweiter Sohn Rudolph geboren, bei dessen erst im April durch Theremin vollzogener Taufe sein Schwager Marcel Häckel, der sich eben in Berlin befand, Zelter und Krause Pathen waren. Den 16. März wurde der Organisationsetat des Bisthums, des Domcapitels und der catholischen geistlichen Behörden zu Breslau, sowie der Hauptetat der Pensionen und Wartegelder für die gesammte säcularisirte Geistlichkeit in Schlesien genehmigt und vollzogen, wogegen Schultz wegen der Uebertragung der Curatel der Hauptsäcularisationscasse an das Departement des Cultus und wegen Fortsetzung der ferneren commissarischen Verhandlungen in dieser Angelegenheit das Weitere überlassen ward.

Anfangs April beantragte Schultz, was ihm längst im Sinne gelegen hatte, persönlich bei Hardenberg eine genauere Untersuchung seines Betragens im September und October 1810 zur Herstellung seiner durch die Cabinetsordre vom 2. November jenes Jahres verletzten Ehre. Auf Hardenberg's Aeußerung, dieser Antrag komme nicht von ihm, versicherte er feierlich, daß seit jener Zeit Niemand in der Welt über den zur Wiedererlangung seiner Ehre gefaßten

Entschluß ein Wort erfahren habe, wonach Hardenberg seinen Verdacht zurücknahm. Indessen ließ jener einmal ausgesprochene Verdacht Schultz nicht ruhen, so daß er nicht unterlassen konnte, Hardenberg brieflich zu bemerken, es sei ihm eingefallen, er habe vielleicht auf Altenstein, wie viele schon damals, vermuthet, der ihn zu seinem in jener Zeit gewagten Schritte gleichsam intriguirt habe — ein Verdacht, wie er gewiß nicht ungerechter gefaßt werden könnte. Hardenberg erwiederte darauf am 6. April, einen irrigeren und unglücklicheren Gedanken, als daß er auf Altenstein Verdacht geworfen, hätte er sich unmöglich bilden können; ungeachtet gebieterische Umstände sein Verhältniß mit diesem gestört, sei ihm doch seine vollkommenste Achtung und recht herzliche Ergebenheit geblieben, und er werde gewiß jede Gelegenheit ergreifen, ihm dieses zu beweisen. Schultz hatte in seinem Briefe an Hardenberg die Aeußerung gewagt: „Freilich wäre es mir moralisch möglich, meinen Zweck auf Kosten der Ehre und Ruhe Ew. Excellenz zu verfolgen, so hätte ich in den letzten Zeiten allerdings manche dazu dargebotene Gelegenheit ergreifen können; wenn es aber dahin käme, dann könnte ich wenigstens nicht mehr, wie heute, mit freier und reiner Brust vor Ew. Excellenz treten", wodurch sich dieser genöthigt sah, was Schultz wohl hätte vorhersehen sollen, ihn zur Erläuterung des Ausdruckes auf Kosten seiner Ehre und zu namentlicher Angabe der von ihm erwähnten Gegenstände und Gelegenheiten aufzufordern. Schultz erwiederte: „Ew. Excellenz bitte ich, in unterthäniger Beantwortung des so eben erhaltenen gnädigen Billets, nicht darauf zu bestehen, daß ich meinen gestrigen Ausdruck, wonach ich, meinen Zweck, auf Kosten der Ruhe und Ehre Ew. Excellenz zu verfolgen, wenn es mir moralisch möglich wäre, in den letzten Zeiten manche mir dargebotene Gelegenheit hätte ergreifen können, durch namentliche Angabe der Gegenstände und Gelegenheiten erläutern soll. Nehmen Ew. Excellenz mein gestriges Schreiben nicht als vertrauliche Aeußerung in Gefolge des Gespräches, welches Ew. Excellenz selbst, unter Aufforderung gleicher Erwiederung, mit dem Stempel des persönlichsten Vertrauens zu bezeichnen die Gnade hatten, sondern in officieller Categorie, so sprechen Hochdieselben damit aus, daß ich schon jetzt zu eben der äußersten Nothwendigkeit gebracht bin, deren Abwendung Ew. Excellenz gestern mit eben so viel gütiger Rücksicht auf die Wiederherstellung der Ehre meiner Person, als in Rücksicht auf die Erhaltung der Ehre der Behörden auf alle Weise bewirken zu wollen mir gnädigst erklärten; alsdann ist auch die gestrige Unterredung als officiel anzunehmen, und da mein Schreiben, wie jede Aeußerung sich darauf und insonderheit auf Ew. Excellenz Aeußerung, daß mein Antrag wegen öffentlicher Genugthuung nicht von mir komme, lediglich bezog, so bleibt mir dann nichts übrig, als meine Angabe darüber nebst allem, was ich sonst auf dem Herzen habe, für den Richterstuhl aufzusparen, der nach Abwägung meines Ver-

schuldens und meines Verdienstes in letzter Instanz über meine Existenz entscheiden mag. Als vertrauliche Aeußerung genommen, beschwöre ich Ew. Excellenz aber, sich jene Frage selbst zu beantworten, und zu beherzigen, wie vielfache Mittel es gibt, einen Staatsmann um Ehre und Reputation zu bringen, Mittel, welche eben so sehr der Moralität entgegen, als der Politik unserer Tage gemäß sind, und die nicht nur täglich angewandt werden, sondern die vor aller Welt Augen liegen, und in Fällen, worüber die Beweise bis jetzt lediglich in meiner Hand sind, nicht nur unbestraft, sondern unter öffentlicher Belohnung und anscheinend allgemeiner Billigung angewandt werden. Ich beschwöre Ew. Excellenz zu beherzigen, worauf freilich Niemand Sie aufmerksam machen wird, als derjenige, der es von Grund aus redlich mit Ihnen meint, wie Niemand im Staate mehr, als eben Ew. Excellenz diesen Mitteln Blößen darbieten müsse, und daß nur entweder Indolenz und Kraftlosigkeit oder Religion, tiefgewurzelte Anhänglichkeit und Patriotismus denjenigen abhalten können, sich ihrer gegen Ew. Excellenz auf die empfindlichste Weise zu bedienen, den Sie für die tiefste Kränkung, die ein Mann erleiden, bei dem höchsten Bewußtsein, welches ein Mensch haben kann, so lange der Genugthuung entbehren lassen. Möchte Ew. Excellenz die Geschichte meines Lebens so bekannt sein, um sich die letzte Ueberzeugung zu verschaffen, daß der, der um kleiner Veranlassungen, wenn Ehre und Pflicht im Spiel waren, sein Leben, seine zeitliche Wohlfahrt unbekümmert daran setzte, in einem Augenblick, wie dieser, wenn er durch eine beispiellose Ungerechtigkeit im Leben ehrlos sein muß, durch einen ehrenvollen Tod alle Schande von sich abzuwaschen des tiefsten Ernstes ist. Möge Ew. Excellenz aus allem diesem einen Begriff von der Stärke der persönlichen Ergebenheit erhalten, die mich bis so weit geleitet hat, daß ich heute noch wahrhafter, als irgend einer, der sich nennen dürfte, behaupten darf, Ew. Excellenz Ehre und Ruhm als meine eigenste Angelegenheit besorgt zu haben; möge Ew. Excellenz daraus endlich ein solches Vertrauen zu mir zu fassen möglich sein, um Ihre Entschlüsse im Verhältniß zu mir nicht mit Personen zu berathen, welche, hoffentlich in der besten Meinung, aber auf die unvorsichtigste Weise von der Welt, Ew. Excellenz Namen weniger schonen, als Ihr ärgster Feind nicht thun könnte. Sehen Ew. Excellenz gleichwohl in meinem jetzigen Schritte Spuren einer selbständigen, mißtrauischen Vorsicht, so findet sich dieses durch die im Jahre 1810 gemachte Erfahrung, da ich mich ohne den mindesten Rückhalt hingab, und eben durch die Besorgniß gerechtfertigt, daß, so lange Ew. Excellenz mir Ihrerseits nicht ein vollkommenes Vertrauen gewähren, mir von jenen Personen, denen ich ganz allein jene unedle Mißhandlung zuschreibe, wo möglich, nochmals so mitgespielt werden möchte. Lassen Ew. Excellenz daher — es ist meine letzte Bitte — in das ernste Verhältniß, welches sich gegenwärtig zwischen uns entwickelt, keine Mittelsper-

son eintreten; lassen Ew. Excellenz dieses, wo möglich, die letzte schriftliche Erklärung sein, welche Sie von mir fordern; erlauben Ew. Excellenz mir, zu jeder Zeit mit Ihnen mündlich von Herzen zum Herzen zu reden, über das, was allein dazu geeignet ist; vor allem aber beschwöre ich Ew. Excellenz, keinen Augenblick zu versäumen, um ein Unrecht gut zu machen, an dem Sie keinen Theil haben dürfen, welches ich nicht zu ertragen vermag. Da ich dieses in Gegenwart meiner Kinder schreibe, so erwehre ich mich, indem ich schließe, des trostvollen Gedankens nicht, daß wenn die Familie, die ich unter mancher schweren Sorge so weit gebracht habe, durch meine Bemühungen für Pflicht und Ehre zu Grunde gehen sollte, sie unmittelbar zu der Quelle zurückkehrt, von der sie ausging. Und so wäre ich meiner Rechnung in dem Augenblick quitt, in welchem ich mich überzeugen müßte, daß ich weiter nichts erwarten darf. Ich werde morgen, um meines nächsten Schicksals gewiß zu werden, aufzuwarten versuchen." Ohne Zweifel wurde dem wild aufgeregten, überreizten Manne die verlangte Genugthuung in der Erklärung, daß er stets aus reinen Gründen gehandelt habe, wirklich zu Theil, wenn auch Hardenberg die geforderte Untersuchung seines Benehmens ganz abgelehnt haben dürfte. Auch in einer anderen, den Uebersender jenes Ringes betreffenden Angelegenheit wurde Schultz damals beruhigt.

Die Auflösung der Hauptsäcularisationscommission erfolgte am 15. April, mit Bezeigung Allerhöchster vollkommenster Zufriedenheit. In einem an demselben Tage an Schultz gerichteten Königlichen Handschreiben wurde der ausgezeichnete Diensteifer und das zweckmäßige Betragen, welche er bei dem wichtigen Säcularisationsgeschäft, wie bei der Aufhebung des ehemaligen und der Wiedereinrichtung eines neuen Domcapitels in Breslau bewiesen habe, lobend anerkannt, und der König behielt sich vor, ihm Beweise seiner Zufriedenheit zu geben — gewiß die schönste Wiederherstellung seiner gekränkten Ehre. Zu gleicher Zeit wurden Wilckens und Schultz mit der Fortführung der Geschäfte betraut. „Der Staatsrath Schultz", heißt es in dem betreffenden Erlasse Hardenberg's, „besorgt die Vollendung des Etats und die Aufräumung des Rechnungswesens der Commission und der Administrationen, indem er zugleich wegen der Verwaltung der Hauptcasse, Regulirung der Pfarreien, der Fundationen und des Schuldenwesens, der durch die Cabinetsordre vom 16. v. M. erhaltenen Bestimmung gemäß, die nöthige Einrichtung trifft; auch soll derselbe die übernommene Ausführung des Planes zur Vertheilung von Grundeigenthum an die nothleidenden Weber im Gebirge fernerhin leiten, und ihm deshalb, wie bisher, die Verfügung über die Gebirgsgüter des Stiftes Grüßau commissarisch übertragen bleiben. — Gegen Ende Mai erwarte ich von beiden Commissarien einen gemeinschaftlichen Bericht über den bewirkten Abschluß und die Vertheilung der Geschäfte an die ordinären Behörden, zugleich auch Vorschläge über die anderweite

Anstellung des subalternen Personals der Commission, welches so lange noch zu adhibiren ist; auch muß bis dahin das Personal der Specialcommission, so wie die Bischöfliche Generaladministration entlassen werden. Bis der Staatsrath Schultz, welcher baldmöglichst nach Breslau zurückkehren wird, die Geschäfte der Commission in eigenem Namen übernimmt, sind solche von den Regierungsräthen Freiherren von Lottwitz und von Stein nach näherem Auftrage zu versehen."

Neben den vielfachsten Geschäften erfreute sich Schultz zu Berlin des vertrautesten Umganges seiner alten Freunde; auch Solger befand sich wieder in Berlin, wo er als Professor an der neugegründeten Universität bedeutend wirkte. Altenstein bezeigte dem bewährten Freunde seine alte zutrauliche Theilnahme. Die Uebungen und Aufführungen der Singacademie wurden von Schultz fleißig besucht. Außer der Musik beschäftigte ihn sehr lebhaft das Studium von Goethe's Farbenlehre, in welcher ihm ein ganz neues Licht aufgegangen war; die mannigfachsten Versuche und weitgreifendsten Studien wurden auf ihre Veranlassung unternommen. Schon im vorigen Frühjahr hatte er ein Zimmer mit einem ordentlichen Apparat nach Goethe's Vorschriften eingerichtet, wie Zelter dem Dichter berichtet, indem er zugleich bemerkt, Schultz stimme, so viel er wisse, in allen Puncten seiner Meinung bei. Um dieselbe Zeit begann er eine Abhandlung über die farbigen Ränder und die verkleinerten Bilder nach Goethe, zur Widerlegung eines Angriffes auf diesen vom Berliner Stadtrath Poselger in Gilbert's Annalen (1811 Heft 2). In den Anfang unseres Jahres scheint die Einleitung eines Aufsatzes zu fallen, welcher die bis dahin zu Berlin hervorgetretenen Bestrebungen für und gegen Goethe's Farbenlehre darzustellen beabsichtigte. Diese enthusiastische Erhebung von Goethe's viel angefeindetem Werke ist zu bezeichnend, als daß wir uns deren Mittheilung hier versagen dürften. Sie lautet wörtlich also:

„Die in Berlin herrschende Tendenz zur Empirie, Mathematik, Atomistik hat ihr altes Uebergewicht über die Wissenschaft, Philosophie, Dynamik durch die Art der Aufnahme des Goethe'schen Werkes zur Farbenlehre abermals siegreich bewiesen. Von diesem Werke können wir in der Kürze sagen, daß es seinen Gegenstand nicht bloß wissenschaftlich, sondern im ächten früheren Sinne durchaus philosophisch behandelt, fortschreitend auf höherer Bahn, indem es aus dem Vorhandenen, Bekannten, wie die Alten aus dem Feuer, Wasser, Erde und Luft, vor unseren Augen das Unbekannte, Unerklärliche aufbaut, und der Künste der Mathematik nicht bedarf, mit einer Würde und Kraft, wie sie im Umfange der neueren Physik bis jetzt nicht erschienen war, gegenwärtig und treffend die Dynamik der Atomistik entgegenstellt, und auf das Lebhafteste den alten, vielleicht uranfänglichen und ewigen Streit zwischen Platonischer und Aristotelischer Schule, Idealismus

und Realismus, oder bestimmter Formalismus und Materialismus erneuert, zum Jubel derer, die nicht anders als mit Plato denken und, aller neueren Bemühungen ungeachtet, des Aristoteles Gelehrsamkeit nur für eine Sammlung kostbarer Essenzen ansehen können, aus welchen die Götter in jenes Haupte den Balsam des Lebens bereitet hatten. Wie wir uns auch stellen, es bleibt uns unmöglich, ruhig und kalt zu sein, wo es sich um das heiligste Leben handelt. Und so erkennen wir in Goethe's Werke, wie bei jenen Alten, mit tiefer Rührung jene lichtvolle Umfassung des gesammten Lebens und Wissens, jene wahrhaft religiöse Scheu, den Schleier der göttlichen Spuren auf der Erde zu lüften und über die Gränzen der Menschheit hinauszustreben, die nicht minder die Gränzen aller Wissenschaft sind, zugleich aber auch jene Freiheit, Zuversicht und Keckheit gegen das geringere Geschlecht der Gegner, welches, stets in eitlem Wahne, durch eigenes Verdienst sich unmittelbar an den Thoren der Gottheit zu sehen, seine ängstlich mühevollen Bestrebungen seit Jahrtausenden wiederholt, ein Bild des Sisyphus und des Tantalus, den ewigen Durst zu löschen sich vergebens quälet. Ein so ursprünglicher, ausschließender Gegensatz des innersten Wesens konnte bei seiner Erscheinung in der Welt nicht anders als eine heftige Parteiung erzeugen. Goethe, der den Kampf beider Parteien geschichtlich seit jener Urzeit her erkannt, dem die Widersacher schon früher bei einem Versuch feindlich entgegengetreten, stellt sich hier nicht nur vollgerüstet dar, er überfällt den sorglosen Gegner, den die Zeichen der gewaltigen Zeit nicht genugsam zu warnen vermochten, mit solcher entscheidenden Uebermacht in allen Waffen, von allen Seiten her, daß der Widerstand, wie ernstlich gemeint, doch voraussichtlich nur schwach und unwirksam sein kann. Hier in Berlin, wo alle äußere Bedingungen des gesellschaftlichen Zustandes entschiedener und dauernder, als irgendwo in Deutschland der mathematisch-astronomischen Behandlung der Wissenschaften den Vorzug vor der philosophisch-dynamischen sichern, ist die Zahl der Gegner Goethe's vielleicht die Zahl aller Gelehrten von Profession. Nur unter seines Gleichen und unter den Dilettanten findet er Anhänger, die, je nachdem ihnen die Sache näher oder entfernter liegt, mehr oder weniger lebhaften Antheil an dem Kampfe nehmen, jedoch vor dem absoluten Uebergewicht der Gelehrten nicht aufzukommen vermögen. Damit nun von diesem, in doppeltem und umgekehrtem Verhältniß so ungleichen Kampfe, welcher dem Kampfe der ersten Christen mit ihren Verfolgern nicht unähnlich siehet, einige geschichtliche Spur übrig bleibe, sind wir entschlossen, das, was sich hiesigen Orts in der Sache zuträgt, von Jahr zu Jahr mit einer solchen Ausführlichkeit anzuzeigen, wie sie etwa dem Interesse eines größeren wissenschaftlichen Publicums entsprechen möchte. So sind wir denn hier des Vorsatzes, die Ereignisse des eben abgelaufenen ersten Jahres seit Erscheinung des Werkes vorzutragen, die, wenn sie gleich nicht erfolgreich schei-

nen, doch als vorbedeutende Zeichen der Zukunft nicht unwichtig sind."

Am 24. Mai reiste Schultz ohne die Seinigen in Häckel's Begleitung von Berlin nach Breslau zurück. Hier, wo er in der Curie am Dom seine Wohnung nahm, machte er gleich in der ersten Zeit die Bekanntschaft der verwittweten Baronin Friederike von Richthofen, einer geborenen Prinzessin von Holstein-Beck, die sich mit vollstem Vertrauen und innigster Verehrung an den von frischester Geisteskraft erfüllten Mann anschloß, wovon der vorhandene Briefwechsel ein anziehendes Zeugniß abgibt. Auch der damalige Geometer From, sein späterer Schwager, jetzt Generalmajor und Ingenieurinspecteur, fühlte sich ganz von der tüchtigen, auf festem Grunde ruhenden Persönlichkeit von Schultz hingerissen, der ihm als Leitstern auf seiner Bahn vorleuchtete. Auf seinen Rath nahm derselbe Ingenieurdienste.

Im Juni gerieth Schultz über die Installation des Domcapitels wegen eines Eingriffes in die ihm übertragenen Rechte mit dem Ministerium des Inneren in eine ihm unangenehme Verwickelung, welche der Minister Schuckmann, der sich eben bei Breslau aufhielt, in einer Unterredung zu lösen suchte, zu welcher er ihn in der frühesten Morgenstunde des 30. Juli, kurz vor seiner an demselben Tage erfolgenden Abreise, nach Hartlieb zu sich beschied. Das Ergebniß dieser Unterredung gibt Schultz selbst auf dem Einladungsbillet Schuckmann's noch an demselben Tage in folgender Weise an: „1) Herr von Schuckmann erklärte, wie ihm die von dem Unterzeichneten nachgewiesenen Actenwidrigkeiten in den Verfügungen vom 14. v. M. und die daraus in der Sache entstandene Verwirrung sehr unangenehm, und 2) wie die Schuld davon lediglich der Nachlässigkeit des Decernenten und der Unkunde des Departements mit den Verfügungen Seiner Excellenz des Herrn Staatscanzlers beizumessen, und ihm deshalb lieb sei, daß namentlich von dem Installationspatente vom 14. v. M. kein officieller Gebrauch gemacht sei, hingegen 3) auch nicht die mindeste Absicht oder Ahnung stattgefunden habe, den Unterzeichneten dadurch zu beleidigen; daß man 4) sich jeder weiteren Verfügung in den Angelegenheiten des Domcapitels von Seiten des Departements enthalten werde, bis der Unterzeichnete bei seiner Rückkehr nach Berlin seine diesfälligen Anträge Höchsten Orts gemacht und dem Departement mitgetheilt haben werde, indem er 5) wünsche und hoffe, der Unterzeichnete werde sich durch jenen unangenehmen Vorfall nicht muthlos machen lassen, an diesen Angelegenheiten weiteren Theil zu nehmen, und dem Departement in deren Arrangement behülflich zu sein. Wogegen 6) der Unterzeichnete wiederholt erklärte, daß er zwar seine ihm in dieser Angelegenheit Allerhöchst auferlegte Dienstpflicht auf keine Weise vernachlässigen, jedoch, zu Vermeidung ähnlicher Vorfälle in der Zukunft, es als Pflicht gegen sich selbst betrachten werde, jeden bisher freiwillig

übernommenen Antheil an den Geschäften abzulehnen, in welchen er mit dem Departement zu collidiren in Gefahr käme; daß er übrigens den Herrn von Schuckmann, als Chef des Departements, hiebei am mehrsten zu bedauren Ursache finde, weil derselbe, nach seiner Stellung, alle Unannehmlichkeiten der Sache ohne Genugthuung empfinden müsse, und daß er, um diese nicht zu vermehren, sämmtliche auf jenen Vorfall Bezug habende Piecen bei seinen Privatacten behalten, und nicht anders, als in soweit das Departement dazu Veranlassung geben möchte, davon weiter einen officiellen Gebrauch machen werde." Auch hier kann sich die peinliche Sorge, seine Dienstehre gegen jede irgend mögliche Verletzung zu wahren, nicht im Geringsten verläugnen. Im August kamen der König und Hardenberg nach Breslau. Schultz machte in demselben Monate mit Steffens eine sehr genußreiche Reise in's Gebirge, von wo er, während dieser seine dortigen Wanderungen fortsetzte, sich nach Berlin zurückwandte. Hier verlebte er vom 7. September bis zum 23. März des folgenden Jahres eine vielbewegte, für die Rettung des muthig sich aufraffenden Preußens höchst bedeutende Zeit. Freund Langermann hatte während des Sommers eine Reise nach Schlesien, Sachsen und Böhmen gemacht, auf welcher er sich in Carlsbad wieder freundlich mit Goethe zusammenfand. Mit diesem hatte er auch von Schultz, von dessen inniger Verehrung seiner Werke und besonders von seiner Begeisterung für die Farbenlehre gesprochen, so daß dieser sich veranlaßt fühlte, ihm durch Langermann namentlich und persönlich Angenehmes sagen zu lassen. Im October, wo Schultz eine neue Wohnung in der Kronenstraße bezog, litt er am kalten Fieber.

Inmitten der gewaltigen Bewegung und der vaterländischen Begeisterung, welche dem Unglücke Napoleon's und der Capitulation York's folgten, fühlte sich auch Schultz mächtig gehoben. Die Franzosen mußten Ende Februar das von den Cosaken überfallene Berlin verlassen; der Jubel des Volkes war allgemein. Am 4. März rückten die Russen, sechs Tage später York in Berlin ein; am 17. erschien zu Breslau die Berufung zur allgemeinen Landwehr. Altenstein wurde zum Civilgouverneur von Schlesien ernannt. Auf seinen Wunsch reiste Schultz am 23. März mit ihm nach Breslau ab, wo er sich sogleich als Freiwilliger beim Militärgouvernement einstellte, und vom frühsten Morgen bis zum späten Abend in dieser Bestimmung nicht ohne Erfolg thätig war. „Freilich äußert sich hiebei", schreibt er am 1. Mai seinem in den Kriegsdienst getretenen Freunde Häckel, „der innere Feind, von dem ich Ihnen so oft sprach, deutlicher, als jemals; mit ihm kämpfe ich auf Tod und Leben; Gott weiß, ob zu siegen und Frieden zu erringen möglich sein wird. Meine Gesundheit hat darunter, wie ich mit wahrem Kummer täglich mehr erfahre, wesentlich gelitten. Jetzt da ich ihrer mehr als je bedurfte, muß ich mich matt und stumpf fühlen; die Brustschmerzen verfolgen mich in diesen Tagen durch gutes und

schlechtes Wetter; ich muß es nunmehr glauben, daß es kein Rheumatismus, sondern eine allgemeine Schwächung der Constitution ist. Mein lieber Freund, Sie können durch Thätigkeit und Anstrengung Gesundheit erobern; ich muß nach Ruhe und Erholung trachten, und alles treibt mich vorwärts, und läßt mich nicht ruhen, jetzt weniger, als je. Vielleicht ermannte sich meine Natur, wenn ich die Strapatzen mit Ihnen theilen könnte, wenn ich die dumpfe Luft, die Unruhe und Sorge des Geschäftslebens für immer verließe! Ich erwarte den Beruf; er wird an jeden von uns gelangen; gebe Gott, daß ich ihm zu entsprechen vermöge!" In demselben Brief heißt es vorher: „Ich weiß, Sie finden Ihren Beruf in dem Kriegesstande, wie Sie ihn darin gesucht haben. Also mit Gott vorwärts! Ich kann Sie herzlich beneiden um das Glück, das Leben für eine solche Sache wagen zu dürfen. Daß ich es noch nicht darf, sehen Sie wohl ein, wie ich selbst. Doch bin ich nicht unthätig gewesen, und werde es fernerhin nicht sein. Mein Gewissen soll nie aufhören, mir zu sagen, daß ich in guten, wie in bösen Zeiten meine Schuldigkeit gethan." Auch sein lieber Frome, der sich seiner reinsten, edelsten und thätigsten Theilnahme zu erfreuen hatte, war auf seinen Wunsch zur Armee gegangen.

Schultzens Gattin, die bei seiner Abreise krank gewesen war, kam am 6. Mai in Breslau an, wo eine Wohnung im Haak'schen Bade bezogen wurde. Auch Redtel traf auf seiner Flucht von Berlin bald darauf zu Breslau ein. Bei den bedenklichen Verhältnissen, die noch immer alles für die Preußische Hauptstadt fürchten ließen, wandte sich Schultz am 19. Mai an seinen Freund Zelter, mit der dringendsten Bitte, für seine Möbeln und Bücher die beste Vorsorge zu treffen. Dieser erwiedert schon am 23., nachdem er der von ihm getroffenen Vorkehrungen gedacht hat: „Der schlimmste Fall, der nun eintreten kann, ist der, wenn alle Männer mit dem Landsturm hinaus müssen von Berlin weit abwärts; dann weiß ich keinen Rath, und meine Familie und meine Häuser sind ihrem Schicksale überlassen, doch sind wir der Hoffnung, daß es nicht zum Allerschlimmsten gehen werde, indem wir uns zum Schlimmsten bereiten. In möglichen Fällen wünschte ich Sie und Ihre gute Frau zu beruhigen, daß das Vertrauen, welches Sie auf meine Sorge setzen, nach Kräften honorirt werden soll, und Langermann, zu dem ich auch gestern Abend noch ging und Ihren Brief zeigte, will auch besorgt sein, Schaden abwenden zu helfen. Langermann ist fast meine einzige Gesellschaft; denn viele sind freilich davon gelaufen, auf die man auch nicht gerechnet hatte, doch sind Fichte, Schleiermacher, Savigny und Schmalz noch hier. Wolf ist auf einige Tage, wie er sagt, nach Ziebingen geritten; er war für seine Manuscripte besorgt. Die Nachrichten von der Armee haben sich seit gestern verbessert. — Goethe hat mir aus Teplitz vom 3. d. geschrieben, und ein Gedicht („Ich habe geliebt, nun lieb' ich erst recht") gesandt für die Liedertafel. Ich schreibe

es ab, und lege es bei, mit der Bedingung, es für sich zu behalten. — Mit der Singacademie geht es zwar, wie sonst, aber die Tenöre und Bässe sind dünn worden. Meine Instrumentalübungen des Freitags habe ich schon zweimal absagen müssen, da ich zum Exerciren commandirt war. Was man nicht alles lernen muß, um einander das Leben sauer zu machen! Auch Langermann exercirt, was die Haut halten will; am Besten nimmt sich Fichte aus. So was muß Respect geben!"

Am 29. Mai ging Schultzens Familie in Begleitung von Frau Steffens, deren Gatte selbst in Dienst getreten war, nach Neiße, und von dort nach dem reizenden Schloß Johannisberg, wo der alte Fürstbischof von Hohenlohe-Bartenfels, dessen Vortheil Schultz möglichst zu vertreten gesucht hatte, seiner Familie, da Breslau verloren war, eine Zufluchtsstätte bereitet hatte. Am 31. Mai reiste Schultz mit Altenstein nach Brieg, und von dort nach Neiße, wo man Anstalten zur Belagerung machte, als am 4. Juni ein Waffenstillstand bis zum 20. Juli geschlossen ward. Vom 17. bis zum 30. Juni, wo Schultz eine Reise in's Gebirge antrat, finden wir ihn zu Johannisberg. Später reiste er in's Lager zu Reichenbach, besuchte Grüßau und Johannisbad; nach Reichenbach zurückgekehrt, erlitt er einen Blutsturz; in Peylau ward er vom Fieber ergriffen. Am 12. August war er wieder bei den Seinigen auf Johannisberg zurück, begab sich aber darauf zur Herstellung seiner Gesundheit nach Bad Reinerz, wo er mit Hirt und Heindorf zusammentraf, besonders aber erfreute er sich hier der herzlich innigsten Mittheilungen Altenstein's. „Sie haben es wohl bemerkt", schreibt dieser ihm am 4. October, „wie unendlich schmerzlich mir der Abschied von Ihnen gefallen ist! Gerne hätte ich Ihnen noch verschiedenes gesagt, was ich sehr lebhaft fühle, allein es war mir nicht möglich, da ich zu weich gestimmt war. Auch jetzt will ich Sie und mich nicht durch Klagen über unsere Trennung, und daß wir keine Aussicht haben, wieder vereinigt einen Weg zu gehen, weich machen. Es kann sich ja doch vielleicht alles schnell dazu gestalten. Herzlichst danke ich Ihnen nochmals für alles, was Sie mir, mein Theuerster, in dieser letzten schweren Zeit waren. — Ihre guten Wünsche werden mich zu dem schwer in dieser Zeit zu erreichenden Ziel, nach dem ich strebe, begleiten. Meine herzlichen Wünsche begleiten auch Sie! Bald soll, hoffe ich, Ihre Gesundheit wieder so befestigt sein, daß ich es wagen darf, Sie nochmals aufzufordern, Ihr Schicksal an das meinige zu knüpfen, wenn es sich zu etwas gestaltet." Am 18. ward die große Völkerschlacht geschlagen. Schultz kehrte nach Breslau zurück, wo er in der Schaffgottschen Curie seine Wohnung nahm. Hier aber ward er bald vom Nervenfieber befallen, und auch sein ältester Sohn erkrankte. Der Plan, Altenstein bei der Verwaltung der von den verbündeten Armeen zu besetzenden Länder angemessen zu verwenden, zerschlug sich, und er zog es vor, statt dem Haupt-

quartier zu folgen, vorab nach Berlin zurückzukehren. Von hier schreibt er am 6. November an Schultz: „Ich hoffe, es soll mit Ihrer Gesundheit so gut gehen, als ich es mit treuem Herzen wünsche. Die Sachen haben sich herrlich gestaltet, wir gehen einer wichtigen Zeit entgegen; wir müssen so wenig, als möglich, getrennt sein, um uns solcher zu erfreuen, uns für die Einwirkung auf selbige möglichst vorzubereiten, und vereint an deren Gestaltung zu arbeiten. Jüngst habe ich mich gefreuet, aus mehrfältigen Unterredungen mit dem Staatscanzler über Sie, mein Theuerster, zu bemerken, daß er Sie richtig würdigt, und sehr viel von Ihnen erwartet. Der Herr von Stein wünschte Sie als Rath beizuziehen, und der Staatscanzler wollte Sie auch berufen. Ich bemerkte, daß Ihre Gesundheit diese Art von Geschäftsführung nicht ertragen dürfte, und lehnte es dadurch für Sie ab. Späterhin sagte mir der Staatscanzler, es sei sehr gut, daß er den Wunsch des Herrn von Stein nicht habe erfüllen können, da für Sie auch eine angemessenere Stellung zu wünschen sei." Und Ende November äußert derselbe: „Die Ihnen abermals zugedacht gewesene neue Bestimmung bei Herrn von Klewitz (Civilgouverneur der wiedereroberten Länder zwischen Weser und Elbe in Halberstadt) beunruhigt mich so sehr wegen Ihrer Gesundheit. Leider höre ich, daß der Herr Staatscanzler Ihnen nach dem Antrag des Herrn von Klewitz diese neue Bestimmung bekannt gemacht hat, und begierig bin ich, zu erfahren, was Sie für einen Entschluß gefaßt haben. Wird auch diese Bestimmung Ihrer Gesundheit weniger nachtheilig sein, als die Ihnen früher zugedachte Stellung, so bin ich doch nicht ohne Besorgniß, wenn Sie dem Wunsch, auch die letzten Kräfte in dieser Zeit zu opfern, nachgegeben und solche angenommen haben." Schultz lehnte jene Stelle freundlich ab.

Am 11. December verließ er mit den Seinigen Breslau, um sich zunächst nach Grüßau und von dort nach Berlin zu begeben, wo er am 23. anlangte. Hier fand er auch seinen Bruder und dessen Gattin, die bis zum folgenden April in seinem Hause wohnten. Das Studium der Farbenlehre wurde im Frühling von Neuem lebhaft aufgegriffen. Daneben beschäftigten ihn sehr eifrig seines Freundes, des Englischen Kaufmanns Eduard Solly *Betrachtungen über Staatswissenschaft*, welche im Englischen Original mit der von Schultz angefertigten Deutschen Uebersetzung und einigen Erläuterungen des Verfassers, woran Schultz ohne Zweifel großen Antheil hatte, in diesem Jahre erschienen. Leider fühlte er sich um dieselbe Zeit durch das ordnungswidrige Verfahren bei der Uebergabe der Geschäfte der Hauptsäcularisationscommission an die Schlesische Regierung und durch das ressortwidrige Eingreifen der zweiten Generalverwaltung des Finanzministeriums tief verletzt, worüber es zu manchen herben Aeußerungen kam. Am 15. Juni wurde Schultz sein Sohn Siegfried

geboren, bei welchem Altenstein, der nach Wien gereist war, mit größter Freude die ihm angebotene Pathenstelle übernahm. „Ich werde", schreibt dieser am 29. Juli, „alle Gefühle, welche mich für seine geliebten Eltern beseelen, auf ihn übertragen. Der Himmel verleihe ihm von den wenigen guten Eigenschaften, die ich besitzen mag, die besten, und lasse Ihnen recht viele Freude an solchen erleben! Ich freue mich auf den Augenblick, wo er meine Liebe wird fühlen und an solcher wird erkennen können, was mir sein Vater ist, und wie sehr ich diesen als Freund liebe und achte. Durch die Hinaussetzung des Congresses zu Wien hat sich, mein Theuerster, seitdem Sie mir geschrieben haben (am 29. Juni), sehr viel verändert. Ich freue mich, daß Ihnen dadurch das Zusammenkommen mit dem Herrn Staatscanzler so sehr erleichtert worden ist. Es ist abscheulich, daß Sie durch Roheit und eine gemeine Bosheit so sehr geplagt worden sind. Neben dergleichen Vorfälle auch unsere Kräfte, wie ich aus Erfahrung kenne, so greifen sie doch auch wegen der Unwürdigkeit des Gegenstandes weit mehr an, als würdigere Veranlassungen zur Kraftübung, und dieses schmerzt mich für Sie. Es ist daher recht gut, daß Sie, wie ich hoffe, schnell durch persönliche Rücksprache mit dem Staatscanzler der Sache ein Ende gemacht haben. Ich hoffe, Sie sollen recht vollständige Genugthuung erhalten. Erklären Sie sich nur recht offen, und lassen Sie Ihr Gefühl und Herz ganz sprechen. Sie haben, wie Sie mir sogleich sagten, bei der Behandlung der Sache bloß die Absicht gehabt, die Verdienste des Herrn Staatscanzlers in's hellste Licht zu stellen, und keine schiefe Auffassung darüber zu gestatten. Er wird gewiß für diesen Beweis Ihrer wahren Anhänglichkeit empfänglich sein. Hätte jeder so sein Vertrauen zu verdienen gesucht, so würde er ungleich weniger Unannehmlichkeiten gehabt haben, als ihm zu Theil geworden sind. Man kann sich darauf verlassen, daß er solche Beweise von Anhänglichkeit richtig fühlt, wenn man sie ihm gehörig auseinander setzt. Es würde dieses nicht bedürfen, wenn jeder so handelte, und wenn er nicht so sehr mit Geschäften überladen wäre. Es schmerzt mich, daß ich nicht dort anwesend bin, um schnell ganz über Ihre Lage in dieser und in anderer Hinsicht beruhigt zu werden. Ich gebe die Hoffnung nicht auf, daß Ihnen endlich eine ganz angemessene Stellung bei dem Staatscanzler werde zu Theil werden, da Sie für ihn, bei dem Vertrauen, was er auf Sie setzt, von so großem Werth sein würden; allein ich fürchte, daß andere es zu verhindern suchen, und daß Sie nicht rasch genug eine zweckmäßige Wirksamkeit erhalten. Wäre ich dort anwesend, so schmeichle ich mir, daß ich vielleicht etwas dazu würde beitragen können. Je weniger ich glaube, daß man auf mich rechnet, und je weniger ich gesonnen bin, mich zuzudrängen, desto mehr wünsche ich eine angemessene feste Bestimmung für Sie, und desto eher würde ich für Sie sprechen können. Benachrichtigen Sie mich, mein Lieber,

so bald, als möglich, sei es auch nur mit einer Zeile, wenn Sie ganz beruhigt sind, und wenn Sie glauben, eine angemessene Wirksamkeit zu haben. Sie überschätzen Ihre Kräfte nicht, allein das, was Sie sich zu leisten getrauen, müssen Sie eben deshalb auch zu leisten in Stand gesetzt werden, und Sie müssen nicht genöthigt sein, das Gute ohne Noth mühsam zu fördern. Kann ich vorerst schriftlich etwas dazu beitragen, so werde ich es mit großem Vergnügen thun. Ich darf hierüber kein Wort beifügen. — Es freuet mich sehr, daß Sie sich fortdauernd mit solcher Liebe mit Solly's Werk beschäftigen, und die Herausgabe der Schrift nicht übereilen. Es verdient solches gewiß diese sorgsame Pflege. Ich freue mich sehr darauf, die Resultate Ihres Nachdenkens zu sehen. Ist das Ganze noch nicht vollendet, wenn wir uns sehen, so liefere ich vielleicht auch noch einige kleine Beiträge. Ich habe in neuerer Zeit viele Bemerkungen gemacht, die zum Theil Beziehung auf diesen Gegenstand haben. Das ganze südliche Deutschland beinahe ist schon geraume Zeit zu den verschiedenartigsten Experimenten mißbraucht worden. Es zeigt sich recht klar, wie sehr die Beherzigung einiger Hauptsätze unseres Freundes Noth ist. Von den unzähligen Schriften, welche über die jetzigen Zeiten erscheinen, erhebt sich keine zu dieser Höhe. Die Rathschläge sind meistens todte Regeln, die nie in das Leben übergehen können." Ueber seine eigenen Zustände und Aussichten macht Altenstein ihm die vertrautesten Mittheilungen. „Daß es mir bisher sehr gut gegangen ist", schreibt er, „haben Sie von meiner guten Schwester (Nagler's Gattin) gehört. Ich habe viel in alten Erinnerungen gelebt. Die Gegenwart würde mich dabei zum Theil schmerzlich angeregt haben, wenn ich mich nicht schon längst gewöhnt hätte, den Wechsel der Dinge aus einem höheren Standpunct zu betrachten. Viel Schönes und Gutes ist untergegangen, allein das, was geblieben ist, hat sich herrlich bewährt. In diesem wenigen liegt viel Stoff für die Zukunft. Je weniger es geachtet und je mehr es sogar, wie es scheint, mißhandelt wird, desto kräftiger wird es sich einst entbinden. Eine solche Natur hat sicher eine höhere Bestimmung. Man muß nicht so leicht verzweifeln. Die Anhänglichkeit der Ansbacher und Baireuther an Preußen ist unbeschreiblich groß, und war mir sehr rührend. Es wäre eine sonderbare Erscheinung, wenn dieser Getreuen Sehnsucht allein unbefriedigt bleiben sollte. Sie, mein Theuerster, sind dort nicht vergessen. Ueber meine Lage kann ich Ihnen gar nichts schreiben. Es hat sich solche, seitdem ich Sie verlassen habe, gar nicht geändert, wenn ich nicht die eingetretenen Veränderungen und das gänzliche Stillschweigen gegen mich als eine wesentliche Aenderung betrachten muß. Nach vielen Umständen scheint mir solches beinahe der Fall zu sein. Verschiedene meiner Freunde, welche das Ganze besser, als ich übersehen können, scheinen der Meinung zu sein, daß man nicht beabsichtige, mich in Thätigkeit zu setzen. Sie kennen

meine Ansicht über diesen Punct. Ich wünsche für mich persönlich gar nichts als Entscheidung. Ich mache für den Fall, daß ich wieder in Thätigkeit treten soll, gar keine Forderung, als daß man solches der Sache wegen beabsichtige. Man wird mir denn die Bedingungen gewähren, welche zu einer nützlichen Wirksamkeit unerläßlich sind. Mehr fordere ich nicht, mit weniger kann ich mich aber auch nicht begnügen. Ich halte mich gar nicht für unentbehrlich, ich kann mir den Fall gar wohl denken, wo es für mich und das Ganze besser ist, wenn man mich außer Spiel läßt. Erfolgt dieses mit Anstand, so werde ich demungeachtet glücklich sein. Vielleicht bin ich dann nützlicher, als in irgend einer Geschäftslage, und meine Pflicht zu erfüllen ist alles, was ich wünsche. Ich fürchte nur immer, man versteht mich nicht ganz oder will mich nicht verstehen, so deutlich ich mich auch durch die That, mündlich und schriftlich ausgesprochen habe. Ich betrachte es als eine Fügung der Vorsehung, daß ich den Staatscanzler nicht gesprochen habe. Ruhig erwarte ich vorerst das Weitere. Meine Anwesenheit dort würde jetzt peinlich und unnütz sein. Ich erwarte daher zu irgend einem weiteren Schritt einige Veranlassung. Diese werde ich pflichtmäßig benutzen. Haben Sie darüber, mein Lieber, irgend eine besondere Ansicht, so werden Sie mich sehr verpflichten, wenn Sie mich offen davon benachrichtigen. Sie verstehen mich richtig, und mißdeuten keines meiner Gefühle. Ich fühle mich frei von aller Leidenschaft und Bitterkeit. Vieles kann ich mir nicht erklären; inzwischen wankt doch meine Ansicht über den Staatscanzler nicht, und ich vertraue ihm, daß er mich richtiger, als andere versteht, und mich daher, passe ich nicht in seinen Plan, mit Geradheit und Offenheit behandeln wird. Dafür werde ich ihm sehr dankbar sein. Der Himmel wird es machen, wie es gut ist, da ich mir bewußt bin, das Gute zu beabsichtigen."

Schultz, der nichts sehnlicher wünschte, als rasch von den mit so vielen Unannehmlichkeiten und Befehdungen verknüpften Schlesischen Geschäften ganz befreit zu werden, um bald in eine andere feste Stellung überzugehen, wandte sich am 4. August, gleich nach dem Empfange von Altenstein's Brief, mit folgendem Schreiben an den kurz vorher zurückgekehrten Staatscanzler. „Ew. Durchlaucht habe ich hiedurch um gnädige Bewilligung eines mündlichen Vortrages über das hier beiliegende Schreiben Seiner Excellenz des Herrn Staatsministers von Schuckmann und einen demselben beigefügten Bericht vom 10. und 11. v. M. unterthänigst zu bitten, damit ich mich der nach Höchstdero Befehlen unmittelbar unterzogenen Schlesischen Geschäfte entledigen, und meine anderweite Bestimmung submittiren darf. Das eigenthümliche Verhältniß und das uneingeschränkte Vertrauen, in welchem ich bisher so glücklich war, diese Geschäfte im Namen Ew. Durchlaucht zu führen, so wie der lebhafte persönliche Antheil, den Höchstdieselben an dem dadurch bewirkten vielfachen Guten zu nehmen geruhet,

berechtigen mich zu der Hoffnung, daß Ew. Durchlaucht nicht minder zu der definitiven planmäßigen Vollziehung der seit drei Jahren mit Anstrengung durchgeführten Arbeiten bereit, als geneigt sein werden, meine persönliche Ehre dabei zu retten, welche seit einiger Zeit zugleich mit dem Geschäfte selbst und Ew. Durchlaucht Hohen Leitung desselben durch ein unerklärliches, den Allerhöchsten Befehlen widersprechendes Verfahren gewisser Behörden vor aller Welt compromittirt worden. Gebot meinem Gefühle nicht die pflichtmäßige Betrachtung Schweigen, daß die großen Verhältnisse, welchen Ew. Durchlaucht so lange Ihre Aufmerksamkeit ungetheilt widmen mußten, nicht erlaubten, dergleichen Angelegenheiten zu Ihrer Kenntniß zu bringen, und wäre es mir nicht zugleich durch ein festes und ruhiges Betragen möglich gewesen, der nachtheiligen Wirkung der ordnungswidrigen Verfügungen, über welche ich Beschwerde zu führen habe, in Bezug auf meinen Geschäftskreis Einhalt zu thun und ein größeres öffentliches Scandal zu verhüten, so würde ich längst davon Anzeige gemacht und auf eine genugthuende Abhülfe oder Untersuchung angetragen haben. Jetzt bezweifle ich indessen nicht weiter, daß Ew. Durchlaucht bei Beendigung meines bisherigen Geschäftsverhältnisses meine Genugthuung, welche Sie nicht minder sich selbst und der Sache schuldig sind, zu bewirken die Gnade haben werden. Glücklicherweise liegt die Sache noch so, daß dieses ohne Kränkung Anderer geschehen kann, und ich wage daher nur, nochmals um baldigstgnädige Bewilligung eines mündlichen Vortrages zu bitten, in welchem ich die Ausfertigungen zum Schluß der Sache vorzulegen die Ehre haben werde. So leid es mir thun würde, wenn ich fernerhin den hohen Vorzug sollte aufgeben müssen, Ew. Durchlaucht unmittelbare Vorträge machen und mich persönlich von dem reinen Wohlwollen überzeugen zu können, welches Höchstdieselben gegen alles Edlere belebt, und worin ich so lange den erfreulichsten Lohn meiner Dienste gefunden, so werde ich mich doch in der Erinnerung an das Vollbrachte glücklich finden, wenn ich nur den Trost mit mir nehme, daß alle diese Sorgen und Anstrengungen für ihren Zweck nicht vergeblich gewesen sind." Hardenberg nahm seine Mittheilung freundlich auf, und befahl seine Anstellung im Ministerium des Innern, wo ihm die Finanzangelegenheiten des Cultus übertragen werden sollten.

Die um dieselbe Zeit erfolgende jubelnd begrüßte Rückkehr der Armee war für Schultz auch deshalb besonders erwünscht, weil sie ihm Häckel und From nach Berlin zurückführte. Im September trat er nach einem kurzen Ausflug nach Tempelberg in das Ministerium des Innern ein. Altenstein, den er schon am 22. August von der glücklichen Bestimmung seines Verhältnisses in Kenntniß gesetzt hatte, erwiedert, durch besondere Verhältnisse an einer früheren Anwort gehindert, am letzten September: „Ganz erkenne ich in Ihrer Handlungsweise, mein Lieber, Ihre thätige Freundschaft

und Ihr rücksichtsloses Verfolgen dessen, was Sie für gut halten. Ich darf Ihnen nicht weitläufig auseinander setzen, wie sehr ich dieses und wie wohlthätig ich es fühle, da Sie wissen, welchen großen Werth ich auf Sie in dieser doppelten Beziehung setze. Eine jede neue Aeußerung Ihrer freundschaftlichen Theilnahme erhält dadurch einen doppelten Werth für mich. Ich freue mich, daß Sie mit dem Staatscanzler so offen über mich gesprochen und ihm Ihre Ansicht über meine Berufung nach Wien so unbefangen vorgelegt haben. Sollte es wirklich noch in seinen Planen liegen, mir eine nur einigermaßene Wirksamkeit zu überlassen, so würde mein Aufenthalt zu Wien für mich und für die Sache höchst wichtig gewesen sein. Gewiß haben Sie, mein Theuerster, dieses sehr richtig durchblickt. Ich gestehe, daß mich die Ueberzeugung von der Richtigkeit dieser Ansicht beinahe zu dem Entschluß veranlaßt hätte, die Reise dahin auch ohne förmliche Berufung vorzunehmen. Bei einer genauen Zusammenhaltung der Aeußerungen des Herrn Staatscanzlers gegen Sie mit denen gegen Andere mich betreffend und bei einer sehr unbefangenen Prüfung der Möglichkeit, den Zweck nur einigermaßen, ohne einen Fuß zu heben, zu erreichen, mußte ich den Plan aufgeben. Bald hoffe ich Ihnen hierüber mündlich mehr mittheilen zu können, da ich in der Mitte k. M. zu Berlin einzutreffen gedenke. — Auch mit Ihnen, mein Lieber, scheint es der Himmel recht gut gemacht zu haben. Innigst freue ich mich, daß Ihr Verhältniß nach Ihrem Wunsch bestimmt ist. Es bleibt mir noch verschiedenes für Sie zu wünschen übrig, damit Ihnen ganz Gerechtigkeit werde, und ich hoffe, es soll der Himmel meine Wünsche für Sie erfüllen. Will er mir recht wohl thun, so muß er mir Gelegenheit geben, dazu beizutragen. Innigst danke ich Ihnen auch für Ihre freundschaftliche Theilnahme und Hülfe, den Unterricht meines Kleinen betreffend. Es hat mich solche sehr beruhigt. Auch hier hat es der Himmel recht gut gefügt. Der Kleine soll, hoffe ich, auf eine angemessene Art zu einem öffentlichen Unterricht vorbereitet werden. Freund Solly bitte ich Sie mich herzlichst zu empfehlen. Sein Entschluß, das Werkchen allein mit der Uebersetzung erscheinen zu lassen, hat auch sein Gutes. Rathen konnte ich ihm nicht dazu; denn er wird gar nicht und mißverstanden werden. Da er sich darüber wegsetzen will, so geben schiefe Urtheile über das Ganze vielleicht die beste Veranlassung zu einer recht eingreifenden Darstellung über das Werkchen, bei welcher man den Feind schon ganz kennt, und ihn daher desto besser fassen kann." Wirklich sah Solly zwei Jahre später sich veranlaßt, in einer an seine Recensenten gerichteten Ansprache sich über die Grundlage des Nationalwohlstandes zu erklären, wie er in einer anderen kleinen Schrift die Urtheile einiger deutschen Schriftsteller über England's innere und äußere Verfassung zu berichtigen versuchte. Auch an beiden letztgenannten Arbeiten dürfte Schultz nicht unwesentlichen Antheil genommen haben.

Aus dem Ende October ist uns ein Brief eines mit Schultz sehr vertrauten geschichtskundigen Breslauer Freundes erhalten, worin dieser theilnehmend äußert: „Daß du wohl seist, hörte ich unter anderen von Hagen (Professor von der Hagen); versuch' ja nicht, den Körper zu tyrannisiren! er will und soll seine Ordnung und sein Recht haben; dann ist er willig und freigebig. Nicht weniger ist es werth, daß deine Geschäftsverhältnisse in Ordnung sind; ich glaube, du hast das bessere Theil gewählt; denn persönlich und sachlich scheinen mir die Finanzen nicht nachzustehen, und ein scharfer Verstand ist besser, als halbe Genialität. Halt' nur deinen Grundsatz: Sine ira! (Ohne Zorn!) fest; er ist gewiß der wahre, und man erreicht mehr Gutes, als beim unerbittlichen Widerstreben. Turgot gibt ein Beispiel. Nach einigem, was mir Häckel erzählte, möchte ich aber fragen, ob du gegen Bülow (Finanzminister seit dem Ende des Jahres 1813) nicht in dieser Beziehung zu scharf und buchstäblich gesetzlich gewesen bist. Doch ich mag ungenügend unterrichtet sein, und wünsche nur herzlich, daß du dir das Leben nicht schwer machen mögest." Es läßt sich nicht läugnen, daß diese Mahnung sehr wohl an der Stelle war.

Unterdessen hatte sich schon vor einigen Monaten eine längst ersehnte Verbindung zwischen Schultz und Goethe gebildet, die in ihren Folgen um so bedeutender für ersteren ward, als das so innige Verhältniß zu Altenstein sich einige Jahre später so traurig trüben und mit den unerquicklichsten Zwistigkeiten enden sollte. Zelter hatte während seines diesjährigen Besuches zu Weimar der einsichtigen Verehrung wiederholt gedacht, welche Schultz Goethe's Werken, aus denen er einen Catechismus wahrer Lebensregeln zu sammeln längere Zeit beabsichtigte, und besonders seinen auf die Farbenlehre gerichteten Bestrebungen zuwende. Letzteres mußte dem Dichter um so angenehmer sein, als der bisherige Erfolg seiner Farbenlehre sehr ungünstig gewesen und alle Versuche, derselben durch Theilnahme bedeutender Männer weiteren Eingang zu verschaffen, fehlgeschlagen waren. Schon im Juni 1807, drei Jahre vor dem Erscheinen der Farbenlehre, hatte er zu Carlsbad an Graf Reinhard einen gelehrigen Schüler gefunden. Dieser hatte davon seinem Schwiegervater, dem alten Reimarus in Hamburg, Nachricht gegeben, der aber mit aller Höflichkeit und aller sonstigen Anerkennung über die neue Lehre den Stab brach. Auch der Versuch Reinhard's, dieser in Frankreich durch seinen Freund Villers Anerkennung zu verschaffen, blieb ohne Erfolg, doch ward Goethe gerade durch die ablehnenden Aeußerungen um so lebhafter zum endlichen Abschlusse des Werkes getrieben. Nach dem Erscheinen desselben fanden sich kaum einzelne Theilnehmende, während die Entgegenstrebenden von allen Seiten hervorbrachen, von denen die vom Standpunct der Schule aus scharf auf ihn eindringende, vom Verfasser ihm zugesandte Schrift des Kieler Professors Pfaff den Dichter tief verletzte. Schultz hatte diese Schrift auf das Genaueste

durchgenommen, wie eine große Anzahl uns handschriftlich vorliegender widerlegender Bemerkungen bezeugt. Um so erwartungsvoller mußte Goethe den von Langermann und Zelter ihm berichteten Bestrebungen eines so gewiegten Staatsmannes, wie Schultz, entgegen sehen, und so konnte er nicht länger versäumen, eine unmittelbare Verbindung mit demselben einzuleiten. Da er von Zelter vernommen hatte, Schultz entbehre ungern ein vollständiges Exemplar seiner am Ende des vorigen Jahrhunderts erschienenen Propyläen, so ließ er ihm durch den noch in Weimar weilenden Freund ein solches zukommen. Ueber den Antheil, den er bisher an seinen wissenschaftlichen Bemühungen genommen, äußerte Zelter im beigefügten Briefe, sei Goethe erfreut, und würde es noch mehr sein, ihn näher kennen zu lernen. Schultz sprach darauf dem Dichter den gerührtesten Dank für sein schönes Geschenk und seine freundliche Anerkennung aus. Nachdem er der langjährigen Verehrung seiner Person gedacht hat, bemerkt er, wie sein großes Werk zur Farbenlehre ihm Veranlassung zu Studien geworden sei, die seinem Leben längst Noth gethan, und ohne welche es nicht ferner habe bestehen können. Eine ausführlichere Darstellung seines Fortganges in dieser Sache werde er später vorlegen, da die durch die Rückkehr des Hofes vermehrten Geschäfte ihn augenblicklich zu sehr in Anspruch nähmen. Für jetzt wolle er nur bemerken, daß die physiologische Optik den Gegenstand seiner Untersuchung bilde, wozu er die physicalische nur hülfsweise als integrirenden Gegensatz heranziehe, und daß er bei redlichster Prüfung seine Darstellung der Farbenentstehung einzig entsprechend gefunden habe. Goethe erwiederte darauf eigenhändig, was er seit vielen Jahren sehr selten that, und übersandte den Brief durch Zelter, mit welchem er sich gerade in Wiesbaden befand. Der Antheil, den Schultz an den Propyläen nehme, mache ihm Freude, schreibt er, und dankbar erkenne er an, daß er seine Farbenlehre mit eigenen Studien bereichere. Auch ihm sei der physiologische Theil der anziehendste. Wolle er ihm seine Versuche und Ergebnisse auch nur aphoristisch mittheilen, so werde er ihn sehr glücklich machen. In Folge einer so liebevollen Aufforderung schrieb Schultz den ersten, später in Schweigger's Journal abgedruckten Aufsatz über physiologe Gesichts- und Farbenerscheinungen[1]), worin er zunächst ausführt, Hell und Dunkel sei für das Auge eben so viel, als Nah und Fern, die Farbe die Vermittelung dieses Gegensatzes im Momente, Violett und Blau gehören der Seite des Schattens und der Ferne, Roth und Gelb der Seite des Lichtes und der Nähe zu, womit Goethe's Lehre von der Farbenerzeugung ganz übereinstimme. Hierauf folgt eine ausführliche Erörterung des Doppelsehens mit den durch die Umkehr des Bildes dabei erscheinenden Farben. Zuletzt wird von den Augentäuschungen gehandelt,

1) Vgl. Brief 3—9.

und dabei der von Goethe so sorgfältig beschriebene Farbenwechsel hervorgehoben, dagegen (§ 95) als ein entschiedener Mangel bezeichnet, daß Goethe den von Darwin gemachten Unterschied zwischen directen und umgekehrten Farbenerscheinungen aufgehoben habe, was man nur von einem höheren Standpuncte aus billigen könne. Diesen Aufsatz theilte Schultz, der mittlerweile Goethe's noch immer nicht zur Darstellung auf der Berliner Bühne gelangenden Epimenides durch Zelter's Vorlesung, wohl nicht zu besonderer Erbauung seines politischen Gewissens, kennen gelernt hatte, in einem vom 23. November datirten Brief dem Dichter mit. Er entschuldigt sich dabei über das Mangelhafte der Arbeit, und äußert die Hoffnung, durch Goethes belehrende Erinnerungen bald weiter zu kommen; Goethe's Werk sei ihm über zu eifrigem Verfolgen seiner eigenen Spuren seit einiger Zeit fast fremd geworden, doch hoffe er, sich den Winter über wieder vollständig damit bekannt machen zu können. Goethe war über diesen Aufsatz sehr erfreut, wie er am Ende des Jahres durch Zelter an Schultz mittheilen läßt, indem er zugleich eine Aeußerung, welche er gleich nach dem Lesen des Heftes an einen Freund darüber gemacht, absichtlich beilegt. „Es ist das erstemal", heißt es dort, „daß mir widerfährt zu sehen, wie ein so vorzüglicher Geist meine Grundlagen gelten läßt, sie erweitert, darauf in die Höhe baut, gar manches berichtigt, supplirt und neue Aussichten eröffnet. Es sind bewunderns- und beneidenswerthe Apperçus und Folgerungen, welche zu großen Hoffnungen berechtigen. Die Reinheit seines Ganges ist eben so klar, als die Ramification seiner Methode. Die größte Aufmerksamkeit auf sehr zarte, im Subject vorgehende Erscheinungen, Scharfsinn ohne Spitzfindigkeit, dabei große Belesenheit, so daß es nur von ihm abhängt, meinen historischen Theil höchst schätzbar zu bereichern. Wenn ich die Erlaubniß von ihm erhalte, den Aufsatz drucken zu lassen, so wird er gewiß auch schon in seiner jetzigen Gestalt, als Entwurf, sehr wirksam werden."

Indessen unterblieb während des folgenden Jahres jede unmittelbare Verbindung zwischen Goethe und Schultz, doch ließ der Dichter letzteren durch den Maler Raabe, der fast ein Vierteljahr in Goethe's Nähe verweilt hatte, wie auch durch Zelter freundlich grüßen. Mit dem letzteren war Schultz wegen der Singacademie, in deren Vorstand er vor Kurzem gewählt worden, gegen Ende des Jahres in gar unangenehme Verhandlungen gerathen. Die Vorsteher dieser von Zelter's Lehrer Fasch gegründeten Anstalt konnten nämlich die Willkür nicht länger ansehen, womit Zelter die Bestimmungen der vom Stifter ertheilten Verfassung verletzte, weshalb sie sich am 18. December an Zelter selbst wandten. Dieser aber wollte auf eine Verhandlung mit dem Vorstande nicht eingehen, und weigerte sich, nachdem Schultz eine mehrstündige harte Unterredung darüber mit ihm gehabt, diesen nochmal zu hören. Schultz sandte ihm darauf am 20. sein und seiner Frau Billet zur Sing-

academie zurück, da er nicht Zeuge der jetzt daselbst unvermeidlichen Auftritte sein wolle. Doch wurde die Sache vorerst gütlich beigelegt. Eine andere für ihn höchst verdrießliche Angelegenheit bildete am Ende des Jahres die Herausschaffung eines bei ihm einquartierten Rittmeisters, wobei Schultz mit leidenschaftlicher Strenge sein Recht durchsetzte.

Den Winter über wurden die optischen Studien eifrig fortgeführt. Rudolphi wurde zu Rathe gezogen und Brandes in Breslau schriftlich angegangen, der damals noch der Ansicht war, Goethe's Farbenlehre sei wohl nicht ohne allen Grund, während er später in der neuen Bearbeitung von Gehler's physicalischem Wörterbuch sie entschieden bekämpfte. Die große Begebenheit, welche im März Europa von Neuem in fieberhafte Bewegung setzte, rief From und Marcel Püttmann, den Schwager von Schultz, wieder zu den Waffen. Am 1. April bezog Schultz eine neue Wohnung im Thiergarten. Im folgenden Monat begann sein Brustübel von Neuem, wogegen ihm Stahlbäder verordnet wurden. Gleich darauf gerieth er mit der Generaldomänenverwaltung wegen der Schlesischen Geschäfte in einen unerquicklichen Streit, da er seine amtliche Ehre von derselben auf unverantwortliche Weise angegriffen glaubte. Den von derselben entworfenen Etat für die Sacularisationssachen des Breslauer Departements fand Schultz, dem er zur Mitrevision übergeben ward, völlig unbrauchbar, weshalb er sich die schwere Arbeit aufladen mußte, das Etatswesen, das er mit frevelhaftem Leichtsinn behandelt glaubte, nach den bei ihm vorhandenen Papieren mit Hülfe eines persönlich mit den Verhältnissen vertrauten Calculators, den er heranzog, ganz neu herzustellen. Da es hierbei nöthig schien, zuvörderst die Etats der Dotationen der Kirchen festzustellen, so wurde hierzu Staatsrath Schmedding mitbeauftragt. Im Juni dieses Jahres brach auch der Streit mit Zelter wegen der Singacademie wieder lebhaft aus, wo denn Schultz, da Zelter sich gar nicht fügen wollte, seinen Austritt erklärte. Durch diese feste Willenserklärung von Schultz in Schrecken gesetzt, gab Zelter schweren Herzens nach, doch bedurfte es sehr dringender Bitten, um Schultz im Vorstand zu erhalten. „Sie bleiben bei mir, lieber, lieber Schultz", schreibt Zelter am 1. Juli, „und weiter verlange ich nichts, das Sie für mich thun sollen. Ich habe genug, wenn Sie mir den Schmerz ersparen, der mir jede Lust an der Singacademie vergällen muß. Womit könnte ich denn zugleich Ihre Neigung und Ihre Abneigung verdient haben?" Am 14. Juli trat Zelter das Eigenthum sämmtlicher in der Singacademie befindlichen Musicalien gegen eine Summe von 1200 Thaler ab, die weiteren Verhandlungen aber, an denen sich Schultz lebhaft betheiligte, zogen sich noch bis zum nächsten Januar hin.

Schon am Anfange des Jahres war Schultz durch einen Aufsatz in einer Französischen Zeitung auf eine zweite in der Königlichen Bibliothek zu Paris befindliche Handschrift der Optik des

Alhazen aufmerksam geworden, durch welche, wie er hoffte, die Lücken der ersten ausgefüllt werden könnten. Er hatte sich deshalb bereits im März an den Minister Schuckmann gewandt; da aber die Antwort sich verzögerte, so gab er seinem nach Paris gehenden Freunde Langermann einen Brief an Altenstein mit, der damals mit Wilhelm von Humboldt das Reclamationsgeschäft gegen Frankreich betrieb, um diesen für die Sache zu gewinnen. Altenstein theilte den Wunsch von Schultz an Wilhelm von Humboldt mit, der schon von Schuckmann damit beauftragt war, und wandte sich deshalb auch an Professor Wilken; doch entsprach der Erfolg keineswegs der Erwartung. „Daß ich Ihrer nicht vergessen habe", schreibt Altenstein am 18. October von Paris aus, „sind Sie, mein Bester, auch ohne daß ich es Ihnen schriftlich versichere, gewiß überzeugt; allein es ist mir wohlthätig, Ihnen zu sagen, daß ich Ihrer recht oft und herzlich gedenke. Wir haben früher so viel zusammen versucht und durchgemacht, daß es mir oft recht schmerzlich ist, ein Geschäft von Ihnen getrennt zu leiten. Ist es auch im Ganzen gewiß gut, daß Sie dort geblieben sind, und hätten auch gleich die Geschäfte hier im Allgemeinen wenig Reiz für Sie haben können, so würden Sie doch bei Gelegenheit derselben entschiedene freudige Anregungen gefunden haben. Dieses ist auch mein Schicksal. Mündlich einst mehr darüber, da ich noch immer so sehr beschäftigt bin, daß ich wenig von Paris genieße, und die Augenblicke zum Schreiben nur erhaschen muß. Nur noch so viel über mich, daß es mir im Ganzen an Leib und Seele gut geht, daß ich mit meinen Verhältnissen durchaus zufrieden bin, und daß ich der Zukunft noch ruhiger, als je entgegen gehe, wenn ich sie auch gleich rücksichtlich meiner so wenig, als rücksichtlich des Ganzen durchschaue. Der Himmel wird es fügen, wie es gut ist. — Ich hoffe, daß wir in wenig Tagen den Frieden vollendet erhalten werden; dann denke ich Paris bald zu verlassen, und rechne auf das Vergnügen, Sie bald zu sehen." Dieser Brief traf Schultz, der unterdessen nach der Wilhelmsstraße gezogen war, in sehr leidendem Zustande.

Im Januar 1816 übernahm Professor Berends die Heilung von Schultz, wozu er ihm Eselsmilch verordnete. Noch am 18. Februar schreibt Zelter an Goethe, Schultz sei so brustkrank, daß er für sein schönes Leben fürchte, das er erst jetzt habe anfangen wollen, da man es ihm bis dahin so sauer gemacht. Acht Tage später wandte Schultz sich wieder einmal selbst an Goethe, dem er zunächst mittheilt, daß seine fortgesetzten Untersuchungen an demjenigen, was er über die Farbenerscheinungen geäußert, nichts Wesentliches geändert, vielmehr seine Ansichten nur bestätigt und im Einzelnen berichtigt hätten; besondere Freude habe ihm seine Entdeckung über das Trübe gemacht. Er wünsche nun selbst, daß der frühere Aufsatz, was Goethe von Anfang an gewollt, jetzt, wo er selbst weitere Fortschritte in der Sache gemacht habe, dem Drucke

übergeben werde. Goethe, der des festen Glaubens war, es sei jetzt Zeit, das Eisen zu schmieden, ging hierauf lebhaft ein, und ließ den Druck desselben in Schweigger's Journal unter seinen Augen besorgen. Goethe's Erwähnung des Falles, wo Blutstropfen auf Würfeln gesehen worden sein sollten, veranlaßte Schultz zu einer critischen Zusammenstellung der historischen Zeugnisse über solche Blutvisionen, womit er aber nicht zu Stande kam.

Indessen waren im März, nach Schlichtung einer zwischen Schultz und Schmedding sich herausstellenden Verschiedenheit der Ansichten, die Etats für die Dotationen der Kirchen geschlossen worden. Im Mai wurden sie dem Finanzministerium übergeben, das sie wider Erwarten bis zum August zurückhielt, wo der in diesen Geschäften bewanderte, von Schultz herangezogene Calculator nach Dresden abgegangen war, wogegen man ihm einen ganz untauglichen zurückgelassen hatte. Vergebens hatte er gegen die Absendung des ersteren bei Schuckmann die dringendsten Vorstellungen gemacht. „Die Etats- und Rechnungssachen", hatte er an diesen berichtet, „sind gerade jetzt von der höchsten Wichtigkeit. Hätten wir seit Jahr und Tag zwei solche Calculatoren gehabt, als der letztere, so würden wir das Finanzministerium und die Oberrechnungskammer beschämen können. Alles ist im Umgestalten begriffen, und wegen der unzulänglichen Instructionen, welche die Regierungen erhalten haben, steht im Etatswesen ein chaotischer Zustand nahe bevor, wenn in den Oberbehörden nicht mit fester Hand für die Erhaltung der Ordnung und Uebersicht gesorgt wird. Die Etats laufen zahlreich ein, aber fast kein einziger genügt den leichtesten Forderungen, obwohl sie doch zur Grundlage der ganzen künftigen Verwaltung der neuen Behörden dienen sollen. Zu diesen wichtigen Arbeiten ist .... (der zurückgebliebene Calculator) gar nicht zu gebrauchen. Sehe ich auf andere specielle Angelegenheiten, z. B. der Etatssachen der Schlesischen Säcularisationspartie, die nach alle dem, was von Seiten des Finanzministerii geschehen ist, um solche für immer in unauflösliche Verwirrung zu bringen, nur mit der größten Contenance und durch die genaueste Kenntniß ihrer Details bis jetzt hat in Uebersicht erhalten werden können, so würde solche ohne den ...... (den ersten Calculator) nicht weiter bearbeitet werden können, und ich müßte mit Bedauern das Opfer der schmerzlichsten persönlichen Empfindungen ansehen, welches ich aus Dienstpflicht diesem Gegenstande bisher gebracht habe, um solchen endlich zu seiner Majestät und Ew. Excellenz Ehre und Genugthuung zu vollenden." Da aber Schuckmann auf den Wunsch, jenen Calculator, dessen Ueberlassung er dem Staatsrath Friese in Dresden zugesichert hatte, zu Berlin zu behalten, nicht eingehen konnte, so sah Schultz sich auf das Schmerzlichste in seinem Geschäftskreise gelähmt.

Anfangs Juli kam Zelter auf zwei Tage nach Weimar, und gleich darauf ließ Schultz den von ganzer Seele verehrten und be-

wunderten Dichter durch den Oberbaurath Schinkel, welcher wegen Erwerbung der Boisserée'schen Gemäldesammlung nach Heidelberg reiste, freundlich begrüßen, indem er diesen durch einen Empfehlungsbrief bei ihm einführte. Goethe, der die Bekanntschaft eines so reich begabten Künstlers wohl zu schätzen wußte, und nur die Kürze seines Aufenthaltes bedauerte, gab hierauf Schultz über seine auf die entoptischen Farben gerichteten glücklichen Bestrebungen näheren Aufschluß. Auch Fr. Aug. Wolf, der Goethe auf anderthalb Tag in Tennstedt besucht hatte, konnte Schultz von Göttingen aus am 12. September die besten Grüße des Dichters mittheilen. Die unmittelbare Verbindung zwischen Goethe und Schultz unterblieb indessen bis zum folgenden Sommer, mit einziger Ausnahme einer Notiz über zwei die Farbenlehre betreffenden Abhandlungen des Pariser Malers Bourgeois, welche Schultz einem Briefe Zelter's beilegte. Die Bücher selbst übersandte er darauf nach Goethe's Wunsch.

„Staatsrath Schultz ist wieder krank am Bluthusten", schreibt Zelter am 2. December an Goethe. „Es ist ein unersetzlicher Schade, wenn uns der junge treffliche Mann abgehen sollte, den der Staat eben so wenig entbehren kann, wie seine starke Familie." Indessen scheint die Krankheit bald nachgelassen zu haben. In den letzten Monat des Jahres fällt die in Berlin gefeierte Vermählung seiner Schwägerin Sophie mit dem wackeren, ihm von ganzer Seele verehrungsvoll zugewandten Ingenieurlieutenant From. Zu Ende des Jahres war auch der von Schultz sehnlichst verlangte Calculator aus Dresden zurückgekehrt, worauf denn im Januar die Hauptetats der Säcularisationspartie zu Stande gebracht und eine Menge der so lange zurückgelegten Sachen erledigt werden konnte. Da derselbe aber schon im Februar wieder nach Dresden geschickt wurde, so konnte die Ausführung der Kirchendotationen, sowie die Regulirung der Fundationsangelegenheiten nicht bearbeitet werden. Am 19. Mai wurde Schultz sein Sohn Hermann geboren, der am zweiten Tage nach der Geburt operirt werden mußte, wodurch die Eltern in große Angst und Noth gesetzt wurden. Bald darauf fand sich Schultz durch eine Beschwerde des Finanzministers wegen Verspätung mancher Angelegenheiten der Schlesischen Säcularisation tief verletzt, so daß er sich veranlaßt sah, dem ihm vorgesetzten Minister Schuckmann das ganze Verhältniß der Sache auseinander zu setzen. „Wenn der Herr Finanzminister", schließt Schultz seinen Bericht vom 11. Juni, „nach dem Schreiben vom 24. v. M., in der Meinung ist, sich über die Verzögerung, als sei solche diesseits verschuldet, beklagen zu dürfen, so gehet daraus lediglich hervor, daß Seine Excellenz noch immer in der unglücklichen Täuschung sind, in welcher im Jahre 1814 diejenigen der Dienstordnung durchaus zuwider laufenden Verfügungen erlassen wurden, welche den erwähnten Erfolg gehabt haben. Ew. Excellenz haben mich zwar bei mehrerer Gelegenheit im Vortrage angewiesen, auf die ressort-

widrigen Eingriffe der zweiten Generalverwaltung in dieser Partie mit Nachdruck zu antworten; ich muß aber gestehen, daß ein so offenbar durch persönliche Animosität veranlaßtes Gezänke zwischen Behörden meinem Gefühle der Würde des Dienstes zu sehr widerspricht, als daß ich es jemals über mich hätte gewinnen können, die Feder dazu anzusetzen, und so liegen alle diese Verunglimpfungen, welche in diesem Betreff das Ministerium sowohl als ich persönlich, der actenmäßigen Wahrheit zum Hohn, von jener Behörde erfahren haben, noch unbeantwortet bei mir. Und so wollte ich sie auch in Ewigkeit unbeantwortet lassen, und habe den Urhebern derselben in meinem Herzen längst verziehen, weil sie als unbewußte Werkzeuge handeln, wenn ich nur den Preis dieses Opfers erreiche: das Geschäft endlich einmal mit Ruhe und Ehre zu vollenden. Ich habe stets gehofft, daß Seine Excellenz der Herr Finanzminister, wenn demselben einst der wahre Zusammenhang der Sache bekannt würde, sich freiwillig bewogen finden werde, mir Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, und die Generalverwaltung der Domänen endlich in ihre Schranken zurück und zu einem mit der Würde des Dienstes verträglichen Benehmen anzuweisen. Diese Hoffnung hege ich noch, und wenn es Ew. Excellenz nicht möglich gewesen ist, mich vor jenen unwürdigen Kränkungen zu schützen, so ist es Hochdenselben doch wohl möglich, jetzt endlich, nachdem die mannigfaltigsten Beweise der Ungerechtigkeit und des Nachtheils jenes Verfahrens für das Allerhöchste Interesse vor Augen liegen, auf die Aenderung der unrichtigen Meinung des Herrn Finanzministers zu wirken. Dies ist es, worum ich bei dieser Veranlassung Ew. Excellenz so inständig als ehrerbietig anflehe, in einer Zuversicht, welche mich durchaus beruhigt. Sollte meine Bitte und Hoffnung indeß nicht stattfinden, sollte ich zu meiner eigenen Vertheidigung gegen weitere Angriffe mich genöthigt sehen, die Schande aufzudecken, die ich mit so großer Aufopferung bisher verbarg, so würde ich denn auch meine bisherige Selbstverläugnung aufgeben und Seine Majestät den König um Genugthuung für meine Person und Bestrafung der Frevler bitten müssen, die mit dem Recht und der Ehre unbescholtener, pflichtergebener Diener, mit dem Interesse des Staats und mit den unmittelbaren Allerhöchsten Befehlen ihren Muthwillen getrieben haben. Gott weiß es, wie sehr ich wünsche, daß es zu einem solchen Scandal nicht komme, nachdem ich so lange ihn zu verhüten bemühet gewesen, aber nach jahrelangen Leiden sich, bei dem Bewußtsein der treuesten Pflichterfüllung, als ein nachlässiger oder schlechtgesinnter Diener dargestellt zu sehen, ist mehr, als ich zu ertragen vermag." Auch hier, wo Schultz sich absichtlich zu mäßigen sucht, blickt die bittere Leidenschaftlichkeit an allen Enden durch.

Nachdem sein Sohn Hermann im Juli getauft worden war, wobei unter anderen Solger, Schinkel und From Pathenstelle vertraten, war sein ganzes Verlangen dahin gerichtet, auf dem ihm

für den Sommer gegönnten kurzen Ausfluge endlich die persönliche Bekanntschaft Goethe's zu machen, sich an seiner unmittelbaren Gegenwart zu erbauen, und so vieles, was ihm am Herzen lag, mit ihm durchzusprechen. Seine Anfrage, ob er ihn, wie ihm Zelter versichert hatte, Anfangs August zu Jena antreffen werde, fand von Goethe's Seite die freundlichst einladende Erwiederung. Am 2. August kam er mit seinem Schwager, dem Lieutenant Marcel Püttmann, zu Jena an, wo er von Goethe, den er in der beschränkten Wohnung des Gärtnerhäuschens des botanischen Gartens fand, herzlich willkommen geheißen ward. Beide erschlossen sich bald in vertraulichster Mittheilung. Nicht bloß über die ihnen besonders am Herzen liegende Farbenlehre wurde vielfach verhandelt, und die neuerdings gewonnenen Ansichten gegenseitig ausgetauscht, sondern auch die immer trüberen staatlichen Verhältnisse durchgesprochen. Goethe war eben so wenig ein Freund constitutioneller Freiheit, als Schultz; beide wollten nur eine starke Regierung, ohne sich um die Mittel zu kümmern, wie den möglichen Uebergriffen der Gewalt Einhalt gethan, und die sittliche, geistige und bürgerliche Freiheit geschützt werden könne. Die politische Erhebung des Volkes und besonders der schwärmerisch ergriffenen Jugend ängstete Beide gleich sehr; denn wie Goethe überall nur eine ruhige Entwickelung aus innerstem Kerne heraus wollte, nur von einem Fortbilden, nicht von völliger Umgestaltung wissen wollte, so sah Schultz die Würde der Regierung durch Theilnahme des Volkes gefährdet, und wollte den Dienst als ein Heiligthum vor jeder fremden Einmischung gewahrt haben. Das Volk, meinten Beide, sei nur zum Schlagen, nicht zum Rathen zu gebrauchen; die höhere Einsicht der mit Allerhöchstem Zutrauen beehrten Staatsdiener müsse alles leiten, der Ruf nach Freiheit sei das Grundböse, das immer Kampf gegen Recht und Ordnung wolle. Goethe stand ganz auf dem einseitigen Standpuncte des ruhig Besitzenden, der im behaglichen Genuß des Erworbenen, der bestehenden Ruhe und Ordnung um keinen Preis gestört sein mag, Schultz schaute von der Höhe des Beamten herab, die nur Gehorsam gegen höhere Befehle kennt. Daß die großen Begebenheiten der Zeit ganz neue Anforderungen nothwendig hervorgerufen, daß bisher ungekannte Gefühle bürgerlicher Freiheit und Selbständigkeit zum Leben erwacht seien, das wollten Beide nicht eingestehen, weil sie die Folgen derselben fürchteten. In Jena lernte Schultz auch den alten, für Volksfreiheit jugendlich erglühten Knebel und Luden, den Herausgeber der N e m e s i s, kennen, der ihn „sehr zuthätig und nicht ohne Geist" fand. Am 8. fuhr er mit Goethe nach Weimar, wo er sich der herzlichsten Bewirthung von ihm und den Seinigen zu erfreuen hatte. Auf Goethe's Aufforderung schrieb er hier den bisher ungedruckten, im Anhang mitgetheilten zweiten Aufsatz über physiologe Gesichts- und Farbenerscheinungen, worin er den schon in der früheren Abhandlung (§ 86) ausgespro-

chenen Gedanken ausführt, daß das Sehen ein Spiegeln sei, und zwar weist er die Choroidea als Sitz des normalen Sehens nach, die wahrscheinlich einen Sphincter um den Sehnerven bilde. Bei seiner Abreise gab Goethe ihm den eben ausgedruckten zweiten Band der Italiänischen Reise mit, den er vorab an niemand mittheilen möge. Sehr dringend hatte ihn Schultz eingeladen, den nächsten März nach Berlin zu kommen, indem er ihm einen höchst bedeutenden Begriff von den dort gesammelten Schätzen für Wissenschaft und Kunst gab, und ihn von seinen zahlreichen Verehrern in der Preußischen Hauptstadt der erwünschtesten Aufnahme versicherte. „Staatsrath Schultz hat mich auf's Freundlichste nach Berlin eingeladen", schreibt Goethe am 20. August an Zelter, „und manchmal kommt mir vor, daß eine solche Reise räthlich und thunlich sei; dann aber verändert sich auf einmal die Ansicht, und ich sehe doch nicht recht, wo am Ende der Entschluß herkommen soll. Am Besten ist's, darüber gar nicht zu denken, sondern die Charwoche herankommen zu lassen, und abzuwarten, ob das Graun'sche Oratorium (in der Singacademie) zuletzt die Wagschale niederzieht." Gar bald stellten sich die einer solchen Reise entgegentretenden Hindernisse ihm so lebhaft vor, daß er an der Erfüllung seines Wunsches höchlich zu zweifeln begann. Schultz, der sich die letzte Zeit über viel mit bildender und zeichnender Kunst beschäftigt hatte, wobei der Umgang mit Schinkel, so wie seines Freundes Solly Gemäldesammlung bedeutend wirkten, besuchte auf der Rückreise — in Erfurt war er von Weimar aus und in Wittenberg auf der Hinreise gewesen — die Städte Naumburg, Merseburg, Halle, Eisleben und Magdeburg, wo er die vorhandenen Kunstdenkmale in Augenschein nahm, um in Bezug auf ihre Erhaltung und Benutzung an den Minister zu berichten. Von Halle aus beglückwünschte Schultz den Dichter zu seinem Geburtstage, den er seit vielen Jahren immer im Stillen mit seiner Gattin gefeiert habe.

Ganz wohl kehrte Schultz am letzten August nach Berlin zurück, wo ihn bald zwei Briefe Goethe's erfreuten. Dieser äußerte unter anderem den Wunsch, er möge nun doch seine beiden Aufsätze über physiologe Gesichts- und Farbenerscheinungen zusammenarbeiten und als Ganzes herausgeben, was aber Schultz sehr schwierig fand. Besonders empfahl er ihm die entoptischen Farben an, welche die Wahrheit seiner Lehre erst recht besiegelten, und er sandte ihm den dazu nöthigen Apparat, den er ihm hatte mitgeben wollen. Schultz meldete ihm darauf, wie er durch die mit demselben angestellten Versuche aller Irrthümer los geworden sei, in welchen seine Ansicht von den entoptischen Farben bisher befangen gewesen. Außer den optischen Studien bildeten die Berliner Kunstschätze einen Hauptgegenstand der brieflichen Mittheilungen von Schultz, der seine Einladung nach Berlin auf das Dringendste wiederholte; ja er hatte deshalb, wie er Goethe berichtet, bereits mit dem Minister Schuckmann Rücksprache genommen, damit er bei seiner

Anwesenheit von Seiten des Hofes nicht zu sehr beunruhigt werde.

Im November trat Altenstein an die Spitze des neugebildeten Ministeriums des Cultus und des öffentlichen Unterrichtes, welchem auch Schultz zugewiesen wurde; Nicolovius, der am 20. März zum Mitgliede des neugebildeten Staatsrathes ernannt und zehn Tage später mit dem Titel eines Wirklichen Geh. Oberregierungsrathes beehrt worden war, stand demselben, wie bisher, in der betreffenden Abtheilung des Ministeriums des Innern als Director vor, doch ward ihm gegen seinen Wunsch Süvern zur Seite gestellt. Dieser Wechsel seiner amtlichen Stellung beraubte Schultz vorab aller Muße, woher er in diesem Monate dem Freunde schwieg. Die Veränderung selbst aber war ihm nicht bloß deshalb höchst erwünscht, weil Altenstein ihm seit vielen Jahren herzlich zugethan gewesen, sondern auch, weil er jetzt noch gewisser war, wie er am 13. December an Goethe schreibt, jedes Bedenken gegen dessen gewünschte Ueberkunft nach Berlin, welches in den dortigen Verhältnissen obwalten möchte, heben zu können, da sein neuer Chef immer ein inniger Verehrer des Dichters gewesen, dessen Metamorphose der Pflanzen er zuerst mit rechtem Sinn erfaßt hatte. Von einem Mißtrauen gegen Altenstein's politische Gesinnungen zeigt sich noch keine Spur, obgleich Schultz in seiner sieben Jahre später in leidenschaftlicher Erregung abgefaßten Vertheidigungsschrift behauptet, Altenstein's Offenheit gegen ihn sei lange nicht mehr dieselbe, wie früher gewesen, da er sich seit 1815 an Personen angeschlossen habe, gegen deren treue Gesinnung er Verdacht geschöpft. Ueberhaupt möchte Schultz gerade damals von der politischen Stimmung weniger berührt worden sein, wie er denn in seinen Briefen an Goethe nicht einmal der von allen Ordnungsmännern gierig aufgegriffenen Wartburgsfeier gedenkt. Durch Altenstein war nun auch die Hoffnung gegeben, Goethe's treuen Mitarbeiter in der Optik, den wackeren Seebeck, nach Berlin zu ziehen, wie überhaupt für Wissenschaft und Kunst die schönsten Aussichten sich eröffneten.

Leider sollte sich die Hoffnung, Goethe im folgenden März (1818) in Berlin zu sehen, nicht erfüllen, wie sehr auch Schultz, Zelter und Nicolovius, der durch seinen in Jena studirenden Sohn endlich in nähere Verbindung mit dem durch nahe Verwandtschaft ihm verbundenen Dichter getreten war, seine Ueberkunft ersehnten. Der freundliche, auf entscheidende Antwort gestellte Einladungsbrief, welchen Schultz Ende Februar an Goethe ergehen ließ, fand diesen im Bette. Die Aerzte hatten ihm verordnet, Anfangs Mai in's Bad zu gehen, und wollte er dort auch nur einen Monat verweilen, so schien es doch für seinen Gesundheitszustand zu bedenklich, den Sommer in einer großen, vielbewegten Hauptstadt zuzubringen. Schultz selbst ward um diese Zeit durch eine nicht gefährliche, aber höchst peinvolle Krankheit auf vier Wochen in den jämmerlichsten Zustand versetzt. Da der Personaletat des neuen

Ministeriums festgesetzt werden sollte, so hatte Schultz bei Vorlegung des beschlossenen, die Ausführung der neuen Bestimmungen wegen der Rangverhältnisse enthaltenden Entwurfes Altenstein die Bitte vorgelegt, daß ihm der Titel Staatsrath belassen werden möge, wobei er sich auf bestimmte Versprechungen und seine mit Treue und Aufopferung geleisteten, mit Allerhöchster Zufriedenheit anerkannten Dienste berief. Das Geständniß einer Berechtigung, ihn in einen niedrigeren Rang zurücktreten zu lassen, könne ihm nicht zugemuthet werden; im anderen Falle müsse er auf eine förmliche Untersuchung antragen, ob er durch sein Verschulden eine solche Erniedrigung sich zugezogen habe. Daß er im Cultusministerium keine andere Stelle, als seine jetzige haben könne, bedürfe nicht der Erwähnung; da Selbstsucht nie die Triebfeder seines Dienstes gewesen, so verlange er nichts weiter, als seinen bisherigen Charakter in seinem bisherigen Verhältnisse zu behalten. Altenstein erwiederte darauf am 2. März, es werde ihn freuen, ihm bald die Erfüllung seines Wunsches eröffnen zu können. Da aber nach der neuen Einrichtung des Staatsrathes die Berufung zu demselben von einem ganz besonderen Zutrauen des Königs abhängen und die Zahl der Staatsräthe möglichst beschränkt werden sollte, so konnte der Wunsch von Schultz nicht gewährt werden, doch suchte man den leidenschaftlich auf seine Dienstehre haltenden Mann durch Verleihung des Titels eines Geheimen Oberregierungsrathes zu entschädigen, worin er noch immer eine schmerzliche Zurücksetzung gesehen haben dürfte. Zur Herstellung seiner angegriffenen Gesundheit bezog er im Mai Reimer's Garten. Am 2. Juni wiederholte er auf das Dringendste seine Einladung an Goethe, mit der freundlichsten Bitte, die Zeit seiner Ankunft bestimmen zu mögen, da er noch in diesem Jahre eine kleine Geschäftsreise zu machen habe. Aber leider fand sich Goethe durch mancherlei Verhältnisse an einem Besuche Berlin's im Laufe des Sommers gehindert. Um diese Zeit erfreute ihn die Ankunft Seebeck's, der zum Mitgliede der Academie der Wissenschaften ernannt war. Schultz gab darauf seine Geschäfte an von Seydewitz ab, und ging zunächst nach Potsdam, wo die Seinigen sich den Sommer über aufhalten sollten. Er selbst reiste, von Altenstein mit einem besonderen Auftrag für Schlesien betraut, am 18. Juli mit seinem Schwager Moritz Püttmann und seinem ältesten Sohne Bernhard von Potsdam nach Dresden, wo ihm während eines siebentägigen Aufenthaltes die reiche Gemäldesammlung den schönsten Genuß gewährte. Von dort gelangte er am 5. August nach dem Badeorte Salzbrunn, wo er längere Zeit zur Pflege seiner Gesundheit verweilte, besonders durch Langermann's Anwesenheit und den herzlichen Umgang mit der ihm längst befreundeten Familie des Commercienrathes Kroker von Breslau erfreut. Schwager und Sohn ließ er am 10. August von Salzbrunn zu Fuße nach Berlin zurückreisen. Nach einer mit Langermann unternommenen mehrtägigen Reise in's Gebirge begab

er sich auf ein paar Tage nach dem bei Salzbrunn gelegenen Fürstenstein. Von hier aus wandte er sich am 9. September wieder einmal an den Weimarer Freund, dem er über sein Treiben während der drei letzten Monate berichtet, besonders über seine durch Goethe's Sammlungen und das Studium seiner Propyläen mächtig geförderten Kunststudien, wodurch die Beschäftigung mit der Farbenlehre, zu Goethe's Bedauern, ganz verdrängt worden war. Zugleich wiederholt er seine Einladung nach Berlin, und erklärt sich bereit, Goethe auf seiner Rückreise, da er seiner Gesundheit schon etwas zutrauen könne, von Weimar abzuholen. Am 12. September reiste er nach Breslau, wo er zunächst bis zum Ende des Monats verweilte, und sich besonders mit dem damals dort weilenden Solger und Raumer freundlich zusammenfand, wie wir aus Solger's Briefwechsel ersehen. Von einer am 1. October unternommenen Geschäftsreise nach Oppeln, Neiße, Wartha und Reichenbach kam er am 13. nach Breslau zurück, wo er bei dem Grafen Sedlnitzky verweilte, dessen freundlichster Neigung er sich erfreute. Am 19. verließ er Breslau wieder; er wandte sich zunächst nach Liegnitz, und kehrte erst Ende October nach Berlin zurück. Sein Schwager From war unterdessen nach Thorn zum Festungsbau abgegangen. Freund Solly war während seiner Abwesenheit nach London gereist, woher er vorab des Genusses von dessen Gemäldesammlung entbehren mußte. Altenstein hatte am 5. October, wohl zunächst auf Anregung von Schultz, der auch seine Schlesische Reise besonders auf Besichtigung vaterländischer Kunstdenkmäler verwandt hatte, eine Commission zur Berathung der zweckmäßigsten Beförderung der Kunst angeordnet. Die Wissenschaft sei bereits durch reichere Ausstattung und bessere Einrichtung der ihr gewidmeten Lehranstalten gefördert, hieß es in dem betreffenden Erlaß, für die Kunst aber sei nur durch einige in neuerer Zeit geschehene Ankäufe von Kunstsachen gesorgt worden, die erst durch Bildung eines Planes sowohl zu ihrer Benutzung als zu ihrer Vermehrung für den Unterricht recht fruchtbar für die Bildung des Volks gemacht werden könnten. Zu dieser Commission ernannte Altenstein außer Schultz Nicolovius, Süvern, Uhden, Schinkel und Hirt. Schultz wurde vom Minister ersucht, hiebei vorzüglich die Feder zu führen, und sowohl die Ergebnisse der einzelnen Berathungen als die Redaction sämmtlicher Beschlüsse schriftlich abzufassen. Ein uns vorliegender, von Altenstein unterzeichneter Aufsatz über eine bessere Gestaltung der Kunstacademie scheint von Schultz entworfen zu sein.

Hatte Goethe Schultzens Brief vom September bei mancherlei zudrängenden Arbeiten unbeantwortet gelassen — auch mit Zelter stockte in dieser Zeit die briefliche Verbindung —, so konnte er doch gleich am Anfange des neuen Jahres (1819), da die Erzählung von der Anwesenheit des Erbprinzen und der Erbprinzessin in Berlin ihn an den Freund und die Preußische Hauptstadt bedeut-

sam erinnert hatte, es nicht unterlassen, den brieflichen Verkehr wieder aufzunehmen. Nach einem kurzen Bericht von seinem Carlsbader Besuche und seinen fortgesetzten wissenschaftlichen Bestrebungen forderte er ihn dringend auf, doch seine optischen Untersuchungen, welche auf ihn selbst einen so günstigen Einfluß übten, nicht hintanzusetzen. Anfangs Februar folgte eine freundliche Erwiederung von Schultz, der die Hoffnung, Goethe bald in Berlin zu begrüßen, nicht aufgeben konnte, auch seine fortgesetzte Theilnahme an dessen optischen Untersuchungen kund gab. Doch stockte der briefliche Verkehr darauf einige Monate, da Schultz sich durch mannigfache Beschäftigungen an der Fortführung der optischen Studien gehindert sah, und Goethe die Zeit über wenig zu brieflichen Mittheilungen aufgelegt war. Besonders war Schultz durch die Gemäldesammlung seines noch in London verweilenden Freundes Solly in Anspruch genommen, welcher einen Theil davon an das Ministerium für das neu zu errichtende Königliche Museum zu Berlin zu verkaufen beabsichtigte, während eine Gegenpartei den Ankauf der Boisserée'schen Sammlung statt der Solly'schen betrieb. Schultz, der für letztere schwärmte, betheiligte sich sehr lebhaft an der Aufstellung und Catalogisirung derselben. Am 12. Februar schreibt Altenstein an Schultz: „Herzlichst danke ich Ihnen, mein Theuerster, für die Mittheilung der Anlage unseres gemeinschaftlichen Freundes (Solly). Sie war mir in vieler Beziehung sehr interessant. Ich hatte von ihm nur einige Worte. Mein Stillschweigen habe ich bei ihm selbst zu rechtfertigen gesucht. Es war mir selbst höchst schmerzlich. Ich kann auch bei der größten Anstrengung nicht mehr durchkommen. Inzwischen setze ich gern alles daran, so lange ich Hoffnung habe, das Ziel zu erreichen, was ich mir vorgesteckt habe. Vieles habe ich sehr tief ergriffen, um das Uebel von Grund aus zu vertilgen, und dem Besseren Platz zu verschaffen. Bis jetzt bin ich mit den Fortschritten, die ich gemacht habe, zufrieden. Der Himmel wird weiter helfen, und entwickelt sich erst alles, so wird man meiner Anstrengung, die jetzt beinahe als Thorheit erscheinen muß, Gerechtigkeit widerfahren lassen. Ich freue mich des Entschlusses unseres Freundes, unter seinen Gemälden etwas aufzuräumen. Er hat auch des Guten zu viel." Eine andere Last bürdete sich Schultz bald darauf aus Liebe zur Sache auf. Da nämlich die Ausführung der Vertheilung der zur Zerschlagung nicht geeigneten Grüßauer Güter unter die hülfsbedürftigen Schlesischen Weber in andere Hände übergegangen war, und der damit Beauftragte gegen ihn den Wunsch geäußert hatte, er möge, nach seiner genaueren Sachkenntniß das zu diesem Zweck Erforderliche angeben, so erkannte Schultz, der an den armen Webern ganz besonderen Antheil genommen, und unter anderem für öffentliche Anlage von Spinnereien bestens gesorgt hatte, in diesem Verlangen den von der Vorsicht ihm bezeichneten Weg, jenem wohlthätigen Werke, welches früher das Glück und den Stolz seines Lebens ge-

macht, fernerhin förderlich zu sein, und er erbot sich, unter der Bedingung, daß sein Antheil daran ein Geheimniß bleibe, die Leitung desselben so zu erleichtern, daß die bisher vielfach gehemmten landesväterlichen Absichten Seiner Majestät endlich erreicht würden.

Im Mai kamen Goethe's Sohn und Schwiegertochter auf einige Zeit nach Berlin, wo sie bei Zelter wohnten, aber auch bei Schultz und den Seinigen mehrfach freundlich einsprachen, herzlich aufgenommen und ausgezeichnet geehrt wurden. Bei der am 19. Mai durch Schleiermacher vollzogenen Taufe von Schultzens am 11. März geborener Tochter Ottilie vertrat Goethe's Schwiegertochter Ottilie mit Seebeck, der Frau Geh. Oberjustizrath Sack u. A. Pathenstelle. Altenstein nahm Goethe's Sohn auf's Freundlichste auf, und lud ihn mit Fr. A. Wolf, ohne Zweifel auch mit Nicolovius und Schultz, zur Tafel. Um dieselbe Zeit betrieb Schultz eifrig die Sache des vom Ministerium nach Italien zu sendenden, mit Goethe befreundeten Malers Raabe. In seiner von Schultz ausgefertigten Instruction vom 30. Mai wurde diesem ganz besonders aufgetragen, für die Lehre von der Harmonie der Farben zweckmäßige Studien zu sammeln, wobei man vor allem auf die wichtigen Aufschlüsse aufmerksam machte, welche in Goethe's P r o p y l ä e n, in der Schrift W i n k e l m a n n u n d s e i n J a h r h u n d e r t, in dem Werke z u r F a r b e n l e h r e und in Meyer's Abhandlung ü b e r d i e A l d o b r a n d i n i s c h e H o c h z e i t niedergelegt seien. Daß er auf seiner Reise nach Italien Goethe und Meyer in Weimar besuchen und sich von ihnen berathen lassen wolle, wurde sehr gebilligt. Goethe fand sich durch Raabe's Auftrag, der bei ihm vorsprach, freudig überrascht. Einen für denselben bestimmten Aufsatz sandte er mit dem Ausdrucke freudigsten Dankes am 15. Juni, kurz nach Raabe's Abreise von Weimar, an Schultz, den er inständigst bat, sich auch in Zukunft des physiologischen Theiles seiner F a r b e n l e h r e annehmen zu wollen. Raabe wurde darauf angewiesen, alle in Bezug auf die Harmonie der Farben zu machenden Studien zunächst an Goethe einzusenden, der sie mit seinen und Meyer's Bemerkungen nach Berlin gelangen lassen werde.

Die Sommerreise führte Schultz diesmal in Begleitung der Seinigen wieder nach Dresden, von wo er im August Prag besuchte. Anfangs September kehrte er nach Berlin zurück, wo ihn ein höchst willkommenes Pathengeschenk Goethe's für seine Ottilie überraschte. Die Angelegenheit seines Freundes Solly setzte ihn hier gleich in lebhafteste Bewegung. Dieser hatte bereits im Juni beim Ministerium beantragen lassen, daß ihm eine Summe von 200,000 Thaler ein Jahr lang auf seine Sammlung vorgeschossen werde, da er dieselbe sonst von Berlin wegbringen müsse. „Wie wenig, mit Recht oder Unrecht, meine Stimme über diesen Gegenstand geachtet werden mag", schreibt Schultz am 14. September an Altenstein, „so bin ich es meiner Ruhe und Ehre schuldig, mich darüber auszusprechen. Behalten wir die Gallerie nicht, und

bleibt der wesentliche Theil derselben, wie in jedem Falle zu wünschen ist, künftig beisammen, so ist, bei der jetzigen Richtung des Kunststudiums, mit Gewißheit vorauszusagen, daß das Ausland uns bald bittere Reue und Verantwortung wird fühlen lassen; denn wo diese Gallerie öffentlich aufgestellt wird, wird künftig der Hauptsitz des Studiums der Malerei sein, und dahin werden unsere Künstler wallfahrten müssen. Die Art, wie diese Angelegenheit behandelt wird, entscheidet auf lange Dauer über unsere Hoffnungen für die Kunst. Man ahnet die Crisis nicht, welche sich unvermerkt gebildet hat, und deren ungünstiger Ausschlag uns viel Schmerzen verursachen wird." Zum Glücke ging man nach manchen Kämpfen endlich auf Solly's Antrag ein; die Königliche Genehmigung erfolgte durch Cabinetsordre vom 30. September, und am 2. November ward der Vertrag mit Solly geschlossen, nachdem am vorhergehenden Tage die Sammlung an Schultz als Königlichen Commissar übergeben worden war, der während Solly's Abwesenheit die Verwaltung über die Gemälde führen und allein berechtigt sein solle, die Ansicht derselben zu gestatten. So gelangte Schultz zur unumschränkten Freiheit, sich zu jeder Zeit des Genusses dieser reichen Sammlung zu erfreuen, doch wurde ihm auch durch überhäufte Anforderungen, sie Anderen zu zeigen, diese Lust sehr verleidet.

Hatte Schultz bisher durch sein oft peinliches Halten am strengen Recht und an der unverletzlichen Würde seiner Dienstehre sich manchen Kummer bereitet, und nicht Wenige ohne Noth sich entfremdet, so sollte bald darauf seine Ernennung zum außerordentlichen Regierungsbevollmächtigten der Universität Berlin durch Cabinetsordre vom 18. November unsägliches Leiden auf ihn und die Seinigen häufen, und sein Lebensglück auf immer vernichten. Die Carlsbader aus der unseligen Saat des Mißtrauens zu unsäglichem Wehe aufgeschossenen Beschlüsse hatten den deutschen Universitäten höchst unliebe Aufseher in den zunächst auf fünf Jahre bestimmten außerordentlichen Regierungsbevollmächtigten aufgedrungen, welche, ohne unmittelbare Einmischung in das Wissenschaftliche und die Lehrmethode, über die Befolgung der bestehenden Gesetze und Disciplinarvorschriften wachen, den Geist der academischen Lehrer in den öffentlichen und Privatvorträgen genau beobachten, der studirenden Jugend eine heilsame, auf den Staatszweck berechnete Richtung geben und alles begünstigen sollten, was zur Beförderung der Sittlichkeit und des äußeren Anstandes der studirenden Jugend dienlich sei. Diejenigen Lehrer, welche die öffentliche Ruhe und die Grundlage der bestehenden Ordnung untergrabende Sätze vortrügen, sollten auf den Antrag oder Bericht des Regierungsbevollmächtigten entfernt und von jeder Anstellung im Bereiche des deutschen Bundes ausgeschlossen werden. Eine ganz besondere Aufmerksamkeit wurde den Regierungsbevollmächtigten in Bezug auf die geheimen oder nicht autorisirten Studentenverbindungen empfoh-

len, zu welchen sich vor allen die Burschenschaft rechnen lassen mußte. Ein schmerzlicher einschneidenderes Mißtrauensvotum konnte den deutschen Universitäten nicht gegeben werden; denn wo wäre für die Ausführung dieser Bestimmungen eine geeignetere Behörde zu finden gewesen, als im Senate der Universitäten selbst? Nur weil man den academischen Lehrern als solchen nicht traute, weil man sie vom Gifte der Zeit angesteckt, ja selbst für Giftmischer hielt, wollte man ihnen eine beaufsichtigende Behörde zur Seite setzen, der sich der Senat willig fügen, sich aller seiner Macht, alles seines Ansehens begeben sollte. Daher war es nicht zu verwundern, wenn bei den Universitätslehrern, die sich so unter eine eigene Policeiaufsicht gestellt sahen, höchste Erbitterung herrschte. Nicht weniger hatte man die Studirenden selbst, und zwar die edelsten, geist- und herzvollsten derselben, weniger den faulen renommistischen Schwarm, in's tiefste Herz getroffen; die ungemessenen Verfolgungen trieben zu geheimen Verbindungen; auch die frei- und frohherzige Jugend lernte im Finsteren schleichen, da ihre edelsten vaterländischen Gefühle als verbrecherisch verfolgt wurden. Aber auch für das Unterrichtsministerium selbst war die Anstellung solcher Inquisitoren höchst unbequem und beschämend. Mit tiefem Schmerz sah Altenstein, wie die Verdächtigung immer mächtiger vordrang, und vor dem Heiligthum der Wissenschaft und Bildung nicht zurückschreckte. Von gleichem Geiste beseelt, stand ihm der milde, fein fühlende, mit hellem, leidenschaftslosem Blicke umherschauende, von tiefster Verehrung freier menschlicher Entwickelung sehnsuchtsvoll ergriffene, grundedle Nicolovius zur Seite, welcher der heiligen Ueberzeugung lebte, daß man die dem Volke gemachten Versprechungen, so viel es immer möglich, zu halten verpflichtet sei, daß der allgemeine gährende Drang nach freier Selbständigkeit und unbiegbarem Rechte keineswegs eine Ausgeburt des Bösen, sondern von der reinsten, nach edelster Verkörperung ringenden Sittlichkeit eingegeben sei, daß das große deutsche Volk, welches sich in den Tagen der Noth und Gefahr, im erhebenden Vorgefühl einer neuen, mannhaften Zeit, so herrlich bewährt habe, daß das Volk der Kraft und Treue vollsten Vertrauens werth sei, daß, wie unklar auch die Forderungen Mancher im Einzelnen sein möchten, doch die alle durchziehende Sehnsucht nach Freiheit, Recht und Wahrheit eine eben so ächt deutsche, als christliche sei. Vermochte er und sein Vorgesetzter auch nicht, das in den hohen und höchsten Kreisen immer mehr überhand nehmende Mißtrauen und die daraus hervorgehenden rückschreitenden und unterdrückenden Maßregeln zu hindern, so konnte er ihnen doch unmöglich Vorschub leisten, und so mußte ihr vereinigtes Streben darauf gerichtet sein, die schlimmen Folgen der nur zur Erbitterung und zur bösen Geheimtreiberei führenden Carlsbader Beschlüsse auf die Universitäten möglichst zu hindern. In dieser Absicht hatte Altenstein wohl seinen langjährigen Freund Schultz zu der Stelle eines Regierungsbevollmächtigten

bei der unter den Augen des Ministeriums sich glücklich entwickelnden Berliner Universität dem König in Vorschlag gebracht, in der Ueberzeugung, daß derselbe am Wenigsten seine Absicht mißdeuten, und gern seiner höheren Einsicht nachgeben werde, er auch, bei seiner ausgezeichneten Begabung für wissenschaftliche Erkenntniß, die freie Wissenschaft nicht werde beschränken und als policeigefährlich verdammen wollen. Und so glaubte man sich auch an der Universität allgemein zu einer solchen Wahl des immer höchst unlieben Regierungsbevollmächtigten Glück wünschen zu können. Aber wie sehr hatte man sich getäuscht! Einmal zum Regierungsbevollmächtigten ernannt, glaubte Schultz, dem das Ideal eines den Allerhöchsten Willen mit aufopferungsvollster Treue bis zum letzten Pünctchen ausführenden Beamten lebhaft vor der Seele schwebte, die durch die Carlsbader Beschlüsse den Regierungsbevollmächtigten auferlegten Pflichten mit äußerster Strenge befolgen zu müssen, wozu er sich um so leidenschaftlicher getrieben sah, als er von Hause aus der entschiedenste Gegner aller sogenannten freien Regierungsformen war, und auf den Glauben lebte und starb, daß nichts durch das Volk, alles durch die mit Allerhöchstem Vertrauen beehrte Regierung geschehen müsse, daß alle politische Bildung des Volkes grundbös sei, nur zu Mißstimmung, Verwickelung und Umsturz führe. Daß Altenstein und Nicolovius anderer Meinung seien, hatte er zu seinem Kummer erfahren, und, in leidenschaftlichem Hasse der freie Staatsformen fordernden Volksstimme, bildete er sich ihre Ansichten schärfer aus, als diese in Wirklichkeit waren, mißdeutete er ihre Aeußerungen in's Schlimmste, glaubte sie von der epidemischen Pest des Zeitgeistes heillos angesteckt. Hiebei mochte es nicht ohne Einfluß sein, daß Altenstein sich näher an Nicolovius anschloß, dessen milde Reinheit auf sein Herz so wohlthätig wirkte, als an Schultz, den er seiner tüchtigen Natur und unerschütterlichen Rechtlichkeit wegen sehr ehrte, dessen wild leidenschaftliches Feuer aber seiner zarteren Natur widerstrebte. Schlummerte auf diese Weise eine eifersüchtige Mißstimmung gegen Altenstein und Nicolovius in Schultzens Seele, so mußte seine Leidenschaft — und leidenschaftliche Aufregung scheint, nach so manchen Kämpfen, die er bis dahin bestanden hatte, ein Bedürfniß seiner Natur geworden zu sein — sich zur höchsten Wuth gereizt fühlen, als er zu bemerken glaubte, daß nicht bloß der Senat, sondern das Ministerium selbst sich dem bestimmt ausgesprochenen Willen des Königs widersetze, und die verbotenen Verbindungen in Schutz nehme. Da kannte der Ingrimm, der seinen Blick völlig blendete, keine Gränze; die Freundschaft und dankbare Verehrung Altenstein's war so sehr entfernt, den wilden Ausbrüchen seiner Leidenschaft Einhalt zu thun, daß gerade diese seine Wuth steigerte: denn nicht allein, daß es ihn schmerzte, sich in Altenstein getäuscht zu sehen, glaubte er jetzt um so mehr die ganze Kraft seiner dem König treu ergebenen Seele anspannen zu müssen, als er darüber die Stimme

verehrungsvollster Dankbarkeit überhören mußte. Das Gefühl, sich der guten Sache zu opfern, ließ alle anderen Regungen seiner Seele verstummen, ja er bekämpfte sie mit selbstquälerischer Wuth. Dazu kamen die maßlosen Reizungen der auf Schultzens Leidenschaftlichkeit rechnenden Rückschrittspartei, die ihn immer tiefer in's Feuer gehen ließen, sich seiner rastlosen Thätigkeit, seines combinirenden Scharfsinns und seiner umfassenden Gewandtheit bedienten, ihn überall, wo es galt, als Bahnbrecher vorschoben, und ihn durch den im Hintergrunde gezeigten huldvollen Allerhöchsten Blick immer von Neuem für sein schweres, das Vaterland rettendes Werk begeisterten, ihn aber endlich fallen ließen, als sie ihr Ziel wenigstens zum Theil erreicht hatten. Wie sehr wir auch diese ganze, seine Kraft und sein Glück erschöpfende Thätigkeit von Schultz bedauern müssen, so wird doch Niemand ihm das Zeugniß versagen können, daß er sich wirklich seiner Pflicht mit festester Ueberzeugungstreue aufgeopfert habe, wenn diese auch freilich ihn nur zu sehr gegen eine vorurtheilsfreie Betrachtung seiner Stellung verblendete, welche ihm nur Unterwerfung unter den vorgesetzten Minister oder Ausscheidung aus dem Ministerium gestattete. Wenn letztere seine äußeren Verhältnisse nicht zuließen, so mußte er sich zur ersteren entschließen; nur in leidenschaftlichster Verblendung konnte er den Kampf auf Tod und Leben mit einem Ministerium wagen, dem er selbst beigegeben war. Hier galt es einfach, die Entscheidung zwischen ihm und dem Ministerium dem Allerhöchsten Willen zu überlassen, der auch den Schwachen gegen den Stärksten zu schützen und zu heben vermag; darüber hinaus kann die Pflicht des eifrigsten Staatsdieners nicht gehen, der gerade in der Allerhöchsten Einsicht seine nothwendige Schranke findet.

Als Schultz, der sich jetzt gleich auf höheren Fuß einrichten zu müssen glaubte, beim Antritte seiner neuen Stellung an den Minister Altenstein die Frage richtete, ob er auch beim Fürsten von Wittgenstein, der das Policeiministerium abgegeben hatte, um unter der Hand desto sicherer wirken zu können, einen Besuch machen solle, antwortete dieser, Wittgenstein thue immer, als ob er gar keinen Einfluß habe, übe aber insgeheim leider einen zu großen, weshalb er ihn freilich nicht übergehen könne. Der Fürst benutzte diesen Besuch auf sehr geschickte Weise, um Schultz anzufeuern, indem er bemerkte, Altenstein scheine die Thätigkeit der politischen Umtriebe auf den Universitäten nicht einzusehen, und er versprach, ihn nöthigenfalls mit seiner Einsicht unterstützen zu wollen. Gleich darauf wurden ihm die policeilichen Untersuchungsacten der wegen demagogischer Untersuchungen verhafteten Studirenden aus dem Bureau des Staatscanzlers ohne seinen Antrag zugestellt, aus denen er zu ersehen glaubte, wie dringend nothwendig kräftigere Maßregeln gegen die Burschenschaft gewesen, wie aber die Erfolge der policeilichen Verhaftungen durch die untersuchenden Personen und Behörden vereitelt worden. Am zweiten Tage nach

seinem Amtsantritt wurde durch einen öffentlichen Aufzug der Landsmannschaften ein großer Scandal verursacht. Der Minister, bei welchem Schultz sich wegen der lässigeren Betreibung dieser Sache von Seiten des Senates beklagte, ging nicht darauf ein. Nicht lange nachher widersetzte Schultz sich der Immatriculation eines wegen staatsgefährlicher Aeußerungen unter Policeiaufsicht gestellten Gymnasiasten, und als Schleiermacher ihn deshalb der Ueberschreitung seiner Befugnisse beschuldigte, verlangte er dafür Genugthuung, die ihm aber verweigert ward. Gegen Schleiermacher, den treuen alten Freund, trat Schultz sehr leidenschaftlich auf, da er in ihm einen der begabtesten Beförderer der Burschenschaft und falscher, staatsgefährlicher Grundsätze sah. Wie milde dagegen Schleiermacher in der ersten Zeit noch immer über Schultz urtheilte, beweisen seine Briefe an Arndt. „Wir sind mit Schultz sehr zufrieden“, schreibt Schleiermacher am 6. December an diesen, „und er hat gewiß nicht nur die beste Absicht, sondern auch das nöthige Geschick, um, was böse gemeint war, zum Guten ausschlagen zu mamachen.“ Aber bereits am 30. Januar meldet er: „Hier ist nun schon ein kleiner Krieg mit dem Regierungsbevollmächtigten entstanden, wiewohl das Verhältniß im Ganzen sehr gut ist, und Schultz auch unläugbar der Universität schon manches Gute gethan hat. Den Krieg habe ich leider anspinnen müssen; ich will dir aber den Bericht über den Hergang ersparen, zumal noch nicht entschieden ist, ob Schultz die Sache fallen lassen oder an's Ministerium bringen wird.“ Letzteres geschah, und das Ministerium mußte diesmal Schultz beistimmen. Auch das so innige langjährige Verhältniß zu Reimer, der sich eine Hausuntersuchung hatte gefallen lassen müssen, da man den eben so freisinnigen, wie rein sittlichen, für König und Vaterland begeisterten, wahrhaft frommgläubigen Mann schlimmster Demagogie verdächtig hielt, löste sich in Folge ihrer verschiedenen politischen Ansicht, weil Schultz mit leidenschaftlicher Verdammung auf ihn eindrang. Immer mehr gegen den Senat und die Professoren erbittert, von denen er Schleiermacher und Savigny für die Hauptfreunde der Burschenschaft hielt, forderte er im Januar 1820 den Senat auf, sich wegen seines bisherigen Verhaltens gegen die Burschenschaft zu rechtfertigen, da er aus den Acten ersehe, daß die Burschenschaft mit seinem Wissen bestanden habe — eine Beschuldigung, die dieser leicht von sich abwehren konnte. Die häusliche Noth, in welche Schultz durch längeres Leiden seines endlich am 13. Februar verstorbenen Herrmann versetzt wurde, konnte seine Thätigkeit, die mit wunderbarem, einer besseren Sache werthem Eifer die Netze ihrer Untersuchung bald durch ganz Deutschland zog, nicht im Geringsten hemmen, vielmehr schien diese seine inquisitorische Geschäftigkeit noch leidenschaftlicher anzuspornen. Am 23. Februar setzte er, allen Hindernissen zum Trotz, die Verhaftung zweier Studirenden und die Schließung eines burschenschaftlichen Lesecirkels durch. Der Fürst von Witt-

genstein und der Wirkliche Geh. Oberregierungsrath von Kamptz waren über diese heilsame Strenge sehr erfreut, und ersterer versicherte ihn des Allerhöchsten Beifalls. Schon am 14. März legte Schultz dem Minister seinen Bericht in Betreff der Bestrafung der Burschenschaft vor, wobei er zugleich den Antheil, den mehrere Mitglieder des Ministeriums daran genommen, lebhaft hervorhob. Abschrift davon theilte er Wittgenstein mit, der sein Mißtrauen gegen Altenstein, wie gegen dessen absichtlich schlaffes Benehmen der Burschenschaft gegenüber auf alle Weise bestärkte, wobei er zugleich die Hoffnung äußerte, daß dem Uebel wirklich gesteuert werden würde, wenn sein Muth, seine Kraft und Einsicht nicht erschlafften. Altenstein übergab den Bericht zur Verantwortung an den Senat, nach dessen Rückäußerung er sich nicht veranlaßt fand, demselben weitere Folge zu geben, wodurch Schultz sich tief verletzt fühlte; Wittgenstein aber sah darin nur eine Bestätigung seiner früher geäußerten Ueberzeugung, daß der Minister zu eigensinnig und verworren sei, um Einsicht in die wahre Lage der Dinge zu gewinnen. „Seit länger als vierzehn Tagen", schreibt Schleiermacher am 21. März an Arndt, „ist wieder die ganze Stadt voll davon, daß ich abgesetzt sei oder werden solle. Das Factum, das dabei zum Grunde liegt, ist einmal, daß der Staatscanzler sich die Acten der Facultät, de Wette's Entlassung betreffend, hat geben lassen, und dann daß Schultz sehr darauf inquirirt hat, was für Gesundheiten ich am 9. Februar, wo die Studenten das Bewaffnungsfest feierten, ausgebracht habe. — Daß sich Schultz zu solchen Dingen brauchen läßt — und es ist nicht das allein, sondern er soll mich auch angeschwärzt haben, ich sei es eigentlich, der bei allen Gelegenheiten den Staat (Senat?) zu gelinden Maßregeln, besonders gegen die Burschenschaft, verführe — das ist sehr schmerzlich. Indessen ich will mich auf eine Weile noch gern alles Urtheils enthalten. Die Nothwendigkeit, Jemand aufzugeben, kommt immer noch zeitig genug. Indem er aber die Burschenschaft Kamptzen zu Liebe verfolgt, begünstigt er die Landsmannschaften, die eigentlich das Verderben der Universität sind, auf das Leidenschaftlichste. — Unser Universitätsrichter ist über den Aerger mit Schultz krank geworden, und hat seinen Abschied genommen. Sein Nachfolger ist noch nicht bekannt. Ich glaube auch nicht, daß unter diesen Umständen einer vom Kammergericht es übernehmen wird." Die weiteren Verwickelungen mit dem Senate und dem Ministerium, wobei die Besetzung der Stelle des Untersuchungsrichters auf ganz besondere Schwierigkeiten stieß, veranlaßte Schultz zu einem scharfen Berichte, der beim Minister die höchste Entrüstung veranlaßte und zu einer heftigen Scene führte, in deren Folge Schultz, von Altenstein der Undankbarkeit beschuldigt, sich endlich, nicht ohne Widerstreben, entschloß, den Bericht zurückzunehmen und einen neuen einzureichen. Der Staatscanzler ließ im Juni Schultz zu sich einladen, und es wurde eine Commission

mit Langermann und Koreff wegen des Unterrichts- und Medicinalwesens verabredet. Da Schultz jede patriotische Aeußerung der Studenten mit verdächtigem Blicke anschaute, so gereichte ihm auch die von Seiten derselben veranstaltete Feier des Jahrestages der Schlacht von Waterloo um so mehr zu bitterem Aerger, als sich auch Professoren dabei betheiligten. Am 20. Juni meldet Schleiermacher an Arndt: „Unser munteres Studentenvolk, welches sich, Gott sei Dank! durch alle Plackereien nicht knicken läßt, hat den 18. in Treptow gefeiert, und ich bin, auf die Gefahr, daß wieder ein paar verhaftet, und über meine ausgebrachten Gesundheiten inquirirt werden möchte, mitten unter ihnen gewesen; denn es thut wohl jetzt mehr, als jemals Noth, sich durch das Leben mit der Jugend zu erquicken. Man sagt, wir haben noch eine große Nase vom Fürsten Staatscanzler über unsere Gelindigkeit zu erwarten; es scheint also noch alles beim Alten, und Freund Schultz oben auf zu sein. Einige hofften, in Wien würde etwas Milderndes unter die Carlsbader Tropfen gegossen werden; hienach aber ist es kaum zu glauben." Den Juni und Juli über hielt Schultz in befreundetem Kreise Vorlesungen über Goethe's Propyläen. Um dieselbe Zeit hatte er die Ehre, einmal dem Kronprinzen, ein andermal dem Prinzen und der Prinzessin Wilhelm Solly's Gemäldesammlung zu zeigen.

Während der gewaltigen durch den Kampf mit dem Senate und dem Ministerium veranlaßten Aufregung hatte Schultz nicht gewagt, den brieflichen Verkehr mit Goethe fortzusetzen, der ihn mittlerweile mit vier gelegentlichen Schreiben, vom März, Juni und Juli, erfreut hatte; im ersteren hatte er ihn auf Carl Ernst Schubarth aufmerksam gemacht, der in seiner schon in zweiter Auflage erschienenen Schrift zur Beurtheilung Goethe's sich als denkenden Critiker und zugleich als Gegner jedes politischen, auf Betheiligung des Volkes an der Staatsverwaltung gerichteten Strebens bewährt hatte. Je schwerer Schultz bei seiner rastlosen Verfolgung jeder freieren Regung unter den von frischem Lebens- und Freiheitsdrange gährenden Studenten die Zeit über gelitten hatte, um so weniger konnte er der Versuchung widerstehen, sich an der persönlichen Gegenwart des verehrten Weimarer Freundes wieder zu erbauen. Und so reiste er denn, nach vorhergegangener Ankündigung, am 12. August mit den drei plastischen Meistern, Rauch, Schinkel und Tieck, über Wittenberg, Leipzig und Naumburg nach Jena, wo sie am 16. Abends anlangten. Hier kam es denn zu mannigfachsten Mittheilungen über die Farbenlehre, nicht weniger über die bildende Kunst und die drohenden politischen Verhältnisse. In nächtlicher Weile vertraute Schultz dem herzlich theilnehmenden Dichter das Unerfreuliche seiner Berliner Verhältnisse, nicht ohne einen Rest von Hoffnung. Tieck und Rauch, welche ihre Anwesenheit zur Modellirung von Goethe's Büste benutzten, gaben zu mancherlei tief eindringenden Gesprächen reichlichste Veranlassung. Auch

Knebel's Profil ward damals modellirt, und Goethe stellte Schinkel mehrere, von diesem ausgeführte Aufgaben. Am 23. verließen sie, nachdem sie einen Tag in Weimar gewesen, das reizende Jena, und kehrten über Naumburg, Halle, Dessau und Wittenberg am 25. nach Berlin zurück. Die freundliche unmittelbare Verbindung dauerte nach der Trennung ununterbrochen fort. Goethe nahm damals an Schubarth, so wie an Hagen's Gedicht Olfried und Lisena lebhaftesten Antheil, wozu er auch Schultz aufrief, der sich dadurch veranlaßt sah, seiner am 11. September geborenen Tochter den Namen Lisena beizulegen. Außerdem bildeten Farbenlehre und Kunst die stehenden Gegenstände des Briefwechsels; besonders zog das neue, von Schinkel erbaute Berliner Schauspielhaus Goethe lebhaft an, dessen leidige Aufschrift ihn tief bekümmerte. Da dieser sich zu einer Reise nach Berlin nicht entschließen konnte, so betrieb Schultz mit großem Eifer die Ueberkunft seines treuen, kunsterfahrenen Freundes H. Meyer, welche auch am 3. October erfolgte. Schultz, bei dem er wohnte, besuchte mit ihm die durch Bewilligung des Hofmarschalamtes ihnen geöffneten Schlösser, auf denen sich noch viele Kunstschätze zerstreut fanden, und verschaffte ihm zu Potsdam und Berlin den freiesten Zutritt zu allen Kunstsammlungen. Auch Altenstein nahm Goethe's Freund mit vollster Anerkennung auf, und sprach den Wunsch aus, die Ansichten der Weimarer Kunstfreunde über Einrichtung von Kunstacademien zu vernehmen, welche Meyer schriftlich mitzutheilen versprach. Am 24. October fand die Taufe von Schultzens jüngster Tochter Lisena statt, wobei unter anderen die Frau Minister Schuckmann, Hirt und von Raumer Pathenstelle vertraten. Kaum hatte Meyer am 3. November Berlin verlassen, so drangen die amtlichen Geschäfte auf Schultz, der unterdessen der politischen Untersuchungen wegen mit Schuckmann in nähere Verbindung getreten war, wieder gewaltig ein. Zunächst handelte es sich um die Ausführung des Königlichen Befehles wegen des Museums und der Gebäude für die beiden Academien (die der Wissenschaften und die der Künste), wobei es großer Kraft und Umsicht bedurfte, die Plane der Selbstsüchtler zurückzuweisen. Daneben dauerten die Kämpfe mit dem Senate fort.

Fürst Wittgenstein, der immer mehr in Schultz eingedrungen, hatte ihn endlich ganz für sich gewonnen, da er wohl erkannte, daß er in ihm einen gewandten, mit weitreichender Kenntniß, Frische und Schärfe des Geistes ausgestatteten Ausführer seiner Plane gefunden, dem es auch an Muth und Leidenschaftlichkeit nicht fehle, welche letztere wohl ihm selbst, aber nicht der Sache, Nachtheil bringen könne. Immer entschiedener verlangte er von ihm den Plan einer vom König als nothwendig erkannten Umgestaltung des Cultusministeriums sowohl den Grundsätzen als den Personen nach. Häufig hatte er ihm hierauf bezügliche Briefe des Consistorialrathes Snethlage mitgetheilt, und ihm dessen Bekannt-

schaft angerathen, wie er ihm auch den Bischof Eylert und den Geh. Oberregierungsrath von Beckedorff als seines Vertrauens besonders würdig empfohlen hatte. Am 5. December ließ er ihm einen betreffenden Aufsatz Beckedorff's zugehen, und bat ihn dringend um seine Betheiligung bei der Sache. Nachdem Schultz mit Snethlage Rücksprache genommen, erklärte er sich dazu unter der Bedingung bereit, daß zuerst die Grundsätze festgesetzt würden, nach welchen das neue Ministerium zu verfahren habe, ehe man zur Personenfrage schreite, und daß ihm selbst hieraus weder Vortheil noch Ehre zufließe. Mündlich stellte er Tags darauf die Forderung, daß, wenn der König ihn nebst anderen Personen zu einem Gutachten über die Sache veranlassen wolle, sie durch eine Königliche Cabinetsordre dazu angewiesen würden. Gleich darauf erkrankte Schultz, der bereits im September einen Anfall von Blutspeien gehabt hatte. Snethlage verabredete deshalb das Nähere mit Wittgenstein, in dessen Zimmer er die an ihn, Eylert, Beckedorff und Schultz gerichtete Cabinetsordre aufsetzte, worin diese aufgefordert wurden, nach gemeinschaftlicher Berathung ihre Ansichten über den gegenwärtigen Zustand des Schul- und Erziehungswesens in Preußen und über die zweckmäßigsten und sichersten Maßregeln zu dessen Verbesserung in einem Berichte vorzutragen. Diese vom 24. December datirte geheime Cabinetsordre wurde gleich am folgenden Tage Schultz mitgetheilt. Wittgenstein hatte die Absicht des Königs, Altenstein an die Spitze der Commission zu stellen, zu hintertreiben gewußt. Schultz ward von seinen Mitcommissaren mit dem Entwurf des Berichtes beauftragt.

Die freundliche Verbindung mit Goethe hatte während dessen nicht aufgehört, vielmehr suchte dieser durch die Vermittelung von Schultz die Verbindung mit Rauch, Tieck und Schinkel eifrig fortzusetzen. Schultz selbst fühlte sich seit der letzten persönlichen Zusammenkunft mit dem Dichter, dem er das, was ihm so sehr am Herzen lag, mit reinster Offenheit anvertraut hatte, mehr als je zu diesem hingezogen, und so konnte er nicht unterlassen, am letzten Tage dieses „sorgenvollen" Jahres, der zugleich sein Geburtstag war, ihn seiner anhänglichsten Treue zu versichern, und ihm seine seit Kurzem sehr gehobene Aussicht auf die zukünftige Gestaltung der Dinge mitzutheilen.

Dem Entwurf, zu welchem ihm Wittgenstein einige nicht zu übergehende Beschwerden gegen das Ministerium Altenstein geliefert hatte, gab er sich, während seine Krankheit im Zunehmen begriffen war, mit vollster Seele hin, so daß dieser Mitte Januar 1821 größtentheils vollendet war. „Ich conferirte darüber", erzählt Schultz selbst, „zuerst mit Beckedorff, der seinerseits daran gleichfalls einigen Antheil zu nehmen sich erbot, insbesondere die Aufstellung der Grundsätze und Mittel betreffend, durch die der neue Zustand der Dinge herbeigeführt werden sollte. War ich gleich mit seinen Vorschlägen nicht durchaus einverstanden, indem

solche zum Theil eine Unterdrückung der Geistesfreiheit fürchten ließen, so mußte ich mich der Meinung der Mehrzahl der Mitglieder der Commission bequemen, zumal meine Krankheit mich verhinderte, mit denselben öfters persönlich zu conferiren und mich vollkommen auszusprechen." Am 17. Januar machte ihm Fürst Wittgenstein die Mittheilung, daß der König ihm den Adlerorden dritter Classe verliehen habe, rieth ihm aber zugleich, wenn er nicht vollkommen hergestellt sei, sich bei der Ordensfeier zu entschuldigen. Auch Altenstein wünschte ihm zu dieser ehrenvollen Anerkennung von Herzen Glück. Nach mehreren Berathungen und dadurch veranlaßten Abänderungen ward der Entwurf Wittgenstein übergeben, der ihn mit einer unbedeutenden Verbesserung abschreiben ließ, und ihn gleich nach der Mitte Februar an den König beförderte. In diesem sehr umfangreichen Bericht wird das seit dem Jahre 1809 im Preußischen Staate herrschende System des Schul- und Erziehungswesens als Grund des moralischen Verderbens bezeichnet, welches man mit lebhaftem Kummer, ja mit Entsetzen immer weiter um sich greifen sehe, und Fichte und Schleiermacher als diejenigen genannt, von denen das verderbliche, bisher vom Ministerium befolgte System ausgegangen sei, woran eine grelle Darstellung der Ansichten dieser seit ungefähr zwanzig Jahren unter stetem großen Beifalle in Berlin öffentlich aufgetretenen Lehrer und der argen in Folge derselben eingerissenen Verwilderung sich anschließt. Die Sünden des Ministeriums, zu denen Wittgenstein durch seine geschäftigen Zuträger einen reichen Beitrag geliefert hatte, werden sodann mit großer Lebhaftigkeit aufgezählt, und auf den Abgrund hingewiesen, an welchem der Staat durch die Verblendung der Männer stehe, welche das bisherige System, dem Allerhöchsten Befehle zuwider, aufrecht zu halten und die dagegen verordneten Maßregeln unwirksam zu machen suchten. Nur unter der Voraussetzung, daß diese Männer solchen weichen würden, in deren Einsicht, Willen und Kraft der König das Vertrauen setzen könne, daß sie das große Werk einer durchgreifenden Umgestaltung des Schul- und Erziehungswesens auszuführen im Stande seien, wagt die Commission ihre Vorschläge zu machen, wovon als Hauptpuncte bezeichnet werden: die Unterordnung der Schulen unter die Kirche, die strengste Bevormundung der eine selbständige Gesetzgebung und Verwaltung sich anmaßenden Universitäten, auf welchen die theologische Facultät vor allem wieder einen unerschütterlichen Mittelpunct der Lehre erhalten, die philosophische dagegen nur als vorbereitend gelten und unter die drei übrigen in eigenen Unterabtheilungen zerfallen müsse, endlich eine ganz andere Einrichtung der Geistlichen Angelegenheiten. Schultz hebt besonders hervor, man müsse, ohne die Freiheit wissenschaftlicher Forschung zu beschränken, nicht gestatten, daß die Grundfesten der Kirche und des Staates durch Speculation und Critik angegriffen und erschüttert würden, und zu diesem Ende solle man der geistigen Thätigkeit eine zweck-

mäßig ablenkende nutzbringende Richtung verschaffen, indem vornehmlich auf die vernachlässigten practischen, realen, experimentalen Wissenschaften, auf die mechanischen und schönen Künste ein vorzüglicher Werth gelegt und für deren Beförderung eifriger gesorgt werde. „Mit froher Zuversicht können wir sagen", äußert Schultz am Schlusse des Berichtes, „daß diese folgenreiche Veränderung weit und breit laute Erhebung und Freude erwecken wird. Die göttliche Wahrheit wird ewig über den Irrthum siegen, und wie gewaltsam und überraschend schnell die neuen Irrlehren sich in wenigen Jahren auch verbreitet haben, so haben wir doch die trostvolle Gewißheit, daß bei Weitem der größere Theil des Volks die ihm aufgedrungenen Neuerungen verabscheuet, und mit Angst und Kummer die daraus folgende Entartung seiner Kinder wahrnimmt. Die Stimme des Volks, die leider nicht als die öffentliche Stimme anerkannt wird, weil sie nicht, wie die neuerungssüchtige Partei, Flugblätter und Zeitungen in ihrem Solde hat, diese wahrhafte Stimme des Volks fordert laut die Wiederherstellung des Friedens und der Ruhe der Familien durch Festigkeit und Einigkeit im Glauben und in der Lehre; nur diese vermögen die schon wankende Treue im kirchlichen wie im bürgerlichen Leben wieder zu sichern, und Treue ist diesem Volke Bedürfniß! Vergebens werden die Anhänger des bisherigen Systems das Geschrei zu erheben versuchen, daß es auf Verfinsterung und Unterdrückung des Strebens zum Besseren abgesehen sei. Die Absicht unserer Vorschläge gehet vielmehr deutlich nur dahin, die ungetrübte Erkenntniß der göttlichen Wahrheit dem Volke zu erhalten, und dasselbe von den verworrenen, falschen Richtungen zu befreien, durch welche es ihres reinen Lichtes beraubt wird. Gerade diese den Völkern aufgedrungenen falschen Richtungen sind es allein, was nie genug gesagt werden kann, welche allein Verfinsterung und Unterdrückung des Strebens zum Besseren mit sich führen; wer dagegen kämpft, streitet für Licht, Recht und wahre Freiheit der Gewissen. Ueberdem haben Ew. Königliche Majestät durch Stiftung, Erweiterung und Vermehrung der Lehranstalten und ihrer Mittel so vielfache und außerordentliche Beweise Allerhöchstdero Geneigtheit zur Beförderung geistiger Bildung gegeben, daß es weiterhin keiner Mißdeutung unterworfen sein kann, wenn nunmehr endlich das geschiehet, was nie hätte verabsäumt werden sollen, nämlich die Wirksamkeit dieser Anstalten zum wahren Wohle des Volkes und zu würdiger Erhebung des menschlichen Geistes in sicheren Wegen zu leiten und vor frevelndem Mißbrauch zu bewahren." Trotz der scharfen Anklagen gegen Altenstein versicherte die Commission, daß sie der Persönlichkeit desselben auf keine Weise zu nahe treten wolle, sie vielmehr den wohlgemeinten Bestrebungen und der treuen Ergebenheit desselben gegen den König gern die vollste Gerechtigkeit widerfahren lasse.

Kaum wäre es begreiflich, wie ein treuer Verehrer des großen

Heiden Goethe, ein sinniger Anhänger einer freieren Naturansicht zu solchen die Wissenschaft aus der Wissenschaft austreibenden, auf amtliche Lehrbücher und die strengste policeiliche und bürgerliche Ueberwachung der Studirenden dringenden, gegen die offenliegende Wahrheit, daß der Geist sich nicht unterdrücken lasse, und nur im geistigen Kampfe, nicht durch einseitige Gewaltmaßregeln die Wahrheit zu Ehren komme, sich die Augen verschließenden Vorschlägen rathen konnte, hätte ihn nicht die fiebernde Angst vor dem politischen Umsturz des Vaterlandes und die von den Rückschrittsmännern geschürte Leidenschaft zum Aeußersten getrieben. Schon am 21. Februar erhielt Schultz durch Wittgenstein Mittheilung von einem am vorigen Tage an ihn gerichteten Königlichen Handschreiben, welches sich mit dem Berichte einstimmig erklärte. „Es kommt nun alles darauf an", hieß es darin weiter, „um diese Ideen gehörig in's Leben zu rufen, um sie wirksam zu machen. Ein solches redliches, ächt christliches Werk wird aber Gott nicht ungesegnet lassen wollen, und dieser Glaube wird uns dazu Stärke geben." Allein diese wohlgemeinte Aeußerung wirkte auf Schultz sehr niederschlagend, da er darin keine Kraft und Entschlossenheit zu finden glaubte. In den folgenden Monaten nahmen Unordnungen unter den Studirenden Schultzens Thätigkeit, der damals an einem Lungengeschwür litt, wieder lebhaft in Anspruch, und zu gleicher Zeit machte ihm die von Solly gewünschte Absendung seiner neuen Gemälde nach London viel Verdruß, so daß es endlich zum entschiedenen Bruch mit dem Englischen Freunde kam. Im März hatte Schultz selbst, da der damalige Untersuchungsrichter ihm dazu zu saumselig und ungeschickt schien, sich persönlich der Untersuchung der Verbindungen unterzogen. Besondere Anstrengung verwandte er auf die Entdeckung der Arminia, zu welchem Zwecke der Fürst von Wittgenstein auch den Regierungsbevollmächtigten von Breslau hinter dem Rücken des Ministeriums nach Berlin kommen ließ; doch mißglückte diese Untersuchung ganz und gar.

Wittgenstein hatte unterdessen den Bericht der Commission dem von Laibach und Rom zurückkehrenden Staatscanzler übergeben, und ihn dafür zu gewinnen gewußt. Hardenberg lud Schultz zu einer näheren Besprechung desselben auf den 16. Mai zu sich ein, und dieser Besprechung folgten bald andere. Schultz ward vom König beauftragt, ihm seine Ansichten über die neue Besetzung des Cultusministeriums vorzulegen, aus welchem man die beiden Directoren Nicolovius und Süvern, den Geh. Oberregierungsrath Schulze und den Justitiarius Geh. Oberregierungsrath Frick ausscheiden lassen wolle, wogegen man ihm selbst die Stelle eines Generaldirectors zu ertheilen beabsichtige. Zum Director der Unterrichtsabtheilung schlug Schultz unter dem 21. Mai den Regierungspräsidenten Baumann aus Königsberg vor, zum Rathe den Oberconsistorial- und Oberschulrath Nolte, dem man den Consistorialrath Gaupp aus Breslau als Hülfsarbeiter beigeben möge. Die Stelle

des Justitiarius könne einstweilen der Geh. Oberregierungsrath Körner versehen; unter den Allerhöchst dazu vorgeschlagenen Personen empfehle sich der Kammergerichtsrath von Voß durch seine zuverlässige Gesinnung und seine schätzbare wissenschaftliche Bildung. Zu den monatlichen Generalconferenzen dürften nach Allerhöchstem Wunsche Ancillon, Eylert, Snethlage und Schöll zuzuziehen sein. Die Obliegenheiten des Generaldirectors suchte Schultz genau zu bestimmen. Daß der König ihn selbst damit zu beauftragen geruhen wolle, erkennt er dankbar an, und gesteht, daß es jetzt schwer halten würde, einen Geschäftsmann aufzufinden, der so, wie es bei ihm der Fall, in die mit dieser Veränderung verknüpfte hochwichtige Absicht eingeweiht, ganz davon durchdrungen und zugleich im Stande wäre, den Umfang der Geschäfte dieses Postens so zu übersehen, wie sehr er auch seiner Gesundheit wegen wünschen müsse, eine andere Person hiezu in Vorschlag bringen zu können. Er erkennt es deshalb für unausweichliche Pflicht, diese Stelle, mit Hoffnung auf Allerhöchste Nachsicht, für die Zeit seiner Stellung als Regierungsbevollmächtigter zu übernehmen, spricht aber die Hoffnung aus, daß nach dieser in viertehalb Jahr ablaufenden Frist ein Generaldirector überhaupt nicht mehr erforderlich sein dürfte. Sollte ihn aber das Allerhöchste Vertrauen mit diesem Dienste huldvoll beehren wollen, so müsse er vorher in Uebereinstimmung mit dem Minister Altenstein, den der König nicht aufgeben wollte, die erforderliche Dienstanweisung ausfertigen. Da er hiezu die von den Aerzten ihm verordnete Curzeit zu Salzbrunn benutzen könnte, so wünschte er die Allerhöchste Entscheidung noch im Laufe des Monates zu erhalten. Indessen verzögerte sich die Ausfertigung der erwarteten Cabinetsordre.

Goethe hatte Schultz in der ersten Hälfte des Jahres mit mehrfachen Sendungen erfreut, welche dieser nur einmal erwiederte, so daß er, als er, kurz vor der Badereise, am 9. Juni, sich wieder einmal an den Weimarer Freund wandte, sein „dumpfes Schweigen" entschuldigen mußte. Unter anderen erfreulichen Mittheilungen meldete er ihm, daß er diesmal, da er bei seiner Badecur einer frisch milchenden Eselin bedürfe, Bibra bei Freiburg besuchen müsse; zugleich spricht er seinen Wunsch aus, ihn den Sommer über, da er vom 24. Juni bis Ende August frei sein werde, irgendwo zu sehen. Goethe erwiedert eilig, er werde in der ersten Hälfte des Juli zu Hause sein, und er weist ihn auf den kleinen Weimarischen Badeort Berka hin, wo er sich, in der Nähe von Weimar, sehr wohl befinden, es auch an frisch milchenden Eselinnen nicht fehlen werde. Schultz berichtete hierauf, er habe sich auf Goethe's Hindeutung sogleich entschlossen, Berka statt Bibra zu wählen, aber da die Aerzte ihm bald nachher Luftbäder empfahlen, und er durch den in Nenndorf verweilenden Fürsten von Wittgenstein vernahm, daß die Einrichtung derselben an diesem Badeort ganz vorzüglich sei, so entschied er sich endlich für Nenndorf. So berichtete er denn

am 26. Juni an Goethe, er werde, da er ihn sehen müsse, am 1. oder 2. Juli in Weimar ankommen, von dort aber nach einem fünf- oder sechstägigen Aufenthalt nach Nenndorf reisen. Am 28. Juni fuhr Schultz mit seiner gleichfalls der Cur bedürfenden eilfjährigen Tochter Eugenie über Wittenberg, Leipzig und Halle nach Weimar, wo er vom 1. bis 6. Juli in Goethe's Nähe verweilte, dessen Gesundheit er leider etwas angegriffen fand. Die wiederholte persönliche Berührung war auch diesmal, wo Schultz mit froheren Hoffnungen den Freund wiedersah, für beide Theile eben so fruchtbar, als erfreulich. Ueber Eisenach, Cassel, Göttingen und Hannover gelangte Schultz nach Nenndorf, wo er sich besonders des Umganges mit Wittgenstein zu erfreuen hatte. Auch mit Graf Schlieffen, Frau von Jagow und Hufeland fand er sich freundlichst zusammen. Am 27. Juli vollendete er hier den mit Goethe besprochenen Aufsatz über physiologe Farbenerscheinungen, insbesondere das phosphorische Augenlicht, als Quelle derselben, betreffend [1]), worin er das im Auge vorhandene lebendige Phosphorlicht als wesentlich nothwendig zum Sehen darstellte, und alle pathologischen und physiologischen Gesichts- und Farbenerscheinungen mit Einschluß der Blendung von der Einwirkung des äußeren Lichtes oder der Gemüthsbewegungen auf den Phosphor im Auge und dessen Uebermaß oder Abnahme abhängig erklärte [2]). Ebendaselbst schrieb er am 1. August den im Anhange mitgetheilten Aufsatz über die subjectiven Höfe. Zwei Tage darauf veranstaltete er eine Feier des Geburtstages seines Königs, unter zahlreicher herzlicher Betheiligung. Am Abend desselben Tages sandte er den ersteren Aufsatz mit einem freundlichen, über sein bisheriges Reiseleben berichtenden Brief an Goethe, dessen Sohn von dem in Carlsbad verweilenden Vater günstige Nachrichten mittheilen konnte. Am 5. August reiste Schultz von Nenndorf nach Bückeburg ab, wo er von der schätzbaren Gemäldesammlung des ihn zuvorkommend aufnehmenden Fürsten zu Schaumburg-Lippe angenehm überrascht wurde. Der Fürst faßte zu seinen Kunstkenntnissen ganz besonderes Vertrauen, und wollte ihm mehrere Gemälde nach Berlin schicken, die unter seiner Obsorge hergestellt werden sollten, was aber in Folge der Ueberbeschäftigung des Restaurators Teoli unterblieb. Ueber Minden, Hameln, Elze, Hannover, Hildesheim, von wo aus die Gräfliche Gemäldegallerie auf Schloß Söder besucht wurde, Braunschweig, Halberstadt und Magdeburg kehrte er am 18. August nach Berlin zurück, wo ihn die freundliche Antwort von Goethe's Sohn bewillkommte. Auch folgte bald eine ausführliche Mittheilung von Goethe selbst.

1) Vgl. Brief 67. 72—74. 78. 86.

2) Gegen diesen in Goethe's Heften zur Naturwissenschaft abgedruckten Aufsatz sprach sich Rudolphi aus, dem Schultz davon Kunde gegeben hatte, im Grundriß der Physiologie §. 316 Anm. 1 (der Ausgabe von 1823).

Unterdessen hatte der König die Cabinetsordre vollzogen, durch welche Schultz zum Wirklichen Oberregierungsrath und Director der Abtheilungen der Geistlichen und Unterrichtsangelegenheiten, Eylert und Theremin zu vortragenden Räthen, Schöll zum Mitglied, Justizrath Hellweg zum Geh. Oberregierungsrath und Justitiarius beim Cultusministerium ernannt, Nicolovius, Süvern, Schulze und Frick auf Wartegeld gesetzt werden sollten. Aber diese Cabinetsordre blieb zum Glücke eine geheime und ohne weitere Folge, wozu besonders der Staatscanzler beigetragen haben dürfte, mit welchem Schultz mehrfache Unterredungen hatte. Als Regierungsbevollmächtigter fand Schultz um dieselbe Zeit, trotz der Befugniß zur Ausweisung von Studirenden, welche die durch argen Verdacht zu Wege gebrachte Cabinetsordre vom 7. Juli den Regierungsbevollmächtigten ertheilt hatte, die erheblichsten Schwierigkeiten. Besonders schmerzlich empfand er es, daß man ihm nicht in der Person des Regierungsrathes Krause einen Universitätsrichter geben wollte, wie er ihn zu seinem Zwecke wünschen mußte. Man wolle ihm, glaubte er, gerade dadurch die Ausübung seiner ihm Allerhöchst anvertrauten heiligen Pflicht unmöglich machen, daß man ihm solche Personen zu Untersuchungsrichtern gebe, denen es an gutem Willen fehle, wogegen er nicht erkannte, daß gerade seine Verfolgungen zu geheimen Verbindungen trieben, wie offen sich dies auch herausstellte, und sich als nothwendige Folge hatte vorhersehen lassen. „Die Menge eben so unerwarteter als unangenehmer Geschäfte", schreibt Schultz am 29. October an Wittgenstein, „von denen ich vornehmlich wegen der gänzlich ermangelnden Hülfe eines Universitätsrichters fast erdrückt werde, läßt mir nicht die unentbehrlichste Muße übrig. Es ist auffallend, in welchem Grade die Unordnungen bei der Universität, auf deren Abstellung ich nun seit zwei Jahren den größten Eifer verwendet habe, von Tag zu Tag zunehmen, und leider sehe ich, in der Lage, in welcher mein Dienst sich seit einiger Zeit befindet, den Augenblick immer näher kommen, wo ich mit Schimpf und Schande meinen Posten verlassen muß, wenn nicht noch früher Kummer und vergebliche Anstrengungen meine Gesundheit gänzlich zerstören und mich aus der Welt schaffen sollten." Zur Pflege seiner Gesundheit nahm er wieder, wie schon früher, zu Reitübungen seine Zuflucht. Da die ihn bekümmernden Verhältnisse keine günstige Veränderung hoffen ließen, so entschloß er sich am 10. November, den König um Allergnädigste Entlassung von seiner Stelle als Regierungsbevollmächtigter zu bitten, deren Pflichten er nicht Genüge leisten könne, da die Partei, welche auf das Eifrigste die Ausführung der Königlichen Bestimmungen gegen die Studentenverbindungen zu hintertreiben suche, durch die Verweigerung eines fähigen und entschlossenen, von der Nothwendigkeit jener Bestimmungen durchdrungenen Universitätsrichters seine ganze Wirksamkeit zu lähmen wisse. Es werde ihm um so mehr unmöglich, fügte er hinzu,

länger an diesem Posten zu bleiben, als das Ministerium, je länger je mehr, die ungerechtesten Kränkungen auf ihn häufe, wozu dasselbe in seiner Stellung zu ihm nur zu oft Gelegenheit nehmen könne, und er sich dagegen schon längst nicht mehr zu verwahren vermöge, da die Unordnungen unter den Studirenden, und mit ihnen seine Geschäfte und Sorgen, von Tag zu Tag sich vermehrten. In Erwiederung auf diese Eingabe befahl der König dem Minister Altenstein am 17. December, die Maßregeln des Regierungsbevollmächtigten durch die Bestellung des von ihm gewünschten Regierungsrathes Krause zum Universitätsrichter zu befördern, und forderte Schultz, unter Bezeigung Allerhöchster Zufriedenheit, zur Fortführung des Dienstes und fernerer Aufrechthaltung der Allerhöchsten Verfügungen auf. So schien ein großer Sieg einstweilen gelungen, und Schultz, den der Rückgang der beschlossenen Umgestaltung im Ministerium bekümmert hatte, athmete wieder auf.

Im October war der von Goethe empfohlene Schubarth nach Berlin gekommen. Schultz, der ihn auch als Gegner alles politischen Denkens und Treibens sehr schätzte, bat für ihn um eine Anstellung als Adjunct bei der Bibliothek, und Altenstein schien am Anfang, wohl besonders wegen Goethe's Empfehlung, günstig für ihn gestimmt, so daß er ihn eintretenden Falles als Bibliotheksecretär anstellen zu wollen erklärte. Schubarth nahm auch an den wöchentlichen Abendversammlungen bei Schultz Antheil, wo dieser, Hegel und von Henning sich über optische Gegenstände unterhielten. In diese Zeit fällt ein von Hegel verfaßter, vom 21. November datirter Aufsatz, wie es scheint, zunächst für Schultz bestimmt, und gegen §. 32 von dessen erster, in Schweigger's Journal erschienener Abhandlung gerichtet [1]. Goethe hatte Hegel in diesem Jahre von Carlsbad aus ein Trinkglas [2]) verehrt, welches die Hauptmomente seiner Farbenlehre veranschaulichte. In dem Nachlasse von Schultz findet sich auch ein Heft Gedichte, welche mehrere Puncte von Goethe's Farbenlehre in elegischer Form darstellen; wahrscheinlich verdankt auch dieses von unbekannter Hand geschriebene Heft jenen optischen Abenden seinen Ursprung. Wir heben zur Probe das zweite, Urphänomen überschriebene Gedicht aus.

Ruft sich der Dichter die Muse, wir rufen den Dichter uns günstig,
  Der wie ein Gott einst rief: Werde! da wurde das Licht;
Das uns Newton verbaut mit mathematischem Rüstzeug,
  Führte mit schaffendem Wort Goethe heraus an den Tag.

---

1) Hienach ist die Angabe von Rosenkranz in Hegel's Leben S. 340 zu berichtigen.

2) „Man suchte gewisser Wiener Trinkgläser habhaft zu werden", schreibt Goethe in den Annalen unter diesem Jahre, „auf welchen eine trübe Glasur das Phänomen schöner als irgendwo darstellte."

Freudig bringen wir ihm die festliche Spende des Weines,
  Füllen mit dunkeler Flut goldengerändertes Glas,
Welches der Dichter gesandt vom Heilquell sprudelnden Carlsbad,
  Wo ihn die Nymphe so gern scherzend empfing in der Flut,
Und ihm mit heiligem Thaue die Schläfe benetzte, den Lorbeer,
  Und in das weiße Gelock zierliche Rosen ihm wand,
Daß ihm die Anmuth treu und die Freude gefälligen Umgangs
  Und, zu der Jugend gesellt, treu ihm die Jugend verblieb.
Nicht mit Magistergeschwätz, blind überliefertem Schulzwang
  Führt er als Dichter, führt Er uns in's Reich der Natur.
Wahrheit gab er der Dichtung und dichtend schuf er das Wahre,
  Nie von der wirklichen Welt hat er sich träumend verirrt.
Heiter leeren wir ihm dies Glas auf Wohl und Gesundheit,
  Sind, von dem Geiste geführt, ihm dem Begeisterten nah.
Schilt der Professor uns auch, fänd' er uns hier bei dem Weinglas,
  Zeigt uns der Dichter darin wundersam Urphänomen.
Denn getränkt ist das Glas mit unentschiedener Trübung,
  Aber es scheiden daraus hell sich die Farben dir ab.
Hältst du dem Licht entgegen das Glas, so schwindet die Trübung,
  Und es klärt sich der Streif rein zu entschiedenem Gelb.
Wendest du aber das Glas abwärts vom Lichte zum Dunkeln,
  Wandelt mit wechselndem Schein Gelb sich zum himmlischen Blau.
Aber den schwankenden Schein befestigt die Macht des Gedankens,
  Und der Dichter erkennt Urphänomen und Gesetz.
Dieses nun ist's: Die Farben entstehn aus Lichtem und Dunkeln,
  Und in dreieinigem Kreis ruhn sie geordnet und fest.
Wird in dem Trüben das Dunkle besiegt, es lichtet zu Blau sich;
  Drängt in das Lichte die Nacht, wird es gedunkelt zu Gelb.
Wie sich zu Beiden das Dritte gesellt, du wirst es erfahren,
  Wenn in dem Purpurgewand prächtig die Königin naht.

Ende November wandte sich Goethe bei Uebersendung des Heftes seiner Handzeichnungen wieder an Schultz, dem er den Wunsch äußert, daß er sich entschließen möchte, seinen dritten Aufsatz über physiologe Farbenerscheinungen bald zu veröffentlichen. Dieser aber konnte, wie im vorigen Jahre, so auch diesmal nicht unterlassen, sich am Silvesterabend dem verehrten Dichter und Freunde vertraulich zu eröffnen, wobei er bedauert, daß die Schwere der Dinge, in denen er lebe, ihn in eine Lage banne, welche wenig Mittheilung erlaube. Doch dieser Brief blieb vielleicht nur Entwurf. Bald darauf kam die Schwester von Goethe's Schwiegertochter, Ulrike von Pogwisch, nach Berlin, welche auch bei Schultz einsprach, und ihn heiter begrüßte. Henning, der mit Goethe wegen der Farbenlehre in Briefwechsel getreten war, theilte diesem, während die unmittelbare Verbindung ein halbes Jahr lang stockte, manches über Schultz mit, wie Goethe diesem einzelnes durch Henning zukommen ließ. Schubarth, der seiner

Heirat wegen im Februar Berlin verließ, wohin er einige Monate später zurückkehrte, machte indessen Schultz, der großen Antheil an ihm nahm, bittere Sorge, da seine Anstellung um so mehr Schwierigkeit fand, je trüber sich das Verhältniß von Schultz selbst zum Ministerium gestaltete.

War der Sieg, den Schultz am Ende des Jahres 1821 erfochten hatte, um so erfreulicher, als er nach längerer Zeit wieder einmal eines festeren Gesundheitszustandes genoß, so sollte seine Lust doch gar bald wieder empfindlich gestört werden. Zunächst gerieth er mit Schuckmann in Spannung, und auch die schwere Erkrankung des Staatscanzlers mußte ihn beunruhigen. Das Jahr 1822 begannen viele unangenehme Disciplinarsachen, die er mit Kamptz und dem neuen Universitätsrichter zu verhandeln hatte, und auch jetzt wieder fühlte er sich in seinen Bestrebungen mannigfach gehindert. Am 22. Januar kam es zwischen Schultz und Altenstein zu heftigen Erklärungen, da ersterer den Minister bat, dem verderblichen Verfahren des Ministeriums, das er gewiß, da es mit dem Willen des Königs in Widerspruch stehe, nicht billigen werde, durch sein überwiegendes Ansehen entgegenzutreten, wodurch dieser sich zu der gereizten Erwiederung veranlaßt sah, das Ministerium sei er, wer dieses angreife, greife ihn an. Und wirklich mußte jene Anklage des Ministeriums um so mehr für eine persönliche Beleidigung des Ministers gelten, als Schultz von Altenstein's Selbständigkeit aus seiner langjährigen Bekanntschaft fest überzeugt sein mußte. Aber leider war Schultz, der noch immer nicht einsehen wollte, wie sehr gerade die Verfolgungen die Studirenden erbittert, und geheime Verbindungen hervorgerufen hatten, durch die Hetzerei der rückschreitenden Partei so sehr gegen den Minister eingenommen, daß er ihn für einen wirklichen Beförderer sträflicher Verbindungen hielt, und der Ueberzeugung war, daß von der Familie des Ministers nicht allein die Hauptanstifter unterstützt würden, sondern auch die schlimmsten, selbst verbrecherischen Anzettelungen zur Vereitelung aller seiner Bestrebungen von dort ausgingen. Kleine Plänkeleien der erbitterten Studenten, wie ein Todtenzettel gegen ihn, Wittgenstein, Kamptz und Krause, und sonst eintreffende Umstände, wie die Untreue eines von Altenstein ihm früher empfohlenen Secretärs, der bei einem Studenten gefundene Dolch u. a., steigerten seinen Ingrimm. Scharfsinnig, wie er war, verfolgte er alle Verdachtsspuren bis zu ihren äußersten Ausläufen, und verwickelte sich immer mehr in ein Netz von grellen Phantasien, die ihn alles Uebrige, besonders sein Verhältniß zum Ministerium, verkennen ließen, das, wie er wähnte, gewissenlos die landesväterlichen Absichten des Königs zu vereiteln bestrebt sei; ja der Gedanke schmeichelte ihm, daß er sich seiner Dienstpflicht zum Opfer bringen müsse. Bald kam es so weit, daß Schultz am 8. August erklärte, er sei nun überzeugt, daß er in den Verhandlungen mit dem Ministerium nicht mehr auf Treu'

und Glauben zu rechnen habe, daß diese Behörde es selbst sei, welcher man die Schuld der Mitglieder der geheimen Verbindungen beizumessen habe.

Am 8. Juli hatte Schultz sich zur Pflege seiner Gesundheit nach dem bei Berlin gelegenen Dorfe Französisch-Buchholz begeben, wo er bis zum 15. September verweilte, und seine Muße besonders der weiteren Verfolgung seiner geologisch-geographischen Studien widmete, über die er bereits vor zwanzig Jahren einen nicht ohne Beifall aufgenommenen Versuch herausgegeben hatte. Dem in jener Schrift aufgestellten Satze, daß das Fließende nur eine Richtung verfolgen könne, widersprach keine der damals bekannten geographischen Thatsachen, da die Behauptung, der Orinoco sende einen Arm zum Amazonenstrome, bei wissenschaftlich gebildeten Geographen keinen Glauben fand. Aber nicht lange nachher verlautete aus Frankreich, daß Alexander von Humboldt diese Behauptung vollkommen bestätigt gefunden, und am 8. August 1807 sprach der berühmte Reisende dies, in einer in der Berliner Academie gehaltenen Vorlesung über die großen Wasserfälle des Orinoco, als unumstößliche Thatsache aus. Schultz verfehlte nicht, sich deshalb mit Humboldt in Verbindung zu setzen, ohne daß dieser seinen Zweifeln irgend hätte Raum geben können. In den folgenden Jahren hielten ihn drängende Geschäfte und andere Studien von der weiteren Verfolgung der Sache zurück. Erst der gerade um diese Zeit, wo er nach großer Anstrengung der Muße und Zerstreuung sehr bedurfte, ihm zufällig zu Handen gekommene zweite Theil von Humboldt's berühmtem Reisewerk veranlaßte ihn zu weiterer Behandlung des Gegenstandes, damit der große Irrthum, dem er die bedeutendsten Geologen huldigen sah, nicht weiter um sich greife. Zu diesem Zwecke unterwarf er die Angaben früherer Schriftsteller und vor allem Humboldt's Reise der genauesten Untersuchung, wobei sein inquisitorischer Scharfsinn sich mit leidenschaftlichstem Eifer in der Nachweisung von Widersprüchen, Mystificationen und Selbsttäuschungen erging, welche dem ruhmvoll bewährten Fürsten der Länderkunde begegnet sein sollten. Daß Humboldt die Reise vom Rio negro durch den Casiquiare in den Orinoco zu Schiffe gemacht habe, hielt er für keine wirkliche Widerlegung seiner Lehre vom Zusammenhang der Höhen und der Untheilbarkeit des Fließenden, da diese Verbindung eines Stromgebietes mit dem anderen durch Ueberschwemmung und Seen zufällig vermittelt sein könne, weshalb er Humboldt schon im Jahre 1807 darauf hingewiesen hatte, es komme auf die Beobachtung und Angabe der Bedingungen an, unter denen er die Verbindung der beiden Flußgebiete angetroffen, worauf dieser aber nicht eingehen konnte und wollte. Schultz beabsichtigte nunmehr, zur Verständigung über diese ganze so wichtige Lehre zwei Hefte unter dem Titel: Wasserscheidung und Thalweg, zwei Grundbegriffe der äußeren Geologie, herauszugeben. Das erste Heft sollte zunächst zeigen, daß Hum-

boldt's Beschreibung seiner Reise auf dem Casiquiare und Oberorinoco nebst der beigegebenen Charte keineswegs hinreiche, die von ihm behauptete Stromtheilung des Orinoco wissenschaftlich darzuthun. Darauf wollte er die von Humboldt aufgeführten, dasselbe behauptenden älteren Zeugnisse, so wie seine Widerlegung der entgegenstehenden prüfen, und zum Schlusse dieses ersten Abschnittes das eigentliche Ergebniß der Humboldt'schen Reise und der Geschichte dieser Frage vollständig aussprechen. Hienach würde er auf die Zeugnisse von anderen ähnlichen Strom-Theilungen und Verbindungen und auf die von Humboldt aufgestellte Theorie näher eingegangen sein. Das zweite Bändchen sollte die eigene Lehre weiter entwickeln, wonach 1) die Nothwendigkeit des Zusammenhangs der Höhen aus dem Gesetze der einfachen Richtung des Fließenden oder der Einheit und Untheilbarkeit der Thalwege hervorgehe, 2) dieses Gesetz nothwendig aus der Grundursache alles Fließens, der Attraction des Mittelpuncts der Erde, folge, woher denn 3) in Gleichgewicht stehendes, nicht fließendes Wasser, Meere und Seen, welche Inseln umgeben, eben so wenig als aufgestauchtes Gewässer, welches in den Flüssen Inseln bilde, hiebei in Anschlag komme, da solches Gewässer bloß zufällig, vermöge seiner größeren oder geringeren Quantität, den Boden bedecken könne; es müsse vielmehr gegen ihn erwiesen werden, daß wirklich fließendes Gewässer sich trenne. Hat auch die neuere Wissenschaft die Ansicht von Schultz keineswegs bestätigt, vielmehr, wie es noch neuerlich von R. H. Schomburgk ausgesprochen worden, Humboldt's ausführliche Beschreibung der merkwürdigen Gabeltheilung des Orinoco für so vollständig erklärt, daß nichts weiter hinzuzusetzen sei, so verdient doch die lebhafte Erörterung, welche Schultz dieser wissenschaftlich bis in ihre letzten Spitzen verfolgten Frage zuwandte, und der scharfe critische Blick, womit er die bisherigen Forscher, freilich oft über jedes Ziel hinausschweifend, zur Rechenschaft zog, alle Anerkennung, und man wird, bei der Aufregung, in welche den so reizbaren Mann die obschwebende, für ihn so wichtige Entscheidung seiner amtlichen Stellung versetzte, eine gewisse Gereiztheit und peinliche Befangenheit gern entschuldigen. Auch Alexander von Humboldt, der eben so tief dringende, als freundlich milde Beurtheiler aller menschlichen Bestrebungen in Leben, Wissenschaft und Kunst, wußte die trefflichen Eigenschaften unseres Schultz, bei aller Verschiedenheit ihrer Ansichten, höchlich anzuerkennen. Zur Stadt zurückgekehrt, fand Schultz weder die nöthige Muße, noch die frische Lust zur Vollendung der Schrift, über deren umfassende Vorarbeiten und den Entwurf der Einleitung er nicht heraus kam.

Goethe hatte indessen nicht unterlassen, sich mit freundlichen Worten und Sendungen an Schultz zu wenden, worauf endlich am 16. August, bei Gelegenheit der beabsichtigten Reise von Henning's nach Weimar, eine herzliche Erwiederung folgte. Besonders dankt ihm Schultz wegen der ehrenvollen öffentlichen Erwähnung seiner

Theilnahme an den optischen Untersuchungen. Für die Restauration eines zu diesem Zwecke von Goethe gesandten Gemäldes will er bestens Sorge tragen. Auch hatte er gegen die vom Freunde gewünschte Veröffentlichung des dritten die physiologischen Farben betreffenden Aufsatzes nichts einzuwenden. Auf eine weitere Einladung Goethe's, ihn noch in diesem September in Weimar zu besuchen, konnte er leider wegen der vielfachen Mühen und Sorgen seiner amtlichen Stellung, die eben im schwersten Entwickelungskampfe begriffen war, nicht eingehen, dagegen ward der Briefwechsel bis zum Ende des Jahres lebhaft fortgesetzt. Der erwähnte Aufsatz von Schultz erschien in Goethe's Heften zur Naturwissenschaft. Besonderen Antheil nahm Schultz auch an den meteorologischen Ansichten des Dichters und an seiner Auffassung des Triumphzuges des Mantegna, dessen Blätter die Freunde sich gegenseitig ergänzten.

Die Cabinetsordre vom 18. September, wodurch dem Ministerium die Veröffentlichung der über die Mitglieder der Arminia verhängten Strafen anbefohlen ward, hatte Schultz freilich für einen halben Sieg über das mit ihm entzweite Ministerium halten dürfen, aber gar bald war er mit demselben in einen neuen Kampf gerathen, da er sich in Uebereinstimmung mit dem Senate der von jenem getroffenen Ausnahme zweier Studirenden von der Relegation widersetzte. Hiedurch hatte er sich veranlaßt gesehen, da der König, Hardenberg, bei dem er noch kurz vor der Abreise gespeist hatte, und Fürst Wittgenstein sich in Verona befanden, am 10. October dorthin zu berichten, und Seine Majestät, bei der vom Ministerium versuchten Umgehung des Allerhöchsten Befehles, zu bitten, ihm Verhaltungsbefehle zu ertheilen, falls aber die Entscheidung nicht sogleich erfolgen könne, ihn einstweilen von seinem Dienste Allergnädigst zu beurlauben. Aber schon am 21. October erhielt er aus Verona von seinem Mitstreiter, dem Regierungsrath Tschoppe, die traurige Nachricht, daß ihre Sache schlimmer, als je stehe, und alles verloren gehe, wenn nicht binnen Kurzem der entscheidende Schlag gegen das Ministerium falle. Diesen endlich herbeizuführen, glaubte Schultz, durch neuere Vorgänge immer mehr gereizt, am 6. December in seinem Bericht über die Begnadigung der verurtheilten Mitglieder der Arminia bemerken zu müssen, daß diese deshalb der Gnade des Königs zu empfehlen seien, weil die frühere Disciplinarbehörde der Universität und deren einflußreichste Lehrer, vorzüglich aber das Ministerium selbst die Schuld ihres Vergehens trage, da letzteres mit aller ihm zu Gebote stehenden Macht die Vollziehung der Gesetze gegen die burschenschaftlichen Verbindungen zu hindern bemüht gewesen sei; doch müsse er zwei der Verurtheilten von der Empfehlung zur Gnade ausnehmen, aus Gründen, die er nur unmittelbar dem Könige anzeigen könne. Gleich am folgenden Tage traf die Nachricht vom Ableben des Staatscanzlers in Berlin ein, wodurch, bei der Ungewißheit der

zukünftigen obersten Leitung, auf einige Wochen ein Stillstand eintrat. Schultz fühlte sich am Ende des Jahres sehr wohl, und sah, mit der Hoffnung glücklichsten Erfolges, der nach der Rückkehr des Königs erwarteten Entscheidung entgegen.

Aber nur zu bald sollte er sich bitter getäuscht finden, da der am 3. Januar 1823 mit dem Könige zurückkehrende Fürst Wittgenstein, auf den er sein ganzes Vertrauen gesetzt hatte, gegen ihn stumm blieb, und jede Zusammenkunft mit ihm aus allerlei nichtigen Vorwänden verschob. Dazu setzte ihn der Ende Januar erfolgte Tod des von Wittgenstein begünstigten, erst vor Kurzem zum Vicepräsidenten des Staatsministeriums ernannten Ministers von Voß, den er bei der jetzigen Lage der Dinge für unersetzlich halten mußte, in große Betrübniß. Anfangs Februar fand die Taufe von Schultzens jüngstem Sohne Friedrich Statt, wobei unter anderen Hegel und eine Tochter Schuckmann's Pathenstelle versahen. Bald darauf ward Schultz durch die gefährliche Krankheit Goethe's, von welcher er durch dessen Sohn in Kenntniß gesetzt wurde, mit dem allerschmerzlichsten Verluste bedroht, doch wich diese schwere Sorge bald der frohen Gewißheit vollster Herstellung, so daß Goethe selbst schon am 10. April die unterbrochene Verbindung mit ihm fortsetzen konnte. Der März und April boten Schultz erwünschte Muße zu mehreren kunstgeschichtlichen, von großem Studium und Scharfsinn zeugenden Aufsätzen, die namenlos im ersten Stück von Schubarth's *Paläophron und Neoterpe* erschienen, welcher Schrift Schultz im Nothfalle auch eine Geldunterstützung zugesagt hatte. Die Aufsätze: *Die Restaurationen an der Gruppe des Laocoon betreffend*, *Von dem Lebensalter und dem Maße der Söhne des Laocoon*, *Das Abendmahl des Leonardo da Vinci*, sind vom März, wogegen der vierte: *Ueber das Abendmahl Christi nach Raphael und Marc-Anton*, vom 3. April ist. Alle vier Aufsätze schließen zunächst an Goethe an. Auch der Aufsatz: *Unglückliches Lebensende des hochverdienten Rectors Joh. Fr. Reinert zu Lemgo*, ist von Schultz (am 19. März) entworfen. Hier wird auf „jenen stets fühlbarer werdenden Widerspruch" aufmerksam gemacht, „in welchen die Schule gegen die bürgerlichen und kirchlichen Verhältnisse gerathen, und durch den sie, wenn nicht höhere Macht und Einsicht rettend eintreten, sich selbst zugleich mit dem Boden, in dem sie wurzelt, zu vernichten auf dem Wege zu sein scheint, ohne es zu wissen, noch zu ahnen", und als besonderer Zweck der ganzen Schrift die Beachtung „der in der Gegenwart wirkenden zerstörenden Principien" angegeben, „hauptsächlich in sofern sie die sittliche und die wissenschaftliche Bildung gefährden".

Bei der ersten, am 1. April mit Schultz gehaltenen Unterredung gab Wittgenstein diesem die Versicherung, daß eine Commission zur Untersuchung der zwischen ihm und dem Ministerium bestehenden Mißverhältnisse niedergesetzt werden solle. Bald darauf

erkrankte sein ältester Sohn Bernhard sehr bedenklich. Am 3. Mai erhielt er, worauf ihn Wittgenstein schon vorbereitet hatte, eine Aufforderung vom Minister von Lottum zur Angabe seiner im Gutachten vom December vorbehaltenen Gründe für die Ausschließung zweier verurtheilten Mitglieder der Arminia von der für die übrigen beantragten Begnadigung. Schultz erwiederte, diese Gründe könne er nicht darstellen, ohne in eine vollständige Entwickelung aller der zusammengreifenden officiellen und persönlichen Verhältnisse einzugehen, welche die Fortdauer der gesetzwidrigen Verbindungen auf den Preußischen Universitäten veranlaßten, wozu er sich ohne einen besonderen Allerhöchsten Befehl um so weniger veranlaßt sehen könne, als seine frühere unmittelbare Vorstellung an den König bisher unbeantwortet geblieben, woraus er schließen müsse, daß Allerhöchsten Ortes die weitere Erörterung dieses Gegenstandes aus höheren Staatsgründen für unangemessen gehalten werde. Zu großer Genugthuung mußte es ihm indessen gereichen, daß das Policeiministerium an sämmtliche Regierungen eine scharfe Verordnung erließ, um den sowohl auf einheimischen als auswärtigen Universitäten leider noch nicht ganz ausgerotteten Verbindungen der Studirenden, den Burschenschaften und Ordensvereinen, entgegen zu wirken. Hatte die Rückschrittspartei der Sache nach bereits vollständig gewonnen, wenn auch der letzte Schlag noch nicht erfolgt war, so handelte es sich jetzt nur noch um Beilegung der persönlichen Mißhelligkeiten. Der König wollte Altenstein nicht fallen lassen, und wünschte dem Streite ein Ende, wozu die Hauptführer des Rückschrittes, welche sich immer im Hintergrunde gehalten hatten, sich leicht verstanden; auch Schultz glaubte man umstimmen zu können, oder hielt es für keinen erheblichen Verlust, wenn man diesen, der zum Vortheil der gemeinschaftlichen Sache so weit gegen Altenstein sich vorgewagt hatte, jetzt fallen lassen müsse, falls er sich nicht fügen könne oder wolle. Am 15. Mai erhielt Schultz einen Besuch von Kamptz, der ihm vorstellte, er müsse, zur möglichsten Beschleunigung der Entscheidung, schriftlich erklären, daß es nicht in seiner Absicht gelegen habe, den Minister Altenstein zu beleidigen. Nach mancherlei Verhandlungen entschloß er sich endlich, am 20. Mai ein derartiges Schreiben an den Minister von Lottum, als Ergänzung seiner früheren Antwort, zu erlassen, worin er bemerkte, daß, wenn er, unter den schwierigen zusammenstoßenden Pflichten, gegen den persönlichen Diencharacter des Ministers von Altenstein gefehlt haben sollte, solches unabsichtlich geschehen, und er dafür Genugthuung zu geben gern bereit sei; nur die Nothwendigkeit, sich gegen die ihm im Amte zugefügten Beleidigungen zu sichern, habe seine Schritte gelenkt. Freilich sah Schultz durch die endlich im Juni erscheinende ganz zu seinen Gunsten ausfallende Allerhöchste Entscheidung über die Arminia sein mehrere Jahre hindurch mit solcher Aufopferung geführtes Unternehmen mit dem vollständigsten Erfolg gekrönt, aber der Mi-

nister von Altenstein, der ihm auch die amtliche Mittheilung jener Entscheidung vorenthielt, galt dennoch als völlig gerechtfertigt, wie Schultz bald nachher auf die schmerzlichste Weise auch daraus entnehmen konnte, daß Schuckmann den bis dahin so lebhaft mit ihm geführten Briefwechsel plötzlich ohne alle Ursache abbrach. Altenstein, den er der schlimmsten Beförderung der gesetzwidrigen Verbindungen und der Verletzung der Allerhöchsten Bestimmungen angeklagt hatte, erfreute sich noch immer des Königlichen Vertrauens, das ihm auch Wittgenstein nicht hatte entziehen können.

Bei allen Bedrängnissen fühlte sich Schultz, der sich jetzt äußerlich ganz abschloß, durch die fortgesetzte lebhafteste Verbindung mit Goethe beglückt, welcher ihm die Besorgung von mancherlei Aufträgen und Sendungen (unter letzteren befanden sich besonders einige schöne Gipsabgüsse) zu verdanken hatte. Auch von Marienbad aus theilte sich Goethe ihm freundlichst mit, und Schultz verfehlte nicht, den dorthin reisenden Maler Hensel, der sein Bild zu malen wünschte, mit einem Briefe an den Freund auszustatten, dem er unter anderem von seinen microscopischen Beobachtungen über die Bewegung des Pflanzensaftes berichtete, woran er durch die Vergünstigung des Entdeckers, Carl Heinrich Schultz, Theil nahm, wie er ihm auch einen Nachtrag zu seinem in den Heften zur Naturwissenschaft abgedruckten Aufsatz versprach, da neuere Erfahrungen seinem dort ausgesprochenen Gedanken eine unerwartete Ausdehnung gegeben. Die Krankheit seines Sohnes Bernhard, mit dem er Ende Mai auf acht Tage nach Potsdam gegangen war, beunruhigte ihn sehr; im Juli erfolgte ein höchst gefährlicher Rückfall. Da er bis zur endlichen Entscheidung jeden Kampf mit dem Ministerium meiden, aber zugleich den Schein von Achtung für die ihm übertragenen Pflichten retten wollte, schien ihm eine kurze Entfernung von Berlin sehr wünschenswerth, weshalb er sich einen achtwöchentlichen Urlaub zu einer Brunnencur in Salzbrunn erbat. Im August trat er mit seinem auf der Herstellung begriffenen Sohne Bernhard die Reise nach Salzbrunn an, wo er bis Mitte September blieb, und sich besonders des Umganges der befreundeten Familie Kroker aus Breslau zu erfreuen hatte. Auch Schubarth und dessen von Schultz beschützter Freund, D. Otto Lange, kamen auf einige Tage nach Salzbrunn. Mit dem Grafen Sedlnitzky besuchte er die Baronin von Richthofen zu Kohlhöhe bei Jauer. Die Reise von Salzbrunn nach Dresden machte er mit dem Geheimenrath Beyer durch's Gebirge. Graf Reuß wurde auf Schloß Stonsdorf besucht und einer Betstunde beigewohnt, der Kynast bestiegen, auch Herr und Frau von Mutius (oben S. 39.) zu Bertelsdorf freundlich begrüßt. In Dresden, wo er drei Tage verweilte, traf er mit Fr. Tieck zusammen, und gelangte über Leipzig am 28. September nach Weimar, wohin ihn Goethe eingeladen hatte. Hier machte er zu seiner Freude auch die Bekanntschaft des Grafen Reinhard, der mit seiner Familie zum Besuche Goethe's

eben eingetroffen war. Mit dem Großherzog kam er auf der Bibliothek freundlich zusammen. Ward ihm gleich der diesmalige Besuch Goethe's durch den Husten, der ihn in Weimar befiel, etwas verkümmert, so fühlte er sich doch auch jetzt durch Goethe's persönliche Gegenwart und die Tiefe seines Wesens wunderbar erfrischt. Außer der von Schultz mit Spannung erwarteten Entscheidung des zwischen ihm und dem Ministerium schwebenden Zwiespaltes bildeten die Farbenlehre, zeichnende und bildende Kunst, auch die beabsichtigte Ausgabe von Goethe's Werken die Hauptgegenstände der Unterhaltung. Damals war es, daß Schultz den durch Fr. Tieck's Vermittelung von Berlin nach Weimar gesandten Abguß der Juno Ludovisi dem Weimarer Freunde zum Geschenke machte. Die mit Goethe über Schubarth gepflogenen ernstlichen Verhandlungen führten zu keiner unmittelbaren Abhülfe.

Am 12. October kehrte Schultz, der vor drei Tagen Weimar verlassen hatte, über Leipzig nach Berlin zurück, wo er sich bald völlig hergestellt fand. Zu seiner ganz besonderen Freude hatte sich auch sein Bernhard so weit erholt, daß er seine jüngeren Brüder beaufsichtigen und unterweisen konnte. Aber leider begann gleich nach seiner Rückkehr der Kampf mit dem Ministerium von Neuem. In einem vom 29. September datirten Schreiben des Ministeriums wurde ihm der Vorwurf einer Vernachlässigung seiner Dienstinstruction gemacht, welchen er mit der Erklärung zurückwies, daß er, so lange seine unmittelbare Eingabe an den König unbeantwortet bleibe, keinen Theil an der Ausführung der Verfügungen des Ministeriums nehmen könne. Tief verletzt fühlte er sich bald darauf, als die Universität ihn von der Berathung der bei der Vermählungsfeier des Kronprinzen zu veranstaltenden Festlichkeiten ausschloß, und diese ganze Sache, wie auch die Betheiligung daran als eine innere, den Regierungsbevollmächtigten nicht berührende Angelegenheit betrachtete. Den von den Studirenden beabsichtigten Fackelzug wünschte er hintertreiben zu können, sah sich aber hernach durch besondere Umstände veranlaßt, gegen den Fürsten Wittgenstein gerade den Wunsch zur Genehmigung auszusprechen. Vergebens hatte er darauf gedrungen, daß am Abende des Fackelzuges, am 28. November, die neuerbaute Schloßbrücke geöffnet werde, da bei dem Andrange des Volkes die schwache Holzbrücke den Einsturz drohe. Das gefürchtete Unglück traf leider auf die schrecklichste Weise ein, und Schultz, der vom Balcon seiner festlich erleuchteten Wohnung, des Hotel de Russie, mit den Seinigen den Zug ansehen wollte, mußte Zeuge des entsetzlichen Unglückes sein, und die vor seinen Augen Verunglückten in sein eigenes Haus bringen sehen. Dazu kam die um dieselbe Zeit von dem eben in Weimar anwesenden Zelter eintreffende Trauerkunde einer neuen, höchst gefährlichen Erkrankung Goethe's, die fast alle Hoffnung auf Rettung auszuschließen schien. Doch ging auch diesmal der gefürchtete Schlag drohend vorüber, so daß Goethe schon am 3. December sich dem

Freunde wieder mittheilen konnte. Indessen fühlte sich Schultz durch die beständigen Kämpfe mit dem Ministerium so angegriffen, daß er am 15. December den Entschluß faßte, um Entlassung von seiner Stellung als Regierungsbevollmächtigter und eine anderweitige Verwendung zu bitten, was er aber auf die dringenden Vorstellungen von Schuckmann und Graf Lottum unterließ, denen sich auch Wittgenstein anschloß.

Gleich am Anfange des Jahres 1824 nahte sich Goethe dem Berliner Freunde mit zutraulicher Mittheilung, worauf es an einer inhaltreichen Erwiederung nicht fehlte. Um dieselbe Zeit kam auch Goethe's Schwiegertochter nach Berlin, die bei Nicolovius wohnte, aber auch bei ihrem Gevatter Schultz freundlich einsprach. Nach ihrer Rückkehr sandte Goethe ihm ein herzliches Dankschreiben, doch von hier ab unterblieb die briefliche Verbindung länger als ein Vierteljahr, da die Angelegenheit von Schultz eine bedenkliche Wendung genommen hatte. Seine einzige Erholung fand er damals im Kreise seiner Familie und im Besitze einer kleinen werthvollen Gemäldesammlung, welche ihm das Glück zu billigen Preisen zugeführt hatte, die aber für ihn im Augenblicke immer eine unverhältnißmäßig große Ausgabe erforderte. Um dieselbe Zeit dürfte sein Aufsatz über das Abendmahl Christi von Leonardo da Vinci im zweiten Hefte von Paläophron und Neoterpe fallen.

Neue Reibungen hatten indessen zur Cabinetsordre vom 16. März geführt, worin, bei aller Anerkennung des redlichen Eifers und des Erfolges seiner Wirksamkeit als Regierungsbevollmächtigter, das von ihm gegen das Ministerium befolgte Verfahren gemißbilligt, er aber zugleich benachrichtigt wurde, daß zur näheren Untersuchung der bisherigen Mißverhältnisse, so wie zu Vorschlägen, denselben abzuhelfen, eine Commission ernannt sei, welcher er auf Erfordern von allem pflichtmäßige Anzeige zu machen habe. Diese aus Schuckmann, Wittgenstein und Lottum bestehende Commission, welche Kamptz zu ihrem Referenten ernannte, forderte ihn denn bereits am 17. auf, zum Behuf der schleunigsten Abstellung jener Mißverhältnisse, seine Beschwerden und die behaupteten Hindernisse, welche ihm bei Erfüllung seines Amtes in den Weg gelegt worden, auf das Vollständigste und unter Beifügung der betreffenden Acten vorzulegen. Aber auf den ihm mündlich ertheilten Rath von Kamptz begnügte sich Schultz, vorerst diejenigen Beeinträchtigungen anzuführen, deren schleunigste Entfernung zur Herstellung seiner gesetzlichen Wirksamkeit nöthig sei, indem er einen ausführlichen Vortrag zur Rechtfertigung seines Verhaltens gegen das vorgesetzte Ministerium sich ausdrücklich vorbehielt. Kamptz eröffnete ihm darauf am 10. April mündlich den Wunsch, er möge, damit der Bericht an den König durch die vorbehaltene ausführliche Darstellung nicht aufgehalten werde, unverzüglich in einer kurzen Anzeige erklären, daß er, da eine schleunige Entscheidung über die seiner Wirksamkeit entgegengestellten Hindernisse durchaus nöthig erscheine,

nicht wünschen könne, dieselbe bis zum Eingange der von ihm vorbehaltenen Rechtfertigung ausgesetzt zu sehen, besonders da letztere eine längere Zeit erfordere, und sich nur auf sein persönliches Verhältniß zum Ministerium beziehe. Um so schmerzlicher und erschütternder mußte die vom 21. Mai datirte Cabinetsordre auf Schultz wirken, durch welche ihm eröffnet wurde, der König habe die zur Beseitigung der angegebenen Hindernisse erforderlichen Befehle gegeben, erwarte aber dagegen, daß er auch seinerseits nunmehr allen Vorschriften seiner Dienstinstruction vollständige Folge leiste, demgemäß den öffentlichen Lehrvorträgen und, wie es ihm gestattet sei, den Senatssitzungen beiwohne, um den Geist derselben vollständiger beobachten und leiten zu können. Mit Mißfallen, hieß es weiter, habe der König aus dem Berichte der Commission und aus einem früher erstatteten des Ministers von Altenstein ersehen, daß Schultz mehreren Anordnungen des ihm vorgesetzten Ministeriums die schuldige Folge versagt, und sowohl dadurch als durch unangemessene und unziemliche Aeußerungen die dem Ministerium gebührende Subordination, Folgsamkeit und Achtung auf eine Weise verletzt habe, welche schlechthin nicht zu rechtfertigen, sondern strafwürdig sei. Wenn der König gleich aus Rücksicht auf seinen treuen Diensteifer und sein ihm bekanntes erfolgreiches Bestreben, auf der Universität Berlin Ordnung und Ruhe zu erhalten, diesen vielfachen Abweichungen von der Dienstordnung diesmal keine weitere Folge geben wolle, so bezeige er ihm doch darüber sein Mißfallen, und weise ihn an, von nun an auch in Beziehung auf Gehorsam und Unterordnung zu dem ihm vorgesetzten Ministerium seinen Dienstobliegenheiten treu nachzukommen, und keine Veranlassung zu so gegründeten Beschwerden zu geben; er habe deshalb, bei den aus letzteren für die Universität selbst hervorgehenden Nachtheilen, den Minister aufgefordert, nach Ablauf von sechs Monaten hierüber zu berichten. Kamptz, der bei der Sache ganz gut fuhr, da er unter demselben Tage, ohne Altenstein's Vorwissen, zum Director der Unterrichtsabtheilung im Ministerium ernannt, Nicolovius aber auf die Geistliche Abtheilung beschränkt ward, meldete Schultz, es sei alles gut gegangen, der König habe alle Vorschläge genehmigt, als ob diesem solcher Jubel nicht wie frecher Hohn hätte klingen müssen. Freilich hatten die Rückschrittsmänner ihren Zweck vollständig erreicht, da ein Policeimann die Unterrichtsangelegenheiten dirigirte, und eine Cabinetsordre an das Staatsministerium von demselben 21. Mai alle geheime, besonders burschenschaftliche, Studentenverbindungen vor die ordentlichen Gerichtshöfe verwies, wo sie wie alle verbotene geheime Verbindungen behandelt werden sollten: allein die Ehre von Schultz, dessen Ausdauer man diesen Erfolg zumeist verdankte, hatte man darüber ganz fallen lassen, und ihn dem Allerhöchsten Mißfallen, wie ein unwürdiges Werkzeug einer großen That, rücksichtslos Preis gegeben. Schultz that, was er nicht lassen konnte. Mit tief verletztem Herzen richtete er, nachdem

er vorher beim Ministerium die einstweilige anderweitige Leitung seiner Geschäfte an der Universität beantragt hatte, am 26. Mai die Bitte an den König um Entlassung aus Allerhöchstdero Diensten, welche in dieser Lage fortzusetzen ihm jede Kraft gebreche. Da Seine Königliche Majestät ihn nicht des Rechtes würdig geachtet habe, welches der geringste Ihrer Unterthanen genieße, zu erfahren, wessen er beschuldigt worden sei, und sich verantworten zu dürfen, ehe er verurtheilt werde, so sei die ihm huldreichst eröffnete Begnadigung wegen der ihm zur Last gelegten Verbrechen mit seiner Ehre nicht vereinbar. Diese sei das Einzige, was er als Erbtheil seinen Kindern zu hinterlassen habe, weil er sie in seinem Leben stets höher geschätzt habe, als alle Reichthümer, die ihm sonst zu erwerben ein Leichtes gewesen wäre, und da er ohne sie dem Könige und dem Vaterlande nicht weiter nützen könne, so bleibe ihm nur übrig, sich zu ihrer Rettung hiemit freiwillig und unverzüglichst den härtesten Folgen des Allerhöchsten Ausspruches als einer unvermeidlichen Schickung Gottes zu unterwerfen. Drei Tage darauf verlangte Graf Lottum in Gegenwart des Fürsten Wittgenstein, im Allerhöchsten Auftrag, eine nähere Erklärung von Schultz, ob er bei seinem Entlassungsgesuche beharre, und da er sich zu einer Zurücknahme desselben nicht entschließen konnte, entließ er ihn mit der Aufforderung, weiter darüber nachzudenken und sich demnächst zu erklären. Aber zu Hause fand Schultz bereits eine eilige Verfügung des eben für Altenstein die Geschäfte versehenden, ihm wenig gewogenen Staatsministers von Bülow vor, welche ihn benachrichtigte, daß er auf seinen Antrag vom 25. die einstweilige Leitung der Geschäfte des Regierungsbevollmächtigten dem Geh. Oberregierungsrath von Beckedorff übertragen habe, dem er, da ein längerer Verzug dem Allerhöchsten Dienste nur nachtheilig sein könne, die Geschäfte übergeben möge. Am 3. Juni ersuchte ihn Graf Lottum, ihm über den Gegenstand ihrer letzten Unterredung noch an demselben Tage eine bestimmte Erklärung zukommen zu lassen, da er morgen Seiner Majestät darüber Vortrag zu halten habe. Schultz erklärte sich darauf, unter Hervorhebung seiner mit Aufopferung geleisteten treuen Dienste, unverzüglich dahin, daß er, in dankbarster Anerkennung der Allerhöchsten Gnade, und in der Hoffnung, daß Seine Majestät ihm erlaube, von der Pflichtmäßigkeit und Schuldlosigkeit seines Betragens überzeugt zu bleiben, auf jede Rechtfertigung in Betreff der Cabinetsordre vom Mai, in sofern solche nicht zu gestatten, höhere Gründe obwalteten, Verzicht leiste, und unter Zurücknahme seines Entlassungsgesuches einer anderweiten Bestimmung von Seiner Majestät entgegensehe. Der König befahl sofort, das Entlassungsgesuch als nicht eingegangen zu betrachten, wie Schultz schon am 5. vom Grafen Lottum erfuhr. Als er aber vier Tage später denselben seiner weiteren Bestimmung wegen befragte, erklärte dieser, von der Abgabe seiner Geschäfte nichts gewußt zu haben; Seine Majestät erwarte daher, wie sich von selbst

7*

verstehe, daß er seinen Dienst bei der Universität fortsetze, indem Allerhöchstdieselben mit der Zurücknahme des Entlassungsgesuches die ganze Sache als abgemacht ansähen. Auf den Wunsch des Grafen fand Schultz sich denn veranlaßt, am folgenden Tage, unter Mittheilung der durch Lottum ihm zugekommenen Allerhöchsten Willensmeinung, den Minister Altenstein um gnädigste Verfügung der Rückgabe seiner bisherigen Geschäfte zu bitten, indem er unterthänigst anheim zu geben sich erlaube, ob Seine Excellenz, unter den obwaltenden Umständen, nicht für zweckmäßig erachten dürften, Beckedorff noch einstweilen bis zur Erledigung der bisherigen Differenzen die Geschäfte bei der Universität versehen zu lassen, und ihm bis dahin hochgeneigtest einen kurzen Urlaub zu ertheilen. Auf den ihm am vorhergehenden Tage mitgetheilten, gewiß sehr beachtenswerthen und zweckmäßigen Wunsch von Kamptz, daß er selbst in einem Briefe an ihn sein Verlangen ausspreche, in ein anderes Dienstverhältniß zu kommen, glaubte er nicht eingehen zu können, da hiezu kein hinlänglicher Grund vorliege, vielmehr der Wille Seiner Majestät sein Verbleiben in dieser Stellung ausgesprochen habe.

So glaubte Schultz seine Stellung ganz gesichert, als er sich am 12. Juni wieder an Goethe wandte, bei welchem er sein bisheriges Schweigen mit der Bedrängniß seiner Lage entschuldigt, womit er ihn nicht habe beunruhigen wollen. Der Dichter war über diese Wiederanknüpfung des Briefwechsels herzlichst erfreut, und ließ es an den vertraulichsten Mittheilungen nicht fehlen. Rauch, der um diese Zeit nach Weimar kam, überbrachte die schönsten Grüße von Schultz, von dem er manches berichten konnte. Dieser aber sollte bald darauf von dem empfindlichsten Schlage niedergeschmettert werden, da nicht nur Altenstein ihn ohne Weiteres als abgetreten betrachtete, sondern auch eine Cabinetsordre vom 6. Juli, in Erwägung, daß er gleichzeitig mit dem Entlassungsgesuch an den König seine Geschäfte als Regierungsbevollmächtigter eingestellt habe und diese anderweitig übertragen worden, eine Rückübertragung aber, bei dem bevorstehenden Ablaufe der fünf Jahre, für welche die Regierungsbevollmächtigten zunächst bestellt seien, nicht angemessen scheine, ihn von seinem Auftrage als Regierungsbevollmächtigter, unter Bezeigung der Zufriedenheit mit seinen früheren Leistungen, entband; seine übrigen Verhältnisse sollten für jetzt unverändert bleiben, bis sich eine Gelegenheit darbieten werde, ihm eine seinen Wünschen entsprechende Stellung zu geben. Solche eifrige Fürsprecher hatte Schultz jetzt beim Könige! Offenbar galt es Wittgenstein und Lottum nur, den ihnen selbst jetzt unbequemen Mann, der ihre Sache mit solcher Kraftanstrengung betrieben hatte, ganz zu beseitigen.

In der tiefen Bewegung, in welche ihn diese unvermuthete unfreiwillige Entlassung versetzte, fand er milde Beruhigung in einer herzlichen Mittheilung an den verehrten Weimarer Dichter, dem er aber von dieser schmerzlichen Neuigkeit und seiner gewaltigen Erschütterung nichts melden konnte. Um den Sommer nicht ganz

unbenutzt vorübergehen zu lassen, zog er gleich darauf nach dem Gesundbrunnen bei Berlin, aber die trüben Verhältnisse seiner Stellung waren seiner Gesundheit nachtheiliger, als daß auch eine viel stärkere Cur vortheilhaft hätte wirken können. Höchst unangenehm berührte ihn die in Nro. 101 des Hamburger Correspondenten aufgenommene Nachricht, er habe, obwohl er sein schon eingereichtes Abschiedsgesuch später zurückgenommen, dennoch seinen Abschied erhalten. Hiegegen beabsichtigte er eine Anzeige in die Haude- und Spener'sche Zeitung einrücken zu lassen, daß er glaube, den Männern von Ehre, deren Aufmerksamkeit jener Artikel nicht ohne Grund erregt habe, eine befriedigende Erklärung schuldig zu sein, die er bald öffentlich ertheilen zu dürfen hoffe, wobei er zugleich darauf hindeutet, daß sein Name im Hamburger Correspondenten unrichtig angegeben sei. Aber auch er sollte diesmal den Segen den Censur bitter genug empfinden; denn dieser Anzeige ward aus einer sehr wohlfeilen policeilichen Erwägung der Druck versagt. Zu derselben Zeit setzte ihn die Abfassung seiner Rechtfertigungsschrift an den König, den er um gerichtliche Untersuchung angehen wollte, in die schmerzlich gespannteste Erregung, die um so peinlicher sein mußte, als er sich von Kamptz, Wittgenstein und Lottum verrathen glaubte. Seine bedrängte Lage völlig untröstlich zu machen, griff die Krankheit seines ältesten, innigst geliebten, vertrauungsvoll an ihm hängenden Sohnes Bernhard immer tiefer in das junge Leben ein, bis der Tod diesen am 25. August von seinen Leiden befreite. Dem Weimarer Freunde mußte er den seine Brust durchbohrenden Schmerz, noch ehe er die liebe Leiche zu Grabe geleitet hatte, am Vorabend seines Geburtstages, den er so gern im Kreise seiner Berliner Freunde gefeiert hätte, mit reinster Anerkennung seiner ihn aufrecht haltenden liebevollen Freundschaft vertrauen. Doch unterblieb hierauf jede weitere Mittheilung bis zum nächsten Mai. Wie hätte Goethe auf die wunderlich verworrenen Verhältnisse, von denen er manches gerade nicht zu Gunsten seines Freundes, der sich ihm nicht anvertrauen mochte, vernommen haben dürfte, irgend rathend eingehen können? Nicht lange nachher kam es zu verdrießlichen Händeln wegen Ablieferung der noch in den Händen von Schultz befindlichen Acten und Journale, zu deren Einforderung der Geh. Registrator Hofrath Koch an ihn abgeordnet wurde. Diesem übergab er zwar die noch bei ihm befindlichen Acten, verweigerte dagegen die Ablieferung der nicht im Dienste, sondern nur zu seiner eigenen Sicherheit geführten Journale, welche sein letztes Vertheidigungsmittel in der beim Könige beantragten gerichtlichen Untersuchung seien, und die er deshalb dem Ministerium als Gegenpartei nicht ausliefern könne. Auf die am 29. October an den König abgegangene Rechtfertigungsschrift mit der Bitte um gerichtliche Untersuchung, erfolgte am 19. November ein abschlägiger Bescheid, welcher mit den freilich ganz zutreffenden Worten schließt: „Jeder Staatsminister, welcher von den

Normen seiner Verwaltung abweicht, ist dafür nur mir, nicht seinen Untergebenen verantwortlich; den letzteren bleibt während der Dauer ihrer Amtsführung der der Dienstordnung gemäße Weg pflichtmäßiger Remonstration oder äußersten Falles unmittelbare Anzeige. Eine Ihrem Antrage entsprechende Immediatverfügung ist daher nicht an der Stelle, und ich erwarte, daß Sie den Werth des Anerkenntnisses Ihrer Dienstleistungen, mit welchem Sie aus Ihren Verhältnissen als Regierungsbevollmächtigter geschieden sind, nicht verkennen werden." Aber warum hatte man Schultz nicht früher darauf hingewiesen, sondern seine Stellung immer in der Schwebe gehalten und sein selbständiges Auftreten gegen das Ministerium nicht gemißbilligt? Um dieselbe Zeit beschäftigte sich Schultz eindringlich mit dem Triumphzug des Mantegna, worüber er die geschichtlichen Nachrichten zusammenstellte, und einige Vermuthungen daran knüpfte. Der dritte im Anhange mitgetheilte Aufsatz gehört in den November dieses Jahres.

Die leidige Angelegenheit der Ablieferung der Journale führte noch am Ende des Jahres zu Zwangsmaßregeln, und Schultz ging im starren Trotze auf sein gutes Recht so weit, daß er, indem er jedes zwischen ihm und dem Ministerium noch bestehende Dienstverhältniß läugnete, die Erklärung abgab, er werde sich in dienstlicher Hinsicht gegen dasselbe nicht weiter äußern, bevor ihm nicht vollkommene Sicherheit gewährt worden, daß das Ministerium das unumgänglich Nöthige gethan habe, um seine eigene Ehre zu retten, und zu diesem Zwecke den von ihm demselben gemachten Vorwurf, die Burschenschaft und die damit verschwisterten Unordnungen auf der Universität durch die mit seiner ganzen Macht versuchte Entkräftung der Wirkung der dagegen ergangenen Allerhöchsten Verordnungen beschützt und befördert zu haben, dem Könige getreulich angezeigt und auf förmliche Genugthuung dieses Vorwurfes wegen angetragen haben werde. Gleich am Anfange des folgenden Jahres, am 6. Januar 1825, erhielt Schultz vom Kammergericht eine Vorladung zur fiscalischen Untersuchung wegen Verläumdung des Cultusministeriums, welche er Anfangs mit voller Freude begrüßte, weil er dadurch Gelegenheit zu finden hoffte, die Wahrheit seiner Aeußerungen über das Ministerium durch vollgültige Zeugnisse zu erweisen. Da er aber bald vernahm, daß das Kammergericht hierauf nicht eingehen werde, so bat er den König, diesem die Entscheidung entziehen und die Sache einem anderen Richter zuweisen zu wollen, zu welchem er mehr Vertrauen haben könne, worauf aber am 9. Februar eine ablehnende Antwort erfolgte. Auf sein Ansuchen wurde er am 24. Februar von seinem Dienstverhältniß zum Ministerium ganz entbunden, und am 26. schrieb er an Altenstein die Erklärung, daß er ihn nicht habe beleidigen wollen. Mancherlei Mittheilungen, die ihm von verschiedenen Seiten zukamen, ließen ihn indessen glauben, Altenstein lasse die Sache liegen, als er unerwartet am 26. April eine neue Vor-

ladung auf den 4. Mai erhielt. Schultz hielt es indessen für gerathen, nicht zu erscheinen, und sich in contumaciam verurtheilen zu lassen. Am Abend des 4. Mai, auf welchen Tag der Termin anberaumt war, sprach Wittgenstein, dem er die Vorladung mitgetheilt hatte, bei Schultz vor, und bemerkte, die Sache werde wohl auf sich beruhen bleiben, und thue er am Besten, sich nicht weiter darum zu kümmern. Da Graf Lottum ihn Tags darauf ersuchte, die Journale, derentwegen eigentlich jene bösen Aeußerungen gefallen waren, ihm zur Ueberantwortung an das Cultusministerium zuzustellen, so durfte er, nachdem er diesem Verlangen genügt hatte, um so sicherer die Niederschlagung der Untersuchung erwarten, die auch durch Cabinetsordre vom 17. Mai erfolgte, was aber Schultz erst im nächsten Jahre erfuhr. Wittgenstein wünschte indessen, den ihm unbequem gewordenen, von seiner Seite aufgegebenen, durch seine Gegenwart ihn scharf mahnenden Mann möglichst weit von Berlin zu entfernen, wozu er bald eine willkommene Veranlassung fand, als Schultz ihm klagte, daß er mit dem ihm gebliebenen vollen Gehalt von 3090 Thaler — nur die 1800 Thaler, welche er als Regierungsbevollmächtigter bezogen, hatte er verloren —, in Berlin, wo er sich auf höheren Fuß eingerichtet hatte, nicht länger leben könne. Der Fürst schlug ihm nämlich vor, nach Wetzlar überzusiedeln, wo er, wie er aus seiner eignen früheren Erfahrung wisse, mit seinem Gehalte glänzend leben, ja auch Wagen und Pferde halten könne, besonders wenn ihm, was er ihm als wohl möglich vorspiegelte, dort die Verwaltung der Landrathsstelle mit dem dafür festgesetzten Gehalte angewiesen würde. Schultz entschloß sich, um dem Fürsten völlig zu genügen, wirklich zu dieser Uebersiedelung, besonders da jener ihm versicherte, seine Entfernung von Berlin werde nicht lange dauren, und so erbat er sich vom Könige die Gnade, seinen Gehalt bis zu seiner anderweitigen Verwendung in Wetzlar verzehren zu dürfen, so wie zum Umzuge die Bewilligung eines unverzinslichen Vorschusses von 1200 Thaler, der in vier Jahren von seinem Gehalte eingezogen werden solle. Schon am letzten Juli verließ er mit den Seinigen die ihn an so manches Mißgeschick bitter erinnernde Preußische Hauptstadt, um sich dem lieblichen, durch Goethe's Werther ihm so bedeutend gewordenen Lahnthale zuzuwenden, vom Fürsten Wittgenstein mit einem Empfehlungsbrief an Lottens Bruder, den Hofrath Buff, versehen, der sich bereits im Auftrage des Fürsten um eine Wohnung für ihn umgethan hatte.

Das Erfreulichste auf dieser Reise war ein Besuch bei Goethe, der ihn Ende Mai wieder mit einem theilnehmenden Brief erfreut und von ihm eine gleich freundschaftliche Erwiederung empfangen hatte. Goethe's und der Seinen herzlich treue Anhänglichkeit, seine frisch belebende, alles mit seinem reinen Geiste verklärende Gegenwart gereichte ihm zum höchsten Troste, besonders da er ihn in bestem Wohlsein antraf. Seine bereits im vorigen November ent-

worfenen, im März durch zusätzliche Bemerkungen vermehrten geschichtlichen Vermuthungen über den Triumphzug des Mantegna versprach er baldigst in neuer Bearbeitung mitzutheilen. In Gotha erfreute sich Schultz der reichen Herzoglichen Kunstschätze, welche ihm mit der größten Bereitwilligkeit von wohlunterrichteten Männern gezeigt wurden. Nachdem er zu Wetzlar, dessen herrliche Umgebung ihn entzückte, unter dem thätigsten Beistande des Hofrath Buff, seine häusliche Einrichtung getroffen hatte, reiste er mit seiner Frau und seiner zweiten Tochter nach Ems ab, dessen Bäder höchst wohlthätig auf ihn wirkten. Von hier wandte er sich an den Weimarer Freund, dem er, bei den mancherlei Zerstreuungen des Badelebens, den versprochenen Aufsatz noch nicht liefern konnte. Goethe erwiederte höchst theilnehmend, und forderte ihn auf, fleißig von sich Nachricht zu geben, damit seine Einsamkeit ihnen Beiden zu Gute komme. Auf seinen Wunsch empfahl er ihn dem ihm befreundeten, damals in Wetzlar aus den Geschäften zurückgezogen lebenden Oberbergrath Cramer. Am 15. September nach Wetzlar zurückgekehrt, wurde Schultz vier Wochen lang vom schönsten Wetter begünstigt, so daß er die reizende Umgebung mit den Seinigen auf das Anmuthigste genießen konnte. Glücklicherweise fand er hier gar bald in der nächsten Umgebung von Wetzlar einen folgereichen Anknüpfungspunct weitreichender Studien: er erklärte nämlich den mittleren Thurm auf dem Kalsmunt sofort für Römisches Bauwerk. „Bei meiner hiesigen Ankunft im vorigen Herbste", schreibt er im April 1826, „fand ich die in der von Ulmenstein'schen Chronik (Wetzlar's) wiederholte frühere Meinung, daß die Burg auf dem sogenannten Basaltberge (dem Kalsmunt) oberhalb der Stadt von Carl dem Großen herrühre, allgemein und ohne Widerspruch angenommen. In dieser Ueberzeugung stieg ich am 28. September v. J. hinauf, eigentlich nur, um der Aussicht von dort zu genießen. Die ziemlich unbedeutenden Umfassungsmauern der Burg schienen mir in ihren Resten kaum einer Aufmerksamkeit werth. Aber wie anders öffneten sich meine Augen, als ich den mächtigen viereckigen Thurm, der im oberen Theile der Burg fast noch funfzig Fuß hoch ziemlich erhalten dasteht, in der Nähe sah! Die Größe und Schönheit des Stils an diesem Bauwerke entscheidet für den, der sich einigermaßen mit der Baukunst der Alten vertraut gemacht hat, auf den ersten Blick, daß dasselbe antik sei; daß es einer anderen Zeit angehöre, als die umher belegenen Mauer- und Thurmreste der Burg Carl's des Großen, dies ist auch dem Nichtkenner sofort einleuchtend. Bei näherer Betrachtung erkannte ich bald, daß der ganze Umfang der Burg von dem Walle eines ehemaligen Römischen Castells oder Winterlagers für eine Cohorte eingeschlossen werde. Die beiden Lagerabtheilungen, die untere und die obere, in welcher letzteren das Prätorium und die Wohnungen der höheren Officiere waren, die Stelle des Tribunals und der Ara, dann zwei entgegengesetzte Thore

(bei größeren Lagern waren deren vier), die Decumana und die Prätoriana, lassen sich wohl unterscheiden, obgleich der spätere Burgbau den Grundriß des früheren Castells um vieles verändert zu haben scheint." Die glückliche, neuerdings allgemein anerkannte Entdeckung [1]) des Römischen Ursprungs jenes Thurmes veranlaßten Schultz zu weiteren Nachforschungen nach ähnlichen Römerwerken im übrigen Deutschland. Eine solche ihn nach den entgegengesetztesten Richtungen treibende, ihn ganz verschlingende Thätigkeit that dem mit bittersten Gefühlen in die Verbannung verschlagenen Manne sehr Noth.

Im November berichtete Schultz von seinen Zuständen nach Weimar, worauf im folgenden Monate eine zutraulich theilnehmende Antwort Goethe's erfolgte, der ihm Gipsabgüsse von Gothaer Münzen übersandte. Aber dieser war unterdessen durch die Nachricht von dem unglücklichen Ende seines Bruders, des Geh. Bergrath Wilhelm Schultz in Colberg, tief erschüttert worden, für dessen Wittwe und zahlreiche Kinder Schultz und sein wackerer Schwager From die väterlichste Sorge übernahmen. Es war das zweitemal, daß Schultz sich seiner mittellos hinterlassenen Verwandten mit hingebendster Aufopferung annahm. Auf einen am Ende des Jahres vom Vicepräsidenten Fritzsche zu Coblenz ihm gemachten Vorschlag, die Regulirung des catholischen Kirchen- und Schulfonds zu Wetzlar zu übernehmen, konnte Schultz nicht eingehen, weil er mit dem Ministerium, aus dem er hatte ausscheiden müssen, in keine weitere Berührung treten wollte und konnte. Er verfehlte nicht, bei seinem Glückwunsche zum Jahreswechsel, dieses dem Fürsten Wittgenstein anzuzeigen, den er zugleich bat, das Bittgesuch seiner unglücklichen Schwägerin, für welches Schuckmann sich beim Könige zu verwenden versprochen habe, gnädigst unterstützen zu wollen.

Einem so vielseitig gebildeten, durch frische Lebhaftigkeit anziehenden, bei allem Ernste und aller Gemessenheit zuvorkommend freundlichen Manne konnte es auch in Wetzlar nicht an einem Kreise verehrender Freunde und achtungsvoll ergebener Bekannten fehlen. Die ersten Beamten der Stadt und die Officiere der Garnison, unter dem damaligen Major von Holleben, ein Graf Rhode, und die von ihrem Gatten getrennt lebende Herzogin Paul von Würtemberg, gehörten zum geselligen Umgang der Familie. In wöchentlichen Zusammenkünften pflegte Schultz seine Ansichten über die Farbenlehre und Geognosie, sowie seine Forschungen über Römische Baukunst mit großer Lebhaftigkeit vorzutragen, wobei es ihn freute, wenn man sich zu Gegenbemerkungen veranlaßt fand. An diesen Versammlungen nahmen vor allen die Gymnasiallehrer D. Schirlitz und Wiedasch besonders regen Antheil, die, von Schultz freundlich aufgefordert, von ihren Arbeiten und Studien ihm gern Mittheilung machten, da sie seines innigsten Antheils versichert sein

1) Vgl. die Note zu dem Briefe von Schultz an Goethe vom 2. November 1825.

durften. So las Wiedasch seine Uebersetzungen von Homer und Pausanias, Schirlitz seine Uebersetzung des Dionysius Periegetes und seine Untersuchungen über Antiochenus Byzantinus vor. Alle Mittheilungen aus Griechischen Schriftstellern wurden von ihm höchst willkommen geheißen, da er der Sprache unkundig war; alles, was ihm von classischer Philologie nahe gebracht wurde, besonders die alte Kunst, erfreute sich seines lebhaftesten Antheils. Da Schirlitz im April 1826 einen öffentlich mitzutheilenden Aufsatz über die Denkmäler der alten Zeit in und um Wetzlar schrieb, so bat er Schultz, ihm die Ergebnisse seiner Untersuchungen über den Thurm auf dem Kalsmunt und den Palast Friedrich's I. zu Gelnhausen mitzutheilen, dessen Grundbau er nach Hundeshagen's Zeichnungen und dem von ihm selbst veranlaßten Berichte des Bauinspectors Hedemann ebenfalls für Römisch hielt. Schultz erfüllte diesen Wunsch in einem an Schirlitz gerichteten Briefe vom 12. April, worin er auch über den Heidenthurm am Dom zu Wetzlar seine Ansicht aussprach. „Ich hoffe", heißt es hier, „daß es mir möglich werde, binnen einigen Wochen selbst nach Gelnhausen zu kommen, auch Ortenberg, Büdingen, Wächtersbach, Saalmünster und das Dorf Cassel unfern Gelnhausen zu besuchen, an welchen Orten gleichfalls Römische Feldbefestigungen zu vermuthen sind. Auch zwischen Schlüchtern und Fulda dürften dergleichen zu vermuthen sein, so wie auf der aus der Wetterau nordostwärts ziehenden Heerstraße bei Marburg, Fritzlar und Cassel sicherlich Befestigungen vorhanden waren, deren Spuren nicht ganz verschwunden sein können. Ob und wo in Hessen und weiterhin in Thüringen bis zur Elbe dergleichen zu suchen sein möchten, darüber habe ich zwar keine sicheren Vermuthungsgründe, doch läßt Florus nicht daran zweifeln, daß in der erwähnten Epoche bis zur Elbe hin Befestigungen gewesen." In der Wetterau beschäftigten ihn besonders die Ruine Münzenberg, die von ihm aufgefundenen Römerbäder in Friedberg und Vilbel und der Pfahlgraben. Auch den Kyffhäuser Thurm hielt er für Römisch, weshalb er in jenem Schreiben an Schirlitz einige darauf bezügliche Fragen aufstellte, deren Beantwortung er von einem in der Nähe lebenden Freunde von Schirlitz zu erhalten wünschte. Nicht weniger glaubte er zu Regensburg, Frankfurt, Coblenz, Andernach und Linz Römisches Bauwerk nachweisen zu können, und er war sehr erfreut, als Goethe ihm von einem ähnlichen Römischen Thurm zu Eger berichtete, wogegen ihn seines Freundes Schinkel Festhalten an der überlieferten Meinung höchst mißmuthig stimmte.

Für die schöne Jahreszeit miethete er sich eine Gartenwohnung am Lahnberg, unmittelbar vor dem Thore nach Garbenheim (Werthers Wahlheim), ganz in der Nähe von Lottens Brunnen. Von der Höhe des terrassenförmigen Gartens, wo Schultz noch ein eigenes Zelt errichten ließ, überschaut man das reizende Lahnthal mehr als eine Stunde ober- und besonders unterhalb der Stadt, und

genießt der lieblichsten Aussichten nach allen Puncten hin. Er ließ den Garten anlegen, und erfreute sich selbst der mannigfachsten Gartenarbeiten. Eine besonders stärkende Erquickung gewährte ihm der Heugeruch, weshalb er die Grasplätze eifrig bebauen, und das abgemähte Gras so lange, als möglich, im Freien liegen ließ. Hier sah man ihn vielfach, selten ohne seinen leichten Feldstuhl unter dem Arme, um von Zeit zu Zeit ausruhen zu können, in still vertrautem Umgang mit der Geist und Körper stärkenden Natur wie ein academischer Weiser einherwandeln.

In diesem Sommer brachte er wieder einige Zeit in dem für ihn so wohlthätigen Ems zu, wo von Ancillon ihm über die Berliner Verhältnisse vertraute Mittheilungen machte, und sein Befremden äußerte, daß ein Mann von seiner Kraft und Fähigkeit so lange unbeschäftigt gelassen werde. Von Ems aus machte er in Begleitung eines alten Freundes, des Generalcommissars von Dörnberg, die Reise bis Bonn, wo er seine Aufmerksamkeit überall auf alte Römermauern scharf gerichtet hielt. In Bonn lernte er A. W. von Schlegel und Welcker kennen, die er von seinen Entdeckungen lebhaft unterhielt. Nach Wetzlar zurückgekehrt, besuchte er zunächst zu demselben Zwecke, in Begleitung einer hohen Dame, das alte Frankfurt, wo er seinen Haller Freund, Friedrich Schlosser, den er zuletzt in Heiligenstadt im Jahre 1803 gesehen, dann aber im Jahre 1814 auf kurze Zeit mit ihm im Briefwechsel gestanden hatte, zu seiner höchsten Freude wiederfand, und von seinem reinen, edlen Wesen wahrhaft erfrischt wurde. Sehr schmerzlich dagegen berührte ihn bald darauf der Verlust seiner an den Geh. Oberfinanzrath Mirus in Berlin verheirateten Schwester Florentine, welche die letzte Zeit über sehr gelitten hatte. An Goethe hatte er in diesem Sommer durch das nach Weimar zurückgehende Fräulein Froriep ein dankbares Erinnerungszeichen gesandt, worauf eine freundliche Einladung erfolgt war. Schultz, der Goethe's theilnehmende Anerkennung für volle Zustimmung nahm, begann am Ende des Jahres seine Ansicht über die weite Verbreitung Römischer Bauwerke in Deutschland dem verehrten Dichter in einem ausführlichen, aber nicht zur Absendung gelangenden Schreiben mitzutheilen.

Seine Untersuchungen nahmen im nächsten Jahre eine immer weitere Ausdehnung. Im Gegensatz zu der Ansicht, daß Coblenz unter den Römern nicht befestigt und ohne besondere Bedeutung gewesen, glaubte er sich, auf seinem Wege keck fortschreitend, zu der Behauptung berechtigt, daß gerade dieser Ort die Colonia Trevirorum, Trier dagegen später und erst unter Vespasian zur Augusta Trevirorum erhoben worden sei. Da aber Pomponius Mela, der unter Kaiser Claudius gesetzt wird, bereits der Augusta Trevirorum gedenkt, so erregte ihm dieser Umstand den bedeutendsten Zweifel, und veranlaßte ihn zur eindringendsten Untersuchung dieses Schriftstellers, deren Ergebniß dahin ging, daß der sogenannte Pomponius Mela ein nicht vor dem sechsten Jahrhundert entstandenes Mach-

werk sei. Zu Ems, wo er in diesem Sommer kurze Zeit verweilte, traf er mit Friedrich Schlosser in herzlicher Freundschaft zusammen, der ihm am 6. August von Nassau aus schreibt, vom Schlosse des Herrn von Stein: „Wie ich erwartete, mein geliebtester Freund, so geschah es. Ich erzählte, daß ich einige angenehme Stunden mit dir in Ems verlebt habe, worauf Herr von Stein sogleich fragte, warum du ihn nicht einmal besucht habest. Kannst du und willst du es noch in diesen letzten Tagen deines Verweilens thun, so wirst du hier gewiß angenehm kommen, und ich habe Herrn von Stein gesagt, daß ich dies dir schreiben werde. Du findest dann ja auch Anlaß, ihm von deinen Ansichten und Ideen in Betreff der Quellensammlung zu sprechen." Aber Schultz erhielt den Brief erst, als er Ems längst verlassen hatte. Den Rhein bereiste er in diesem Jahre bis nach Cöln hinab, das er, nachdem er die alten Römermauern umfahren hatte, gleichfalls nicht für die alte Colonia Agrippinensium hielt, wandte sich darauf nach Trier, und während er von dort in einem Nachen die Mosel einsam hinabschwamm, glaubte er die Geheimnisse der Technik Römischer Structur, besonders den Unterschied vom Mauerwesen der Franken und des Mittelalters und den Uebergang in dasselbe, zu erkennen. Hievon machte er Goethe im Allgemeinen briefliche Mittheilung; das Weitere hoffte er noch in diesem Herbste in Weimar mündlich vorzulegen. Der Weimarer Freund zeigte sich auch diesmal, ohne irgend bestimmte Billigung auszusprechen, sehr theilnehmend, und unterließ nicht, ihn auf den runden Thurm des Schlosses Kinsberg auf der Gränze von Böhmen und Baiern hinzuweisen.

Im April dieses Jahres war Schultz durch eine Sendung von Rauch höchlich erfreut worden. „Mit besonderem Vergnügen", schreibt dieser am 14. April, „benutze ich die gute Veranlassung, mich bei Ihnen in's Gedächtniß zurückzurufen, indem in leichtem Kupferstich die von Ihnen größtentheils gekannten meiner Arbeiten endlich bei Schenk und Gerstäcker herausgekommen sind, nämlich die beiden ersten Lieferungen, die Marmormonumente der Generale von Bülow und von Scharnhorst enthaltend, welche ich mir die Freiheit nehme, zur Beurtheilung und freundlichem Andenken Ihnen anbei erfolgend vorzulegen, wobei in gefühltester Dankbarkeit ich Sie und die lieben Ihrigen erinnern muß an den Tag der Errichtung derselben, an welchem Sie bei freundlichem Mahle mit gemeinschaftlichen Freunden auf die ausgezeichnetste Weise zur Feier des Ergebnisses mich beehrten. Nie vergesse ich die Blumenfülle und Pracht, die Ihre Kinder herbeigebracht hatten. Im vergangenen Jahr bei Errichtung des Denkmals Blücher's empfand ich alles dieses um so gesteigerter, indem Niemand sich um mich bekümmerte, während Tausende der Beschauer den weiten Platz um das Denkmal füllten. Manches ist seitdem wieder in meiner Werkstätte entstanden, nichts aber der eigenen Wahl, wozu ich nie habe gelangen können, und nun die Hoffnung aufgebe. — Ich kann

Ihnen nun die Sie gewiß erfreuende Nachricht geben, daß im nächsten Monat das große Modell der Statue Goethe's zur Marmorausführung begonnen wird, also im nächsten Jahre vollendet sein kann (d. h. in Marmor). — Der Kronprinz hat eine kleine, sehr schöne im Oderbruche ausgegrabene Statue Juppiter's in Bronceabguß dem Herrn von Goethe geschenkt, eine der seltenen schönen Broncen des Alterthums."

Sehr erfreulich war für Schultz Ende Sommer ein Besuch von Hegel, der auf seiner Reise nach Paris in Wetzlar einsprach, und gern Aufträge des Freundes in Betreff der in den Pariser Bibliotheken befindlichen Handschriften des für seine Untersuchungen nicht unwichtigen Dichters Venantius Fortunatus übernahm. Auf der Rückreise im October besuchte Hegel Weimar, wo er Goethe manches von Schultz erzählt haben dürfte. Leider drangen auf letzteren um diese Zeit traurige Ereignisse ein, die ihn nach anderen Richtungen trieben, so daß er auf seinen Weimarer Besuch völlig Verzicht thun mußte.

Der oben erwähnte Aufsatz von Schirlitz nebst dem Schreiben von Schultz: Ueber zwei Römercastelle bei Wetzlar und Gelnhausen, war Ende 1827 in den von Professor Kruse in Verbindung mit dem Thüringisch-Sächsischen Verein für Erforschung des vaterländischen Alterthums herausgegebenen deutschen Alterthümern (Band II Heft 5 und 6) erschienen. Die betreffenden Hefte gelangten erst im folgenden Jahre zugleich mit der Beantwortung der in jenem Schreiben geäußerten Fragen über den Kyffhäuser Thurm und dem Ehrendiplom des genannten Vereines in die Hände von Schultz, da die Uebersendung sich durch eine Namensverwechselung verspätet hatte. Indessen hatte sich Schultz, bei den traurigen, ihm sonst zustoßenden Ereignissen, um so leidenschaftlicher, nicht ohne eine gewisse Bitterkeit, in die ihm lieb gewordenen architectonischen und critischen Studien versenkt, und so glaubte er bald zur Gewißheit gelangt zu sein, daß nicht bloß Pomponius Mela, sondern auch Vitruv, gegen den er schon längst einigen Verdacht nicht hatte unterdrücken können, ein untergeschobenes Werk sei. Schon im April schrieb er an den bekannten Philologen W. E. Weber, damals noch in Frankfurt, der Schrift des Boccaccio de genealogia deorum verdanke er den Aufschluß, daß Pomponius Mela von diesem berühmten Italiäner, und zwar um das Jahr 1340, wahrscheinlich mit Hülfe seines Lehrers, Paulus Perusinus, angefertigt worden, wobei ihm die Entdeckung besondere Freude gewährt habe, daß Boccaccio absichtlich, obwohl versteckt, in der genannten Schrift den Schlüssel niedergelegt habe, daß er nicht als gemeiner Betrüger handelte, sondern dereinst erkannt sein wollte. „Der Weg, den ich in dieser Untersuchung von Anfang an eingeschlagen", fährt er fort, „und den ich öffentlich klar vor Augen legen werde, ist überaus folgenreich gewesen. Das Hauptverdienst, als Prüfstein der Wahrheit gedient zu haben, steht dem älteren

Plinius zu, welcher hiebei in einem neuen und reineren Lichte erscheint. Die auf ihn zunächst gerichtete Untersuchung, welche in ihrem Fortgange weiter ausgedehnt werden konnte und mußte, hat außer Vorstehendem noch das Resultat gehabt, daß ich nachweisen kann, daß Vitruv, den wir bis jetzt als einen Schriftsteller des Augusteischen Zeitalters verehrt haben, aus Bruchstücken und Excerpten aus Griechischen und Römischen, größtentheils verloren gegangenen Autoren der verschiedensten Zeitalter im zehnten Jahrhundert von einem Nichtarchitecten compilirt worden ist, daß eben so die sogenannten Itineraria Antonini und Hierosolymitanum aus alten Materialien im zehnten Jahrhundert zusammengesetzt worden, und daß zur selbigen Zeit das Breviarium Eutropii als ein Auszug aus dem großen, von Paulus Diaconus compilirten Geschichtswerke, gewöhnlich Historia miscella genannt, zum Lehrbuch der Römischen Geschichte in antiker Form bearbeitet, auch gleichzeitig die Griechische Metaphrase davon durch Päanius gefertigt worden ist. Was den Eutrop betrifft, so bin ich mit einigen Puncten noch nicht ganz im Reinen, weil mir die Quellen fehlen; allein bis jetzt stimmt alles dahin überein. Und zwar ergibt sich die höchste Wahrscheinlichkeit, daß diese genannten unächten Werke durch Erzbischof Gerbert zu Rheims, nachmaligen Papst Silvester II, theils veranlaßt, theils verfertigt sein dürften; die betrügliche Absicht, solche dem Alterthum unterzuschieben, scheint aber den Mönchen auf dem Monte Cassino hauptsächlich zur Last zu fallen, welche im eilften bis vierzehnten Jahrhundert, in Gemeinschaft mit dem ganzen Benedictinerorden, so manche litterarische Fälschungen und Einschwärzungen verübt haben. Valerius Maximus und die so vielfältig bestrittenen und vertheidigten Fabeln des Phädrus scheinen, nach den mir auf diesem Wege gewordenen Aufschlüssen, zu den in jener Zeit aus alten Materialien neu hergestellten Werken zu gehören. — Zwar habe ich weder Beruf, noch Fähigkeit und Lust, diese ungeheure Aufgabe zu erschöpfen; dies können nur Männer von Fach. Ich bin Dilettant, und unter diesen vielleicht der Ungelehrteste. Aber so viel ein solcher vermag, will ich an Pomponius Mela und an Vitruv, deren Ursprung sich meinen Augen auf das Vollständigste aufgeklärt hat, ein Beispiel aufstellen, welches unmöglich machen soll, den wahren Weg für solche Gegenstände der Critik ferner zu verfehlen. Daß nicht Muthwille, sondern Nothwendigkeit mich zu diesem schweren Geschäft führe, wird zugleich einleuchten." Da er zur Ausführung dieser Arbeiten mancher Bücher bedurfte, und seine befestigte Gesundheit eine Badecur nicht zu gebieten schien, so beschloß er, baldmöglichst die nächstgelegenen bedeutenden Bibliotheken zu Gießen, Bonn und Frankfurt zu benutzen.

Anfangs Juli erhielt er zu seiner höchsten Freude einen Brief von Hegel, welcher ihm die aus Paris über die dortigen Handschriften des Venantius Fortunatus erhaltenen Nachrichten und Böckings vom Uebersetzer, der damals Docent an der Berliner Uni-

versität war, selbst empfangene Verdeutschung der Mosella des Ausonius mittheilte. Schultz gab in seiner bald darauf erfolgenden Antwort seine über Pomponius Mela und Vitruv gewonnenen Ergebnisse in Kürze an, und fügte auf einem besonderen, für Böcking bestimmten Blatte seine Ansicht über das ursprüngliche Trier unter der Ueberschrift: Zwei Worte über Trier und Coblenz unter den Römern, in folgender Weise aus:

„Die alte Hauptstadt der Treviri, Colonia Trevirorum, welcher Tacitus (Hist. IV, 62. 72) gedenkt, war nicht, wie allgemein dafür gehalten wird, das heutige Trier, sondern Coblenz. Dies zu beweisen, und daß Trier als Augusta colonia erst unter Trajan aufgekommen und erst hienächst zur Hauptstadt der Treviri erhoben worden, habe ich seit dem Sommer alle locale, litterarische und archivalische Gründe auf das Sorgfältigste geprüft, und solche dafür bis jetzt sämmtlich übereinstimmend gefunden. Das antiquum nobilitate oppidum im Hodoeporicon des Venantius Fortunatus ist mir daher auch nichts anderes als Coblenz, die alte Hauptstadt der Treviri, welche, im Kriege des Civilis von den Römern ihrer Freiheit beraubt, zu einem Hauptwaffenplatze gemacht wurde, und ihren alten Namen nach und nach verlor, indem ihre bürgerliche Bedeutung wegfiel. Der Beiname Confluentes wurde zuletzt der Hauptname. Statt aller weiteren Beweise über das, was Coblenz zur Römerzeit war, die jedem, der die betreffende Localität und Litteratur kennt, fast von selbst beifallen müssen, bemerke ich hier nur, daß die noch heute der Stadt zunächst stehenden zwölf Pfeiler der dortigen Moselbrücke, so wie der Stirnpfeiler an der Landbrücke, Römischer Bau sind, bis auf 8—12 Fuß über dem Wasser. Daß Ausonius diese Brücke gekannt und bildlich vor Augen gehabt hat, geht klar aus den bisher nicht verstandenen Worten (Mos. 473): Qua Germanis sub portubus ostia solvis, hervor. So wie Ausonius V. 92 die ostia des Saravus zwischen den Pfeilern der Brücke bei Conz, deren Römischer Bau noch heute zu sehen ist, in die Mosel ausströmen läßt, so läßt er die ostia der Mosel unter den Germanischen Hafenbögen sich in den Rhein ausmünden. Was will denn das sagen, wenn man Germanis sub portubus in Germaniens Port übersetzt? [1]) Hierin ist weder geschichtliche Spur noch Verständniß des Ausdrucks. Was portus (mit porta zunächst verwandt) hier bei Ausonius bedeute, findet man nur, wenn man die bauliche Einrichtung der alten Häfen kennt. Man erinnere sich z. B. der Brücke bei Alexandrien, welche den Pharus mit der Stadt verband, auf ihren beiden Seiten zwei Häfen

1) Böcking versteht neuerdings richtig unter den Germani portus die Mündung selbst, welche durch portus als Ruheort im Gegensatze zum Laufe des Stromes bezeichnet wird. Genauere Kenntniß des Lateinischen Sprachgebrauches, besonders der Dichter, würde Schultz allen Anstoß an sub benommen haben; aber er kannte eben die Sprache zu wenig, wodurch er zu manchen seltsamen Verirrungen getrieben wurde.

bildend (Caes. B. C. 112. A. 19, vorzüglich Strab. XVII, 792). So sah Ausonius durch die Brücke bei Coblenz hüben und drüben zwei Häfen in der Mosel gebildet; so verstand er unter Germani portus im Doppelsinne die Hafenbögen oder Thore, durch welche die Mosel nach Germanien hin mündet, und die durch sie auf beiden Seiten gebildeten Häfen selbst, und so konnte er daher im prägnantesten Bilde zur Mosel sagen: Qua Germanis sub portubus ostia solvis. Die vollkommene Aehnlichkeit der Brückenbögen mit den Hafenbögen, und daß der Dichter hier um so mehr eins für das andere nehmen konnte, als die Brücke bei Coblenz in der That die Dienste von Hafenbögen verrichtete, wird jeder anerkennen, welcher weiß, daß die Alten vorzüglich die ostia der Flüsse durch einen solchen Bau als Hafen zu benutzen pflegten, und welcher die Herculanischen Gemälde kennt, auf welchen dergleichen mehrfältig zu sehen, welcher die völlig brückenähnlichen Bögen des Hafens zu Puteoli selbst oder in Abbildung gesehen hat, von denen noch heute ein Theil erhalten ist. Dieser Hafenbau bei Puteoli, den Hadrian, nach der (Gruter CLXIII, 9) darüber sprechenden Inschrift, wiederhergestellt hat, wird opus pilorum genannt, weil die Bögen auf den Pfeilern überwölbt wurden, wie die Moselbrücke bei Coblenz, und wie auch Ausonius V. 92 die Pfeiler der Brücke bei Conz erwähnt, durch welche die Saar ihre ostia in die Mosel ergießt."

Schultz besuchte bald darauf die Bibliotheken zu Gießen, Bonn und Frankfurt; an letzterem Orte benutzte er die reichen Schätze der altgegründeten Bibliothek einige Wochen mit großer Bequemlichkeit. Den Professoren Osann in Gießen, Welcker in Bonn und Weber in Frankfurt erklärte er mit der ihm eigenen Lebhaftigkeit seine Zweifel gegen Pomponius Mela, und diese, denen die Sache selbst fern lag, erkannten die Wichtigkeit eines solchen Ergebnisses an, dessen Begründung sie ohne genauere Untersuchung nicht beurtheilen konnten; entschieden aber erklärten sie sich gegen den von ihm behaupteten so späten Ursprung des Vitruv.

Den Jahresschluß konnte Schultz nicht vorübergehen lassen, ohne sich wieder einmal an Goethe zu wenden, dem er darauf am 2. Januar 1829 die glücklichen Ergebnisse seiner fortgesetzten Untersuchungen gedrängt mittheilt. Dieser nahm die Mittheilung des Freundes, den er zu seiner großen Freude in seinen Arbeiten beglückt sah, dankbar an, und ermuthigte ihn zur rüstigen Ausführung, ohne sich über die Sache selbst, die ihm sehr ferne lag, ein Urtheil zu erlauben. Die Untersuchung über Vitruv hatte Schultz auch zur Schrift des Frontin de aquaeductibus geführt, da hier des vorhandenen Vitruv gedacht sein sollte, wovon er aber das Gegentheil nachweisen zu können glaubte; zu diesem Zwecke hatte er der Schrift eine sehr genaue Untersuchung zugewandt, und sie vollständig übersetzt. Am letzten Tage des Jahres 1828 sandte er seine Arbeit über Pomponius Mela an Welcker in Bonn, dem er über diese und seine damit zusammenhängenden Untersuchungen Weiteres be-

richtet. „Den hin und wieder scherzhaften Ton", schreibt er, „bitte ich mir, in Betracht des sonst für mich bis zum Erkälten langweiligen und verdrießlichen Geschäfts, zu Gute zu halten, in sofern Sie nicht finden, daß ich gegen Anstand und Geschmack verstoßen sei. Wie hätte ich, ohne mich mit Heiterkeit über Sachen und Personen zu erheben, sonst bis in's zweite Jahr dabei aushalten können? Sollte ich, wie zu hoffen, Recht behalten, so werden mir auch die, welche sich darüber ärgern, diese Freiheit verstatten müssen. Geschehen mußte die Sache; wie? blieb wohl billig dem überlassen, der sie unternahm, ehe andere sie nur für möglich hielten. Je früher Sie mir diese Abtheilung zurücksenden, um so eher werde ich Ihnen, wenn Sie es wünschen können, die zweite zusenden, welche sich zunächst über Aethicus, Orosius, Eutropius, Jornandes und die Itinerarien ausführlich verbreitet, um die Beschaffenheit dieser Quellen sicherer, als bisher darzuthun. Derselben wird sich eine Uebersetzung von Frontinus de aquaeductibus anschließen, die erste, welche, meines Wissens, davon in irgend einer neueren Sprache versucht worden ist [1]), welche bereits fertig vorliegt, und durch die ich die Beurtheilung des sogenannten Vitruv vorbereite, dessen Untersuchung, die ebenfalls größtentheils schon ausgearbeitet ist, sodann die dritte Abtheilung bilden wird. Die vierte endlich, die so weit skizzirt ist, als das Material dazu vorhanden war, nimmt die Frage über Pomponius Mela wieder auf, wo sie in der ersten Abtheilung stehen blieb, und führt die Untersuchung zugleich über Pseudo-Vitruvius auf den Grund der bis dahin gewonnenen Resultate in das Mittelalter so weit hinein, als es nach meinen Spuren hat geschehen können. Hienach erst kann die Untersuchung über die wahre Colonia Trevirorum folgen, indem unser Blick durch jene vorangegangene historische Critik hinreichend geschärft sein wird, um in das Chaos der pfäffischen Geschichtsfälschungen einzudringen." Man sieht, welchen großartigen Plan Schultz sich gebildet hatte, um den einmal bei ihm feststehenden, allem Scharfsinn zum Trotz unhaltbaren Satz, daß Coblenz, nicht Trier, die älteste Colonia Trevirorum sei, fest zu begründen. Aber läßt sich auch das Hauptziel seiner Untersuchungen unmöglich für richtig halten, so ist hiemit doch keineswegs über die den Frontin, den Pomponius Mela und den Vitruv betreffenden Untersuchungen das Urtheil gesprochen, welches erst nach vollständiger Bekanntmachung der vorhandenen, hoffentlich bald im Druck erscheinenden Arbeiten zu fällen sein wird. Welcker erkannte, nach Lesung der Abhandlung über Pomponius Mela, die Richtigkeit des Hauptsatzes, daß dieser aus dem älteren Plinius geschöpft habe, vollkommen an, äußerte aber sonst mancherlei kleine Bedenken; tiefer in die Untersuchung einzudringen, habe er sich versagen müssen, da er von Geschäften bedrängt sei.

---

1) Eine Italiänische Uebersetzung vom Jahre 1805 und eine Französische vom Jahre 1820 lernte Schultz erst später kennen.

Die lebhafte und scharfsinnige Darstellung, der nur etwas mehr Gedrängtheit zu wünschen wäre, erfreute sich seines vollsten Beifalls, und er hoffte, die Arbeit bald unverändert abgedruckt zu sehen, nur im Einzelnen möchte manche Nebenbemerkung auszumerzen, auch hie und da etwas abzukürzen und zu berichtigen sein. Viel günstiger lautete das erst nach längerer Zeit erfolgende Urtheil von Weber, der in einem tiefer eingehenden ausführlichen Briefe die Ergebnisse der Untersuchung im Einzelnen durchaus billigte, den Scharfsinn und die Gewandtheit der Methode höchlich pries, und das baldige Erscheinen des Aufsatzes wünschte, um ihm seine Anerkennung öffentlich im würdigen und gebührenden Sinne widerfahren zu lassen. Dagegen äußerte sich Osann, der nach Weber die Handschrift erhielt, (im October) weniger einstimmend, wenn er die Arbeit auch rücksichtlich der Methode für so merkwürdig und wichtig hielt, daß sie zur Norm für Untersuchungen dieser Art werden müsse. Nach den Zeugnissen des Servius und des Lydus (de mensibus p. 96) glaubte er, daß Pomponius Mela nicht in's neunte Jahrhundert hinabgerückt werden dürfe, sondern jedenfalls vor Servius gesetzt werden müsse. Schultz erwiederte darauf, die Abhandlung, wie sie vorliege, mache keineswegs darauf Anspruch, den Mela so weit hinab zu weisen; dazu gehöre freilich noch mehr, was noch in seinen Papieren liege, und vielleicht im folgenden Winter ausgearbeitet werde. Daß es nicht einen Schriftsteller mit Namen Mela im Alterthum sollte gegeben haben, sei weder von ihm behauptet worden, noch könne der wirkliche Beweis, daß ein solcher gelebt habe, seinem Zweck irgend Eintrag thun. Einstweilen stehe so viel fest, daß der vorhandene Mela ein Erzschelm sei; das Weitere müsse sich fortgesetzter Nachforschung ergeben.

Goethe's Erwiederung, worin dieser seine gespannte Erwartung auf die Ergebnisse der Untersuchung über Vitruv lebhaft aussprach, hatte unterdessen Schultz veranlaßt, den Pomponius Mela zunächst ganz bei Seite liegen zu lassen, und sich der vom Weimarer Dichter und Freunde so herzlich verlangten Untersuchung über Vitruv ganz zuzuwenden. Da nun Frontin, weit entfernt, wie man bisher geglaubt hatte, das Augusteische Zeitalter des vorhandenen Vitruv zu bezeugen, unwiderleglich beweise, daß dieser einem unwissenden Compilator seinen Ursprung verdanke, so beabsichtigte er, wie er am 6. Mai Goethe mittheilt, vorab eine treue, bereits im vorigen Herbst ausgearbeitete Uebersetzung des Frontin mit einem berichtigten Text und einer ausführlichen Abhandlung über den Verfasser und das Wasserleitungswesen der Alten erscheinen zu lassen, woran sich eine kurze Critik der Wasserleitungslehre des sogenannten Vitruv anschließen solle, um zu zeigen, wie weit dieser hinter dem Alterthume liege. In demselben Briefe führt er einige Hauptgründe gegen die Aechtheit des Vitruv so wie seine Ansicht über dessen Entstehung weiter aus. Auch hierauf erwiederte Goethe einige Tage darauf sehr theilnehmend, indem er ihn dringend aufforderte, ja bei

seinem Vorsatze zu beharren, mit dem Frontin zuerst hervorzutreten, da er hier auf positiver Grundlage stehe. Auch im folgenden Monate wurde die briefliche Verbindung mit zutraulichster wechselseitiger Theilnahme fortgeführt, stockte aber darauf zwei Jahre lang völlig, da mancherlei Verhältnisse einer weiteren Mittheilung hindernd entgegen traten.

Seine auf den Herbst beabsichtigte Herausgabe des Frontin kam nicht zu Stande, da es ihm an genauen Aufschlüssen über die noch vorhandenen Römischen Wasserleitungen fehlte. Deshalb wandte er sich bereits Ende Juni durch Vermittelung des ihm gewogenen Prinzen Carl von Wied an den Preußischen Gesandten Bunsen in Rom, durch den er zu erfahren wünschte, was in den letzten hundert Jahren in Italien über die Wasserleitungen der Alten und besonders über die Reste der Römischen erschienen sei, indem er sich zu gleicher Zeit zur Theilnahme an den Vereinsschriften des Archäologischen Institutes anmelden ließ. Der folgende harte Winter, der für Schultz sehr empfindlich war, wurde eifrig der Arbeit über Frontin zugewandt, doch stimmten ihn seine fortgesetzte amtliche Unthätigkeit und die Ungewißheit seiner Zukunft sehr mißmuthig, worüber, besonders da ihm manche nöthige Quellen abgingen, auch die Lust an diesen Untersuchungen allmählich erkaltete.

Aber bald darauf, wohl im Frühjahr 1830, ergriff ihn, vielleicht auf Veranlassung des Geschichtsunterrichtes seiner Söhne am Gymnasium, die Römische Geschichte mit Leidenschaft, in deren Behandlung Niebuhr nach seiner Ueberzeugung eben so unrichtigen, als verderblichen Grundsätzen folgte. Diesen Studien scheint er den Sommer über sich eifrigst gewidmet zu haben. Indessen fühlte er sich in Wetzlar längst zu einsam und abgesondert, und entschloß sich daher um so entschiedener, einen annehmlicheren, für seine wissenschaftlichen Forschungen geeigneteren Ort zu seinem Aufenthalt zu wählen, als er und die Seinigen bei den kalten Wintertagen in seiner freilich einen herrlichen Blick auf den Kalsmunt und das Lahnthal gewährenden, aber gegen die Einflüsse der Witterung nicht gehörig geschützten Wohnung sehr litten. Zu diesem Zwecke reiste er im Sommer nach Bonn, um dort wegen einer künftigen Wohnung vorläufige Abrede zu treffen. Aber auf der Hinreise, auf welcher er auch Herrn von Stein auf seiner Burg zu Nassau besuchte, ereilte ihn die Nachricht von der eben ausgebrochenen Französischen Revolution, welche in seiner, wie in Niebuhr's Seele die schrecklichsten Besorgnisse wach rief, und ihn seine Entfernung aus dem Königlichen Dienste um so schmerzlicher empfinden ließ, als der Staat der Hülfe aller treugesinnten Männer nie mehr bedurft habe. Auch Niebuhr, dem so lange ihm entfremdeten Freunde, hatte er damals einen Besuch zugedacht, in der Hoffnung, ihn durch stichhaltige Gründe von seinen Irrthümern zu überzeugen. „Doch eine höhere Hand", äußert er in der Vorrede zu seiner Grundlegung, „riß mich durch die im selben Momente von Paris herüberschallende Nachricht von seiner Schwelle zurück; ich

sah ihn nicht wieder. Er starb als das edelste und beklagenswertheste Opfer der Irrthümer seiner Zeit, deren fähigstes Organ er gewesen.“ Schultz deutet in den letzten Worten darauf hin, daß Niebuhr in Folge der Furcht und der Aufregung starb, in welche ihn die neue Revolution gesetzt, daß aber die von ihm gehegten politischen Grundsätze nothwendig den Umsturz in ihrem Gefolg haben. Die schreckliche Nachricht hatte mit einemmale jeden Gedanken an eine Uebersiedelung nach diesen bei drohendem Kriege so sehr gefährdeten Gegenden aus seiner Seele verscheucht, und den Entschluß in ihm gereift, nach Berlin zurückzugehen, falls es ihm nicht gelingen sollte, vom Könige seiner amtlichen Wirksamkeit zurückgegeben zu werden.

Um hierüber zur Entscheidung zu gelangen, begleitete er Anfangs April 1831, nachdem er vorher seinen Frontin abgeschlossen, seinen Sohn Rudolph nach Berlin, wo dieser die Universität besuchen und zugleich seinen Militärdienst ableisten sollte. Auf der Hinreise besuchte er auch am 14. April den Kyffhäuser Thurm, dessen Römischer Ursprung ihm noch immer sehr am Herzen lag. „So gewiß die Bauart an Beiden (Thurm und Castell) Römisch ist“, bemerkt er nach genauester Beschreibung des vorgefundenen Zustandes, „so wäre es doch wohl möglich, daß der Bau für die Deutschen durch gefangene Römer ausgeführt sein könnte. Andererseits aber ist nicht in Abrede zu stellen, daß Römer mit Heeresmacht mehr als einmal in diesen Gegenden waren, und die Wahl dieses Ortes zu einer statio speculatoria ist ganz ihren Grundsätzen und ihrem damaligen militärischen Interesse gemäß. Es kann daher der Bau des Thurmes auch füglich dem Zuge des Drusus oder dem des Tiberius zugeschrieben werden, und erklärt die schlechte Beschaffenheit des Materials, welches hier nicht besser zu haben war, den sehr ruinösen Zustand des Thurmes, der in dieser Hinsicht mit der trefflichen Erhaltung und Festigkeit des Thurmes auf dem Kalsmunt gar nicht zu vergleichen ist. Noch bemerke ich, daß das Criterion des Römischen Baues, daß die Bossage erst nach geschehenem Vorsatze der Steine ausgeführt worden, wie beim Kalsmunt, hier nicht zu beobachten war, weil die Verwitterung der Steine eine solche Wahrnehmung sicher zu machen nicht erlaubte. Wohl aber ist hier, wie beim Kalsmunt und beim Gelnhäuser Thurme, der Vorsatz absichtlich mit fingerbreit offenen Fugen geschehen, so daß die Kalkfüllung reichlich hindurchdringen und das überflüssige Wasser nach Außen ablaufen konnte.“

In Berlin wollte Schultz versuchen, sich mit Savigny — denn Niebuhr war bereits gestorben — über die Römische Geschichte zu verständigen; wie aber hätte dieser Lust finden können, sich mit dem erbitterten Verdächtiger seiner politischen Ansichten wissenschaftlich zu verständigen? Auch von früheren Freunden fand er wenige in Berlin, außer Zelter und seinen Verwandten, an die er sich hätte anschließen können. Wittgenstein, Schuckmann, Lotum

und Kamptz empfingen ihn scheinbar nicht unfreundlich. Der von Schultz gewünschte Vorschuß von 1200 Thaler zur Verlegung seiner Wohnung nach Berlin ward ihm bewilligt, aber die Zahlung, welche auf den Fonds des Cultusministeriums angewiesen war, verzögerte sich, wodurch Schultz, der sich von Altenstein nichts Gutes versah, leidenschaftlichst erregt wurde. Auf Anrathen von Wittgenstein und Kamptz hatte er dem Minister seinen Besuch zu machen beschlossen; da aber sein schriftliches Gesuch um eine Audienz ohne Antwort geblieben war, so sah er sich veranlaßt, am 28. Juni sich nähere Erklärung hierüber zu erbitten. „Ew. Hochfreiherrliche Excellenz", schreibt er, „haben auf meine Bitte vom 6. v. M. mir nicht zu erlauben geruhet, Ihnen meine persönliche Aufwartung zu machen. Ich bin es mir daher schuldig, Ew. Excellenz hiedurch offen zu gestehen, daß ich jene Bitte nicht aus eigenem Antriebe, sondern auf Veranlassung höherer Personen gewagt habe, welche dafür hielten, daß nach meiner Rückkehr hieher die Verhältnisse mir die Pflicht auflegten, Ew. Excellenz, so wie anderen der Herren Staatsminister aufzuwarten, da S. K. Majestät die bis 1825 zwischen mir und dem Hohen Ministerium der Geistlichen und Unterrichtsangelegenheiten obgewalteten Mißhelligkeiten ein- für allemal beseitigt wissen wollen, mithin ich auf frühere Beziehungen in keiner Weise ferner zurücksehen dürfe. Dieser Ansicht schien ich endlich um so mehr folgen zu müssen, als ich über die Gründe nachdachte, welche Seine Majestät bewogen haben dürften, die unter dem 20. December 1824 gegen mich von dem Königlichen Kammergerichte verhängte fiscalische Untersuchung wegen angeschuldigter Verläumdung und schwerer Beleidigung jenes Hohen Ministeriums niederzuschlagen — Gründe, die ich ehren muß, ohne sie zu kennen. Ew. Excellenz Nichtbeantwortung meiner Bitte vom 6. v. M. und das damit übereinstimmende Verhalten mehrerer Personen des gedachten Hohen Ministeriums, mit denen ich seit meinem Hiersein zufällig in Berührung gekommen, läßt mir jedoch keinen Zweifel übrig, daß Ew. Excellenz und das Ministerium eine Meinung über mich haben, welche ich ohne Nachtheil meiner Ehre nicht schweigend stattfinden lassen kann. Indem Ew. Excellenz ich hierüber um eine Erklärung zu bitten nicht Anstand nehme, hoffe ich auf Ihr Zeugniß bei Seiner Majestät dem Könige, daß, wenn hiedurch jene unglücklichen Mißverhältnisse von Neuem in Anregung kommen sollten, ich nicht die Veranlassung dazu gegeben habe; denn daß die Erhaltung der Ehre die höchste Verpflichtung des Staatsdieners ist, darin kann ich auf Hochdero Einverständniß zuversichtlich rechnen. Ew. Excellenz erinnern sich geneigtest meines Schreibens vom 26. Februar 1825, welches, nachdem ich unter'm 24. desselben Monats auf mein Ansuchen von dem Dienstverhältniß zu gedachtem Hohen Ministerium Allergnädigst entbunden worden, bezeugte, daß es mir jederzeit sehr wehe gethan habe, mich in jenem Dienstverhälnisse in der Nothwendigkeit befunden

zu haben, mir Hochdero persönliches Mißfallen zuzuziehen, und daß, wenn Ew. Excellenz dafür halten sollten, daß ich im Laufe der Geschäfte Hochdieselben persönlich beleidigt hätte, solches ganz gegen meine Absicht geschehen und mir wahrhaft leid sei. Da Ew. Excellenz sich hiemit weder befriedigt noch sonst darüber gegen mich zu äußern geruhet haben, so schrieb ich dieses dem Umstande zu, daß damals, so viel ich wußte, jene gegen mich verhängte Untersuchung noch bevorstand. Als ich aber in Wetzlar, nachdem mir seit sechzehn Monaten nichts weiter über diese Sache bekannt geworden war, endlich vom Königlichen Kammergerichte die Eröffnung erhielt, daß schon unter'm 17. Mai 1825 die Untersuchung niedergeschlagen worden, mußte ich freilich einsehen, daß Ew. Excellenz durch jenes Schweigen mir haben zu erkennen geben wollen, wie Sie sich in dem Grade von mir persönlich für beleidigt ansehen, daß mein obiges Schreiben als durchaus ungenügend zu betrachten ist. In der Entfernung, in welcher ich bisher lebte, konnte ich nur erwarten, ob und welche weitere Genugthuung Ew. Excellenz deshalb von mir fordern möchten; jetzt aber zumal, nachdem mir dasselbe abermals durch Nichtbeantwortung meines Schreibens vom 6. v. M. zu erkennen gegeben worden, sehe ich mich in der Nothwendigkeit, Hochdieselben um baldigst geneigte Eröffnung darüber zu bitten. Daß aber nicht bloß persönliche, sondern auch dienstliche Genugthuung von mir erwartet werde, muß ich aus dem Benehmen von Personen des Hohen Ministeriums gegen mich schließen, mit denen ich früher nie in dem mindesten Conflict gewesen bin. Ich kann mich hierin irren, aber das Ehrgefühl ist zu empfindlich, als daß ich nicht Entschuldigung hoffen dürfte, wenn Ew. Excellenz ich ganz gehorsamst bitte, mir auch darüber eine geneigte Eröffnung zugehen zu lassen. Was auch der Erfolg meiner Bitten sein mag, so werden Ew. Excellenz anzuerkennen geruhen, daß ich sie nicht länger aufschieben konnte; und habe ich in Rücksicht dessen, wozu etwa meine persönliche Anwesenheit hieselbst erfordert werden möchte, nur noch ganz gehorsamst hinzuzufügen, daß ich mich spätestens in der Mitte des künftigen Monats nach Wetzlar zurückzureisen genöthigt sehe, um die schleunigst erforderlichen Anstalten zur Verlegung meines Wohnorts nach Bonn nicht zu versäumen."
Altenstein erwiederte auf dieses im Tone des zurückgewiesenen Tasso, der seine Freundschaft Antonio aufdrängen wollte, gehaltene Anschreiben sofort, er habe den ersten Brief nicht beantwortet, weil er in den ihm bekannten früheren Vorgängen hinlänglichen Anlaß gefunden, die Erneuerung irgend eines Verhältnisses zu ihm zu vermeiden, was er ihm hiemit ausdrücklich mit dem Bemerken zu erkennen gebe, daß er unter diesen Umständen eine Erörterung des Inhaltes des letzten Briefes nicht für erforderlich halte. Im unerschütterlichen Glauben, daß man ihn absichtlich von Berlin, wo man ihn fürchte, zu verdrängen suche, hatte es ihm mit seinen Pflichten als Familienvater in Widerspruch zu stehen geschienen,

den Kampf gegen eine übermächtige Partei nochmals in der Nähe aufzunehmen, und so hatte er denn, da Wittgenstein ihm jede Hoffnung benahm, bald wieder in Thätigkeit gesetzt zu werden, sich endlich entschlossen, die Uebersiedelung nach Bonn noch im Laufe des Jahres in Ausführung zu bringen.

So verließ er denn um die Mitte Juli hoffnungslos und bitter verletzt wieder Berlin, zum Glücke in der Begleitung des derb heiteren Zelter, mit welchem er den alten verehrten Freund in Weimar zu besuchen gedachte. Auch diesmal hatte er sich wieder der freundlichsten, theilnehmendsten Aufnahme Goethe's, den er freilich seit den wenigen Jahren, in welchen er ihn nicht gesehen, sehr gealtert fand, und der Seinigen zu erfreuen; leider sollte ihm der Sohn nicht mehr entgegentreten, der seit dem vorigen Jahre bei der Pyramide des Cestius ruhte, wie es Goethe selbst sich einst gewünscht hatte, dagegen empfing ihn die Schwiegertochter mit aller ihrer heiteren Liebenswürdigkeit, und sie wußte den ernsten Mann, der ihr auch Beiträge für ihre Zeitschrift Chaos versprechen mußte, auf anmuthigste Weise sich anzueignen. Goethe selbst war damals mit dem Abschlusse des Faust beschäftigt, wovon er aber, einer ihm eigenen abergläubischen Scheu gemäß, dem Freunde nichts verrathen konnte. Der Abschied war für Schultz ein tief wehmüthiger; denn wohl mußte er sich gestehen, daß er den verehrten Dichter nie wiedersehen werde.

Gleich nach der Rückkehr wandte sich Schultz nach Bonn, um eine Wohnung zu miethen, und alle sonstige Vorbereitungen zur künftigen Einrichtung daselbst zu treffen. Von hier aus richtete er noch einmal ein Bittgesuch an den König, auf dessen Gerechtigkeit er mit unwandelbarer Zuversicht vertraute; doch wie hätte dieser dem unendlich treuen, aber zu leidenschaftlich aufgeregten, peinlich strengen Manne, der so wenig sich zu fügen wußte, den Wiedereintritt gewähren können! Auch diesmal erwies sich Wiesbaden, wohin er mit seiner Gattin und zwei Töchtern gegangen war, für ihn sehr wohlthätig, dagegen verschlimmerte sich der Zustand seiner ältesten, schon seit zwei Jahren leidenden Tochter Cäcilie in so bedenklicher Weise, daß er froh sein mußte, sie Anfangs September noch lebend nach Wetzlar zurückzubringen, wo sie sich aber so weit erholte, daß er die Reise nach Bonn mit ihr wagen durfte.

Unmittelbar vor der Abreise von Wetzlar wendete Schultz sich noch einmal mit altbewährter inniger Liebe an Goethe, den er besonders mit seinen durch den Schiller'schen Briefwechsel veranlaßten treffenden Bemerkungen über das Charakteristische und Bedeutende in der Kunst erfreute. Ende September kam er nach einer dreitägigen glücklichen Fahrt auf der Lahn und dem Rhein mit den Seinigen und dem größten Theil seiner Habe zu Bonn an, wo ihn gleich ein höchst bedeutendes Schreiben Goethe's empfing, das ihm sein im Nachen vorangeeilter Sohn Rudolph beim ersten Schritt auf das Land segenver-

heißend überreichte. Die ersten Worte, welche Schultz in Bonn schrieb, galten der Erwiederung eines so herzlichen, treugemeinten Willkomms. Wenige Tage nach seiner Ankunft wurde ihm ein Besuch seines Berliner Freundes Rauch zu Theil, mit dem er über die beabsichtigte Bildsäule Goethe's verhandelte. „An Rauch sagen Sie doch", schreibt er Anfangs November an Schinkel, den er mit dem Verkauf eines Theiles seiner Kupferstiche und Gemälde beauftragt hatte, „er möge sie ja in seinen besten Lebensjahren und ja nicht in seinem jetzigen Lebensalter darstellen! Daß sie stehen, nicht sitzen müsse, darüber waren wir einverstanden. Goethe hat eine sehr eigenthümlich sprechende Art zu stehen, die Rauch vollkommen aufgefaßt hat. In seinem jetzigen Alter nimmt sich aber diese Stellung steif und fast carikirt aus; in kräftigeren, frischeren Jahren muß diese Stellung höchst characteristisch und bedeutungsvoll gewesen sein. Die Gesichtsbildung der früheren Zeit, das lange wallende Haar wäre vorzüglich mit Hülfe der Trippel'schen Büste herzustellen. So erhielten wir Goethe, wie er uns entzückt, nicht wie er uns erschreckt." Außer sonstiger Bedrängniß, welche ihn zu raschem Verkauf der in Berlin zurückgelassenen Möbeln und zur Verwerthung mancher Kunstgegenstände nöthigte, versetzte ihn der traurige Zustand seiner mit dem Tode ringenden Tochter Cäcilie in tiefsten Schmerz. Ihr bald darauf erfolgender Tod war für sie und die Ihrigen eine große Wohlthat.

1832. Das folgende Frühjahr (1832) sollte ihm durch das Abscheiden des begeisterungsvoll verehrten größten Dichters, der in den schwierigsten Verhältnissen ihm so oft reichsten Trost und frischesten, selbstbewußten Muth gebracht hatte, eine tiefe Wunde schlagen. In Bonn setzte er das Verhältniß zu Augusti, den er schon von Breslau aus kannte, und zu Welcker freundlichst fort; auch mit Böcking, Brandis, Mackeldey, Rehfues und Walter trat er in Verbindung. Als Welcker um diese Zeit wegen zweier mit einer neuen Vorrede begleiteten, früher einzeln erschienenen politischen Aufsätze außer Thätigkeit gesetzt wurde, verfehlte Schultz nicht, ihm in dieser Noth mit seinem treugemeinten Rathe zur Seite zu stehen, wobei freilich ihre sich gerade entgegenstehenden politischen Ansichten scharf auseinander treten mußten. Mit dem, was Welcker über den Mangel einer kräftigen, die Einseitigkeit und Willkür in der Verwaltung hebenden Wirksamkeit der Stände äußerte, stimmte er so sehr überein, daß, wenn er seine Ansichten darüber auszusprechen hätte, er dies fast nur in dem von ihm angedeuteten Sinne thun könnte. Dies sei ein Gegenstand, welcher nahe und täglich einen jeden berühre, der im Staate lebe, und über dessen mangelhafte Lage ein jeder in seinem Kreise und nach den Uebelständen, die ihn drückten, ein Urtheil habe, wenn auch nicht es zu jeder Zeit öffentlich aussprechen dürfe. In allen übrigen Puncten weiche er von ihm ab. Die Frage, um die es sich bei ihm allein handle, sei aber nicht, ob seine politischen Ansichten

wahr seien, sondern ob er als Staatsbürger und Staatsdiener befugt gewesen, sie öffentlich auszusprechen, und ihnen dadurch unabhängig von den Ansichten und Absichten der Regierung Wirksamkeit zu verschaffen. Als Staatsbürger müsse er die in Preußen bestehenden Censurvorschriften beachten, als Staatsdiener allen Nachtheil vom Staate, so viel möglich, abwenden, und die Befehle seiner Vorgesetzten befolgen. Diese Pflicht habe er in der betreffenden Schrift nicht gehörig beachtet: denn möge auch seine Absicht gut und rein sein, so sei sie doch in sofern mißverstanden gewesen, als er nicht begriffen habe, wie die Regierung durch solche öffentliche Aeußerungen ihrer Diener, durch die dadurch bestimmte öffentliche Meinung in dem Gange, den sie für nothwendig und recht erkannt, vielleicht gehindert werden, und wie die unberufene Wirksamkeit seiner, gleich viel richtigen oder unrichtigen, Aeußerungen unvergütliche Folgen für das Ganze haben könne. Freilich war diese Ansicht dem von Schultz eingenommenen, jede politische Betheiligung des Volkes, des gebildeten nicht weniger als des ungebildeten, an der Gestaltung staatlicher Zustände ausschließenden, die wahre Gewalt der öffentlichen Meinung und das keineswegs utopische Glück eines wahrhaft freien, nicht unter das Joch einer unfehlbaren Regierung sclavisch stumm gebeugten Volkes mißkennenden Standpuncte gemäß [1]: allein Schultz hätte bedenken sollen, daß ihre politischen Grundsätze ein- für allemal nicht zu vereinigen seien, und daß auch die Frage nach den Gränzen des Rechts der Staatsbürger und Staatsdiener, ihre Meinung zu äußern, eine politische Frage sei. Auch mußte es sonderbar scheinen, daß Schultz, der als Staatsmann philologische Untersuchungen gewagt hatte, dem Philologen jede staatsmännische Einsicht geradezu absprechen und ihn in seine Fachgränzen einsperren wollte. Aber dies war gerade der große Mangel des leidenschaftlichen Wesens unseres Schultz, daß er nur sich und sein Recht im Auge behielt, nicht auf die ihm entgegenstehende Berechtigung und gleich feste Ueberzeugung Anderer Rücksicht nahm.

Zu seinem Unglücke, als hätte ihn mit Goethe's Tod sein guter Genius verlassen, machte Schultz zu Bonn auch die Bekanntschaft des Professor C. Fr. Heinrich, der sich bald ganz seiner bemächtigte. Heinrich, durch seine höchst einflußreiche, über das Glück so vieler jungen Männer schaltende Wirksamkeit begünstigt, wegen seines vernichtenden Tones und des unwirschen, leidenschaftlich gereizten Wesens, worin er sich gefiel, nicht wenig gefürchtet, stand zu Bonn im Rufe eines großen Philologen, den er auch nach außen hin dadurch zu erhalten wußte, daß er mit seinen Arbeiten zurückhielt, und so mußte auch Schultz auf ihn als eine bedeutende Gewähr sich stützen zu dürfen glauben, und sich der

1) Vgl. auch die Anmerkung zu dem Briefe von Schultz an Goethe's Sohn vom 4. März 1823, zwischen Brief 81 und 82.

Ueberzeugung hingeben, daß die von diesem gebilligten Erklärungen und Verbesserungen in philologischer Hinsicht ganz unwidersprechlich seien. Aber leider fehlte Heinrich jede genauere Kenntniß des staatlichen Lebens der Alten, ihrer bürgerlichen und politischen Verhältnisse, ja sogar ihrer Geschichte, und selbst seine Critik litt an einseitiger Beschränktheit. Dazu kam Heinrich's leidenschaftlicher Grimm gegen Niebuhr, der in der Person des gegen diesen eingenommenen, gleich leidenschaftlichen, einst mit hohen Aufträgen betrauten Staatsmannes einen trefflichen Vorkämpfer seines Hasses gefunden hatte. So sehen wir ihn denn mit größter Gefälligkeit Schultz überall zuvorkommen, ihn mit seinen Kenntnissen in verehrungsvoller Dienstfertigkeit unterstützen, seine dem Blick eines auch nur halbgebildeten Philologen sich gleich verrathenden haltlosen Einfälle unbedingt billigen — alles nur zu dem Zwecke, ihn immer mehr gegen Niebuhr zu verhetzen. So nahm er sich denn auch der Studien des Frontin an, forschte nach Handschriften, und ging selbst das ihm nur wenig verständliche Buch de aquaeductibus durch, wozu er einzelne Verbesserungen machte, und er war sogar bedacht, einen berichtigten Text desselben herauszugeben. Schultz gab sich alle Mühe, Abschriften der Italiänischen Handschriften Frontin's zu erhalten, was ihm endlich durch die Vermittelung von Gottfried Hermann und Brandis gelang; die Vergleichungen sind von Heimbach. Heinrich bemühte sich um die Pariser Handschrift. Daß Schultz so viele Schriftsteller als Machwerke pfäffischen Truges bezeichnete, mußte Heinrich, der den Mönchen gern so manche Verfälschung zuschob, nicht unwillkommen sein. Besonders aber suchte er Schultz in seinen gegen Niebuhr gerichteten Bestrebungen zu treiben und zu hetzen, und, statt ihn zur Vorsicht zu mahnen, alle seine Deutungen und Veränderungen einzelner Stellen mit einer freundlich heitern Zufriedenheit zu bestätigen, die an dem sonst so bissig tadelnden und höhnenden Manne wie ein Wunder erscheinen mußte. Ueber den eigentlichen Werth der Schultzischen Ansichten hatte Heinrich gar kein Urtheil; es freute ihn nur, diesen einstweilen gegen Niebuhr mit frischer Wuth loszulassen, unbekümmert um die weiteren Folgen.

Schultz wollte alle Kraft darauf verwenden, die durch Niebuhr und Savigny in Schwung gebrachten, nach seiner Meinung staatsgefährlichen Ansichten über die Römische Geschichte als unhaltbar nachzuweisen, und sie durch die offenbar richtigen, mit seinen politischen Anschauungen in Einklang stehenden zu verdrängen. Er ging hiebei von der Ueberzeugung aus, daß die früheste Verfassung Rom's eine vortreffliche gewesen; eine so nichtswürdige Regierung, wie nach Niebuhr's Schilderung die der Patricier gewesen, hätte sich unmöglich Jahrhunderte hindurch erhalten und den Staat zur höchsten Macht erheben können. Nur die Regierung könne das Volk zu größerer Machtvollkommenheit emporziehen, nicht das Volk die Regierung, nur gegenseitige Liebe, Vertrauen und Treue, nicht

Arglist, Verrath und Meuterei, könne zum Guten und Rechten führen, das Wohl und die Dauer der Staaten sichern. Mit den falschen Vorstellungen von der bürgerlichen Freiheit in den alten Staaten würden, meinte er, schon Jahrhunderte lang, und im neunzehnten eifriger, als je, die Köpfe der Jugend heillos verwirrt, und dadurch der Grund zu den leichtsinnigen, oberflächlichen, staatsgefährlichen politischen Grundsätzen der heranwachsenden Geschlechter gelegt. Diesem, je länger, je trauriger wuchernden Uebel wollte er durch eine richtige Darstellung der staatlichen Verhältnisse Rom's entgegentreten, wozu er sich als Staatsmann besonders befähigt glaubte, während den Philologen alle dazu nöthige Sachkenntniß abgehe. Niebuhr, der als Staatsmann besonders geeignet gewesen wäre, eine tiefere Einsicht in das Staatsleben Rom's zu vermitteln, sei von Anbeginn in Vorurtheil befangen gewesen, und sein Scharfsinn habe daher, statt dem Uebel zu steuern, es auf einen Punct gesteigert, der ehedem auch den Unbesonnensten zurückgehalten hätte. Die moralische und politische Ueberzeugung, daß die wahre Geschichte nichts als die Offenbarung Gottes sei, der die Regierungen und Völker leite und richte, daß eine rechtswidrige Regierung unmöglich Bestand haben und das Wohl des Staates begründen könne, diese war es, wonach Schultz die Römische Geschichte modeln wollte. Und so glaubte er bald zu finden, daß Niebuhr und seine Schule die Untersuchung über den Werth und die Glaubwürdigkeit der Schriftsteller ganz vernachlässigt, und, statt aus den offensten, reinsten Quellen zu schöpfen, die entlegensten, trübsten aufgesucht, daß sie gleichsam aus dem ganzen Umfange der alten Litteratur, ohne Rücksicht auf Glaubwürdigkeit der Zeugnisse, nur das zusammensuchen wollten, was ihren politischen Vorurtheilen zur scheinbaren Stütze gereichen, und den unbelehrten Leser dafür gewinnen könnte — ein Vorwurf, der eine wahre Blasphemie gegen den freilich nicht immer unbefangenen, aber der Gesetze historischer Forschung sich bewußten Niebuhr enthält. Mit leidenschaftlichem Widerwillen gegen die wirkliche Römische Geschichte bildete sich Schultz eine eigene zusammen, die um so seltsamer ausfallen mußte, als ihm die Anschauung antiken Lebens, Denkens und Fühlens ganz abging, wie sie nur aus eindringendster Beschäftigung mit ihren göttergleich aus einer höheren Welt zu uns herüberragenden großen Geistern entspringen kann. Heinrich, der das Buch von Schultz in der Handschrift durchgesehen hatte, war gewissenlos genug, die handgreiflichsten Mißverständnisse und Verunstaltungen der Zeugnisse ungeahnt durchgehen zu lassen, nur um diesen in seiner Leidenschaft gegen Niebuhr nicht zurückzuhalten. Schultz bezeugt es in der Vorrede ausdrücklich und vor aller Welt, daß Heinrich gegen seine Emendationen keine unbedingte Einwendungen zu machen gefunden, und ein uns vorliegender Brief beweist, daß er nur an einer Stelle des Buches einen Anstoß genommen, die durch einen Carton geändert worden. So unheilvoll

sollte Heinrich's Bekanntschaft für den ihm gläubig vertrauenden, aber schmählich irre geleiteten Schultz werden! Mögen immer das politische Vorurtheil von Schultz, seine schroffe Einseitigkeit und Unkenntniß vieler für den Geschichtschreiber Rom's unentbehrlichen Dinge dem Werke fast allen Werth rauben, so hat doch Heinrich bei diesem Buche, dessen Druck er eifrig betrieb, als der Verfasser damit noch bedenklich zurückhalten wollte, sich als Mensch und Critiker noch viel schlimmer vergangen, wie Schultz als Geschichtschreiber. Ein Philologe, der den ersten Abschnitt des Schultzischen Buches über das Lustrum, und so manche Deutung und Textänderung ungerügt hingehen lassen konnte, verdient keine Entschuldigung; bei einem sonst so peinlichen und überstreng richtenden Manne, wie Heinrich, kann man das schärfste Gefühl sittlicher Entrüstung nicht zurückhalten.

Die Abfassung des Werkes setzte Schultz in lebhafteste Aufregung, und verschlang ihn so völlig, daß ein Wetzlarer Freund, der ihn im Frühjahr 1832 zu Bonn besuchte, sich nach der Rückkehr nicht enthalten konnte, ihn zu bitten, er möge sich doch seiner Studien wegen nicht ganz den Seinigen entziehen, die seine frühere Theilnahme schmerzlich vermißten, und aus liebevoller Schonung nicht auszusprechen wagten, was sie auf dem Herzen trügen. Während des schon im Sommer 1833 beginnenden Druckes brachte Schultz einige Zeit in Aachen zu. Am letzten September schreibt er an seinen treuen Fr. Schlosser, der eben noch auf dem reizenden Landsitze zu Stift Neuburg bei Heidelberg verweilte, wohin er ihn früher mehrfach eingeladen hatte: „Durch Professor Walter (den Juristen) erfahre ich, daß du mich noch in gutem Andenken habest. Dies veranlaßt mich, meinen Söhnen, hiesigen Studiosen, roh, wie die Schulen sie heutiges Tages bilden, aber unverdorben, die so eben noch, trotz der Witterung, wagen wollen, die Bergstraße zu bereisen und den Neckar zu besuchen, eine herzliche Begrüßung aufzutragen. — Im Begriff, das Dampfschiff zu besteigen, um nordwärts zu reisen, während die Söhne südwärts ziehen, kann ich dir heute nichts weiter als ein treues Lebewohl sagen, mit der Bitte, dich meiner anzunehmen, wenn du bald erfährst, welchen Zorn ich durch ein Werk erregt habe, dessen Erscheinung gerade jetzt von mir beeilt wird. Opus gravissimum! Eine Bombe in ein Pulvermagazin! Darauf Todtenstille, endlich Zetergeschrei von allen Seiten. Ob sie mich werden sieden oder braten wollen, weiß ich nicht; ich gebe ein Jahr Bedenkzeit. Gott wird mit mit sein!" Schlosser nahm die Söhne des höchst werthgeschätzten Freundes liebevoll auf, und erwiederte Ende November, kurz ehe er Stift Neuburg verließ, den brieflichen Gruß auf herzlich vertraulichste Weise.

Der Druck der unglücklichen Schrift, unter dem Titel: Grundlegung zu einer geschichtlichen Staatswissenschaft der Römer. Mit Rücksicht auf die neueste Behandlung Römischer Staats- und Rechtsverhältnisse, war bereits im October beendet. Die Versendung der Freiexemplare, welche Schultz

mit besonderen Schreiben an alle Gelehrte des In- und Auslandes sandte, auf deren Mitwirkung er mehr oder weniger zählen konnte, machte ihm viel zu schaffen. Leider war die Aufnahme derselben wenig erfreulich, da die meisten nur im Allgemeinen den Scharfsinn des Verfassers mit einer gewissen, seinem Range schuldigen Scheu anerkannten, ohne auf die Sache einzugehen, ja zum Theil, um sich des Urtheils zu enthalten, gleich nach dem Empfange ihren Dank aussprachen. Die Breslauer philosophische Facultät, welcher das Werk gewidmet war, bezeichnete es in ihrem von Wachler abgefaßten Dankschreiben als eine durch ihre Selbständigkeit verdienstliche und in mehrfacher Beziehung die Alterthumswissenschaft mit festen, bestimmten Vorstellungen und auch neuen, wahrscheinlich hie und da anstößigen Ansichten und Urtheilen ausstattende oder bereichernde gelehrte Arbeit. Ging Lobeck auf die Sache gar nicht ein, so konnte ihn die Aeußerung des als erster Philologe geltenden Gottfried Hermann, des Gegners von Böckh, dem tiefsten, mit klarem Geiste das Hellenische Leben durchdringenden Forscher, den Schultz gleichfalls nicht unangefochten gelassen hatte, einigermaßen zufrieden stellen, obgleich auch er keine Beistimmung im Einzelnen aussprach. Dieser, mit dem Schultz schon früher in Verbindung gestanden hatte, schreibt am 11. December: „Sehr Recht haben Sie, daß der Geschäftsmann, der die Sachen aus Erfahrung kennt, vieles sieht, was dem von dem practischen Leben entfernten Philologen entgeht, und Ihr Buch gibt davon durch die neuen und geistreichen Ansichten, die Sie aufstellen, Beweise, welche gewiß nicht ohne wohlthätigen Einfluß auf die Wissenschaft bleiben werden. Daß Sie mit Niebuhr nicht überall übereinstimmen, wundert mich nicht. Dieser treffliche Mann war zu reizbarer Natur, und die ungemeine Lebhaftigkeit, mit der er einen Gedanken auffaßte, zu dem ihm dann seine vielseitigen Kenntnisse und sein großes Gedächtniß eine Menge Unterstützungsgründe lieferte, ließ ihn manches für unumstößliche Wahrheit ansehen, das er bei ruhigerer Prüfung, und wenn er sich entschlossen hätte, dem Leser die Beweise ausführlich zu entwickeln, wohl selbst für unhaltbar erkannt haben würde. Indessen bei solcher Ruhe würde er auch wieder nicht den gewaltigen Geist gehabt haben, mit dem er Außerordentliches zu Stande gebracht hat: und es ist ein Naturgesetz, daß eine übermächtige Kraft bei ihrem Schaffen auch viel Gutes zerstört. Niebuhr's Reizbarkeit war auch Ursache, daß er Widerspruch nicht wohl ertragen konnte, und, zumal wenn ihm scharf widersprochen wurde, nur um so fester bei seiner Meinung beharrte. Es freut mich sehr, bei Ihnen die offene Wahrheitsliebe zu finden, die den Widerspruch nicht verschmäht, sondern die Erkenntniß des Wahren dadurch gefördert zu sehen wünscht. Und in Einigem, z. B. in dem, was Sie über die fünfjährigen Olympiaden sagen, dürften auch die Philologen und Chronologen Bedenken tragen, Ihnen beizustimmen. Die Stellen, die Sie S. 7. anführen, wird

man schwerlich für beweisend halten, und in der S. 47. angezogenen Stelle des Aristoteles sagt dieser Schriftsteller nicht bloß, daß der Census pentaeterisch, sondern auch, daß er anderwärts trieterisch und jährlich gewesen sei. Doch ich erwähne das nur, um Ihnen zu zeigen, daß ich Ihr Buch mit der Aufmerksamkeit und Beachtung aufgenommen habe, die es in hohem Grade verdient, und ich werde nicht unterlassen, Ihre Behauptungen in allem, was in den Kreis meiner Beschäftigungen einschlägt, sorgfältig zu Rathe zu ziehen und genau zu untersuchen." Noch viel erfreulicher war Leo's Mittheilung, welcher, ohne über das Einzelne sich schon jetzt ein Urtheil anzumaßen, dem Ganzen einen wesentlichen Einfluß auf seine weiteren Studien zugestand, worüber er sich näher also ausspricht: „Daß den späteren zerrissenen Zeiten der Republik und der ganzen Blüthezeit jener classischen Reflexionsbildung in Rom eine Zeit vorangegangen sein müsse, die sich dazu verhielte, wie die früheren Jahrhunderte des Mittelalters zu unserer Zeit, war mir klar; doch wo ich jene Zeit, wo die organischen Grundlagen gelegt wurden, für den Römischen Staat — die Grundlagen, an deren Zerstörung sich eben der Egoismus und die Reflexion der späteren Zeit bildete — suchen sollte, wußte ich mir eben so wenig klar zu sagen, als mir die Sphären zu bezeichnen, in welchen ich bestimmtere Kenntniß dieser Grundlagen zu suchen hätte. Dies weiß ich nun, und selbst wenn ich in Beziehung auf vieles Einzelne bei weiterer Prüfung und Hingebung an diese Sache mich Ew. Hochwohlgeboren Ansichten nicht anschließen könnte, die Klarheit jenes Hauptresultats würde mir ein eben so sicherer als fruchtbringender Gewinn bleiben. Grimm hat uns Deutschen gezeigt, wie unsere jetzige Sprache, trotz der darin abgefaßten glänzenden Werke, als Sprache, als Organisches, ein armseliger Rest ist, der alten herrlich in sich gestalteten deutschen Sprache; er hat gezeigt, wie unsere ganze Geschichte seit dem zwölften, dreizehnten Jahrhundert an diesem angeborenen Nationalgut gewüstet, unsere Sprache immer unorganischer, in sich unlebendiger gemacht hat. Wer schuf nun jene Anfänge menschlicher Bildung in Sprachen, deren organischer Bau, wenn auch immer sinkend, doch Jahrtausende auflösenden Richtungen widerstand? Aehnliches hat Grimm im Recht zu zeigen gesucht, nur daß es hier an manchem Datum fehlte, um den Beweis so eclatant zu machen. In Beziehung auf Rom vertritt mir Ew. Hochwohlgeboren Werk nun die Stelle, welche Grimm für die deutschen Alterthümer, bisher ohne Genossen nach irgend einer Seite, bei mir einnahm. Bestimmter, klarer tritt mir das Bild eines großen organischen Staatsganzen in dem alten Rom entgegen, und eine Zeit, die mir bisher nicht bloß aus Mangel klar zusammenhängender Nachrichten, sondern auch weil ich die Motive ihres politischen Lebens mir nicht herauszutasten wußte, wüst vor Augen lag, hat plötzlich für mich ein lebendiges Gesicht und menschliche Augen bekommen.

Was die Betrachtung unserer Zeit anbetrifft und den Glauben an die Mittel, die allein helfen können, so kann ich nur ganz in Ew. Hochwohlgeboren Aussprüche einstimmen. Der Mangel an organischem, sittlichem, religiösem Dasein drückt uns zu Boden, und alle Versuche, uns nach anderer als nach dieser Seite zu helfen, werden uns nur tiefer in das Chaos führen." Auch in Berlin fanden die in der Vorrede ausgesprochenen politischen Ansichten vielfach lebhaften Beifall, und es fehlte nicht an solchen, welche behaupteten, Niebuhr stehe der politischen Ansicht der Französischen Encyclopädisten nicht fern. Die meiste Freude bezeigte Freund Schinkel, der sich nicht ausreden lassen wollte, Schultz müsse nur gleich zur Fortsetzung des so trefflich begonnenen Werkes schreiten. Aber die Männer der Wissenschaft, Geschichtsforscher, Philologen und Juristen schüttelten über das auf wunderlichen critischen und historischen Ansichten beruhende, mit derber Kühnheit in das gesunde Fleisch einschneidende Buch bedenklich den Kopf, und mit den bald erscheinenden Gegenschriften von Walter und Klenze [1]) schien diese neue **Grundlegung** für immer beseitigt.

In diesem Werke deutete Schultz auch bereits auf seine während der Zeit weiter ausgedehnte Verdächtigung mehrerer Römischen Schriftsteller hin. „Daß dieser sogenannte Columella De Re Rustica", äußert er S. 513 in der Note, die ihm Heinrich durchgehen ließ, „eben wie der sogenannte Varro De Re Rustica, nicht Originalschriftsteller der Augusteischen Zeit, sondern Compilationen von Bruchstücken aus dem Zeitalter des Alexander Severus, wahrscheinlich aus dem vierten oder fünften Jahrhundert Christi, sind, werde ich an einem anderen Orte zugleich mit der Behauptung darthun, daß auch des Gellius Noctes Atticae nicht vor Mitte des dritten christlichen Jahrhunderts verfaßt sein können. Da meine Freunde an verschiedenen Orten bereits seit mehreren Jahren wissen, daß ich aus sicheren Sachgründen des Pomponius Mela Libri II De Situ Orbis und des Vitruvius Libri X De Architectura für Compilationen eines um viele Jahrhunderte späteren Zeitalters zu erklären wage, und die Hoffnung hege, dereinst, um Wiederholung zu vermeiden, die Critik der Aetas aller dieser pseudonymen Machwerke zusammenfassen zu können, so wünschte ich nur, daß man es nicht für Anmaßung halte, wenn ich einstweilen warne, auf die Zeugnisse derselben zu viel zu bauen." Osann hatte schon im Jahre 1830 in seiner Sylloge inscriptionum p. 470, mit Genehmigung von Schultz, auf dessen Verdächtigung der Aechtheit des Vitruv zustimmend hingewiesen, ohne freilich der von diesem behaupteten Vermuthung, daß Vitruv ein Machwerk von Pabst Sil-

1) A. Klenze **Kritische Phantasien eines practischen Staatsmannes.** Berlin 1834. F. Walter **Ueber Niebuhr und Schultz.** Bonn 1834. Vgl. auch J. Schadeberg **Kritische Würdigung der von dem Geh. Oberregierungsrath Schultz erschienenen Schrift: Grundlagen u. s. w.** Erstes Heft. Halle 1834.

vester II. sei, zu gedenken, welche durch die älteste Handschrift des Vitruv aus dem achten oder neunten Jahrhundert zum Ueberfluß widerlegt wird. Wäre Schultz statt mit seiner Grundlegung mit seinen Arbeiten über Pomponius Mela, Vitruv und Frontin hervorgetreten, so würde er, sollte auch seine Kühnheit überrascht haben, viel mehr Glück und Freude als Schriftsteller erlebt haben, als es ihm bei seinem fast abenteuerlichen Sturme gegen Niebuhr möglich war. Aber leider warten seine Arbeiten über Pomponius Mela und Vitruv noch immer der Veröffentlichung, und durch ein seltsames Mißgeschick ist auch von seinen Studien über Frontin nur der geringste Theil bekannt. Denn der erste Band des von Dederich herausgegebenen Frontin enthält nur einzelne Bemerkungen von Schultz und seine von Dederich verbesserte Uebersetzung, während der zweite schon seit Jahren gedruckte Theil, da die Verlagsbuchhandlung vor der Ausgabe gefallen war, noch immer gerichtlich beschlagen ist. Nach einer gütigen Mittheilung des Herrn Dederich, welcher das einzige freigebliebene Exemplar desselben besitzt, ist der Inhalt dieses zweiten, Schultz allein angehörigen Bandes folgender: A. Vorwort, geschrieben zu Wetzlar am 16. März 1831. B. Zur Critik des Textes. I. Cdd. mss. und Editiones. II. Emendation des Textes. III. Untersuchung und Festsetzung der Zahlen. IV. Zusammenstellung der Lesearten (unvollendet). C. Sachliche Bemerkungen. I. Zur Topographie Rom's. II. Zur Topographie der Gegend um Rom. III. Bauliche Theile und Einrichtung der Wasserleitungen. IV. Berechnung, Messung und Wägung des Wassers und der Leitungen. V. Topographie der Wasserleitungen. VI. Zur Geschäftsverfassung, besonders des Wasserleitungswesens. VII. Technische und Trivialausdrücke. VIII. Zur Rechtsverfassung. IX. Historische Personen. Dazu als Beilage ein Brief über die Agrimensoren, gegen Niebuhr, vom 26. Januar 1832. Freilich ward er auch hier durch seine lebhafte Raschheit und Unkenntniß der Sprache nicht selten in die Irre geführt, aber sein Scharfsinn und seine sachliche Einsicht haben, abgesehen von den durch seine Bemühungen zusammengebrachten bedeutenden Hülfsmitteln, die Kenntniß des Schriftstellers wesentlich gefördert. Dederich bemerkt nach seiner genaueren Kenntniß der betreffenden Arbeit, daß die critischen Grundsätze, die Schultz bei Frontin befolge, nicht stichhaltig, voll von Spitzfindigkeiten und theoretischen Sonderbarkeiten, die sachlichen Bemerkungen dagegen meist vortrefflich und von hohem Werthe seien.

Schultz sah mit Ruhe allen Angriffen auf das in fester Ueberzeugung von seiner Wahrheit und weitreichenden Nützlichkeit als Frucht mühevoller Studien in's Leben getretene Werk der Grundlegung entgegen, die er erst ein Jahr lang, wie angesammelte Wasser, sich verlaufen lassen wollte, ehe er sich dagegen erhübe. Die in Aussicht gestellte Fortsetzung ließ er einstweilen zur Seite, und wendete seine Mußestunden, wie es scheint, zunächst dem Frontin zu. Zu glei-

cher Zeit war er auf seinen Wiedereintritt in den Staatsdienst ernstlich bedacht, und es schien wirklich, nach mancherlei Versuchen, eine Aussicht vorhanden, daß ihm die Ordnung der standesherrlichen Verhältnisse in der Rheinprovinz übertragen werden sollte, als er im Mai 1834, in Folge der übermäßigen Anstrengungen, die er sich die letzte Zeit über zugemuthet hatte, von einer nur zu bald gefährlich auftretenden Lungenschwindsucht befallen ward, welche ihn am 19. Juni desselben Jahres früh Morgens in seinem dreiundfünfzigsten Lebensjahre den Seinigen entriß, die mit ganzer Seele an dem heißgeliebten, durch so manches Unglück schwer getroffenen, aber noch ungebeugt dem Schicksal trotzenden, mit Zuversicht auf eine künftige segensreiche Wirksamkeit und auf glänzende Erfolge in der Wissenschaft hinschauenden treuen Gatten und Vater hingen. Acht unversorgte Kinder, von denen zwei erst zu Wetzlar (1828 und 1829) geboren waren, sollten mit der ihres besten Helfers beraubten Gattin die ganze Schwere bittersten Verlustes empfinden. Aber der Tod hatte hier schöner gesühnt, als es das Leben vermochte. Altenstein vor allem, welcher der seltenen Tüchtigkeit des einst so sehr befreundeten Mannes mit reiner Anerkennung gedachte, nahm sich der Sache der Verwaisten mit alter treuer Herzlichkeit an; auch Wittgenstein, Lottum, Schuckmann, Kamptz unterließen nicht, die Hinterbliebenen der gnadespendenden Königlichen Huld wirksam zu empfehlen; denn leider hatte Schultz bei seiner Verheiratung im Jahre 1806 der Kriegszeiten wegen, in denen er sein ganzes Vermögen einbüßte, und später wegen eines inzwischen eingetretenen Blutsturzes seine Gattin nicht in die Wittwenkasse einkaufen können.

Wie ein tief tragisches Geschick mahnt uns das Leben eines so bedeutenden Mannes an den Wankelmuth menschlichen Glückes, dessen Schläge unvermeidlich treffen, wie sein holder Gnadenblick auch dem Unwürdigen leuchtet, den es zum Liebling sich erkoren. Ehrfurcht und Treue bildeten die Grundlage, auf welcher so manche treffliche Eigenschaften, durch die sich Schultz als Mensch und Staatsmann auszeichnete, wie auf unerschütterlichem Felsgestein ruhten; Gott und dem Könige treu, hielt er fest an dem Bestehenden, verfolgte er mit unerbittlicher Strenge alles, was ihm Glauben und Recht zu untergraben schien. Frische Lebhaftigkeit, durchdringender Scharfsinn, beweglichste Gewandtheit, eiserne Ausdauer machten ihn zu einem der begabtesten Geschäfts- und Staatsmänner, aber rasche Leidenschaftlichkeit und empfindlichste Reizbarkeit, besonders wo es seine Dienstehre und das ihm vorschwebende Ideal eines vom Recht beseelten Beamtenstaates galt, thaten seiner sonst so segensreichen Thätigkeit oft den entschiedensten Eintrag, entfremdeten ihm seine besten Freunde, machten ihn seinen Vorgesetzten und Amtsgenossen unbequem und hinderlich. Jene besonnene Ruhe, welche, lebendigster Empfindung vermählt, die Seele zu reinstem Einklang stimmt, jener hohe, edle Gleichmuth, der uns aus Goethe's Leben wundervoll entgegenstrahlt, war ihm leider versagt. Und an dieser verwundbaren Ferse faßte ihn sein Mißgeschick, das ihn in Verhältnisse führte, wo er, zwischen zwei mächtige Par-

teien eingeklemmt, indem er für die eine aus festester Ueberzeugungstreue, aber von leidenschaftlichem, sich selbst aufopferndem Eifer getrieben, den Kampf wagte, dieser einen zweifelhaften Sieg errang, aber nur, um an die andere verrathen und Preis gegeben zu werden, da man ihn lästig fand, und die leidenschaftlichen Ausschreitungen, unter denen er den Sieg erfochten, nicht vertreten wollte. Je mächtiger er Kraft und Trieb in sich fühlte, immer weiter vorwärts zu streben, bis zum höchsten Ziele, wo die Siegeskrone in vollster Gunst und unmittelbarstem Vertrauen Königlicher Majestät dem treuen Diener lohnt, um so ungeheurer mußte er sich erschüttert finden, als er sich in der Mitte einer mit hingebendster Aufopferung durchkämpften Bahn aus dem Bereiche Königlicher Gnade ausgeschlossen und mit Allerhöchstem Mißfallen bestraft sah. Sein Scharfsinn, der ihn schon früher zu manchem falschen Verdachte verleitet hatte, strengte sich jetzt ungemessen an, sein Unglück mit trüben Bildern zu überfüllen, ihm überall durchdachte Arglist und lauernde Feinde vorzugaukeln. Und doch lag die Schuld im Grunde nur in seiner eigenen getrübten Auffassung der Verhältnisse, da er, im heiligen Eifer, das Beste des Staates zu wirken, den Königlichen Willen treuer, als die höchsten Diener der Majestät zu erfüllen, sich völlig überstürzte. Aber auch so blieb er seinem Könige und seinem unverrückten Grundsatz treu, der im Könige den einzigen wahren Eckstein des Staates verehrt, wie bitter er sich auch durch den, wie es ihm schien, übel berathenen König mißkannt und entehrt glaubte. Die Möglichkeit, daß der König übel berathen sei, wollte er grundsätzlich nicht zugestehen, wie sehr ihn auch seine eigene Erfahrung die bitteren Folgen des wirklich stattgefundenen Falles zu lehren schien. Auch in der Wissenschaft, zu der ihn sein frischer, eindringender Blick gar sehr befähigte, riß ihn seine enthusiastische Leidenschaftlichkeit oft über die äußersten Gränzen hin, verblendete ihn in einseitiger Verkennung gegen die einfachsten Thatsachen; sein Scharfsinn ward zu häufig zu einem bitterbösen Inquisitor, der mit Schadenfreude nach Verdachtsgründen späht, um nur das ersehnte Verdammungsurtheil mit einigem Schein aussprechen zu können. Wie sehr ihn aber auch sein Mißgeschick im Staatsleben und in der Wissenschaft verfolgte, so fand er doch in schönstem Bewußtsein, in der Ueberzeugung, daß ihm die Entdeckung mancher höchst folgereichen Wahrheiten gelungen, und im Schoße seiner ihm an's Herz gewachsenen, mit einer, bei der Strenge seines Characters, wunderbaren Zartheit geliebten Familie unverwüstlichen Trost gegen die Mißlichkeiten des Lebens; doch unter den manchen Rosen, die seine Martyrerkrone durchflochten, duftete ihm keine süßer, Sinn und Herz erhebender, als Goethe's ihm geweihte Liebe und Verehrung. Möge diese als unvergängliches Denkmal einer so erfrischenden, kräftigen und tüchtigen Persönlichkeit seinen Namen der fernsten Nachwelt überliefern, welche der Treue und Characterfestigkeit des vielbegabten Mannes die verdiente Anerkennung nicht versagen wird, sollte sie auch seine politischen Grundsätze, gleich denen unseres gefeierten Dichterfürsten, entschieden verneinen.

Briefwechsel

zwischen Goethe und Staatsrath Schultz.

1.

Schultz an Goethe.

Hochwohlgeborner Herr!
Insonders höchst zu verehrender Herr Geheimer Rath!

Ew. Excellenz haben mir durch das mit einem Schreiben von Zelter erhaltene Exemplar Ihrer Propyläen einen Beweis von Geneigtheit gegeben, den ich noch nicht zu verdienen gewußt habe [1]). Mit Freude gestehe ich aber, daß ich den höchsten Werth dieses an sich überaus schätzbaren Geschenkes in die so herzlich ersehnte Veranlassung setze, Ew. Excellenz hiedurch die tiefe dankbare Verehrung zu bezeugen, die ich für mich, für die Meinigen, für den ganzen Kreis des Guten und Besten, den wir auszufüllen streben, Ihnen schuldig bin.

Mit Mühe bekämpfe ich die Rührung, die mich ergreift, so oft ich mir Ihre, uns wahrhaft heilige, Person vergegenwärtige. Es ist beseligend, sich für große Wohlthaten dankbar erweisen zu können; möchte ich immer dazu fähig sein! Aber der rechte Dank besteht doch wohl, wie alle Versöhnung und Buße, im Leben selbst; daran also wird es sich zeigen, ob das Gefühl richtig ist.

Und da belebt mich eine angenehme Hoffnung, indem ich des ernsten Antheils gedenke, welchen Ihr großes Werk: Zur Farbenlehre, in mir erregt hat. Dasselbe ist die Veranlassung zu Stu-

1) Zelter schreibt am 29. Juni von Weimar aus an Schultz: „Herr Geheimerath von Goethe, bei dem sich noch einige Exemplare der Propyläen vorgefunden haben, hat durch mich erfahren, daß Sie, lieber Freund, eines solchen Exemplars ermangeln, und so sendet er Ihnen ein solches, und wünscht, daß Sie dabei sich seiner mit Neigung erinnern sollen. Er ist erfreut über den Antheil, welchen Sie bisher an seinen wissenschaftlichen Bemühungen genommen, und wird es noch mehr sein, einen Freund, wie Sie, kennen zu lernen. Herr Buchhändler Duncker, welcher so gut ist, dies mit nach Berlin zu nehmen, wird Ihnen, was sonst Noth oder gut ist, sagen können.“ Er selbst, bemerkt Zelter weiter, sei gestern von Berka an der Ilm nach Weimar zurückgekehrt, um besseres Wetter zur Fortsetzung der Reise abzuwarten; das Schwefelbad zu Berka habe er vorbereitend und wohlthätig gebraucht, worüber er sich denn „kannibalisch wohl“ befinde. Goethe lasse sich vom Brunneninspector in Berka, der zugleich Organist sei, Sachen von Sebastian Bach vorspielen, lege sich jedoch vorher zu Bette, indem er behaupte, man müsse der Bachischen Musik nicht merken lassen, daß man zuhöre, da sie für sich selbst musicire, wogegen andere Musik gern Zuhörer voraussetze, vor denen sie erscheine, um gewisse Serviteur's und Bücklinge zu machen.

dien und Arbeiten geworden, die meinem Leben gewiß längst Noth thaten und ohne die es ferner nicht mehr bestehen kann.

Mit Resultaten kann ich mich nicht rühmen; sie werden von selbst kommen oder nicht; wenn nur das Bemühen tüchtig ist. Auch schreibe ich nur flüchtig auf, was sich zeigt; in der Zuversicht, daß das, was fortzuleben Kraft und Werth hat, nicht wieder in mir untergehen wird. Gern hätte ich aber in diesen Tagen eine ausführliche Darstellung meines Fortganges in der Sache entworfen, um bei dieser Gelegenheit Ew. Excellenz geneigtes Interesse dafür zu gewinnen und mir Ihre Belehrung über manches erbitten zu können; leider verhindern die mit der Rückkehr des Hofes [1]) vermehrten Geschäfte, jetzt Hand daran zu legen. Ew. Excellenz bitte ich jedoch, mir die Erlaubniß zu einer späteren Mittheilung meiner Erfahrungen annoch gütigst vorzubehalten.

Um mit wenigem davon zu reden, erwähne ich nur, daß die physiologische Optik der eigentliche Gegenstand meiner Untersuchungen ist, und daß die physicalische Optik nur gleichsam hilfsweise, als integrirender Gegensatz jener, aufgenommen wird. Bei der redlichsten Prüfung habe ich bis jetzt überall Ew. Excellenz Darstellung der Farbenentstehung als die einzig entsprechende gefunden. Je tiefer ich eindringe, je vielseitiger der Gegenstand mir hervortritt, um so ergreifender bestätigt sich meine ursprüngliche Uebereinstimmung mit derselben. Es ist mir recht leid, daß ich mich hier nicht über das Einzelne äußern kann.

Wenn übrigens Ihr herrliches Werk von der herrschenden Zunft der Physiker so überaus bitter angefeindet wird, so ist dies wohl der Beweis, daß sie erkennen oder doch ahnden, welche Gefahr dasselbe ihnen bringt, und daß es sich hier um nichts weniger, als um eine radicale Umwälzung ihrer sogenannten Physik durch ächte Naturphilosophie, mithin geradezu um die Möglichkeit ihrer ferneren Existenz handele. Sieht man nun gar, wie ungeschickt und schülerhaft selbst diejenigen unter ihnen sich benehmen, die noch die mehrste Keckheit zeigen (z. B. Herr Pfaff) [2]), dann kann man wohl des siegreichsten Erfolges Ihres Werkes im Voraus gewiß sein, wenn auch weiter nichts dafür geschähe.

Der lebhafte Unwille über die Art, wie zur Schande unserer Zeit die vornehmthuenden Physiker sich gegen Ihre Farbenlehre gebärdet haben, bewog mich zu dem Vorsatze, durch eine Critik alles

---

1) Am 7. August hielt der König seinen Einzug in Berlin. Aber nicht sowohl die hiedurch veranlaßten Geschäfte, als die endliche Entbindung von seinen Schlesischen Aufträgen und der Uebertritt zu einer anderen festen Stellung regte ihn damals lebhaft auf. Vgl. oben S. 54 f.

2) Schultz bezieht sich hier auf die Schrift des Kieler Professor Chr. H. Pfaff: Ueber Newton's Farbenlehre, Herrn von Goethe's Farbenlehre und den chemischen Gegensatz der Farben (Leipzig 1813). Vgl. Goethe's Werke B. 27, 321. 40, 41. (32, 112. 60, 62.) [21, 235 f. 30, 29 f.] oben S. 57 f.

dessen, was davon laut geworden, zu zeigen, wie sie dadurch nur sich selbst geschmähet, gegen Ihre Theorie aber nicht allein keinen gegründeten Zweifel aufgebracht, sondern selbst dasjenige, was darin dunkel sein mochte, erst recht in's Licht gesetzt haben. Ich wollte gleichsam den Staub und Schmutz abkehren, mit dem alles Schöne und Gute täglich bedeckt wird, überzeugt, daß eine fromme Hand schon hiedurch ein Verdienst erwerben könne.[1]) Allein dabei bloß negativ zu Werke zu gehen, wäre für mich peinlich und wohl unthunlich gewesen; zu sagen, was ich möchte, bin ich aber noch lange nicht fähig, und zuletzt fühlte ich, daß es mir unmöglich sein würde, die Bosheit und Unwissenheit mit der Ruhe und Ironie zu behandeln, welche der Wahrheit würdig ist. Auch scheint mir ein solches Unternehmen in der That überflüssig. Ich habe daher die dazu verfaßten Bogen wieder weggelegt, und fahre still in meinem Wege fort. Freilich, da ich weder Mathematiker noch Mediciner oder Physiologe bin, muß ich mir die Materialien mühsam zusammenholen, und die Umwege und Irrwege in meinem Studium sind nicht zu berechnen; desto frischer und kräftiger sind aber dafür auch die errungenen Erkenntnisse, und ich erfreue mich ihrer, unbekümmert um die Zeit, die darüber hingehet, oder um ihre dereinstigen Resultate.

Sollte mir aber etwas gelingen, was Ew. Excellenz Beifall würdig wäre oder Ihren fortgesetzten Bemühungen selbst nützlich sein könnte, so würde ich schon darin ein hohes Ziel erreicht zu haben glauben. Wie vermöchte ich zu läugnen, daß die Einbildung, mit dem herrlichen Sinne Ihres Werkes übereinstimmend zu denken, und die schmeichelhafte Hoffnung, der Ausbreitung desselben förderlich sein zu können, meinen Eifer eben so vorzüglich belebt habe, als meine Fortschritte in der Sache nur durch Ihr Werk erzeugt und möglich gemacht worden sind! Ew. Excellenz gehört daher längst alles an, was diese Studien mir etwa zu eigen machen. Beunruhigt mich etwas, so ist es die Besorgniß, daß ich, ungeachtet aller Mühe, meiner pflichtmäßigen Absicht doch wenig möchte genügen können. Dies aber sei dahingestellt; und ich wiederhole hier nur die Bitte, nach Zeit und Gelegenheit das mittheilen zu dürfen, was Ihrer Kenntniß und Theilnahme werth erscheinen möchte!

Uebrigens drückt dieses Schreiben die Gesinnungen genugsam aus, in denen ich unwandelbar zu verharren die Ehre habe

Ew. Excellenz

ganz gehorsamster Diener

Berlin, den 29. Juli 1814.[2]) der Staatsrath Schultz.

---

1) Vgl. oben S. 45 ff.

2) Goethe hat eigenhändig auf diesem Briefe den 5. August als Empfangstag bezeichnet.

2.

Goethe an Schultz.[1])

Dass Sie Sich, mein werthester, als Freund der Propylaeen erweisen macht mir viel Freude, es ist manches Haltbare darin, das gewiss mit Ihren Ueberzeugungen zusammentrifft. Eben so erkenne danckbar dass Sie meine Farbenlehre mit eignen Studien beehren Auch mir ist der Physiologische Abschnitt, obgleich hier nur entworfen, der angelegendste (sic). Was kann uns erfreulicher seyn? als wenn wir, zur Ehre der Menschheit, dasjenige als nothwendigen Grund des Seyns und Lebens erkennen, was sonst als Mangel und Verirrung der Natur betrachtet und beseitiget worden. Mögen Sie mir einiges, auch nur aphoristisch mittheilen, so würden sie mich sehr glücklich machen. Thätige Theilnahme ist so selten. Zelter, dessen Mitleben mich auf geraume Zeit gestärkt hat, erzählt und sagt das Weitere. Lassen Sie mich in Ihrem Kreise empfohlen seyn!

Goethe.

Wiesbaden d. 30 Aug 1814.

3.

Schultz an Goethe.

Die gütige Erlaubniß, Ihnen, Höchstverehrter, meine Gedanken und Beobachtungen über das Physiologe der Optik aphoristisch mitzutheilen, erleichtert mir zwar diese angenehme Pflicht; sie hat aber dennoch ihre eignen Schwierigkeiten behalten.

Nach langer Unentschlossenheit habe ich mich nun, so gut als es die Muße der letzten Tage verstatten wollte, dieser Auflage durch beifolgende Skizze vorläufig entlediget; [2]) sie soll Ihnen meine In-

---

1) Der Brief ist von Goethe eigenhändig geschrieben, während alle übrigen von ihm nur unterzeichnet und mit dem gewohnten „ergebenst", „treulichst" und ähnlichen Schlußformen versehen sind. Schultz erhielt ihn durch Zelter's Vermittelung, der am Morgen desselben Tages von Wiesbaden aus schreibt: „Goethe ist damit zufrieden, daß Ihre optischen Bemühungen sich auf den physiologischen Theil der Sache beziehen, und wann er aufstehen kann (gestern hat er den ganzen Tag im Bette zugebracht), wird er Ihnen etwas selber schreiben. Ich habe alle Hände voll gehabt, zu verhindern, daß vorgestern an seinem Geburtstage nicht Aufruhr in Wiesbaden werde, indem ich sagte, er gehe von dannen, wie er denn auch in Bieberich beim Herzoge von Nassau zur Tafel war. — Goethe ist eben (Mittags um zwölf Uhr) aufgestanden, um Ihnen die beiliegenden Zeilen zu schreiben. Suchen Sie doch mit Gewißheit zu erfahren, warum sein Epimenides, der von der Direction bei ihm bestellt ist, nicht aufgeführt worden ist, damit Sie mir's gleich sagen können, wenn ich nach Berlin komme." Goethe's Brief ist ganz buchstäblich getreu, mit allen Eigenheiten der Urschrift, abgedruckt.

2) Vgl. oben S. 58f.

tention, und zwar, wo möglich, im ganzen Umfange, darstellen. Es wird Ihnen nicht entgehen, in wie fern das Unvollkommne in der Flüchtigkeit des Entwurfs oder in dem Mangelhaften meiner Kenntnisse und Einsichten oder in der falschen Richtung der Sache selbst beruhet. Sollte das Mitgetheilte nicht zu schwerfällig und lang werden, mußte ich vorgreifen, überspringen, durchhauen. Doch liegt die Absicht vor Augen, und wie weit ich mir selbst deutlich bin oder nicht. Die Sache ist gewiß nicht ganz leer.

Scheint es Ihnen werth, darauf einzugehen, so hoffe ich von Ihrer Güte belehrende Erinnerungen, um nach und nach mich klärer auszusprechen, das Falsche zu berichtigen, das Unvollständige zu ergänzen. Die Eintheilung des Aufsatzes in §§. wird die Beziehungen für diesen Zweck erleichtern.

Es war mir fast ängstlich, auf die verdienstvolle Behandlung des Gegenstandes in Ihrer Farbenlehre nicht näher eingehen zu können; der Entwurf wurde ohnehin für eine beschränkte Muße, bei dem dringenden Verlangen, diese Mittheilung nicht weiter aufzuschieben, zu ausführlich, zumal bisher fast nichts aufgezeichnet war, und daher alles erst gesammelt und von Neuem geprüft werden mußte. In der Folge hoffe ich mit Bequemlichkeit jedes Besondere zur Sprache bringen zu können. Wahr ist es daneben, daß Ihr herrliches Werk mir seit einiger Zeit beinahe wieder fremd geworden ist, indem ich zu eifrig die eignen Spuren verfolgte, auf welche dasselbe mich gebracht hat. In diesem Winter gedenke ich mich abermals vollständig damit bekannt zu machen, und erfreue mich im Voraus eines erhöheten Genusses daran.

Im Uebrigen muß dieses Studium für jetzt, um die Gesundheit, besonders die der ermüdeten Augen, zu schonen, eine Weile ruhen, und werde ich im Winter nichts weiter als die Anatomie der Sinneswerkzeuge treiben.

Hiebei ist die Wiederholung wohl überflüssig, daß Ihnen alles und ganz gewidmet ist, was ich etwa durch diese Arbeiten erreiche. Mögen Sie also davon verwerfen, billigen, gebrauchen, was und wie es Ihnen gefällt! ich finde Beruf, darin treu fortzufahren.

Zelter hat uns oftmals mit Erzählungen von Ihrer Person wohlgethan. Er kam sehr erfrischt zurück, und wir erkannten, daß er uns während der Abwesenheit mehr gefehlt hatte, als wir damals wußten. Möchte unsere Liebe und Theilnahme ihm werth genug sein, um sich unter uns nicht verlassen zu fühlen! Die Welt sucht freilich, hier, wie überall, nur sich selbst!

Mit heißen Wünschen für Ihr Wohlergehen, bleibt Ihnen innigst ergeben

Schultz.

Berlin, den 27. November 1814.

4.
Schultz an Goethe.

Ew. Excellenz von dem weiteren Fortgange meines optischen Studiums einmal wieder Nachricht zu geben, hat mir Pflicht geschienen; die Umstände wollen aber nicht, wie ich wünschte, gestatten, solche mit einem Abrisse der etwanigen Resultate zu begleiten. Je tiefer man in das Wesen der Sache eindringen will, um so gedrängter widersteht es; da muß man denn, um sich gehörig zu äußern, und bessere Gelegenheit zu ersehen, der Sache beizukommen, in's Weite und Breite, und die Mittheilung wird täglich schwieriger.

Seit Abfassung des im November 1814 [1]) übersandten Heftes habe ich mir auferlegt, sorgfältiger als bis dahin sowohl eigne Gedanken, als litterarische Vorkommnisse zu verzeichnen; wodurch sich meine Papiere so über Erwartung vermehrt haben, daß ihr Umfang bald der Ausarbeitung hinderlich werden dürfte.

Im Ganzen haben die fortgesetzten Untersuchungen an dem, was ich zu behaupten wagte, wenig geändert, zu meiner Verwunderung; denn ich war meiner Sache in manchem Wesentlichen nicht gewiß, und mußte besorgen, stark gefehlt zu haben. Was ich jetzt nachzutragen hätte, wären daher weniger Berichtigungen, als Erweiterungen. Um zunächst zur genügenden Erklärung aller physiologen Farbenerscheinungen zu gelangen, bin ich genöthigt gewesen, obwohl ich es gern noch vermieden hätte, der Erklärung der Farbenerscheinung überhaupt näher zu treten. Wie weit ich hiebei auch fürchtete, auf meinem Wege von dem Ihrigen entfernt zu werden, sah ich mich doch bald zu freudigem Erstaunen mit Ihnen gänzlich zusammen treffen. Es kommt nur auf Veränderung des Ausdrucks, auf gegenseitige Durchdringung der Vorstellungen an, um sich zu überzeugen, daß beide ineinander fallen. Die Entdeckung, was das Trübe sei, und wie es, nach meiner wie nach Ihrer Vorstellung, nothwendig Farbe erzeuge, ja selbst, wie, nach gleichem Gesetze, jedes Mittel, und insbesondere wie das Auge Farben hervorbringen müsse, hat mir innige Freude verursacht; noch aber muß ich davon schweigen: es möchte mir ergehen, wie dem vorlauten Schatzgräber.

An litterarischen Entdeckungen und Ergötzungen aus mittlerer und neuerer Zeit hat es zur Aufmunterung auch nicht gefehlt, und es wird sich daraus fernerer Nutzen ziehen lassen; aber zu Gesammturtheilen, wie Ihr historisches Werk sie fordert, finde ich mich noch lange nicht reif, und schwerlich dürfte ich der Hoffnung entsprechen können, welche Sie hierüber in der mir durch Zelter gütigst mitgetheilten Briefstelle mehr Ihrer gewogentlichen Nachsicht als meinen Kräften gemäß äußern. [2]) So lange ich selbst nicht

1) Vgl. Nro. 3 Note 2.

2) Vgl. Goethe's Brief an Zelter vom 27. December 1814 nebst der Beilage.

mit meiner Arbeit über die Sache zufrieden bin, scheint die Beurtheilung fremder Werke von bedeutendem und eigenthümlichem Verdienste precär, und will mir nicht genügen.[1])

Zuletzt habe ich erfahren müssen, unwiderstehlich in die Irrwege der Psychologie hineingezogen zu werden, und ich bin diesem Zuge um so lieber gefolgt, als er mich einem Ziele zu nähern verspricht, welches längst für mich den höchsten Werth hatte. Ist es damit auch Täuschung, so wird das Dunkel, in das ich mich vertiefe, schon an sich auf das innere Auge wohlthätig wirken, und es von Neuem zu reinerem Unterscheiden der Gegenstände stärken.

In der vorerwähnten Briefstelle äußern Sie den Wunsch, mein Heft als vorläufigen Entwurf dem Drucke übergeben zu dürfen.[2]) Ich konnte damals nicht darin einstimmen, weil ich das Mangelhafte der Arbeit fühlte, ohne darüber hinweg zu sein, und daher die Sache zu compromittiren fürchtete. Diese Besorgniß ist durch neuere Fortschritte geschwunden; ich könnte zwar manches berichtigen, mehreres hinzufügen, aber warum so ängstlich sein und nicht lieber zurückhalten, was doch zu gänzlichem Verständniß noch nicht reif ist? Dagegen habe ich jetzt die nahe Vermuthung, daß manches von dem, worauf ich, der Folge wegen, Werth legen muß, von unreinen Händen aus dem genetischen Zusammenhange herausgerissen und unwürdig zugerichtet, in's Publicum treten möchte, und dies läßt mich wünschen, daß Sie noch jetzt den Abdruck jenes Heftes für gut halten mögen; in welchem Falle ich nicht nur darein willige, sondern die etwanigen Unkosten davon gern übernehme. Ich hätte dabei nur die Bedingung zu machen, daß das Schriftlein ohne meinen und des hiesigen Orts Namen bleibe, daß jedoch in einem kurzen, gleichfalls anonymen Vorworte bemerkt werde, wie dasselbe zwar im November 1814 als vorläufige Mittheilung verfaßt, jedoch erst jetzt der Abdruck davon beschlossen sei, nachdem der Verfasser in der Sache weiter fortgeschritten, und durch neue Entdeckungen Wahres und Falsches in jenem Entwurfe reifer zu beurtheilen sich im Stande geglaubt habe, nunmehr aber Beides dem Publicum überlasse, da ihm der Irrthum nur für die Unberufenen gefährlich, die Wahrheit aber für die Berufenen willkommen erscheine, eine Bearbeitung, die das Ganze umfasse, aber, si dii favent[3]), erst das Werk künftiger Jahre sein könne.

Es ist wohl sehr unbescheiden, daß ich, in der Voraussetzung, die Ihnen überschickte Abschrift des Heftes befinde sich noch in

1) Goethe rühmt an Schultz in der angeführten Beilage „die größte Aufmerksamkeit auf sehr zarte im Subject vorgehende Erscheinungen, Scharfsinn ohne Spitzfindigkeit, dabei große Belesenheit, so daß es nur von ihm abhängt, meinen historischen Theil höchst schätzbar zu bereichern".

2) „Wenn ich die Erlaubniß von ihm (Schultz) erhalte, den Aufsatz drucken zu lassen, so wird er gewiß auch schon in seiner jetzigen Gestalt, als Entwurf, sehr wirksam werden."

3) Wenn die Götter gewogen sind.

Ihren Händen, und da ich solches aus meinem Concept, das seitdem durch Bemerkungen und Einschaltungen wesentlich verändert worden, kaum wiederherstellen könnte, die Bitte wage, den Abdruck aus jener Abschrift, unter Vorbemerkung des Angedeuteten, besorgen zu lassen.

Gewährt dieses Jahr, wie ich hoffen kann, mir dauerndere Gesundheit, als das vergangene, so wird sich wohl Zeit finden, wieder etwas im Zusammenhange aufzustellen, und werde ich es ferner als besondere Gunst des Schicksals ansehen, Ihnen davon Mittheilung machen zu dürfen.

In tiefster Verehrung Schultz.

Berlin, den 23. Februar 1816.

5.

Goethe an Schultz.

Der Antheil, welchen Ew. Wohlgeboren an chromatischen Untersuchungen, mit solcher Eigenthümlichkeit und liebevoller Schärfe und Genauigkeit, genommen haben, ist mir diese ganze Zeit her nicht aus dem Sinn gekommen; denn ich hätte nichts mehr wünschen können, als Sie auf diesen Wegen fortschreiten zu sehen.

Da die Sprache das Organ gewesen, wodurch ich mich während meines Lebens am Meisten und Liebsten den Mitlebenden mittheilte, so mußte ich darüber, besonders in späteren Zeiten, reflectiren, und hiebei hat mir's niemals an trefflichen Freunden gefehlt, die, zu Forschern in diesem Fache berufen, großen und anhaltenden Fleiß darauf verwendeten. Wenn ich nun gleich, nach meiner eingebornen Art und Unart, auf Correctheit und Reinlichkeit niemals genugsamen Fleiß zu wenden im Stande war, so habe ich doch auf's Deutlichste begreifen lernen, daß die Sprache nur ein Surrogat ist, [1]) wir mögen nun das, was uns innerlich beschäftigt, oder das, was uns von außen anregt, ausdrücken wollen.

Auf meinem Wege bin ich diese Unzulänglichkeit der Sprache nur allzuoft gewahr worden, und habe mich dadurch abhalten lassen, das zu sagen, was ich hätte sagen können und sollen. Ich durfte nur der Zeit vertrauen, daß diese redlichen Ausdrücke eines Einzelnen von Mehreren würden verstanden, d. h. in ihre Sprachen übersetzt werden.

Jene Scheu, deren ich mich eben anklage, überwand ich zu Liebe der Farbenlehre, die mich viele Jahre beschäftigt hatte, und ich ließ mich nicht irren, daß die ganze physische Gilde in hergebrachten hohlen Chiffern zu sprechen gewohnt ist, deren Abraca-

---

1) „Leider sind dem Menschen die Worte gewöhnlich Surrogate; er denkt und weiß es meistentheils besser, als er sich ausspricht", äußert Goethe in den Maximen und Reflexionen.

dabra ihnen die Geister der lebendigen Natur, die überall zu ihnen spricht, möglichst vom trocknen dogmatischen Leichnam abhält.

Ew. Wohlgeboren überzeugen sich nun, wie erfreulich mir Ihre lebendige Theilnahme gewesen, und wie gern ich mit Ihrem Heft, das sich bei mir gewiß nicht verlieren konnte, eine freundliche Unterhaltung wiederholt angeknüpft habe. Denn ob ich gleich öfters in ganz fremde Regionen mich verlor, so trägt man doch immer, Gott sei Dank! das Auge mit sich, und so kann man denn auch Licht, Finsterniß, Helle, Schatten, Durch- und Undurchsichtiges, Trübe und die Belebung von allen diesen, die Farbe, nicht los werden.

Geschieht es mit Ihrer Einwilligung, so sende ich das Mscpt an Herrn Schweigger nach Nürnberg zu seinem Journal. Sollte dieser, wie ich zweifele, irgend ein Bedenken haben, so würde man es alsdann leicht zum Druck befördern, welches kein großer Aufwand wäre, und man könnte dieser Erscheinung immer eine theilnehmende Aufmerksamkeit versprechen. Das kleine Vorwort würde ich nach Ihrem Wunsche besorgen, und erwarte deshalb gefällige Beistimmung.[1]) Möchte ich doch auch von Ihrer Gesundheit das Beste hören![2])

ergebenst Goethe.

Weimar, den 11. März 1816.

6.

Schultz an Goethe.

Ew. Excellenz geneigte Absicht, meinen kleinen Beitrag zur Optik in dem Schweigger'schen Journal abdrucken zu lassen, entspricht ganz meinen Wünschen; sollte es nicht sein können, so bin ich im Voraus mit jedem anderen Auswege zufrieden, den Sie wählen möchten, indem ich mich beschämt fühle, Ihnen damit die mindeste Beschwerde zu verursachen. Die vorfallenden Unkosten wird mir die Buchhandlung, welche den Druck besorgt, berechnen können.

So wahr, wie Sie sagen, das Auge uns nicht ruhen läßt,

---

1) Beim Abdrucke fügte Goethe statt eines Vorwortes folgende Bemerkung am Schlusse hinzu (vgl. oben Nro. 4 S. 139): „Vorstehender Aufsatz war schon im November 1814 geschrieben, sodann zur Prüfung Freunden und Forschern mitgetheilt, und obgleich der Verfasser seit der Zeit neue Bemerkungen gemacht, abweichende Ansichten gewonnen, so bringt man dennoch einen unveränderten Abdruck einstweilen in's Publicum, mit dem Wunsche, durch Theilnahme der Kenner eine umfassendere Bearbeitung erleichtert und befördert zu sehen."

2) Zelter hatte am 18. Februar an Goethe geschrieben: „Staatsrath Schultz ist brustkrank, und ich fürchte für sein schönes Leben."

die Betrachtung der Gegensätze, die das Sehen beleben, immer von Neuem anzugehen, so ist es doch fast betrübend, zu bemerken, wie die Welt seit hundert Jahren, dieser natürlichsten Anforderung entsagend, in dumpfer Zufriedenheit mit einem ihr aufgedrungenen Scheinsehen dahin lebte. Ich selbst erinnere mich an mir selbst dieses dumpfen, doch unbefriedigten Zustandes bis zur Erscheinung Ihrer großen Werke. Ihre Beiträge,[1]) die in einer undankbaren Zeit erschienen, waren mir leider unbekannt geblieben. Seitdem hat sich die wissenschaftliche Behandlung der Natur einer großen Veränderung genähert; daß ihre Zeitigung später eintritt, als man wünschte, sei ein gutes Zeichen für den Ernst und die Bedeutung des Vorganges. Auch kann man sich damit beruhigen, wenn um uns her geistreiche freie Männer, die sonst nicht träge sind, über den durch Ihr Werk begonnenen Kampf, wo nicht gleichgültig, doch so untheilnehmend sich zeigen, daß schon die Mühe, den Streitpunct richtig zu fassen, ihnen zu viel ist, und von dem sonst lebhaft empfundenen Reize Ihrer Darstellung nicht zu besiegen war. Ist nicht das Leben selbst für den Blinden an Herrlichkeiten reich genug, um ihn ganz zu beseligen? Doch bin ich fast erschrocken und zugleich erfreut gewesen, als mir vor einigen Tagen Schinkel,[2]) einer unserer lebendigsten Köpfe, der, als fleißiger Landschaftsmaler, viel über Farbe zu denken und gedacht hat und den ich, um zu lernen und zu genießen, oft darüber angeregt, seine gänzliche Unbekanntschaft mit Ihrer Farbenlehre darlegte, und in Erstaunen gerieth, da ich ihm eines und das andere daraus mit zutheilte. Haben solche Leute noch nicht an der Sache Theil genommen, was steht da noch zu erwarten, wenn es geschieht! Recht unwillkommen war in der großen Erwartung, welche Ihr Werk erregte, die Erscheinung der Malus'schen Polarisirungslehre,[3]) welche den Atomistikern von der wichtigsten Bedeutung sein und ihre Aufmerksamkeit von der wahren Ansicht der Farbe von Neuem durchaus ablenken mußte. Wie gleich Anfangs zu hoffen stand, scheint indeß die Wahrheit nur desto vollständiger an den Tag zu kommen. Der Irrthum der Französischen Ansicht kann nicht mehr länger währen. Seebeck[4]) hat bedeutende, überaus dankenswerthe

---

1) Beiträge zur Optik. Erstes Stück 1791. Zweites Stück 1792. Vgl. oben S. 18.

2) Seit dem Mai 1815 Geh. Oberbaurath zu Berlin. Im Jahre 1805 von Paris nach Berlin zurückgekehrt, hatte er in den traurigen Jahren der Preußischen Hauptstadt sein Leben als Landschaftsmaler gefristet.

3) Der betreffende Aufsatz von Etienne Louis Malus erschien zuerst im Augusthefte 1811 der Annales de Chimie, übersetzt in Gilbert's Annalen im Januarheft 1812. Vgl. Goethe B. 3, 279. 37, 319 f. (50, 70. 55, 8) [3, 261. 28, 247 f.]

4) Th. J. Seebeck, Dr. med., geboren zu Reval am 9. April 1770, lebte als Privatmann zu Baireuth, Jena und Nürnberg. Seit 1806 hatte er unserem Dichter bei seiner Farbenlehre sehr wesentlichen Beistand geleistet. Das

Schritte gethan, um diese Lehre auf den wahren, einfachen Ausdruck aller Lehre vom Lichte zurückzuführen; jetzt werden wir erst erfahren, was Brechung, und dann endlich, was Spiegelung des Lichts ist, woraus sich alles andere entfaltet.

Mitten unter diesen größeren Regungen nehmen sich fast possierlich die Angriffe aus, die einige Englische Physiker, nicht von der herrschenden Partei, gegen ihren Nationalhelden Newton zu wagen nicht lassen können. Das Monthly Magazine von 1814 und 1815 enthält mehrere solche Aufsätze.[1]) Hin und wieder treffen sie ihm ganz auf dem rechten Fleck, wie auch Comparetti[2]), allemal aber mit Entschuldigungen und Betheuerungen des unwandelbarsten Respects; summirt man alles Einzelne, so ist die Größe, die sie ihm noch fortwährend beilegen, in der That schon negativ.

Ehrerbietigst verharrend Schultz.

Berlin, den 6. April 1816.

7.

Goethe an Schultz.

Ew. Wohlgeboren erhalten in einiger Zeit ein Dutzend Exemplare von dem bedeutenden und werthen Aufsatz, den Sie mir früher anvertrauten.[3]) Bei meiner Anwesenheit in Jena konnte ich den Abdruck in das Schweigger'sche Journal, welches gegenwärtig hier redigirt wird, befördern. Ich habe für dessen möglichste Correctheit gesorgt, auch gegen den Schluß zu eine Stelle verändert und statt „auf den Würfeln" „beim Würfeln"[4]) gesetzt. Die Sache verhält sich, wie ich mich deren erinnere und sie auslege, folgendermaßen: Ein König von Frankreich würfelt mit seinen Hofleuten (auf einem rothsammtnen Teppich). Der König sieht scharf auf die Würfel, wie beim Zusammenzählen geschieht. Der Gegenspielende nimmt die Würfel schnell weg, und der König, der den Ort, wo sie gelegen, noch immer fixirt, sieht die Spectra derselben dunkelroth,

---

Institut de France erkannte ihm am Anfang dieses Jahres die Hälfte eines über Spiegelung und doppelte Strahlenbrechung ausgesetzten Preises zu, worüber Seebeck selbst in Goethe's erstem Hefte zur Naturwissenschaft S. 17 ff. berichtet. Im Jahre 1818 ward er zu Goethe's Freude zum Mitgliede der Berliner Academie ernannt.

1) So im März-, April- und Augusthefte 1814. Vgl. Knebel an Goethe Nro. 468. Der folgende Jahrgang enthält mehreres über das Colorit, besonders bei den Alten.

2) Vgl. unten Nro. 43.

3) Schon am 21. Mai bat Goethe Zelter, er möge Schultz die Mittheilung machen, daß der Aufsatz in Schweigger's Journal, welches Döbereiner in Jena zur Zeit redigirte, abgedruckt werde.

4) Vgl. § 99.

und hält sie für Blutstropfen.[1]) Der Versuch ist leicht nachzumachen. Der Sammt darf nicht allzu dunkel sein.

Ich wünsche, daß Sie die interessante Region des Farbenspiels nicht verlassen, sondern mir von Zeit zu Zeit neue Bemerkungen mittheilen mögen.

Die von Seebeck entdeckten entoptischen Farben[2]) haben mich sehr beschäftigt. Mir scheint, daß man hier dem Geheimniß der physischen Farben mehr auf die Spur kommt.

Möge ich bald vernehmen, daß Sie sich wohlbefinden und meiner freundlich gedenken.

ergebenst Goethe.[3])

Jena, den 25. Mai 1816.

8.

Goethe an Schultz.[4])

Ew. Wohlgeboren erhalten hiebei einige Abdrücke des schätzenswerthen Aufsatzes.[5]) Möchten Sie geneigt werden, in der Sache fortzuarbeiten; denn schwerlich möcht Jemand im Stande sein, den Faden da wieder aufzufassen, wo Sie ihn niedergelegt haben. Leben Sie recht wohl und bleiben meiner vorzüglichen Hochachtung und Theilnahme versichert!

Goethe.

Weimar, den 8. Juni 1816.

---

1) Goethe läßt sich hier durch sein Gedächtniß täuschen. König Heinrich IV. soll, als er mit dem Herzog von Guise kurz vor der Bartholomäusnacht Würfel spielte, Blutstropfen auf den Würfeln gesehen haben, welche, so oft sie abgewaschen wurden, immer wieder erschienen. So führt Beguelin in den Mémoires de l'Academie de Berlin 1771 die Geschichte nach Voltaire (Essai sur l'histoire générale 142) an. Etwas anders lautet sie bei de Thou (Historiae sui temporis CXXII. p. 612 ed. Francof. 1621) und Daniel (Histoire de France XII. p. 270).

2) Vgl. Goethe's Abhandlung über die entoptischen Farben Nro. II.

3) Dem Briefe liegt eine Karte bei, worauf die Worte stehen: „Die Farben der organischen Körper. Wissenschaftlich bearbeitet von F. S. Voigt. Jena 1816. Herrn Staatsrath Schultz zu empfehlen, als ein recht glücklicher Anfangs- und Einleitungsversuch."

4) Vor zwei Tagen hatte Goethe seine innigst betrauerte Gattin verloren. Im Briefe an Zelter vom 8. Juni, den er dem Pakete an Schultz beilegte, bemerkt er: „Wenn ich dir, derber, geprüfter Erdensohn, vermelde, daß meine liebe, kleine Frau uns in diesen Tagen verlassen, so weißt du, was es heißen will."

5) Im „neuen Journal für Chemie und Physik, herausgegeben von J. S. C. Schweigger" XVI, 2, 121—157.

9.

Schultz an Goethe.

Ew. Excellenz haben mich durch die gütigen Schreiben vom 25. v. und 8. d. M. und durch die geneigte Besorgung des Abdrucks meines kleinen Aufsatzes von Ihrer unermüdlichen, liebreich fördernden Thätigkeit von Neuem auf das Lebhafteste überzeugt, so daß ich nicht weiß, wie ich mich dafür werde dankbar bezeigen können. Seit dem Empfange des erstgedachten Schreibens verdoppelte ich das Bemühen, worauf ich längst schon manche Stunde verwandt hatte, aus reinen geschichtlichen Quellen möglichst viele der verschiedenartigen Fälle, in welchen sich durch Vision Blut gezeigt hat, aufzusuchen, und die Erklärung derselben aus den verschiedenen physiologen Ursachen, welche mein Aufsatz mehr oder weniger bestimmt nachweiset oder andeutet, mit Hilfe der Critik zur sicheren Erkenntniß zu bringen. Allein es glückt mir nicht damit; die mehrsten aufgefundenen Fälle der Art sind durch crassen, ja materiellen Aberglauben so verdunkelt und versudelt, daß es nicht belohnt, darüber zu conjecturiren; nur wenige sind zu solcher Bearbeitung reif, und weil ich inzwischen meine Zeit mit viel unnützen Sachen verloren habe, kann ich mir diesmal nicht mehr das Vergnügen machen, Sie davon ausführlicher zu unterhalten.[1]) Doch müssen Sie wissen, warum Ihr Schreiben mich zu dieser Nachforschung näher angetrieben hat. Der Fall, dessen Sie erwähnen, wo ein König von Frankreich beim Würfeln auf einem rothen Teppich, als die Würfel vor seinen Augen rasch weggenommen wurden, Blutstropfen sah, ist an sich eben so wahr, als schön erzählt, mit der Ausnahme, daß der König nicht, wie Sie sagen, scharf, sondern vielmehr starr, mit abwesendem Geiste, hingesehen hat. Dieser Fall entspringt aus der in meinem Aufsatze §§. 47 und 50 ausgeführten Umkehrung des Farben-, Licht- und Schattenverhältnisses, wovon §. 100 die erste mir deutlich gewordene Erfahrung in Beziehung auf den vorhergehenden §. 99. erzählt.

Derselbe ist aber wesentlich von der physiologen prismatischen Farbenerscheinung verschieden, welche ich in der Reihe der Erscheinungen habe voranstellen müssen, weil mit Hilfe derselben die Umkehrung erst weiterhin erklärt werden kann, weil sie der Erfahrung nach sich früher als diese einstellt, und auch mir früher deutlich geworden ist, obwohl sie freilich, bei ihrer großen Zartheit, den mehrsten Augen lange fremd bleiben dürfte. Diese §§. 35 bis 39 ausgeführten prismatischen Farben sind es, deren Vorkommen und

---

1) Ausführliche Zusammenstellungen der meisten blutigen Erscheinungen hat neuerdings Ehrenberg gegeben, und den physischen Grund derselben nachgewiesen. Vgl. die Abhandlungen der Berliner Academie 1847 S. 269 ff. 327 ff. und den Monatsbericht derselben 1850 S. 250 ff.

psychologe Bedeutsamkeit ich §. 99 angezeigt, und aus welchen sich die dort erwähnten blutigen Schriftzüge und die Blutstropfen auf den Würfeln ergeben. Sollte Ihnen dieses aus Schwarz auf weißem Grunde subjectiv entstandene prismatische Roth nicht vor eignen Augen erscheinen, so werden Sie es wenigstens aus Ihrer physicalen Theorie vollkommen deutlich erkennen, welche in der Darstellung dieses Roth einen auffallenden Vorzug vor Newton's einseitigem Systeme entwickelt hat.

Eine dritte Art des Blutsehens ist gleichfalls physiolog, und entsteht durch die Blendung; eben diese Blendung ist oft die mehrentheils verkannte Ursache des röthlichen Tones der Landschaften. Sie wird meistens verwechselt mit einem vierten, jedoch weder physiologen noch überhaupt subjectiven, sondern objectiven, rothfärbenden Phänomene, dem dioptrischen der ersten Classe nach Ihrem Entwurf (I. §. 154). Es erfordert einen Kenner beider Fälle, um aus der Beleuchtung und dem Standpuncte zu entscheiden, ob in dem röthlichen Tone einer Landschaft im Gemälde Wahrheit ist. Diese sich so leise berührenden, in ihrer Verschiedenheit so bedeutenden Erscheinungen, nicht bloß aus individueller Erfahrung, sondern aus welthistorischen Quellen vor den Augen der Welt klar hervorgehen zu lassen, wäre nun mein Wunsch. Und hier erwähne ich nur noch, daß mir die nächste Veranlassung zu diesem historischen Forschen aus der animosen und ungerechten Recension des Herrn A. W. Schlegel über einen Aufsatz des Herrn J. Grimm [1]) in den altdeutschen Wäldern (Heidelberg. Jahrb. August 1815) zugekommen ist. Hätte dieser große Critiker sich irgend mit physiologen Farbenerscheinungen bekannt zu machen gesucht, etwa nur den §. 45 Ihrer Farbenlehre eingesehen, so würde er von der Bedeutung dessen, worüber er hier so vornehm, hart, ungläubig abspricht [2]), wenigstens eine Ahndung erhalten haben, die ihm Scheu vor dem Unbekannten geboten hätte, und wenn Herr Grimm vielleicht über manches unverstandene Gerede zurecht gewiesen zu werden verdiente, so hatte er doch ein achtungswerthes Gefühl des Wahren. Dieser Fall ist in seiner Vielseitigkeit zu interessant, als daß ich ihn in der Folge übergehen könnte.

Um Sie nicht zu ermüden, schließe ich. Noch besonderen Dank erfordert aber die Sorgfalt, die beim Abdruck meines flüchtigen Aufsatzes auf Correctheit verwandt worden, und ich ängstige mich um so mehr, hier mit einem Sündenregister hervortreten zu müssen, welches allein auf meine Rechnung kommt. Diese Fehler beruhen unfehlbar in der Ihnen zugesandten Abschrift, und sind mir dadurch

---

1) Commentar zu einer Stelle im Parzival.

2) Schlegel bemerkt: „Bei dieser Gelegenheit hat nun Herr J. Grimm allen Schnee aufgestöbert, auf den jemals in der Welt Blutstropfen gefallen sein sollen. — Der Verfasser hat wirklich so viel Weiß, Roth und Schwarz angehäuft, daß einem dabei grün und gelb vor Augen wird.“ Und in dieser faden witzelnden Weise fährt Schlegel weiter fort.

erklärlich, daß ich wegen drängender Umstände solche fertigen lassen mußte, ohne daß das Concept vollendet und überall durchgesehen war. Es ist wohl Pflicht, solche im nächsten Stücke des Journals anzuzeigen und zu entschuldigen, weshalb ich bitte, dieses Blättchen der Redaction gütigst zukommen zu lassen. [1]

In tiefster Ehrfurcht Schultz.

Berlin, den 20. Juni 1816.

10.

Schultz an Goethe.

Ew. Excellenz überbringt diese Zeilen der Geh. Oberbaurath Schinkel, welcher in Höchsten Aufträgen, die Erwerbung der Boisserée'schen Gemäldesammlung betreffend, nach Heidelberg reiset. Da ihm sehr daran gelegen sein muß, über diesen wichtigen Gegenstand von Ihnen eine geneigte Belehrung zu erhalten, so hofft er auf das Glück, Ihnen persönlich aufwarten zu dürfen, welches ich ihm, als meinem lieben Freunde, um so mehr von ganzem Herzen wünsche, als ich überdem nicht bezweifele, daß seine schätzbare Persönlichkeit Ihnen seinen Besuch angenehm machen wird.

Es liegt mehrentheils in der Eigenthümlichkeit seines reinen Kunststrebens, daß in den zahlreichen Werken, welche Schinkel mit unglaublicher Schnelligkeit im landschaftlichen Fach leistet [2], Farbe und Ton gegen die fast durchaus verdienstvolle und geniale Erfindung noch immer sehr zurückstehen; denn die Ursache davon ist, daß er sich zur todten Nachahmung unfähig fühlt, und selbst das Vollkommenste nicht nachahmen mag und kann. Nur was er mit eignem Sinn wahrgenommen und empfunden, vermag er darzustellen; allein wie aufmerksam er auch die Natur studirt, wie vertraut er sich mit der Bedeutung ihrer Erscheinungen zu machen sucht, so ist sie in unseren Gegenden doch zu ungünstig, um ihn wesentlich fördern zu können, ja er verfehlt, bei seiner lebhaften Auffassung, eben deshalb oft das Ziel. Wiese ein gütiges Schicksal ihm den Aufenthalt unter einem schöneren Himmel an, entfernt von hin- und hertreibenden Störungen und Anforderungen der Welt, so würde dieses bedeutende und durchaus zum Bedeutenden geneigte Talent seinem Streben leichter genügen können.

---

1) Ein Blättchen liegt bei, welches mit der Bitte um geneigte Entschuldigung folgende sinnstörende Druckfehler angibt, S. 140, 12 A. c. statt A. d., 13 A. d. statt A. c., 15 kleiner statt größer, 16 Abstand statt Abstand sie fordert, 24 größer, als der Abstand statt kleiner als der Abstand sie fordert, S. 141, 5 v. u. klein statt groß.

2) Seit dem Jahre 1808 malte Schinkel unter anderen die ganz Berlin entzückenden Dioramenbilder für die Weihnachtsausstellungen von Gropius.

Die Schrift des Herrn Voigt über die organischen Farben, auf welche Sie die Güte gehabt haben, mich aufmerksam zu machen [1]), enthält einen Schatz von wohlgeordneten Materialien, dessen Werth ich um so höher anschlage, je mehr mir dieser Reichthum des Lebens der Natur bisher fremd geblieben war. Die ruhige, redliche Beobachtung, wie sie sich in diesem Werke ausspricht, leistet zum Verständniß der Erscheinungen gewiß das Meiste, und es ist nichts so sehr zu wünschen, als daß dieser Weg immer allgemeiner möge betreten werden. Eine andere Schrift, die ich in dieser Stunde von der Buchhandlung zugeschickt erhalte: Ueber das Sehen und die Farben, von Schopenhauer, erregt große Erwartung; ich bin sehr begierig, sie befriedigt zu finden. Die Behauptung, die ich blätternd darin antreffe, daß aus zwei entgegengesetzten Farben das Weiße hergestellt werden könne, macht mir aber bange, daß der Verfasser aus Mangel an ruhiger Beobachtung fehlgegangen sein möchte; denn aus Schatten läßt sich doch ein- für allemal kein Licht machen. Immer ist es erfreulich zu bemerken, daß Ihre mannhafte Bekämpfung der Newton'schen Irrlehre von so manchen Seiten dankbar anerkannt und die dadurch gewonnene Freiheit der Ansicht für eines der lebendigsten Gebiete der Natur mehr und mehr benutzt zu werden anfängt.

Ehrerbietigst verharrend Schultz.

Berlin, den 6. Juli 1816.

11.

Goethe an Schultz.

Ew. Wohlgeboren Verzeichniß der typographischen Sünden in unserem Abdruck hat mich wirklich erschreckt, und ich konnte mich nicht beruhigen, bis ich in Jena, wo das Manuscript geblieben war, fand, daß dieses die Schuld trug. Das ist aber nur ein leidiger Trost; mit einen paar Cartonen wäre der Sache abgeholfen gewesen.

Merkwürdig ist es, daß im Schreiben, besonders aber im Abschreiben, oft, bei vielem Wiederholen derselben Sache, das Entgegengesetzte geschrieben wird. So emendirte ich, bei Uebersetzung des Theophrastischen Farbenbüchleins, Schwarz in Weiß, oder umgekehrt, ich erinnere mich selbst nicht mehr. [2]) Unser Freund

1) Vgl. oben S. 144 Note 3.

2) VI, 74 las Goethe λευκὸς (weiß) statt μέλας (schwarz), aber diese Verbesserung machte vor ihm schon Sylburg. Der neueste Herausgeber des Aristotelischen, von J. G. Schneider dem Theophrast zugeschriebenen Büchleins περὶ χρωμάτων, K. Prantl, glaubt mit Recht der verdorbenen Stelle auf andere Weise aufhelfen zu müssen. Vgl. Goethe's Erzählung im Briefe an Schiller Nro. 841.

Wolf freute sich darüber. Er habe, sagte er, zum Spaß schon einmal seinen Schülern vorausgesagt, daß dergleichen Emendationen vorkommen würden. Dabei will ich nicht verhehlen, daß gerade diese Stelle [1]) und die darauf bezüglichen mir trübe geblieben, und daß, weil mein Organ zu jenem Gewahrwerden nicht geeignet ist, der Wunsch bei mir recht lebhaft entstand, mich über diese Dinge mündlich mit Ihnen zu besprechen; dann würden auch für die Puncte, über welche wir dissentiren, Mittelbestimmungen gefunden werden.

Das Glück führte mir Zelter'n auf zwei Tage hieher, [2]) was sehr wenig und sehr viel ist. Wir sind durch diese neue lebendige Anregung gewiß geworden unseres unzerstörlichen Gemeinseins. Auf dieser Stelle trifft mich Ihr theurer Brief durch Herrn Schinkel. Ihr Wohlwollen gegen die Schrift des Bergrath Voigt, das ich zwar erwartete, konnte mich doch höchlich erfreuen. Auch ich halte das für den rechten Weg. Manches läßt sich nicht besser ausdrücken, und dann ist es sehr wacker, daß er dahin deutete, wohin er im Augenblick nicht gelangen konnte.

Nun kann ich erst, nach solchen Vorarbeiten, die Bruchstücke meines Gewahrwerdens ohne Noth und Qual herausgeben, und zum ferneren Gebrauch den Lebendigen überliefern. Ein solches Buch ist auch: Jäger, über die Mißbildungen der Gewächse (Stuttgart 1814). [3])

Mein kleines Heft: die Metamorphose der Pflanzen, fiel vor 25 Jahren rechts und links in die Dornen und die Steine. Eine kleinere und größere Anstalt, wie ich das durchführen wollte, blieb liegen, weil doch auch nirgendsher Theilnahme und Mitarbeit erschien. Nun, nach genanntem Werke, kann ich die uralten Kupferabdrücke monströser Pflanzen illuminiren lassen und mit wenigen Bemerkungen mittheilen. [4]) Sie dienen auch diesem jüngeren Mann zur Förderniß.

D. Schopenhauer ist ein bedeutender Kopf, den ich selbst veranlaßte, weil er eine Zeitlang sich hier aufhielt, meine Farbenlehre zu ergreifen, damit wir in unseren Unterredungen irgend einen quasirealen Grund und Gegenstand (hätten), worüber wir uns besprächen, da ich in der intellectuellen Welt ohne eine solche Vermittlung gar nicht wandeln kann, es müßte denn auf poetischem Wege sein, wo es sich ohnehin von selbst gibt. Nun ist, wie Sie wohl beurtheilen, dieser junge Mann, von meinem Standpunct ausgehend, mein Gegner geworden. Zur Mittelstimmung dieser Diffe-

---

1) In dem Aufsatze von Schultz, S. 140 f.

2) Zelter hatte auf der Reise nach Wiesbaden, wo er am 14. Juli ankam, bei Goethe eingesprochen.

3) Vgl. B. 27, 320. 355. 36, 122 ff. (32, 111. 156. 58, 154 ff.) [21, 235. 261. 27, 89 ff.]

4) B. 36, 121 (58, 152) [27, 88] bemerkt er, die Kupferplatten seien später, als er sie benutzen wollte, verloren gewesen.

renz habe ich auch wohl die Formel; doch bleiben dergleichen Dinge immer schwer zu entwickeln. [1])

Möge ich doch bald über Ew. Wohlgeboren Befinden beruhigt werden, worüber mich sowohl Zelter als Schinkel in Sorge gesetzt haben.

Und nun muß des, leider allzukurzen, Besuchs des Herrn Geheimerath Schinkel gedenken, dessen schöne Einsicht und Thätigkeit mich sehr erfreut und belebt hat. [2]) Einem so reichen Talent ist ein so weiter Wirkungskreis zu gönnen. Manche bedeutende Puncte durchzusprechen verhinderte die Kürze der Zeit, doch vielleicht läßt sich's nachholen, indem ich ihn am Rhein zu treffen hoffe, da ich eben im Begriff bin, nach Heidelberg abzugehen, und von da mich nach Baden zu begeben. Die herrliche Boisserée'sche Sammlung wird auf dieser Tour ein sehr leuchtender Punct sein. [3])

In diesen letzten Tagen haben mich die entoptischen Farben noch sehr beschäftigt. Wenn man zwei starke Octavbände über einen Gegenstand hat drucken lassen, und sich in derselben Region wieder auf einmal vor einem Abgrund sieht, so gibt dies gewiß eine herzerhebende Empfindung. In dieser Entdeckung liegt eigentlich das Wort des Räthsels, das sich aber selbst aussprechen muß. Die Phänomene schließen sich ganz natürlich an alle übrigen an; ich behandle sie nach meiner alten Art, indem ich sie wechselsweise in's Einfache ziehe und in's Mannichfaltige treibe. Da Sie aus dem Schweigger'schen Journal die Umkehrung der Erscheinung kennen, so brauche ich kaum zu sagen, daß der hier hervortretende Gegensatz mit dem der physiologen Erscheinungen völlig identisch ist.

Und so würde ich fortfahren, wenn nicht meine morgen bevorstehende Reise nach Baden am Rhein mich unterbräche.

Das Beste wünschend, in Hoffnung guter Nachrichten von Ihrer Seite bei meiner Rückkehr.

Goethe.

Weimar, den 19. Juli 1816.

12.

Schultz an Goethe. [4])

Zur Notiz.

Zwei vor einigen Wochen erhaltene Mémoires des Malers Bourgeois zu Paris: 1) Sur les loix, que suivent dans leurs

---

1) Ueber Schopenhauer's Ansichten von der Farbenlehre und der Goethe'schen insbesondere vergleiche man den späteren Aufsatz in seinen Parerga und Paralipomena I, 143 ff. In den Annalen erwähnt Goethe dieser früher begonnenen näheren Beziehung zu Schopenhauer erst unter dem Jahre 1816.

2) Vgl. Brief an Zelter Nro. 251.

3) Diese Reise wurde durch ein unglückliches Umschlagen des Wagens gleich am ersten Tage vereitelt. Vgl. Brief an Zelter Nro. 253.

4) Als Beilage zu dem Briefe Zelter's Nro. 268. „Die Einlage von der

combinaisons entre elles les couleurs produites par la refraction (1812), 2) Sur les couleurs produites par la reflexion de la lumière et examen des bases des doctrines de Henri Brougham, de Newton, de Gautier et de Marat (1813), sind aller Aufmerksamkeit würdig. Schon im Jahre 1810 soll ein Mémoire sur la colorisation von ihm erschienen sein; auch kündigte er im Jahre 1812 eine Théorie de la couleur dans la peinture an. Der Verfasser greift auf ganz eigenthümlichem Wege Newton's Irrlehren bei der Wurzel an, und bekämpft sie, so weit er einfachen Erfahrungen folgt, mit entschiedenem Glück. Einige Wahrheiten hat er zu bewundernswürdiger Klarheit gebracht, andere sind ihm verborgen geblieben; wie denn der Fremde, der unseren deutschen Führer in dieser Angelegenheit entbehrt, schwerlich ganz in's Klare kommen dürfte. Doch ist der Verfasser selbst da, wo er (sich) nicht heraus finden kann, lehrreich, und da er von einer gründlichen Indignation gegen die Newton'schen Quiproquo's erfüllt ist, muß man ihn für fähig erkennen, die Lehre in ihrer Vollständigkeit und Reinheit zu fassen. Eine Verbindung mit ihm könnte daher um so nützlicher werden, als die Hoffnung, in Paris die rechte Einsicht zu erwecken, nach einigen Aeußerungen des Academikers Arago, nicht so gar fern zu sein scheint.

Schultz.

Berlin 4/11. 16.

13.

Schultz an Goethe.

Ew. Excellenz erlauben mir gütigst die Anfrage, ob ich, wie Prof. Zelter mich versichert hat, hoffen kann, Sie in Jena zu finden, und Ihnen daselbst meine Aufwartung machen zu dürfen, wenn ich dort, einem vorläufigen Reiseplane gemäß, in den ersten Tagen des künftigen Monats eintreffe. Da dieses der vornehmste Zweck der Reise ist, zu welcher meine langsam vorgeschrittene Genesung mich endlich in den Stand setzt, so darf ich wohl, ohne diese Zudringlichkeit zu entschuldigen, Ihrer Güte den Wunsch anheimstellen, mit einer Zeile benachrichtigt zu werden, wenn meine Absicht auf Jena vergebens oder zu früh sein sollte; ich würde darnach den Reiseplan ändern können, indem ich nicht vor dem 24. d. M. hier abzugehen gedenke. Wäre es zu spät, die Nachricht

Hand des Herrn Staatsrath Schultz", bemerkt Zelter, „bezieht sich auf Bücher, welche ich auf seinem Tische bemerkte, und welche er bereit ist, dir nach Weimar zu senden, im Falle sie dir noch unbekannt wären." Goethe erwiedert: „Herrn Staatsrath Schultz empfiehl mich bestens und danke schönstens. Die Bücher wünsche ich unfrankirt zu mir gesendet. Ueberhaupt mache man sich kein Gewissen, mir etwas auf diese Weise zu schicken, da ich die Portofreiheit habe, welche mir lieber als Preßfreiheit ist, deren ich mich doch auch gelegentlich bediene."

hieher gelangen zu lassen, würde solche mich, poste restante, in Leipzig antreffen.

Das Bedürfniß einer Zurechtweisung meiner kleinen optischen Studien durch Ihre Belehrung ist mir seit vorigem Jahre so dringend geworden, daß ich seitdem wenig Fortschritte zu machen gewagt habe, und nun ganz darauf rechne, daß Sie der Sache zu Liebe mir einige Mußestunden gütigst werden schenken wollen. Gelänge es mir dabei, durch nähere Mittheilung meiner Erfahrungen zu einer Erweiterung Ihres optischen Werkes beizutragen und Ihre Zufriedenheit damit zu vermehren, so würde ich mich glücklich schätzen, das Hauptziel meiner Bemühungen erreicht zu haben. Ich werde daher alles mitbringen, was irgend dazu dienen kann.

In tiefster Verehrung verharre ich.

Schultz.

Berlin 11/7. 17.[1]).

14.

Goethe an Schultz.

Jena, den 22. Juli 1817.

Ew. Wohlgeboren gefälliges Schreiben, datirt vom 12. Juli, dem Postzeichen nach aber erst am 17. ej. abgegangen, erhalte den 22. d. M. Ich vermelde daher nach Leipzig, poste restante, daß Sie mich in den ersten Tagen des August hier finden werden, wo mir nichts Angenehmeres begegnen könnte, als Ihre langersehnte persönliche Bekanntschaft zu gewinnen und über ein gemeinsames Geschäft zu sprechen, welches mir in der letzten Zeit besonders neuen Antheil abgewonnen hat.

Mich bestens empfehlend Goethe.

Am 2. August kam Schultz mit seinem Schwager, dem Lieutenant Marcel Püttmann, in Jena an.

15.

Goethe an Schultz.

Das Herrn von Münchow[2]) zukommende Heft bitte der Ueberbringerin mitzugeben.

In Hoffnung baldigen Wiedersehens.

Goethe.

Jena, den 6. August 1817.[3]).

---

1) Dieses Datum steht im Entwurfe. Nach dem folgenden, im rothen Couvert erhaltenen Briefe war unser Brief vom 12. datirt.

2) K. D. von Münchow, Prof. in Jena, den Goethe von der Richtigkeit seiner Farbenlehre nicht überzeugen konnte. Vgl. Lersch Niederrheinisches Jahrbuch I, 169 f. Welches Heft hier gemeint sei, ist nicht sicher zu bestimmen.

3) Während der Anwesenheit von Schultz zu Jena geschrieben.

16.

Scientia infinita est;
Sed qui Symbola animadverterit
omnia intelligit,
licet non omnino. [1])

G.

W. d. 14. Aug. 1817. [2])

Am 20. August verließ Schultz den innigst verehrten Freund [3]), der mit ihm am 8. von Jena nach Weimar zurückgekehrt war, wo Schultz am 15. August den zweiten Aufsatz über physiologe Gesichts- und Farbenerscheinungen schrieb.

17.

Schultz an Goethe.

Halle, den 23. August 1817.

Ich kann von hier nicht abreisen, ohne mein herzliches Andenken an Sie dem Papiere zu vertrauen, damit es am 28. [4]) statt meiner in Weimar eintreffe, und mich Ihnen unter den redlichen Glückwünschenden darstelle, die Sie an diesem Tage umgeben. Was diese Ihnen Liebes und Gutes wünschen, erschöpft den Umfang der Möglichkeit, und mehr wüßte ich auch nicht zu sagen; ich kann hier also nur mit voller Seele einstimmen, und verbiete mir den Ausbruch eines unmäßigen Gefühls. Aber das muß ich noch sagen, daß dieser Tag seit vielen, vielen Jahren ein Festtag für mich gewesen! Mit Niemanden, erst in späteren Jahren nur mit meiner lieben Frau, theilte ich dieses Fest, welches mir immer sehr ernst war; himmelweit von Ihnen entfernt, war ich glücklich in dem Gedanken jenes Verses:

Küß' ich den letzten
Saum seines Kleides
Kindliche Schauer
Tief in der Brust [5]).

---

1) „Die Wissenschaft ist unbegränzt; aber wer die Zeichen beachtet, versteht alles, wenn auch nicht ganz und gar."

2) Eigenhändig von Goethe auf ein Stammblatt innerhalb des von einer in den Schwanz sich beißenden Schlange, dem bekannten Symbol der Ewigkeit, eingeschlossenen Raumes geschrieben. Der Spruch, den Goethe auch zur Morphologie I, 2, 102 anführt, ist aus der Schrift des Thomas Campanella de sensu rerum, welche Goethe gerade damals las. Vgl. W. 27, 333. (32, 128.) [21, 244.]

3) Vgl. Goethe an Zelter Nro. 297. an Knebel Nro. 517.

4) Goethe's Geburtstag.

5) Vgl. Goethe's Gedicht: „Gränzen der Menschheit", wo aber treu statt tief steht.

Und dieses Gefühl wird mich nie verlassen; noch ist es so frisch, ja lebhafter, wie je!

Nun ist aber all mein Hoffen, Tichten und Trachten auf den nächsten März gerichtet, in dem Sie versprochen haben uns in Berlin zu besuchen. Lassen Sie in diesem Plane ja nichts ändern; ich bitte herzlich, bestätigen Sie mir diese Hoffnung recht oft und bald; Sie verdenken mir es nicht, wenn ich dringend bin, mich eines solchen Glücks zu versichern.

Es ist spät Nacht; ich habe unter Träumen die Zeit verloren — und so will ich nur noch das Nächste melden, und zwar von dem redlichen Meckel [1]) hieselbst.

1) Er ist für die liebreiche Erwähnung in dem Hefte zur Naturwissenschaft [2]), welches ich ihm mittheilte, sehr dankbar, und hat mir dagegen das letzte, eben erschienene, Heft seines Archivs [3]) mitgetheilt, in welchem er den Herrn Oken über sein Verfahren gegen C. F. Wolff [4]) tüchtig und offen angreift. Er wird Ihnen dieses Heft selbst überschicken.

2) Den vermutheten Sphincter der Choroidea um den Sehnerven [5]) hat er zwar noch nicht untersucht, aber versprochen, es nun gewiß zu thun. Vorläufig hat er, nach Vernehmung meiner Gründe, seine Ueberzeugung für die Richtigkeit der Sache ausgesprochen.

Und nun — sollte ich zum Schlusse wenigstens noch meinen Dank sagen, so wüßte ich jetzt, so wenig wie jemals, wofür zuerst, wofür zuletzt und wie? überhaupt. Sie aber wissen, wie ich denke; also bleibe ich, wie immer,

der Ihrige. Schultz.

Auch mein Reisegefährte will hiemit seine besten Wünsche dem 28. darbringen.

Diesen Brief hatte Schultz an Goethe's Sohn mit folgendem an letzteren gerichteten Schreiben gesandt:

In der Voraussetzung, daß Gegenwärtiges noch vor dem 28. in Ihren Händen ist, bitte ich Sie, sehr werther Freund, um die Gefälligkeit, die Anlage Ihrem lieben Vater an diesem Tage zukommen zu lassen. Wie gern wäre ich statt ihrer selbst in Ihrem Kreise! Da ich aber erst vor wenigen Tagen von Ihnen schied, dünkt mich's wirklich noch, als sei ich mit meinen herzlichen Wünschen mitten unter Ihnen; die lebhafte Erinnerung ersetzt mir die Gegenwart! Mögen die treuen Bemühungen und Sorgen, die Sie

---

1) Friedrich Meckel, Professor der Anatomie und Chirurgie zu Halle.
2) I, 1, 83. 89. Werke B. 36, 107. 112. (58, 134. 141.) [27, 78. 80.]
3) Deutsches Archiv für die Physiologie. III, 1, 1 ff.
4) In Bezug auf die Abhandlung: De formatione intestinorum.
5) Vgl. die zweite Abhandlung von Schultz im Anhange §. 25. Schultz hatte ihm bereits Ende April des vorigen Jahres diese Vermuthung mitgetheilt.

und Ihre liebenswürdige Frau Gemahlin dem theuersten Vater widmen, allen Segen des Himmels auf Sie herabziehen! Sie wissen, daß es der höchste Beruf der Menschen ist, dem Unsterblichen zu dienen! Kann an diesen liebevollen Sorgen noch Jemand außer Ihrem engeren Kreise Antheil nehmen, so bitte ich von Herzen, geben Sie diesen Antheil mir, den nichts glücklicher machen könnte, als wenn er den theuren Mann zu erfreuen wüßte. Schenken Sie mir hierin Ihr Vertrauen, zeigen Sie mir an, was ich dazu thun kann! Sie haben freundschaftlichst für meine Bedürfnisse, für meine Bequemlichkeit in Ihrem Hause gesorgt, und ich sage Ihnen dafür den aufrichtigsten Dank; aber dem Wunsche meines Herzens genügen zu können, würde mich mehr als alles verpflichten!

Bleiben Sie mir gewogen und empfehlen Sie mich Ihrer verehrten Frau Gemahlin zu geneigtem Andenken. Versäumen Sie keine Gelegenheit, wo ich im Stande wäre, Ihnen zu dienen. Leben Sie wohl!

Hochachtungsvoll verharre ich der Ihrige.

Schultz.

Der Kösener Berg hat den aufgetragenen Gruß, obwohl in der Dämmerung, freundlich angenommen. Ueberhaupt erwiesen sich Himmel, Berg und Thal bis zu dem letzten Felsen von Giebichenstein den Reisenden überaus günstig.

18.

Goethe an Schultz.

Ew. Wohlgeboren liebevoller Brief ist mir zwischen den Mauern von Paulinzelle durch meinen Sohn überreicht worden, dem ich daselbst, als er von Ilmenau kam, zu bezeichneter Stunde abgeredetermaßen begegnete.[1]) Haben Sie den besten Dank für die Theilnahme an dieser stillen Feier, und erhalten mir jene unschätzbaren Gesinnungen, die so wohlthätig auf mich wirken. Auch konnte ich an derselben Stelle Ihres Reisegefährten Begrüßung durch den Beifall erwiedern, den ich seiner Bemerkung gab, daß eine so reinliche Bauart, wie diese, keineswegs durch löcherigen Kork nachgeahmt werden könne.

Leider, gleich in den ersten Stunden nach Ihrem Abschied, fand sich manches noch Vorzuzeigende, manches ergab sich, worüber zu fragen und zu sprechen gewesen wäre. Dies ist nun aber immer das Schicksal in solchen Fällen.

Die schlimmste Folge Ihres Abschieds jedoch war das auf einmal eintretende Gefühl, daß ich wohl schwerlich je nach Berlin kommen werde. Ihre Gegenwart, Ihre freundliche Einladung schien mir wie ein Zauber, der mich für einen Augenblick aus mir selbst

1) Vgl. B. 27, 336. (32, 131.) [21, 246.]

geruckt hätte. Doch wollen wir nicht grübeln, sondern Winter und Frühjahr walten lassen. Im Grunde wär' es hübsch, wenn der letzte Heide nach Gethsemane wallfahrten müßte.[1])

Ihr trefflicher Aufsatz liegt in Abschrift vor mir; ich gehe sie nächstens durch und sende das Original. Fahren Sie in Ihren Betrachtungen fort; ich kann nicht unterlassen, es von meiner Seite zu thun.

Den zweiten Band der Italiänischen Reise[2]) bitte nicht aus Handen zu geben.

Herzlich geeignet Goethe.

Weimar, den 3. September 1817.

19.

Goethe an Schultz.

Mit vielem Dank sende den mir anvertrauten Aufsatz, wovon eine Abschrift behalten, hiermit zurück.[3]) Meo voto bearbeiten Sie nun, in sofern es nöthig, beide Nummern[4]), und man ließe sie zusammen, als ein kleines Heft, besonders abdrucken, damit der Naturfreund das Ganze überschauen, sich daran ergötzen und belehren könnte. Ich habe beim Collationiren und außerdem Ihre Darstellung mir noch ferner anzueignen gesucht, und einiges bemerkt, wie folgt.

Ihr erster §.[5]) enthält ein Axiom, welches mich anlächelte, indem die Verkleinerung des schwarzen Bildes gegen das weiße daraus abzuleiten schien.[6]) Sie wenden sich von da sogleich in das Innere des Organs, wo ich mich erst orientiren und Ihre Schritte verfolgen lernen muß.

Jene Maxime will jedoch bei den physischen Versuchen nicht ganz zutreffen; denn hiernach müßte bei jenem perpendicularen Hebeversuch mit dem Cubus[7]) das schwarze Bild vom weißen Grund sich absondern und dem Beschauer näher rücken als der Grund; auch müßte umgekehrt das weiße Bild versenkt erscheinen,

1) Mit Beziehung auf den Aufsatz: „Neudeutsche religios patriotische Kunst". Vgl. die Briefe an Meyer Nro. 66 f. 71. f.

2) Der damals im Buchhandel noch nicht ausgegeben war. Vgl. Goethe's Briefwechsel mit Zelter Nro. 268 ff.

3) Goethe bemerkt in den Annalen unter diesem Jahre: „Staatsrath Schultz in Berlin übersandte mir den zweiten Aufsatz über physiologe Farben, wo ich meine Hauptbegriffe in's Leben geführt sah."

4) Diesen mit dem bereits in Schweigger's Journal abgedruckten.

5) „Das Nahe und das Helle haben die gemeinschaftliche Eigenschaft, von durchsichtigen Medien in directem Verhältnisse weniger gebrochen zu werden, als das Ferne und das Dunkle. In Rücksicht auf Brechung kann daher Hell und Nahe, Fern und Dunkel als gleichbedeutend angenommen werden."

6) Vgl. Goethe's Farbenlehre I §. 15 ff.

7) Vgl. den im ersten Hefte zur Naturwissenschaft (im Juli 1817) erschienenen Abschnitt der Farbenlehre: Elemente der entoptischen Farben.

welches beides nicht statt hat, so wenig als bei grauen und farbigen Bildern. Auch tritt in Ihrem 18. §. [1]), da Sie des 1. §. wieder gedenken, und zwar in Bezug auf physische Erscheinungen, die Differenz unserer beiderseitigen Vorstellungsarten hervor, über die wir uns aufklären müssen, um an einander nicht irre zu werden. Ich brauche zu meiner Construction Hell, Dunkel und das vermittelnde Trübe, wie ich ein symbolisches Chärtchen beigelegt habe, das ich mir gelegentlich wieder zurück erbitte; Sie vermitteln hingegen das Trübe aus dem Hellen und Dunkeln, welches, wie es mir scheint, bei den physiologen Phänomenen gar wohl statt haben oder wenigstens angenommen werden kann. Denn die Differenz beider Arten sich auszudrücken ist sehr zart, und wo bei elementaren Erscheinungen ein Drittes nöthig ist, kann bei organischen dieses Dritte gar wohl aus den beiden ersten vermittelt werden. Haben Sie die Gefälligkeit, Ihre Betrachtungen ganz besonders darauf zu wenden.

Eigentlich aber wäre mein nächster Wunsch, den ich wiederholt ausspreche, daß Sie beide Aufsätze gegen einander ausarbeiteten und ajustirten, und daß wir solche als ein eigenes Heftchen herausgäben. Es ist schon viel Nachfrage von Seiten der Aerzte nach den einzelnen Abdrücken Ihres ersten Aufsatzes, und nun wäre es nicht gerathen, den zweiten besonders drucken zu lassen. Sagen Sie mir Ihre Gedanken darüber; mir wäre viel daran gelegen, daß die Ausgabe baldmöglichst geschähe; wir dürfen jetzt in der Sache nicht zaudern. Die Lehre vom directen und obliquen Wiederschein hat sich in einem erst erbauten Maler-Atelier jetzt bewahrheitet, und zwar auf das Wunderbarste. [2]) Ein einziges großes Fenster ist nach Norden gerichtet; der Künstler klagte mir, er habe, selbst bei völlig klarem Himmel, in den ersten Morgenstunden, ein widerwärtiges Licht; es verbessere sich bei unveränderter Atmosphäre gegen die Mittagsstunden, und verschlechtere sich wieder gegen Abend. Ich brachte sogleich meine Spiegelung, zeigte ihm das schwarze und weiße Kreuz, und klärte ihn möglichst darüber auf. Die Lehre, die daraus erfolgte, war freilich nicht die erbaulichste; denn hiernach muß der Künstler nicht zu früh aufstehen und, außer dem höchsten Sonnenstande, nur wenige Stunden des Tags arbeiten. Der Allerfleißigste müßte seine Werkstatt auf einem Dreh-

1) „Da jede Lichtfläche durch Schatten, jede Schattenfläche durch Licht begränzt sein muß, so wird mit dem durch das Medium gehenden Lichte allemal auch dessen schattige Begränzung fortgeführt, und umgekehrt, und da das Dunkle, wie wir oben §. 1 bemerkt haben, eine stärkere Brechung erleidet, als das Helle (vielleicht eben weil dasselbe mit der brechenden dunkeln Fläche homogen ist, und sich vielmehr ihr anzuschließen, als mit ihr zu kämpfen strebt), so rückt das Dunkele dem hellen Bilde an den Rändern vor- und hinterwärts in den Weg, trübt dasselbe, und das Trübe bewirkt die Farbe.“

2) Ausführlicher erzählt Goethe diese Beobachtung, auf welche er durch den Maler Ferdinand Jagemann geführt wurde, in der Abhandlung von den entoptischen Farben Nro. XL.

zapfen beweglich anlegen, um sie, wie eine Windmühle nach dem Wind, so nach dem directen Wiederschein von Stunde zu Stunde richten zu können. Bei Beschauung fertiger Bilder kommt dieselbe Bedingung in Anschlag. Alles übrige werden Sie sich selbst aus jener fruchtbaren Naturmaxime gar leicht entwickeln. Der kleine Apparat soll der gegenwärtigen Sendung bald folgen. Leider geben die Gläser, je länger sie auf einander liegen, desto stärkere epoptische Farben, die den Versuch einigermaßen verwirren.

Nächstens mehr. [1]) G.

Weimar, den 7. September 1817.

20.

Schultz an Goethe.

Berlin, den 13. September 1817.

Zu dem noch vor mir liegenden werthen Schreiben vom 3. kommt so eben Ihr liebes Schreiben vom 7., und der Vorsatz, heute zu antworten, wird dringende Verpflichtung. Ich wollte Zelter'n vorher ausführlich sprechen, der denn endlich gestern Abends bei mir war, nachdem wir uns mehrmals verfehlt hatten. Er ist heiterer und von frischerem Ansehen, als früher in diesem Jahre.

Den 18. September.

Ihre Einwendung gegen meinen §. 1 II hat mir zu schaffen gemacht, und noch kann ich nicht damit fertig werden. Ohne Beobachtung ist das Nachdenken über Erscheinungen unfruchtbar, und zum Experimentiren habe ich noch nicht kommen können. So leicht gebe ich nicht nach; die Lösung muß sich finden; vermuthlich wird der Ausdruck verändert werden müssen. Einstweilen antworte ich mit den Worten des Zwergius [2]), die ich in Weimar mittheilte: Neque dubito me hic ad experientiam recipere etc. Daß Sie hier, wie immer, auf die einfachen Erscheinungen zurückweisen, ist sehr dankenswerth; so muß man sich orientiren, und die Lehre bleibt dem Hauptgrundsatze treu.

Was Ihren Einwurf gegen den §. 18. betrifft, in welchem, wie Sie sagen, die Differenz unserer beiderseitigen Vorstellungsarten hervortritt, so begreife ich zwar, was Sie damit meinen; aber ich wundere mich, daß Sie hier eine Differenz sehen, und nicht erkennen, daß ich mich lediglich Ihrer eigenthümlichen Vorstellungsweise von dem Entstehen der Farben im Prisma, wie solche Ihr Coder §§. 226—242 enthält, angeschlossen habe. Das hier zurückgehende Täfelchen stellt Ihre Erklärung der dioptrischen Farben der ersten Classe (§§. 145—177) dar; hier bewirkt das Trübe, als fertiger Zustand des Mittels, die Farbe. Um die diop-

1) Diese beiden Worte, wie die Unterschrift, sind von Goethe's Hand.

2) Eine naturwissenschaftliche Schrift eines Mannes dieses Namens habe ich nicht aufzufinden vermocht.

trischen Farben der zweiten Classe zu erklären, lassen Sie aber im folgenden Abschnitte das Trübe als Nebenbild des Hauptbildes entstehen; hier wird es also, wie bei mir, durch das Helle und Dunkle (d. h. durch das Bild) erst vermittelt; es ist hier kein fertiger, sondern ein erst sich bildender Zustand des Mittels, aus dem Verhältnisse seiner Flächen zum Bilde hervorgehend. In dieser Vorstellung sehe ich daher keine Differenz zwischen Ihnen und mir, und wenn ich Ihre Lehre auf eine andere Weise ausdrücke, so glaube ich daran sehr recht zu thun, weil gerade in diesem Puncte Ihre Lehre am Mehrsten mißverstanden wird. Weil es den Leuten fast allgemein an Beobachtungsgabe fehlt, so nehmen sie das Nebenbild, aus welchem Sie argumentiren, eben so wenig mit den Augen des Geistes als des Leibes wahr; sie widersprechen daher Ihrer Darstellung als einer leeren Fiction; es scheint mir nothwendig, die Realität derselben auf mannigfache Art nachzuweisen, wozu der §. 18 ein Versuch ist, der jedoch sorgfältiger, als es geschehen, ausgeführt werden muß. Darin freilich scheint der §. 18 eine Differenz gegen Ihre Lehre zu enthalten, daß ich, vermöge des §. 1, das Dunkle stärker brechen lasse, als das Helle, während nach Ihrer Vorstellung beides gleichmäßig gebrochen wird. Wie es sich damit verhalte, mag noch dahin gestellt bleiben, bis ich den §. 1 gegen Ihren obigen Einwurf rechtfertigen kann oder ihn fallen lassen muß. Sollte sich meine Vorstellungsweise bestätigen, so sehe ich nicht, daß dadurch Ihre Lehre von der Farbenentstehung gefährdet würde; vielmehr vermuthe ich, daß das Phänomen der sogenannten Farbenzerstreuung dadurch in Ihrem Sinne noch deutlicher dürfte aufgeklärt werden.

Den 20. September.

Die beiden Hefte zusammenzuarbeiten, ist nicht so leicht, wie es aussieht, zumal wenn es für den Druck geschehen soll. Man möchte doch nicht gern leichtsinnig erscheinen, und wie vieles müßte genauer, sicherer, vollständiger gegeben werden, wenn es sich durchaus soll verantworten lassen, was jetzt nur so hingeworfen ist, um die sich im Augenblick günstig begegnenden Momente nicht ungenutzt vorübergehen zu lassen. Da ich aber nicht umhin kann, das Ganze wieder durchzuarbeiten, so werde ich mich bemühen, damit, wie die Umstände es gestatten wollen, während dieses Winters fertig zu werden, um zu künftige Ostern Ihrem Wunsch nach Möglichkeit zu entsprechen.

Daß ich den Apparat, den Sie mir gütigst mit auf den Weg geben wollten, habe stehen lassen, ist mir recht verdrießlich; ich darf nicht aufhören, mich in den entoptischen Farbenerscheinungen zu orientiren und den von Ihnen entdeckten Aufschluß zu erwägen. Die Lehre eilt zum Schlusse.

Zu dem, was Sie in dem neuerbauten Maler-Atelier über den directen und obliquen Wiederschein bemerkt haben, glaubte ich im Leonardo da Vinci [1]) etwas Zutreffendes zu finden; es kann aber

1) In dessen Trattato della Pittura.

sein, daß ich mich irre. Die Sache ist lustig, aber gewiß richtig. Daß das Licht mitmalt, haben wir längst gewußt, nur nicht, in wie mannigfachen und bedeutenden Nuancen. Da mögen nun die Maler zusehen, wie (sie) sich mit dem Lichte abfinden werden.

Da ich bei meiner Rückkehr den 7. Band der neuen Ausgabe von Winkelmann vorfand, mußte ich von Neuem bedauern, daß ich dem hochverdienten Herausgeber [1]) nicht, wie ich wünschte, meine Hochachtung habe bezeigen können.

Den 2. Band der Italiänischen Reise habe ich an Niemand als an Zelter mitgetheilt, der ihn noch in Händen hat. Er will es selbst verantworten. [2])

Schinkel hat, so viel ich ihm über seine Zeichnungen von Ihrem Urtheil sagen konnte, dankbar und zu ernster Erwägung aufgenommen. Vom Blücher war nicht weiter die Rede; das patriotische Prachtstück ist in Farben beinahe fertig; er hat ihm viel Wirkung zu geben gewußt. Ob er in der auf Luther sich beziehenden Zeichnung noch etwas wird thun können, weiß ich nicht; er sah wohl ein, daß es damit nicht gethan sei. Zu dem Basrelief am Wachthause, welches in Erz gegossen werden soll, wird er aber einen neuen Entwurf machen, und darin Ihren Forderungen zu genügen suchen. Er wird die Zeichnung überschicken.

Ich will nicht verbergen, daß ich Schinkel'n und einigen anderen, die Ihnen herzlich ergeben sind, Ihren Besuch bei uns zwar als eine noch ungewisse, doch wahrscheinliche Hoffnung eröffnet habe. Alle ließen mich im vollsten Maße erkennen, welch ein Glück die Erfüllung derselben für einen großen Kreis wohlmeinender, empfänglicher, thätiger Menschen sein wird! Was Sie auch in dem lieben Schreiben vom 3. von Neuem Bedenkliches dagegen sagen, kann mich von dieser Hoffnung nicht mehr trennen; ich lebe ganz dafür, und meine Zukunft ist durchaus davon voll. Alles ist von Neuem überlegt und erwogen; Ihre Bedenklichkeiten ehre ich, und nehme sie als meine eigensten Sorgen; da ich aber nicht im Mindesten bange bin, Ihnen auf alles, was Sie mir ferner einwenden können, zu antworten und jede Sorge zu heben, so kann ich nicht anders als mit größter Zuversicht auf Ihren Besuch hoffen. Wenn ich in dieser Sache von mir spreche, ist es wohl natürlich, daß ich meine liebe Frau darunter mit verstehe; sie ist die beste Hausfrau, die ich mir wünschen könnte, sie verdient wohl das Glück, Ihnen ihre Liebe beweisen zu dürfen. Vor den Leuten ist es freilich besser, die Sache als ungewiß darzustellen, und so will ich mich ferner verhalten und darauf wachen, daß nichts Störendes dazwischen komme.

Möge der Himmel uns Ihre theure Gesundheit bewahren! Lassen Sie uns dieses wichtige Thema als eine stehende Rubrik in unserem Briefwechsel behandeln!

---

1) Goethe's Freund, H. Meyer, damals von Weimar abwesend.
2) Vgl. Zelter's Brief an Goethe Nro. 299.

Sollten Sie die beiden Schriften von G. W. J. (London 1799 und 1800) [1]), wovon die Titel hier beifolgen, nicht kennen und besitzen, so bin ich bereit, Sie zu überschicken. Ewig ergeben

Schultz.

21.

Goethe an Schultz.

So eben war Beikommendes in Begriff abzugehen, als Ihr werthes Schreiben bei mir eintrifft. Herr Hofrath Hirt erfreut mich durch seinen Besuch; daher nur schnell einige Worte. Aber- und abermals empfehl' ich die beiden Aufsätze. Wenn wir dasjenige aussprechen, was wir im Augenblick für wahr halten, so bezeichnen wir eine Stufe der allgemeinen Cultur und unserer besonderen; ob ich mich selbst oder durch andere zurechtweisen lasse, ist für die Sache selbst gleichviel; je geschwinder es geschieht, desto besser. Ist doch nichts in der Welt, was nicht eine Gegenrede erduldete. In unserem Falle ist das Eisen heiß, und Zeit zu schmieden. [2])

Ich habe Ihren Vortrag immer vor Augen, und suche mich ihm zu fügen. In früheren Zeiten suchte ich nur an Freunden die zustimmende Seite, da sich denn im Laufe des Umgangs die abstimmende oft von selbst zeigte; jetzt suche ich die Differenzen zuerst, damit die Einigkeit daraus hervorgehe. Es ist doch zuletzt alles eine Art von Sprache, wodurch wir uns erst mit der Natur, und auf gleiche Weise mit Freunden unterhalten möchten. Diese haben nun etwa einen wenig abweichenden Dialect, und da gibt es wohl einmal ein Mißverständniß, das aber wohl zu lösen ist, wenn man sich eines gemeinsamen Idiodikons befleißigt.

Lassen Sie sich ja die entoptischen Farben empfohlen sein; ist man hier zu Hause, so genießt man der freisten Aussicht, mitt-

---

8) Es sind folgende drei kleine Schriften gemeint: The Observations of Newton concerning the Inflections of Light; accompanied with other Observations differing from his and appearing to lead to a change of his Theory of Light and Colours. London 1799. An Account of the Irides or Coronae which appear arround and contiguous of the Bodies of the Sun, Moon and others luminous objects. London 1799. New Observations concerning the Colours of thin transparent Bodies shewing these Phaenomena to be Inflections of Light, and that of the easy transmissions and reflections derived from them have no existence, but fail equally in their application by Newton to account for the Colours of natural Bodies. London 1800. Der Verfasser dieser Schriften, Gibbes Walker Jordan, hatte sich nur mit seinen Anfangsbuchstaben unterzeichnet. Auszüge aus den beiden ersten Schriften brachten Gilbert's Annalen schon im Jahre 1804 (XVIII, 1—56), und im folgenden Jahre gab Brandes daselbst (XIX, 363—367. 464—475) seine Gegenbemerkungen.

2) Aehnlich hatte Goethe am 26. März 1816 an Zelter geschrieben: „Grüße Herrn Staatsrath Schultz, und ersuch' ihn, mir bald zu antworten. Es ist gerade Zeit, das Eisen zu schmieden."

lerweile die Unseligen sich mit polarisirten Schnellkügelchen[1]) herumtreiben. Das Seltsamste ist, daß Niemand begreifen will, die Wissenschaften seien um der Brauchbarkeit willen da; und doch schreit Jedermann nach dem Nützlichen.

Die Englischen Bücher erbitte mir, sobald ich wieder an das Geschäft gehe; jetzt bin ich nach anderen Seiten hingezogen.

Unseren guten Meyer verlier' ich für diesen Winter; ich bin seinetwegen sehr in Sorgen. Die Aerzte rathen ihm für ein hartnäckiges Uebel die vaterländische Luft, und es ist immer ein böses Zeichen, wenn einen diese Herrn auf Reisen schicken. Von Zelter'n habe ich den freundlichsten Brief. Halten Sie übrigens gefällig das Büchlein[2]) geheim.

Herrn Hirt's Gegenwart hat mir die Berliner Freunde und Gegenstände wieder sehr herangezogen. Möge der Winter sich gegen uns leidlich betragen! und ein fröhliches Wiedersehen vorbereiten!

herzlich verbunden

Weimar, den 24. September 1817. Goethe.[3])

22.

Schultz an Goethe.

Berlin, den 3. October 1817.

Der mit dem werthen Schreiben vom 24. v. M. erhaltene Apparat ist zwar nicht in ganz brauchbarem Zustande angekommen, doch so, daß der Mechanicus darnach vollständig instruirt werden kann, und ich hoffe, mich in wenigen Tagen wieder aller der lehrreichen entoptischen Farbenerscheinungen durch eigne Anschauung zu erfreuen. Besonders danke ich gar sehr für das treffliche Glimmerblättchen, welches so leicht nicht zu haben ist.[4])

Von Seiten des Herrn Ministers von Schuckmann,[5]) der ehegestern von der Reise zurückgekehrt ist, habe ich Folgendes zu melden. Die Nachricht von Ihrem Wohlbefinden und die Hoffnung, Sie hier zu sehen, erregte bei ihm die lebhafteste Theilnahme. Ich unterließ nicht zu bemerken, daß diese Hoffnung an eine Bedingung geknüpft sei, deren Erfüllung, da sie der Erhaltung Ihrer Gesundheit und Ruhe gelte, jedem Ihrer Verehrer wichtig sein müsse, daß Sie nämlich ein- für allemal aus billiger Rücksicht und mit gutem

---

1) Nach der Entdeckung von Malus.

2) Den zweiten Band der Italiänischen Reise. Vgl. Nro. 17.

3) Von den Worten und ein fröhliches an eigenhändig von Goethe geschrieben.

4) Vgl. Goethe's Abhandlung von den entoptischen Farben Nro. XXIII.

5) Goethe hatte Schuckmann schon im Jahre 1790 zu Breslau kennen lernen, und ihm im November desselben Jahres einen ehrenvollen Antrag zum Uebertritt in den Weimarischen Staatsdienst gemacht.

Willen vor allen Diner's, Souper's und Assembleen bei Hofe und sonstigen Hohen Herrschaften dispensirt, und in Absicht Ihres Verhaltens, Kommens und Bleibens von allen Ansprüchen und jeder Gene entbunden würden, die Ihnen das Hiersein unangenehm machen und uns selbst des eigentlichen Werthes Ihrer Gegenwart berauben müßten. Der Herr Minister erkannte die Gründe dieser Bedingung im ganzen Umfange an, und erklärte sich gern bereit, die Sorge für deren Erfüllung zu übernehmen, so weit sie die Verhältnisse des Hofes betreffe. Er werde deshalb alles Nöthige bei Zeit bevorworten, und besorge er nicht die mindeste Schwierigkeit dabei, indem die aufrichtige Hochachtung, welche die Prinzen des Königlichen Hauses gegen Sie hegen, es außer Zweifel setze, daß man bereitwillig Ihren Wünschen nachgeben werde, wodurch alsdann andere Herrschaften um so mehr dazu verpflichtet werden würden. Nur in Absicht Seiner Majestät des Königs hält Herr von Schuckmann es nicht für möglich, daß Sie es vermeiden könnten zur Tafel geladen zu werden, weil Privataudienzen nicht stattfinden, und Seine Majestät also keine andere Gelegenheit haben würden, Sie zu sprechen, welches der Herr Minister doch schon des Anstandes wegen vor den Augen eines großen, Sie überaus hochachtenden Publicums für unumgänglich nöthig versichert. Auch wird die Tafel Seiner Majestät des Königs, da sie nicht über zwei Stunden währt, Ihnen nicht beschwerlich fallen, noch könnte solche Sie irgendwie compromittiren. Eben so wenig werden Sie wegen Uniform, Orden 2c. dabei in Verlegenheit kommen, indem Sie deshalb von selbst entschuldigt sind, wenn Sie hier als Reisender, ohne die Absicht, bei Hofe zu erscheinen, auftreten.

So wird daher hierüber keine Sorge weiter stattfinden und nichts im Wege stehen, Ihnen den hiesigen Aufenthalt so angenehm, wie möglich, zu machen. Erhalten Sie mir die Freude, daß ich unverwandt darauf denken und mit der Aussicht auf das herrlichste Frühjahr mir den trüben Winter erheitern darf. Zweifeln Sie nicht, daß ich um so fleißiger meine Nebenstunden zu dem von Ihnen gewünschten Vorhaben verwenden werde; an Muth für das Rechte soll es nicht fehlen. In meiner Noth (denn der ist wahrlich in Noth, der sein Vorhaben mit seinen Kräften noch nicht in's Gleichgewicht zu bringen weiß) habe ich mich von Neuem an Kepler [1]) gewendet, und ihn von vorn zu studiren wieder angefangen. Schon fühle ich mich von ihm erweitert und berichtigt; geht es dennoch nicht, so will ich gern meine Vorstellungen auf den engsten Kreis beschränken, um durch ein ungemessenes, ungenügsames Bestreben die erlangten kostbaren Wahrheiten nicht zu gefährden. Sie erinnern mit Recht, daß man sich eines gemein-

1) Kepler's Verdienste hatte Goethe in der Geschichte der Farbenlehre gewürdigt.

samen Idiodikons befleißigen sollte; es geht mir sehr zu Herzen, aber bedenken Sie, wie schwer die Aufgabe für den ist, der in der Sprache so wenig Uebung hat!

Ewig der Ihrige. Schultz.

23.

Schultz an Goethe.

Berlin, den 17. October 1817.

Seit Mitte voriger Woche habe ich keinen schönen Tag versäumt, den entoptischen Apparat aufzustellen, und ich schreite auf meine Weise in der Einsicht in diese Dinge täglich fort. So heitere Tage, wie wir im Juli und August dieses Jahres hatten[1]), sind jetzt freilich nicht zu erwarten, und ich muß mich begnügen, die Erscheinungen einzeln zu verfolgen, die man bei günstigerer Witterung ununterbrochen vor sich entwickelt sehen könnte. Dieses Hinderniß hat mir aber einen Vortheil gebracht, den ich sonst wohl länger noch entbehrt hätte, nämlich die ganz lebendige Erkenntniß, daß die Umkehrung des weißen Kreuzes in das schwarze und der dazu gehörigen Farbenreihe lediglich davon abhängt, ob der Grund, welcher in den Glaswürfel hineingespiegelt wird, hell oder dunkel ist.[2])

Den unteren kleinen schwarzen Spiegel konnte ich, nach der Art, wie ich den Apparat aufstelle, nicht gebrauchen, weil er ein zu kleines Feld hat, und deshalb nicht genug Licht auf den Würfel bringt. Ich griff also nach einem größeren schwarzen Handspiegel, durch welchen sofort die Erscheinung gesetzmäßig bewirkt wurde, und weil eben ein solcher weißer Handspiegel darneben lag, nahm ich auch diesen und probirte damit. Wie sehr war ich überrascht, durch den weißen Spiegel das schwarze Kreuz und (die) dazu gehörige Farbenreihe hervorgebracht zu sehen, da der schwarze Spiegel eben das weiße Kreuz nebst dessen Farben gezeigt hatte. Und zwar bemerkte ich, daß der schwarze Spiegel ziemlich genau in 45 Grad gegen den Horizont geneigt sein mußte, um das weiße Kreuz hervorzubringen, daß hingegen der weiße Spiegel in einer so starken Neigung gar kein Bild gab, erst bei einer Neigung von 30 Graden das schwarze Kreuz zu zeigen anfing, welches immer deutlicher und die dazu gehörigen Farben immer lebhafter sich entwickelten, je mehr der Spiegel in die horizontale Lage gebracht wurde, welche jedoch nicht ganz zu erreichen war, weil der Spiegel alsdann das Bild des Apparats selbst zurückwarf. Ich bemerkte bald, daß diese verschiedene Neigung des weißen und des schwarzen Spiegels nichts Absolutes war, sondern lediglich von dem Himmel abhing, von dem das Licht auf die Spiegel fiel. Derselbe war nämlich

1) Zur Zeit seines Besuches bei Goethe.

2) Vgl. den Abschnitt Elemente der entoptischen Farben, oben Brief 19, unten Brief 24.

bei der Beobachtung vom Horizonte herauf mit weißen Wolken bedeckt, die sich aufwärts allmählich verloren, so daß im Zenith der reine blaue Himmel erschien. Nun war es klar, daß je mehr der schwarze Spiegel, gegen den Horizont gerichtet, das Licht von den Wolken auf den Würfel brachte, das weiße Kreuz mit seinen Farben, je mehr der weiße Spiegel, gegen den Zenith gerichtet, das Licht vom blauen Himmel zum Würfel brachte, das schwarze Kreuz mit seinen Farben erschien; und dies hat sich bei wiederholter Beobachtung stets ergeben.

Sehr auffallend war mir aber, was ich gestern Nachmittag erfuhr, da ich, weil die Sonne in das Zimmer schien, genöthigt war, den Apparat etwas zur Seite in das Zimmer zurückzuziehen, um damit im Schatten zu bleiben. Indem ich nun in dieser etwas genirten Stellung mit dem weißen Spiegel probire, um den blauen Himmel vor mir aufzufassen und auf den Würfel zu spiegeln, kommt zufällig das Bild des neben mir in das Zimmer zurückgeschlagenen Fensters in den Spiegel, und durch diesen auf den Würfel, wodurch mit einem Male ein so lebhaftes schwarzes Kreuz und Farbenspiel erzeugt wird, als ich noch nie gesehen hatte. Heute früh, da ich dasselbe wiederholte, ohne vom Sonnenschein genirt zu sein, jedoch bei heiterem Himmel, war die Wirkung über die Maßen schön, so daß das Prisma in der dunkeln Kammer keine lebhaftere Farbe erzeugen kann.

In diesem Augenblicke, da der Himmel bezogen ist, wiederholte ich diesen Versuch, und das schwarze Kreuz mit höchst lebhaften Farben stellte sich sofort ein, wie der weiße Spiegel das Bild des zurückgeschlagenen Fensters auffaßte.

Besonders artig ist dieser Versuch mit dem einfachen schwarzen Spiegel und dem etwa unter 80 Grad darauf gesetzten Würfel. Dieser gibt nämlich nur bei heiterem Wetter (blauem Himmel) das schwarze Kreuz, schwach und ohne Farben; bei bedecktem Himmel gibt er nichts, und der weiße Spiegel mit dem darauf gesetzten Würfel gibt weder bei blauem noch bei bedecktem Himmel irgend eine Erscheinung. Wende ich aber den schwarzen Spiegel mit dem Würfel gegen das zurückgeschlagene Fenster, so gibt derselbe, auch bei bedecktem Himmel, das deutlichste schwarze Kreuz mit ziemlich lebhaften Farben; wobei man, nach Verschiedenheit der Stellung, die man mit dem Spiegel und Würfel gegen das spiegelnde Fenster nimmt, auf das Bequemste die Verschiebung des Kreuzes beobachten kann, welche die verschiedene Himmelsgegend, nach der man den Spiegel richtet, bewirkt.

Die Erklärung liegt vor Augen, daß nämlich das zurückgeschlagene Fenster den spiegelnden dunkeln Grund des blauen Himmels, und zwar besser als dieser selbst, vertritt.

Ich habe diese Erscheinungen so weitläufig, wie sie mir vorgekommen, erzählt, obwohl sie für Sie nichts Neues enthalten, um Ihnen zu zeigen, wie ich mit Hülfe Ihres mir gütigst dargeliehe-

nen Apparats in meinen Erkenntnissen vorschreite, und wie weit ich damit gekommen bin.

Das Glimmerblättchen thut die trefflichsten Dienste, indem es alle Erscheinungen umkehrt, wenn es aus der gleichnamigen in die kreuzende Lage gebracht wird. Ich kann mit diesem Apparat stolziren, und gedenke nächstens einen und den anderen der hiesigen Physiker einzuladen, um ihnen an diesen einfachen Wesen die ganze Pracht der Wirkung des Naturgesetzes zu zeigen, welches sie hartnäckig zu bekennen widerstreben, indem sie sich vielmehr, wie ich vom Mechanicus erfuhr, an den kostbarsten und complicirtesten Instrumenten und Apparaten, nach Biot's [1]) Anweisung, vergeblich herumquälen, um nur das Geringste, nach ihrer verkehrten Theorie, im Zusammenhange wahrzunehmen.

Vieles, vieles hätte ich Ihnen, in Bezug auf Ihre Hieherkunft, zu schreiben; denn es ist hier jetzt lebhafter in Unternehmungen und Kunstbemühungen, als seit Menschengedenken. Davon nun das nächste Mal. Geben Sie uns nur die Freude, von der Fortdauer Ihrer Gesundheit zu erfahren.

Herzlichst der Ihrige. Schultz.

24.

Schultz an Goethe.

Berlin, den 24. October 1817.

Einige anhaltend heitere Tage haben mir die Freude verschafft, alle die Irrthümer, in denen meine Ansicht von den entoptischen Farben bisher noch verwickelt war, so ganz verschwinden zu sehen, daß ich nunmehr Ihre und Seebeck's Aufsätze durchaus verstehe, und mich mit Ihnen überall ganz einverstanden finde. Außer den Erscheinungen am Doppelspathe, habe ich sie nunmehr alle wahrgenommen, alle gesetzmäßig und folgerecht, wovon mir doch einige viel zu schaffen gemacht haben. So ist es z. B. verwirrend zu sehen, wenn ich zu der Zeit, wo das oblique Licht in's Fenster fällt, das directe Licht hingegen vorbeistreift, den Rücken gegen das Fenster gekehrt, den einfachen schwarzen Spiegel und den Würfel darauf vor mir halte, wie bei abgeänderter Neigung des Würfels bald das weiße, bald das schwarze Kreuz im Spiegel erscheint, ohne daß die Richtung weder des Spiegels noch des Würfels verändert wird. Bei näherer Betrachtung zeigt sich deutlich, daß in dem Falle, wo das oblique Licht von oben her gerade durch das Fenster auf den Würfel fällt, das schwarze Kreuz erscheint, hingegen im anderen Falle das wegen der jenseit der Straße belegenen Häuser vom untern Theile des Glasfensters auf den Würfel gespiegelte directe Licht das weiße Kreuz hervorbringt. Nun verstehe ich auch die Wolken erst, denen ich in meinem vorigen Briefe eine

1) Vgl. B. 27, 329 f. (32, 122 f.) [21, 241 f.]

ganz falsche Rolle zugetheilt hatte, da sie in jenem Falle doch nur als Reflectoren des directen Lichts wirkten.

Den 28.

Ihre Bemerkung wegen der Wirkung des directen und obliquen Wiederscheines auf das Maler-Atelier ist mir von Schinkel bestätigt worden, der, weil das seinige gegen Abend belegen ist, nie begreifen konnte, warum er um die Mittagszeit eine so unangenehme Beleuchtung hatte. Er ist deshalb genöthigt gewesen, meistens nur in den Frühstunden des Morgens zu malen, welches übrigens, da es mit seinem Fleiße und seinen sonstigen vielen Tagesgeschäften übereinstimmte, ihm ganz angenehm war. Vielleicht kann man sich daraus erklären, warum seine Bilder etwas Mißfärbiges haben; sie ertragen das hohe Licht nicht wohl, weil sie nicht darin gemalt sind, oder man möchte ihnen wohl ansehen können, daß sie zum Theil in obliquem Lichte gemalt sind. Also Gemäldegallerien würde man vorzugsweise auch nur von Mitternacht her beleuchten müssen, und es wird nur eine kurze Zeit des Tags, eigentlich gar nur Augenblicke, nur einzelne Puncte geben, wo man Gemälde richtig sehen kann. Da es einmal so ist, erfreuen wir uns der Einsicht, daß es so ist, wenn gleich, ehe man sich mit dem Gedanken vertraut gemacht hat, etwas Aengstliches darin liegt. Wir sollen, so deute ich es, nicht vergessen, daß jeder Mensch, jedes Wesen, jedes Werk, als Individuum, sein eignes cosmisches Verhältniß, seine eigne Culmination hat! Freilich muß man sich zuletzt doch damit abzufinden wissen, sonst müßte man ja vergehen, ohne daß auf Erden etwas Gemeinsames zu Stande käme, und das ist ja eben die Aufgabe der Kunst!

Den 31. October.

Da ich gestern den Prof. Weiß [1]), den Mineralogen, antraf, und ihn um Mittheilung von Doppelspath aus dem mineralogischen Cabinet zu optischen Versuchen ersuchte, erfuhr ich von ihm, daß Ihre Entdeckung der Wirkung des directen und obliquen Lichtes, vermöge des Sonnenstandes, unter den hiesigen Physikern zu spuken anfängt; aber sie scheinen nicht gern gestehen zu wollen, daß sie diesen wichtigen Aufschluß Ihnen zu danken haben, und Herr Weiß that fremd und betroffen, als ich ihn auf Ihr im Juli erschienenes Heft zur Morphologie [2]) verwies.

Wir haben hier gestern eine herrliche Aufführung des Messias von Händel gehabt; wie sehr wünsche ich, daß sie wiederholt werde, wenn Sie bei uns sein werden, und das wird nicht so schwer halten, da das Werk nun einmal so tüchtig einstudirt ist. Zelter war in seiner Glorie als Dirigent; es hat ihm viel Arbeit gemacht.

---

1) Schon am 9. April 1812 schreibt Zelter, Schultz sei wegen seines Glaubens an Goethe's Farbenlehre mit mehreren seiner Bekannten, zu denen auch Weiß gehöre, zerfallen.

2) Zur Naturwissenschaft I, 1, 21 f.

Langermann[1]) hat uns seinen Besuch bei Ihnen erzählt, und mir Ihr und der Ihrigen Bild auf das Erfreulichste vergegenwärtiget. Hirt habe ich erst flüchtig gesprochen; er soll nächstens ordentlich herbei, und sich redlich aussprechen.

Den 1. November.

Heute wird zu Wittenberg der Grundstein zu Luther's Denkmal gelegt[2]); mir ist nicht wohl dabei. Schadow, dessen früherer Entwurf zu einer Statue Luther's ausgeführt wird, widerspricht durch dieses Werk dem Ruhme, der ihm durch die nach Ihrer Angabe und nach Rauch's Büste unternommene Statue Blücher's unfehlbar wird zu Theil werden; denn diese Arbeit wird höchst sehenswürdig. Der Kopf, die beiden Arme und der Säbel sind bereits gegossen und gut gerathen.[3])

Das zur Gemäldegallerie in Verbindung mit der Academie aufgeführte Gebäude ist fertig geworden, und wenn Sie künftiges Frühjahr hier sein werden, ist hoffentlich die Gallerie, wenigstens die Guistiniani'sche[4]), schon aufgehängt. In künftigem Jahre werden die Bauten zur Aufnahme der Antikensammlung fortgesetzt, die jetzt noch in den Schlössern zerstreut ist.

Schätzbarer als die Königliche Gemäldesammlung ist aber in der That schon jetzt die Sammlung meines Freundes Solly[5]), und sie wird es täglich mehr. Es ist zum Erschrecken, was man zu sehen bekommt an Werken der alten Schulen vor 1500; aus diesen Sachen begreift man erst, wie die Kunst in jener Zeit einen so plötzlichen Aufschwung nahm, und mit Raphael gleichsam zu Grabe gehen mußte. Da wir hier von jenen älteren Sachen bisher nichts zu sehen bekamen, werden wir durch diese Sammlung erst zu einem Studium der Geschichte der Kunst in den Stand gesetzt, und man lernt nun erst Raphael und seine Epoche auf die würdige Weise verstehen und hochschätzen. Sie werden hier mit Vergnügen und Muße Gemälde aus den Florentinischen und Venetianischen Schulen des 14. und 15. Jahrhunderts sehen können, auf die der Reisende in Italien wegen der Menge vorzüglicherer späterer Werke weniger aufmerksam wird, und die doch die späteren Sachen beinahe vernichten. Auch von den früheren Deutschen und Nieder-

---

1) J. G. Langermann, der vom Jahre 1794 an in Jena studirt, daselbst 1797 promovirt hatte, war im Sommer 1810 nach Berlin berufen worden. Mit Goethe, Schultz und Zelter stand er in freundlichster Verbindung. Vgl. Goethe an Zelter Nro. 181. Knebel an Goethe Nro. 345. 526. 527. oben S. 29 f. 39. 48 ff.

2) Vgl. Zelter's Brief Nro. 268.

3) Vgl. Zelter's Brief Nro. 500. Goethe's Werke B. 31, 281 ff. (39, 296 ff.) [25, 208 ff.] Schadow Kunstwerke und Kunstansichten S. 139 f. 146 ff. 165 f. 176 ff.

4) Der König hatte dieselbe im Jahre 1815 zu Paris gekauft. Vgl. Zelter's Briefe Nro. 229. 243. 249.

5) Eduard Solly, dessen Sammlung später gleichfalls für das Königliche Museum angekauft ward. Vgl. oben S. 51. 69 ff. 83.

ländern sammeln sich bei Solly köstliche Sachen, und wir bedauern den Verlust des Danziger Bildes nicht eben, wie bisher.

Für heute mich Ihrem gütigen Andenken empfehlend

Schultz.

25.

Goethe an Schultz.

Das zweite Mal nach Ihrer Abreise, will ich nicht in Jena sein [1]), ohne von hieraus zu sagen, wie gern ich mich Ihrer Gegenwart erinnere.

Die entoptischen Erscheinungen sind irrlichtartig, und man kann sich wohl verzeihen, hin und her von ihnen geführt zu werden. Diese neckischen Gespenster haben mich mehr geäfft, als billig.

Ich finde hier ein Blatt, mit Bleistift geschrieben, bei Veranlassung Ihrer lieben Briefe; lassen Sie mich den Inhalt dictiren, die Verbindungspartikeln finden Sie selbst am Besten.

Die Lehre vom directen und obliquen Licht [2]) ist so fruchtbar, daß ich selbst noch oft dafür erschrecke. Mehrere Fälle, die seltsamsten, lösten sich mir auf durch das Einfachste, was Jeder längst schon weiß.

In der Stille arbeite ich immer fort, und habe wieder recht gute Sachen erhascht, stets auf dem alten Wege, die einfachsten Maximen, in allen ihren Proteischen Erscheinungen, nicht los zu lassen.

Was ist einfacher als eine Whistkarte, die Gesetze dieses Spiels! und wer spielt denn vollkommen Whist!

Die Natur ist ganz practisch; deswegen müssen ihre Maximen ganz einfach sein. Brauchte sie so viele Umstände, als Newton zu seiner Optik, so wäre nie ein Weltchen zu Stande gekommen, ja kein Steinchen wäre vom Himmel gefallen.

Seltsam ist es, daß man die Wissenschaft als etwas für sich Bestehendes behandelt; und doch ist sie nur Handhabe, Hebel, womit man die Welt anfassen und bewegen soll. So viel für dies Mal, damit nur wieder etwas zu Ihnen gelangt.

Ich habe Biot's Capitel, wo er Licht und Farben behandelt, wieder angesehen; [3]) man fühlt sich, wie in Egyptischen Gräbern.

---

1) Goethe war im November wieder nach Jena gekommen, aber am 15. von dort nach Weimar abgerufen worden; kurz darauf kehrte er nach Jena zurück.

2) Vgl. oben Nro. 23.

3) Vgl. Nro. 23 S. 166.

Die Phänomene sind ausgeweidet, und mit Zahlen und Zeichen einbalsamirt, der wissenschaftliche Sarg mit bunten Gestalten bemalt, welche die Experimente vorstellen, wodurch man das Unermeßliche, Ewige im Einzeln(en) zu Grabe brachte. Jeder Freund der Naturlehre hat stündlich zu rufen und zu seufzen: „Wer errettet mich aus dem Leibe dieses Todes!“ [1])

Mein hiesiger Aufenthalt nöthigt mich in die bibliothekarische Gelahrtheit. Das ist ein schrecklicher Zustand; ich muß aber doch sehen, wie ich mich darein finde. Wäre nur nicht die Aussicht nach Ihnen zu getrübt!

Meine Kinder versehen mich mit gutem Frühstück, und melden, daß ich Ihnen diese Gabe verdanke. Das ist denn auch gar schön und löblich, und ich will mich dessen hier, besonders in meiner Abgeschiedenheit von Küche und Keller, freuen.

Um den Platz auszufüllen, setze hinzu:

Ich bin seit vier Wochen mit Universitätsgelehrten in Geschäftsberührung, wofür ich mich, ob ich gleich über vierzig Jahr in Jena lebe, immer gehütet habe. Ihr Zustand aber läßt sich billiger Weise also aussprechen, wenn ich die Forderungen neuerer Zeit in's Auge nehme: Ein solcher Mann soll in dem Fache, worinne er Meister ist, lehren, sich auf das täglich und stündlich zu Lehrende vorbereiten, um sich, wenn er es auch in- und auswendig kennt, für den Moment fertig zu machen; er soll nicht allein das Hergebrachte überliefern, er soll auch vom Neuen und Neusten Rechenschaft geben, irgend eine academische Schrift ausarbeiten, oder in sonstigen Druckschriften sich gewandt und tüchtig zeigen, nebenher Journale bedienen, eigene und fremde Schriften redigiren und corrigiren, auch wohl einmal —

Das Weitere entbehren Sie wohl, womit ich schließen wollte. Wo sollten wir für unsere Art zu sein, zu sehen, zu denken und zu handeln irgend eine Förderniß hoffen? Wenn man sich nur von Zeit zu Zeit ein Viertelstündchen sehen könnte, so brauchte es aller dieser weit ausgeholten Betrachtungen nicht.

G.

Jena, den 24. November 1817.

26.

Schultz an Goethe.

Berlin, den 13. December 1817.

Ich kann unmöglich nochmals einen Posttag vorüber gehen lassen, ohne meinem stets regen Verlangen genug zu thun, Ihnen, Verehrtester, durch einige Mittheilung nahe zu bleiben. Im November traten zugleich mit häuslichen Abhaltungen solche Veränderun-

1) Vgl. Riemer II, 679.

gen in meinem amtlichen Verhältnisse ein, daß ich mich plötzlich auf längere Zeit aller Muße beraubt sah, und selbst jetzt winde ich mich nur auf unsichere Art durch diese vielfachen Hindernisse, um den Faden einer Verbindung zu erhalten, die mir über alles theuer ist. Indem an die Stelle des Herrn von Schuckmann der Herr Minister von Altenstein mein Chef geworden ist, dem ich seit vielen Jahren innig zugethan bin, sind mit meinen besten Wünschen und Hoffnungen zugleich Sorgen wieder lebendig geworden, die ich lange nicht mehr kannte, und ich sehe noch nicht klar in die Zukunft. Möge dieser ungewisse Zustand bald einer heiteren Zuversicht weichen!

Ihr werthes Schreiben vom 24. v. M. schließt mit dem erfreulichen Wunsche des Wiedersehens, und erlaubt mir, ihn auf das Günstigste dahin auszulegen, daß es unverändert bei der Absicht Ihrer Herkunft im Frühjahr verbleibt.[1] Sollte noch irgend ein Bedenken für Sie in den hiesigen Verhältnissen obwalten, so bin ich jetzt, noch mehr als vorher, gewiß, es heben zu können; so wie überhaupt der Eintritt des Herrn von Altenstein in seine jetzige Stellung Ihren hiesigen Aufenthalt für Sie angenehmer, für uns wohlthätiger zu machen verspricht, als es je zu hoffen war, indem derselbe stets eine innige Hochachtung gegen Sie hegt. Jetzt haben wir endlich auch eine sichere Hoffnung, Seebeck hieher zu ziehen, wie gespenstisch sich auch die Scheelsucht seiner Gegner dawider erheben wird; wenn er nur bis zum Frühjahr schon hier wäre! Herr von Altenstein hat mir gestern zwei ganz vortreffliche große schwarze Spiegel und neun Glastäfelchen zur Bildung eines Würfels eingehändigt, welche er schon vor einem Jahre von Seebeck erhalten, und seitdem verlegt hatte. Dieser Apparat ist von außerordentlicher Wirkung; ich freue mich schon auf die nächsten heiteren Stunden!

Vor einigen Tagen befand ich mich in Gesellschaft mehrerer Newtonischer Optiker, die denn ihre Consternation und ihren Unmuth nicht bergen konnten, daß die vortreffliche Biot'sche Gelehrsamkeit durch Ihre einfache Lehre vom directen und obliquen Lichte so ganz zu Wasser gemacht sein sollte, daß es der mit so viel Kosten nach Biot's Angabe verfertigten Apparate im Mindesten nicht bedürfe, und alle ihre Arbeit vergebens sei. Vorzüglich erhob sich Professor Tralles, dessen academischer Dünkel nun hoffentlich nicht mehr, wie sonst, schädlich sein wird.[2])

Was Sie hie und da, neckend und scheltend, gegen Academien

---

1) Drei Tage später schreibt Goethe an Zelter: „Herrn Schultz sage, daß ich täglich sein gedenke. Was uns Beide beschäftigt (die entoptischen Farben), ist herrlich als Erscheinung, ehrenwerth als Theil des Naturganzen und als Symbol seiner Geschwistertheile ehrwürdig. Diesen Gruß erließ ich mit mehrerer Freudigkeit, würde mir die Hoffnung, euch künftiges Frühjahr zu sehen, nicht mit jedem Tage mehr umnebelt."

2) Vgl. dagegen Zelter's ehrenvolles Urtheil Nro. 391.

gesagt haben [1]), findet sich wohl nirgend in der Welt so, wie hier, bewahrheitet. Denken wir uns diese Academien weg, so bleibt für den freien Fortschritt in Wissenschaften und Kunst hier kaum was zu wünschen übrig; diese Anstalten sind ganz eigends dazu da, ihn zu hemmen. Sie werden es kaum glauben, daß die Academie der Künste, als Prof. Hummel vor Kurzem darauf antrug, für die Maler und Bildhauer einen hier noch fehlenden Unterricht in der Anatomie einzurichten, sich fast einstimmig dagegen erklärt hat, weil ein solcher Unterricht überflüssig sei, da Prof. Schumann den Unterricht im anatomischen Zeichnen nach guten Vorzeichnungen ertheile; in der Oberbehörde war man derselben Meinung, und nur ein Ungefähr gestattete, daß dieser nichtswürdigen Meinung kräftig widersprochen und dem Antrage Gehör geschafft wurde.

Unsere Sammlung von Gipsabgüssen bereichert sich; abermals sind von London 23 Kisten mit Relief's von Phigalia und Elgin'schen Sachen abgegangen; auch den Coloß des Phidias haben wir von dort zu erhalten Hoffnung.

Kürzlich habe ich zum ersten Male in meinem Leben einen Bauchredner gehört, und meine Gedanken über Sinnestäuschungen, ganz wie ich hoffte, bestätigt gefunden. Es hat diese Erfahrung aber zu anderen Betrachtungen Anlaß gegeben, die ich gelegentlich mittheile.

Diesmal verbleibe ich in treuester Ergebenheit

Schultz.

Ich addressire nach Weimar, da Sie in dieser ungünstigen Jahreszeit den im Juli so lieblichen Aufenthalt in Jena wohl nicht werden verlängert haben. [2])

27.

Schultz an Goethe.

Berlin, den 25. Februar 1818.

Sie sind wohl überzeugt, verehrter Mann, daß Ihre nun so bald zu hoffende Herkunft stets mein lebhaftestes Interesse ist, und daß ich, je länger je mehr, verlange, dieser lieben Hoffnung gewiß zu werden. Der Zeitpunct ist nun wohl da, Ihre endliche Entscheidung zu erwarten; daß Sie kommen, darf ich nicht bezweifeln; wie sollte ich mich von einer so nahen, so sicheren, so glücklichen Erwartung, wie von einem leeren Traume, wieder losmachen! Dies sei nicht die Frage; aber ob Sie früher oder später kommen, wird freilich von Umständen abhängen, welche nicht in unserer

1) Dagegen bemerkt Goethe anderswo: „Man klagt über wissenschaftliche Academien, daß sie nicht frisch genug in's Leben eingreifen; das liegt aber nicht an ihnen, sondern an der Art, die Wissenschaft zu behandeln, überhaupt."

2) Goethe befand sich noch immer zu Jena.

Macht sind. Möchten doch diesmal die bösen Zeichen, die uns ein spätes Frühjahr verkündigt haben, zu Gunsten einer so ersehnten Reise unwahr befunden werden! Vielleicht sind sie bei Ihnen günstiger eingetroffen, und dann ist es ja erlaubt, den besten Fall anzunehmen. Ueberdem ist auf der Reise zwischen Weimar und Berlin auch im schlimmsten Falle nicht viel zu wagen; und hier ist es zuletzt einerlei, zumal wir der besseren Jahreszeit gewiß entgegen gehen. Was Ihrer hier erwartet, davon darf ich nichts mehr sagen; leider ist es als gewiß anzunehmen, daß Se. Maj. der König schon im April von hier nach Petersburg abreisen werden, wovon Sie bereits gehört haben werden. Der Kronprinz wird Se. Maj. begleiten, und die Abwesenheit etwa vier Monate währen. Auch andere Herrschaften werden um diese Zeit, wie es heißt, Berlin verlassen, so daß Sie es hier sehr still finden dürften. Unangenehm ist es noch insbesondere, daß Madame Milder-Hauptmann [1]) gegen Ende künftigen Monats von hier abreiset, um erst im Juni wiederzukehren. Diese seltne Frau würde unserem Theater einiges Interesse für Sie gewähren; es hätte mir nichts Empfindlicheres widerfahren können, als daß sie gerade um diese Zeit weggehet. Ich besorge darum nicht, daß es Sie gereuen dürfte, Berlin zu besuchen. Nach der Liste von Gegenständen, die ich für Sie verzeichnet habe, um Ihre Anwesenheit hier für Sie und uns auf's Beste zu benutzen, sind wenigstens vierzehn Tage nöthig, um alles in oberflächlichen Augenschein zu nehmen, und da, wie wir hoffen, manches Sie zu ausführlicher Beschäftigung reizen wird, so dürften einige Monate kaum hinreichen, um alles gehörig zu betrachten und zu genießen.

Sollte es nun nicht angehen, daß Herr Hofrath Meyer Sie auf dieser Reise begleitete? Wie vortheilhaft und erwünscht es für uns wäre, darf ich nicht erst sagen, und Ihnen selbst könnte es wohl nicht unangenehm sein. Herr Minister von Altenstein, den die Hoffnung Ihres Besuches bei uns höchlich erfreuet, wünscht auf alle Weise dazu beizutragen, daß Sie erkennen, wie sehr Sie hier verehrt werden. Mit Vergnügen wird er für alles sorgen, was Ihnen und Ihrem Freunde den hiesigen Aufenthalt angenehm machen kann, und von den Kosten desselben und der Reise darf überall nicht die Rede sein. Obwohl ich nun Ihr freundschaftliches Versprechen, bei mir zu wohnen, nicht in Anspruch nehmen würde, wenn ich nicht die Ueberzeugung hätte, daß es für Sie das Zweckmäßigste ist, so hat sich diese Ueberzeugung doch bei mir auf alle Weise bestätigt; ich weiß durchaus kein anderes Mittel, hier für

---

1) Von dieser ausgezeichneten Sängerin hatte schon Zelter den Dichter vielfach unterhalten. Vgl. Zelter's Briefe Nro. 180. 226. 227. 240. Goethe lernte sie erst im Jahre 1823 persönlich kennen und bewundern. Vgl. Brief an Zelter Nro. 414, und die Verse an sie in den Zuschriften und Erinnerungsblättern.

Ihre Bequemlichkeit und Ruhe zu sorgen, noch sonst Jemand, der, wie ich, dafür sorgen könnte. Zelter's Einladung [1]) ist mir erst bekannt geworden, nachdem sein Brief an Sie schon abgegangen war, sonst hätte ich sie verhindert; er hätte wohl vermuthen sollen, daß dieser Punct längst berichtigt ist, und wenn ich weder mit ihm, noch mit anderen Freunden davon gesprochen, so geschah dieses aus eben den Gründen, die mir überhaupt zur Pflicht machten, wegen Ihrer Herreise alle mögliche Discretion zu beobachten. Langermann, den ich seitdem um seine Meinung darüber gefragt habe, ist meiner Ueberzeugung durchaus beigetreten, obwohl er, als naher Nachbar von Zelter [2]), eher für diesen parteiisch sein müßte. Sollten Sie aber die vielen Kinder in meinem Hause Unruhe besorgen lassen, so kann ich Sie vom Gegentheil gänzlich versichern; denn die drei lärmenden Knaben werden bei ihren drei hiesigen Tanten vertheilt, und die kleinen Mädchen sind gute, stille Kinder. Für Herrn Hofrath Meyer würde ich in der Nähe eine bequeme Wohnung zu finden wissen.

Alles dieses erwägen Sie mit der Liebe, auf die ich alle meine Hoffnung setze. Ihren Beschluß geben Sie mir gütigst zu erkennen, sobald es irgend sein kann; ich möchte Sie nicht gern überreden, wenn nicht freie Neigung Ihren Entschluß zu unserem Besten bestimmen sollte; deshalb will ich nichts Gutes von uns und unserem Orte sagen; vielmehr, wie es in entscheidenden Augenblicken gehet, fällt mir heute alles Sündige, Schlechte doppelt schwer auf's Herz, was Sie uns abgeneigt machen müßte. Nehmen Sie uns aber, wie wir sind; wer könnte an seinem Vaterlande verzweifeln? Eine kurze Geschichte erklärt und rechtfertigt vielleicht unseren Zustand, der sonst nicht eben zu billigen wäre. Als Erscheinung bleibt er noch merkwürdig genug; Sie selbst haben ihn ja besser gewürdiget, als je ein Einheimischer. Sie sollten also nicht verschmähen, ihn näher kennen zu lernen. Doch, ich will nicht überreden; alles sei Ihrer Güte anheimgestellt!

Von mir und meinen Studien, die immer unter Ihrer Leitung fortgehen, sage ich diesmal nichts, da ich ohnehin befürchten muß, daß die Post den Brief kaum mehr annehmen wird. Nur noch in Eile, um nicht zu viel zu versäumen, die angelegentliche Entschuldigung meiner Frau an Ihre liebenswürdige Frau Schwiegertochter, welche ihr die unerwartete Ehre erwiesen hat, ihr für eine kleine Bemühung durch ein sehr freundliches Schreiben zu danken. Hausfrau und Mutter, wie sie ist, darf ich es wohl übernehmen, sie zu vertreten, indem sie dasselbe diesmal nur durch die mir aufgetragene herzliche Versicherung erwiedert, daß sie mit größtem Vergnügen für alle die kleinen Bedürfnisse Ihres Tisches zu sorgen

1) Vgl. Zelter's Briefe an Goethe Nro. 301. 303.
2) Er wohnte diesem gegenüber in der Friedrichsstraße.

bereit ist, in Absicht deren Berlin einige Vortheile darbieten möchte, und daß es sie höchlich erfreuen wird, mit diesfälligen Aufträgen beehrt zu werden.

In ungetheilter Liebe der Ihrige.

Schultz.

Den 26. Da mir der Brief wirklich von der Post zurückgeschickt ist, so muß er nun bis morgen liegen bleiben, und ich habe Zeit, hier einen Plan von Berlin beizufügen, auf der (dem) ich mit Rothstift Folgendes bemerkt habe. [1])

Die öffentlichen Gebäude, in welchen alle wissenschaftliche und Kunstsammlungen enthalten sind, liegen sämmtlich unter den Linden bis zum Schlosse hin.

28.

Goethe an Schultz.

Ihr lieber, theurer Brief, mein Bester, fand mich im Bette, unbehaglich an einem vorübergehenden Uebel; doch war die Lage keineswegs von der Art, daß man mit Frohsinn den Plan einer großen Stadt hätte betrachten können, durch dessen Anleitung man sich munter und schnell durch das Labyrinth der Straßen bis zu seinen Freunden finden sollte.

Bei meinem Winteraufenthalt in Jena hab' ich mich gut gehalten, weil ich mit Sorgfalt den drohenden Uebeln auszuweichen im Stande war. Hier aber, wo ich mich niemals schonen kann, lag ich schnell darnieder, weil Verkältung und was dem anhängt meine Uebel entscheidet. Und so ist denn an keine Reise zu denken, so wenig als an einen behaglichen Aufenthalt bei meinen auswärtigen Freunden. Die Aerzte bestehen darauf, daß ich Anfang Mai's nach Carlsbad soll, da ich denn Anfang Juni's wieder zurück sein werde.

Freund Meyer ist noch in der Schweiz', und wird in gedachter Zeit wahrscheinlich wieder hier sein. Dies alles trifft zusammen mit dem Inhalt Ihres Briefes, wenn ich ihn recht verstehe; und so müssen wir denn wohl unsere Wünsche bis auf den Sommer ajourniren.

Ueberhaupt bin ich genöthigt auszusprechen, daß mir jede Reise und auswärtiger Aufenthalt außer denen Sommermonaten unmöglich wird, auch daß ich der unleidlichste Gast bin, dem man nur auf seine eigenste Art etwas zu Gute thun kann, weil man ihm sonst gewiß immer etwas zu Leide thut. Eben jetzt hat mich das Wohlwollen meiner hiesigen Hohen Gönner auf acht Tage un-

---

1) Bezeichnet sind die Wohnungen von Altenstein, Hirt, Langermann, Fürst Radziwill, Schadow, Schinkel, von Schuckmann, Schultz, Solly (Schultz gegenüber), Fr. A. Wolf und Zelter.

brauchbar gemacht. Was ich bei dem Sommeraufenthalt an einem großen Ort verlöre, darf ich nicht fragen noch zählen; was ich gewinne, hab' ich dankbar anzunehmen, wie ich denn in jedem Sinne mäßig und genügsam zu sein Ursache habe.

So eben, als ich schließen will, fällt ein starker Schnee und tröstet mich einigermaßen, daß ich in der nächsten Woche die herrliche Aufführung der Graun'schen Passion [1]) nicht mitgenießen kann. Tausend Grüße an die werthen Ihrigen und an alle Freunde. Herrn Minister von Altenstein mich auf's Andringlichste empfohlen wünschend.

G.

Weimar, den 11. März 1818.

29.

Schultz an Goethe.

Berlin, den 2. Juni 1818.

Die Monate, in denen ich mir früher das Glück Ihrer Gegenwart geträumt hatte, sind mir unter Schmerzen und Sorgen vergangen. Ihr theurer Brief vom 11. März fand mich in einer nicht gefährlichen, aber höchst peinvollen Krankheit, die mich vier Wochen lang in den jämmerlichsten Zustand versetzte, und erst seit Kurzem ganz nachgelassen hat. [2]) Zugleich trafen mich beunruhigende Verhältnisse, so daß ich oft in Sorgen war, [3]) wie ich die Hoffnung, Sie, theuerster Verehrter, bei mir zu sehen, erhalten und behaupten sollte. Da ich nun endlich mich für diesen Sommer vor allen solchen Nöthen glücklich gesichert sehe, eile ich mit doppelt frohem Muthe das schweigend Versäumte nachzuholen, und Sie nun herzlichst um Ihre bestimmte Zusage zu bitten. Da Sie wie ich von Zelter höre, nicht, Ihrer früheren Absicht gemäß, nach Carlsbad gegangen sind, so nehme ich dies für das glückliche Zeichen Ihrer befestigten Gesundheit an, und da die bisher feindselig kalte Witterung sich nunmehr bei uns zur belebenden Wärme gewendet hat, auch alle hiesige Verhältnisse günstig sind, um Ihnen einen ruhigen und angenehmen Aufenthalt zu sichern, so bitte ich dringend, entschließen Sie sich rasch und säumen Sie nicht weiter zu kommen!

Mit der umgehenden Post wünschte ich, wo möglich, Ihre gütige Benachrichtigung zu erhalten; denn da ich früher oder später in diesem Jahre noch eine kleine Geschäftsreise zu machen habe, so ist mir, um mich damit ganz nach Ihrem Entschlusse einrichten zu können, an baldiger Nachricht sehr gelegen.

---

1) Am grünen Donnerstage, den 19. März, unter Zelter's Leitung.

2) Er litt im März an den fürchterlichsten Zahnschmerzen; seit dem April befand er sich sonst sehr leidend.

3) Vgl. oben S. 68.

Meine Wohnung steht Ihnen ganz offen; die Kinder beziehen, nur wenige Häuser entfernt, eine Gartenwohnung [1]), so daß es an Ruhe und Geräumigkeit nicht fehlen wird. Sie nennen sich einen unleidlichen Gast, aber Sie bedenken nicht, daß es der höchste Reiz ist, einen solchen Gast zu bedienen, und es ihm recht zu machen, ein Triumph, dem man sich gern aufopfert. Darum eben weiß ich auch, daß Sie hier nur bei mir hausen können; Sie sollen durchaus leben, wie Sie wollen, in allem Thun und Lassen. Von den Beschwerden der großen Stadt werden Sie auch nicht eben viel zu leiden haben; es wird von Ihnen abhängen, jeden heiteren Augenblick in freier Luft, so gut sie uns der Himmel schenkt, zuzubringen, indem ein Wagen zu Ihrer Bedienung stets bereit sein wird, und das Thor nahe ist. Wenn nirgends anders, wird es Ihnen im botanischen Garten gewiß immer wohl sein.

Lassen Sie mich auch gütigst wissen, ob Herr Hofrath Meyer glücklich zurückgekehrt ist, und in unseren Wunsch einwilliget, Sie hieher zu begleiten. Herr Minister von Altenstein [2]), der sich Ihnen auf das Angelegentlichste empfehlen läßt, hat vorläufige Einleitungen für Ihre und Herrn Meyer's Herkunft getroffen; es kommt nun darauf an, derselben gewiß zu sein, um sofort das weiter Nöthige zu besorgen. Wenn Sie mich von dem Entschlusse zur Reise benachrichtigen, würde ein Wink mich sehr verbinden, ob z. B. Herr Meyer, im Fall er zu kommen geneigt wäre, eine Aufforderung dazu erwarte ꝛc., damit dieses schleunigst nach Wunsch veranlaßt werden könnte.

Ich bin im Geiste so eilig und dringend, daß ich wünschte, dieser Brief wäre schon in Ihren Händen; da er jedoch erst in einigen Stunden abgehen kann, so habe ich Muße, hinzuzufügen, wie sehr mich die Nachricht von der glücklichen Geburt eines Enkels in Ihrem Hause erfreut hat. Von Herzen danke ich Ihrem Herrn Sohne, daß er in seiner Freude auch an die Berliner gedacht und uns der Ehre werth gehalten hat, seine liebe Nachricht in unseren Zeitungen zu lesen. Meine Frau und ich wünschen der Mutter, dem Vater und dem Großvater alles erdenkliche Glück zu diesem frohen Ereignisse.

Ihr neues Heft vom Rhein und Main hat wieder ein böses Geschwür unserer Zeit berührt, und eine solche Berührung ist schmerzhaft. [3]) Daher war das Geschrei der Kranken natürlich; ich denke,

---

1) Wohl in Reimer's Garten, wo Schultz selbst im Mai gewohnt hatte.

2) Altenstein schrieb an demselben Tage an Schultz: „Den herzlichsten Dank, mein Theuerster, für alles Ueberschickte. Ich habe es erst in diesem Augenblick, bei meiner Zurückkunft aus dem Staatsrath, vorgefunden, und eile, Ihnen den Brief an Herrn von Goethe und dessen Antwort anliegend zurückzusenden. Vorläufig nur, daß ich alles recht gut finde und mit großer Discretion behandeln werde. Empfehlen Sie mich Herrn von Goethe auf das Angelegentlichste. Ich hoffe, er soll wenigstens mit unserem reinen Willen zufrieden sein."

3) Der in Kunst und Alterthum I, 3 enthaltene Aufsatz Anforde-

es wird kaum mehr bedürfen, um sie zu heilen. Ihre Worte wirken mit Zaubermacht. Was Sie seit einem Jahre Gutes gethan haben, würden Sie mit Rührung erkennen, wenn Sie den Erfolg im Einzelnen sähen. Kommen Sie zu uns, um sich davon zu überzeugen!

Schinkel ist in größter Thätigkeit. Sein Wachtgebäude ist bis zum Friese fertig, und wird bis zum Herbste vollendet. Seit vier Wochen hat er den Bau des neuen Theaters begonnen. Sein Plan dazu, der ohne Abänderung genehmigt ist, zeigt von einem erstaunlichen Talente. Dies unförmliche Gebäude in ein eben so schönes als bequemes umzuschaffen, davon ist kaum die Möglichkeit zu begreifen, ehe man seinen Plan gesehen hat.[1])

Hier mehrt sich das Sehenswerthe täglich, worunter vor allem ich Solly's Gemäldesammlung nennen muß, die in Beziehung auf Originalität und Geschichte kaum ihres Gleichen hat.[2]) Leider fehlt es an Platz, um nur die Hälfte so aufzustellen, wie es nöthig wäre.

Hirt ist thätig, eine Gesellschaft von mächtigen Kunstfreunden zur Aufbringung der Mittel zu bilden, durch die das Kunststudium bei uns eine bessere Richtung gewinnen soll. Schon haben sich sämmtliche Prinzen dazu mit starken Beiträgen unterzeichnet.

Daß wir Seebeck hier zu sehen hoffen, wissen Sie wohl von ihm selbst.[3]) Wäre seine Lage nur erst gesichert! Es geht damit zu langsam.

Meine optischen Studien sind durch die erwähnten Drangsale unterbrochen worden und nicht zu dem gehofften Ziele gelangt. Vor künftigem Winter werde ich kaum Ruhe finden, fortzufahren.

Man ruft mich ab; möchte ich baldigst die erwünschteste Nachricht von Ihnen in Händen haben!

Ewig der Ihrige.
Schultz.

Am vorhergehenden Tage hatte Schultz folgenden Brief an den Staatscanzler Hardenberg in Altenstein's Namen entworfen: „Ew. Durchlaucht verfehle ich nicht, ganz gehorsamst die mir zugekommene Nachricht mitzutheilen, daß der Geheimerath von Goethe zu Weimar binnen Kurzem Berlin zu besuchen beabsichtigt. Die Anwesenheit dieses ausgezeichneten Mannes, dem Deutschland vorzüglich die Bildung des Geschmacks und die Fortschritte der neueren Zeit in den schönen

---

rung an den modernen Bildhauer, B. 31, 277 ff. (39, 292 ff.) [25, 205 ff.] Im vorigen Hefte hatte Meyer's Aufsatz Neudeutsche religios-patriotische Kunst große Aufregung hervorgerufen.

1) Vgl. Zelter's Brief Nro. 376.

2) Vgl. oben Nro. 25.

3) Vgl. Zelter's Brief Nro. 314.

Künsten verdankt, ist hier seit vielen Jahren lebhaft gewünscht worden, und wird unfehlbar ein allgemeines Interesse bei dem gebildeten Publicum erregen. Von großem Gewinn dürfte es sein, wenn er sich bereit finden ließe, in eine Berathung über die hiesigen Kunst-Anstalten und Unternehmungen einzugehen, wovon um so mehr zu erwarten sein würde, wenn der Hofrath Meyer zu Weimar, der gelehrte Herausgeber der Winkelmann'schen Werke, in seiner Begleitung mit hieher käme. Dieses hiebei zu veranlassen, halte ich die Gelegenheit für sehr erwünscht, und scheint es mir, da die Verhältnisse nicht erlauben, sich an Herrn von Goethe officiel zu wenden, anständig und zweckmäßig, seiner bezeigten Bereitwilligkeit durch Berufung des Hofrath Meyer, seines Freundes, entgegen zu kommen, und ihm durch eine ehrenvolle Aufmerksamkeit einen Beweis der seinen Verdiensten schuldigen Hochachtung zu geben. Ew. Durchlaucht geneigtem Einverständnisse glaube ich mich hierunter versichert halten zu können, und habe ich, um den günstigen Augenblick nicht zu versäumen, privatim den Hofrath Meyer zu dieser Reise disponiren lassen. Die Kosten derselben und des hiesigen Aufenthalts werden, bei den vielfachen Vortheilen, die wir uns davon versprechen dürfen, nicht in Betracht zu ziehen sein, und obwohl Herr von Goethe hier nur als Reisender zu erscheinen und in einem Privathause abzutreten Willens ist, bezweifle ich doch nicht, daß Ew. Durchlaucht mich zu autorisiren geruhen werden, ihn nach den Umständen mit aller der Liberalität zu behandeln, welche der Anstand in diesem Falle erfordern dürfte. Auch werde ich mich beehren, Ew. Durchlaucht um einen geneigten Befehl an das Königliche Hofmarschalamt zu bitten, den Herrn von Goethe die in den Königlichen Schlössern vorhandenen Kunstwerke nach seinem Wunsch in Augenschein nehmen zu lassen, da ich mich überzeugt halten kann, daß es Seiner Majestät dem Könige nicht unangenehm sein wird, Allerhöchstdero Kunstschätze von einem so vorzüglichen Kenner gewürdiget zu sehen. Ich behalte mir jedoch ganz gehorsamst vor, sobald ich seine Herreise gewiß erfahre, Ew. Durchlaucht davon nähere Anzeige zu machen."

30.

Goethe an Schultz.

Schon längst hätte ich gewünscht, Ihre liebe Handschrift einmal wieder zu sehen; jetzt betrübt sie mich durch die Nachricht von einem so langen und schweren Uebel. Was soll ich aber sagen, da wir nur zum Wechselleiden auf diese liebe Erde berufen zu sein scheinen! Auch ich erdulde jetzt, zwar kürzere, aber doch alles mein Unternehmen für eine Zeit lähmende Wehetage. Es ist das catarrhalische Zeug, was uns das Klima immer in den Weg wirft! Das mag denn sein! wir müssen darüber hinaus zu kommen suchen.[1])

1) Vgl. Brief an Zelter Nro. 316.

Die Zeithefte, die Sie kennen, habe ich sämmtlich gefördert; manche Bogen sind gedruckt, auch der Divan ruckt vor, dem ich, wenn er erscheint, Ihre frühere Gunst wünsche. Das Bibliotheksgeschäft geht seinen raschen Gang, und da jüngere, einsichtige Männer mit eingreifen, habe ich deshalb keine Sorge.

Den 20. Juni kommt unser Fürst. Die Niederkunft der Erbgroßherzogin wird zu gleicher Zeit erwartet. Bis in die erste Hälfte des Juli hinein bin ich gefesselt; dann aber muß ich nach Carlsbad, was ich trotz meines behaupteten Unglaubens endlich für höchst nothwendig halte. Nach dem letzten catarrhalischen Anfall kehre ich leider meine ganze Thätigkeit nur wie mit Besen zusammen.[1])

Meyer bedient sich gegenwärtig, auf dringenden Rath, des Badener Wassers bei Zürich. Ich weiß kaum, ob ich ihn hier erwarten werde. Und so hat denn freilich der Hoffnungsblick auf das Berliner Freundesbild ein ziemlich blasses Ansehen. Lassen Sie uns den August erwarten, und sehen, was uns bestimmt ist!

Sollte es uns aber besser gehen als dem heiligen Apostel, welcher sagt: „Als ich jung war, ging ich, wohin ich wollte; jetzt da ich alt bin, nöthigt man meine Wege."[2])

Von meinen jungen Leuten dagegen kann ich nur Erfreuliches melden; sie paßten zusammen, und wenn sie sich auch nicht liebten. Das dritte Wesen übt seine vermittelnden Kräfte; sie genießen ihre guten Zustände in Weimar, und wünschen nichts mehr, als daß ich sie mit ihnen theilen möchte. Eben besuchen sie mich und grüßen zum Schönsten.

Herrn Minister von Altenstein empfehlen Sie mich zum Dringendsten. Von jeher habe ich dessen Einsichten und Antheil, wovon mir so viel zu Gute kam, höchlich verehrt, und es schmerzt mich, solchen Winken gegenwärtig nicht folgen zu können. Lassen Sie uns abwarten, was das Spätjahr bringen kann. Von mannigfacher Thätigkeit in Berlin vernehme ich gar vieles. Hier sind wichtige Zwecke, bedeutende Mittel und productive Kraft genug, um hiernach Plane zu entwerfen, und die Ausführung zu leiten. Möge alles zum Besten und Erfreulichsten gedeihen!

Da man in der letzten Zeit mit Niemand mehr reden mag[3]), so lasse ich einstweilen drucken; wer's liest, nehme es auf, lehne es ab, darüber bleibe ich ganz ruhig. Wenn ich nichts zu sagen hätte, als was den Leuten gefiele, so schwiege ich gewiß ganz und gar

1) An Zelter schreibt Goethe am 28. Juni: „Uns ist ein Prinz geboren, dessen Taufe wir nun abzuwarten haben; dann wollen mich die Aerzte in's Carlsbad, wozu ich keine Lust empfinde."

2) Bei Johannes 21, 18 spricht der Heiland zu Petrus: „Da du jünger warest, gürtetest du dich selbst, und wandeltest, wohin du wolltest; wenn du alt wirst, wirst du deine Hände ausstrecken, und ein Anderer wird dich gürten und führen, wohin du nicht willst."

3) Wegen der politischen, durch das Wartburgfest gesteigerten Aufregung.

stille. Wenn meine Freunde mich nur immer wieder erkennen! Die Lehre von den entoptischen Farben denke ich im nächsten Hefte abermals um eine Stufe heraufzuheben. Ich habe gar hübsche Analogien gefunden, wodurch sich diese Erscheinung, die erst ganz isolirt dastand, daß man neue Hypothesen ausklügeln mußte, sich immer gelenker und bequemer an das Bekannte schließt. Daß Sie Ihre Arbeiten in diesem Fache nicht fortsetzen konnten, thut mir sehr leid; denn wenn Sie solche nicht bis zu einem Grad zum Abschluß führen, so laufen wir Gefahr, daß sie sich in's Allgemeine verlieren und ohne Dank aufgespeist werden. Je länger man sich in diesem wissenschaftlichen Wesen und Treiben umsieht, je weniger darf man hoffen, daß irgend etwas Zusammentreffendes, Zusammenbrennendes sich so bald zeigen werde. Jedermann urtheilt nach anderen Prämissen, oder urtheilt anders nach ebendenselben.

und so fort und für ewig!

Goethe.

Jena, den 8. Juni 1818.

Auf einen Empfehlungsbrief von Schultz erwiederte Goethe's Sohn:

Verehrtester Freund und Gönner!

Der heutige Tag war es, welcher mir das Vergnügen der Bekanntschaft Ihres Herrn Schwagers [1]) und seiner liebenswürdigen Familie verschaffte, und an welchem ich zugleich die mir so werthen Zeilen von Ihnen nebst dem schönen und höchst bewunderungswürdigen Denkmal der Urzeit [2]) erhielt. Das Autographon konnte ich noch meinem Vater selbst überbringen, welcher sich noch hier aufhält, um ohngefähr in acht Tagen nach Carlsbad zu reisen. Es war ihm ebenfalls sehr erfreulich und angenehm, die Bekanntschaft des Herrn Geh. Finanzrathes zu machen, dessen Aufenthalt leider allzu kurz gedauert hat; es war mir vergönnt, denselben bei einem Spaziergang durch den Park zu begleiten, welche Stunde mir unvergeßlich bleiben wird; nur habe ich sehr bedauert, daß unser Zusammensein nicht länger als von früh 1/29 Uhr bis nach 10 Uhr gedauert, wo die Reise nach Gotha fortgesetzt wurde. Uebrigens kann ich versichern, daß sich diese verehrte Familie sämmtlich im besten Wohlsein befand.

Meine Frau bedauerte es sehr, diese angenehme Bekanntschaft nicht machen zu können, woran sie durch die Unruhe des Kleinen verhindert wurde, welcher sich aber sonst sehr munter und wohl befindet.

Wir hätten freilich gern gesehen, wenn irgend eine Heilquelle Sie, Verehrtester, in unsere Gegenden gezogen hätte, wo wir jener frohen Stunden, welche wir mit Ihnen genossen, immer und gern gedenken.

---

1) Des Geh. Finanzrathes von Redtel.
2) Einem Belemniten. Vgl. Nro. 31 S. 184.

Wir empfehlen uns sämmtlich Ihnen und der verehrten Ihrigen gütigem Andenken und Wohlwollen, mit der Hoffnung, daß Ihnen das Bad die erwünschtesten Dienste leisten möge.

Weimar, den 15. Juli 1818.

Ganz der Ihrige.
J. W. von Goethe.

31.

Schultz an Goethe.

Fürstenstein, den 9. September 1818.

Seit drei Monaten finde ich hier die erste Ruhe wieder, nachdem Ihr lieber Brief vom 8. Juni mich von den Hoffnungen losgerissen hatte, die diesen Sommer verschönern sollten, und ich mich nun allem hinzugeben beschloß, was nothwendig und recht schien, um eine so unwillkommne Zeit anderswie auf's Beste zu benutzen. So habe ich mich seitdem reisend umhergetrieben, nicht versäumet, zu sehen und zu lernen, was man Bedeutendes und Schönes überall findet[1]), habe meine Gesundheit durch den Gebrauch des Salzbrunns und der Molken erfrischet und die guten Wirkungen davon durch ein heiteres Leben zu erhöhen gesucht, Sorge verscheucht, Lust und Freude herbeigelockt, und es gelang mir oft, das glückliche Gefühl der Jugend wieder zu beleben, mich ganz darin zu verlieren und zu vergessen. Nur eins war, was mich höher hob, als ich mich je früher gedacht, eine Erinnerung, ein Andenken, welches mich nirgend verließ, das Andenken an Sie, theuerster Mann, an eben diese Tage, die ich im vorigen Jahre für ewig bei Ihnen genoß, um zu erleben, was mich sonst in Träumen beseligt, und zu erfahren, was unbesiegliche Ahnung mich glauben gelehrt hatte. Denn daß ein reines, wahrhaftes Leben sich bis zur längsten Dauer erhalten lasse, daß es seinen Werth stets höher und höher steigere, daß alle moralische Kraft nur in dieser Steigerung von der Jugend zum Alter sich entwickele, wie überall Werth des Lebens zu erkennen und zu fördern sei, das ahnete ich wohl, und erneuerte mich in meinem Glauben, so oft ich in Ihren Werken Spur und Zeugniß davon fand; aber nie sah ich alles dieses so unmittelbar vor mir, als in Ihrer Person selbst, in Ihrem täglichen Thun und Sein, in den Gesinnungen, mit denen Sie, daß ich es sage, die Luft erfüllen, die Sie augenblicklich umgibt! Wie könnte ich seitdem, und warum sollte ich je verbergen, wie ganz ich in Ihrem Geiste zu leben wünsche! ich habe ja längst alles Gute von Ihnen.

Bedenken Sie nun, wie sehr mich die durch Ihr Schreiben und durch Seebeck's Aussage[2]) bestätigte Nachricht von Ihrem Uebelbefinden erschrecken mußte; ich war sehr bekümmert; zuletzt

---

1) Er hatte sich eine Woche in Dresden aufgehalten.

2) Der auf einer Reise nach Berlin Weimar berührte. Vgl. Zelter's Brief Nro. 314.

trösteten mich die schönen Tage des Juli und August mit der Hoffnung, daß Ihnen Carlsbad recht wohlthätig sein werde; und als ich am 28. August zu Salzbrunn in einer vielfach gemischten Gesellschaft Ihre Gesundheit ausbrachte, und alle unerwartet wie aus einem Munde jauchzend einstimmten, schien mir der Himmel sich zu erweitern und die gewisse Erfüllung meines heißen Wunsches auszusprechen.

Ohne es zu wissen, waren hier eifrige Freunde und Verehrer Ihres Namens versammelt; jener Augenblick vereinigte sie und verschaffte uns allen den reinsten Genuß. Die beiden Bände Ihrer Gedichte [1]), die mich begleiten, gaben reiche Ausbeute; so manches davon ist beinahe noch unbekannt, nichts ist genug erwogen und genossen; man müßte alles auswendig wissen und immer gegenwärtig haben, um sich daran zu sättigen. Langermann, der noch in Salzbrunn ist, theilte alle diese Freude mit mir [2]); die sprüchwörtlichen Verse im 2. Bande waren unser tägliches Noth- und Hilfsbüchlein, und unterhielten uns in Ernst und Scherz auf Stegen und Wegen. Meine Absicht, Ihre Schriften einem Entwurf der Sittenlehre zum Grunde zu legen, erwachte von Neuem, und ich bin fest entschlossen, sie mit Hilfe meines Knaben auszuführen. Lachen Sie nicht! stets begierig nach wahrhafter Moral, habe ich meistens mit dem vorlieb nehmen müssen, was mir aus eigner Erfahrung und Ueberlegung deutlich wurde. Die Moral der Pfaffen, der Sündenmacher, widerte mich bald an; sie ist wohl hauptsächlich an dem Unglück unserer Zeit Schuld, und die Schulphilosophen richten auch nichts aus. Der Philosoph sei Dichter, wie Plato, oder der Dichter Philosoph, wie Sie; sonst bleibt die Lehre todt und unerbaulich. Und Sie werden nicht läugnen wollen, daß Ihre Moral um einige Schritte tiefer in's Leben dringt, als was uns gewöhnlich dafür gegeben wird — und darauf kommt alles an.

Ein entscheidendes Kennzeichen des Vorzuges Ihrer Ansicht ist das klare Verständniß des Wesens der Kunst, welches nur auf Ihrem Wege zu erreichen ist. Vergebens durchsuchen wir darnach die Werke der Philosophen alter und neuer Zeit, noch vergebner fragen wir darnach die Kunstgelehrten. Ueber die Grundbegriffe stolpern sie alle hinweg; ist es zu verwundern, daß sie im Gebiete der Kunst selbst so wenig klar sind? Das Practische ist bei ihnen wohl immer das Beste; aber das Verständniß soll man selbst finden; was soll da der Jüngling machen, der sich bei oberflächlicher, fratzenartiger Bildung nicht beruhigen kann und darf? Diese Noth, aus der ich mich endlich an Ihrer Hand, Gott weiß, wie schwer!

---

1) Die beiden ersten Bände der seit dem Jahre 1815 erschienenen Ausgabe von Goethe's Werken.

2) Schultz war eben von einer kurzen, mit Langermann unternommenen Reise zurückgekehrt.

herausarbeite, will ich meinen Kindern ersparen. Man lebt ja für die Zukunft; es soll besser, klärer, heiterer in und um uns werden. Seitdem Sie mich in Weimar mit Ihren Sammlungen bekannt machten, wo ich in jedem Augenblick einsah, wie viel ich zu thun habe, um Sie verstehen zu können, ließ es mich nicht länger ruhen; sollte diese mächtige Anregung ohne Erfolg vorüber gehen? Ich wußte wohl, daß ich für Sie keinen Werth haben konnte, als durch meine kleinen optischen Arbeiten; deshalb that ich mir Gewalt an, zu verbergen, wie viel mehr mich alles Andere beschäftigte. Mir selbst überlassen, habe ich aber nichts eifriger thun können, als Ihren mir in mancherlei Richtungen so liebevoll offenbarten Spuren nachzugehen, und ich rühme mich der erfreulichsten Fortschritte. Nun habe ich einen Grund gelegt, auf dem ich mein Lebelang weiter fortgehen kann; Ihre Propyläen kommen nicht von meinem Tische, und ich verstehe sie täglich besser. Höchlich erfreute mich der köstliche Aufsatz in einem der letzten Bände Ihrer Werke, über Nachahmung, Manier und Stil; warum haben Sie den uns so lange vorenthalten? [1])

Sie sehen wohl, daß ich gestehen muß, mich in diesem Jahre mit der Optik weniger beschäftigt zu haben, als ich versprochen und mir vorgesetzt hatte; oft erinnerte ich mich daran als an eine übernommene Verpflichtung; zuletzt wandte sich mein Bestreben, wie unwillkürlich, zum Entwurf einer Theorie der Harmonie der Farben in der Malerei. Daß im physiologen Verhältnisse: Licht = Nähe, Schatten = Ferne, gibt den leitenden Grundsatz, woraus Sie ungefähr erkennen, wohin ich will. Doch bin ich meinem vorjährigen Bemühen nicht untreu geworden, obwohl nur langsamer vorgeschritten. Ich rechnete auf Ihre Gegenwart, und hoffte gewiß durch Seebeck ganz zur Optik zurückgeführt zu werden. Aber es sollte anders sein; Seebeck habe ich nur wenig vor meiner Abreise gesehen, weil ich damals bei Potsdam wohnte. Nun sind gar drei Monate verloren gegangen, und vor Ende October darf ich kaum hoffen, nach Berlin zurückzukehren, da mir in Schlesien mehrere Geschäfte aufgetragen sind. Die nächsten vier Wochen bin ich in Breslau.

So viel hatte ich zu bekennen; möchte ich nun bald von Ihnen die erwünschteste Nachricht erhalten! Das Letzte erfuhr ich unter'm 15. Juli von Ihrem Herrn Sohne, dem ich in der Meinung, Sie wären schon in Carlsbad, zwei Curiosa für Sie überschickt hatte. Von dem Fundort des Belemniten und dem Vorkommen der großen Versteinerungen in der Gegend von Hameln, von wo er her ist, hoffe ich nähere Nachricht zu bekommen, und werde sie mittheilen.

Wenn Sie nur sich ganz wieder hergestellt haben, dürfen wir

---

1) Er war in Wieland's Merkur im Jahre 1789 erschienen. Vgl. Goethe's Werke B. 31, 31 ff. (38, 180 ff.) [25, 22 ff.]

noch hoffen, Sie in Berlin zu sehen? Ich frage mit Zagen; denn in dieser Entfernung weiß ich mir von den Umständen kein sicheres Bild zu machen; und doch — sagten Sie nur einmal ja, wie würde ich eilen, wie gewiß wollte ich es auf eine oder die andere Art so einrichten, daß Sie gern bei uns wären! Soll ich Sie abholen und zu uns führen? Mein Plan ist bald gemacht und ausgeführt; ich traue mir schon etwas zu: denn meine Gesundheit ist befestigt; wäre es doch auch die Ihrige!

Mit größtem Verlangen sehe ich der Erscheinung des Divan's entgegen, und nehme vollen Antheil an dem Erstaunen, das sie erregen wird. Es ist zu viel des Herrlichen!

Was ich Ihnen Gutes wünsche, ist doch nicht alles zu sagen; darum schweige hier in Ehrfurcht.

Ewig der Ihrige.
Schultz.

N. S. In Carlsbad ist mit Ihnen der Geh. Medicinalrath Berends aus Berlin, ein weiser Arzt; ich empfehle ihn Ihrem Vertrauen, wenn er Ihnen nützlich sein könnte.

32.

Goethe an Schultz.

Durch die Reise unserer jungen Herrschaft in Begleitung der Kaiserin Frau Mutter Majestät [1]) hat sich mir wieder ein Bild von Berlin aufgethan, und ein lebhaftes Gefühl ist wieder entstanden, was alles dort, auch für mich, Gutes webt und webt. Zelter schrieb mir; manche andere Grüße sind mir geworden. Auch Johann Schulze, sonst der unserige [2]), jetzt bei Ihnen ehrenvoll angestellt, besuchte mich und regte manche Erinnerung auf. Da will ich denn, mein Verehrter, zum neuen Jahr gleich auch ein Wort vernehmen lassen.

Ihr theurer Brief aus Breslau [3]) ist mir zu rechter Zeit geworden; Carlsbad hat mir einen guten Winter verschafft. Unter die bedeutenden Bekanntschaften darf ich wohl den Geheimerath Berends rechnen, der mir besonders durch meinen ärztlichen Begleiter [4]), dem er viele Güte erwies, näher bekannt worden. Empfehlen Sie mich ihm zum Allerschönsten. Daß ich dort, vorher und nachher fleißig gewesen, erfahren Sie nach und nach. Es erwachsen allerlei Hefte zu 12 bis 16 Bogen, die zu Ostern erscheinen sollen; ich wäre weiter damit vorgerückt, hätten diese letzten sechs Wochen nicht gefordert, daß ich alle Wirksamkeit nach innen kehrte und zu

1) Vgl. Briefwechsel mit Zelter Nro. 320. 321.

2) Früher Professor in Weimar, heute Director der Unterrichtsangelegenheiten im Preußischen Cultusministerium. Vgl. oben S. 83.

3) Es ist wohl der Brief aus Fürstenstein (Nro. 31) gemeint.

4) D. Rehbein. Vgl. Goethe in den Annalen unter diesem Jahre.

den angeordneten Festen das Meinige beitrüge. Was, indem sich die Haupterscheinung dem Auge entzog, an Worten übrig geblieben, erfahren Sie auch und vergegenwärtigen sich wohl dabei das Vorübergehende.[1]) — Für den Augenblick mache eine nothgedrungene Reise nach dem Orient: der west-östliche Divan läßt sich nicht wohl ohne Vor- und Mitwort in die Welt senden.[2]) — Mein Carlsbader Aufenthalt hat die alte Berg- und Felsenfreundschaft wieder aufgeregt. Die gefälligste Belehrung des Herrn Prof. Weiß, den ich freundlich zu grüßen bitte, hat mich in gesunden Tagen bedeutend angeregt, und in kranken (denn auch an solchen sollte es zuletzt nicht fehlen) aufrecht erhalten.[3])

Ganz eigen ist es, daß ich wirklich, nach Art des Enceladus[4]), die Urgebirge berührend, ein neuer Mensch werde, und immer wieder frisch gewahre, in wie schönem und doch wie seltsamem Verhältniß wir zur Natur stehen. Jeder spricht sich nur selbst aus, indem er von der Natur spricht, und doch darf Niemand die Anmaßung aufgeben, wirklich von der Welt zu sprechen.

Und so glaub' ich denn auch die entoptischen Farben viel mehr in meiner Gewalt zu haben. Das atmosphärische Verhältniß, auf dem Umschlag meines morphologischen Heftes[5]) ausgesprochen, bleibt der Grund von allem, bleibt, wie Glas zum Harz, wie Kupfer- und Zinkerscheinung, immer dasselbige. Die mannigfaltigen Umwendungen aber dieser abermaligen Polarität am Licht und durch's Licht, aber nicht in und aus dem Licht, werden Sie gewiß erfreuen, ja, ich hoffe, überraschen. Ich sehne mich nach den ersten freien Wochen, wo ich dies mit Liebe und Genuß zu behandeln gedenke. Dagegen hoff' ich, daß Sie Ihr wissenschaftliches Thun und Lassen, das auf mein Wesen und Treiben so günstigen Einfluß hat, nicht ganz hintan setzen werden.

Von gar manchem Anderen sollt' ich sagen; denn es ist diese Zeit auf vielerlei Weise für mich liebreich und bedeutend geworden[6]); darauf will ich mich aber nicht einlassen, damit nur dieser Brief zu Ihnen gelange, und wo nicht die Verjährung, doch die Vermonatung unterbreche, die sich so leicht zwischen Briefwechsel hineinlegt.

---

1) Er deutet auf den Maskenzug vom 18. December 1818 hin. Vgl. Brief an Knebel Nro. 542. an Zelter 321.

2) Er war mit den Noten zum besseren Verständniß beschäftigt.

3) In den Annalen gedenkt Goethe unter diesem Jahre sehr belehrender crystallographischer Unterhaltungen, die er mit Prof. Weiß in Böhmen gehabt. Seiner Farbenlehre war Weiß nicht günstig. Vgl. B. 40, 37. (60, 63.) [30, 31.] oben Nro. 24 S. 167.

4) Goethe verwechselt diesen mit dem Antäus, dessen er selbst im zweiten Theil des Faust in der classischen Walpurgisnacht gedenkt.

5) I, 1, unter der Ueberschrift „entoptische Farben" (vom 21. Juni 1817).

6) Die Kaiserin von Rußland hatte ihn auf die gnädigste und vertrauensvollste Weise aufgenommen, und ihm ein kostbares Geschenk verehrt. Vgl. Brief an Zelter Nro. 321. an Reinhard Nro. 88.

Möcht' ich von Ihrem Befinden und Ihrer Thätigkeit bald das Beste vernehmen! Empfehlen Sie mich Herrn Minister von Altenstein auf das Angelegentlichste, und lassen mich von Freund Langermann bald etwas Tröstliches hören; man will seinen Gesundheitszustand nicht zum Besten schildern.

Uebrigens entschuldigen Sie mich, wenn Sie hören sollten, daß ich mehreren Freunden Briefe schuldig bin. Es ist mir nicht möglich, einzelne Zahlungen zu leisten; zum Staatsbanqueroute soll es aber hoffentlich auch nicht kommen.

Erhalten Sie mir Neigung und Andenken!

gehorsamst Goethe.

Weimar, den 8. Januar 1819.

33.

Schultz an Goethe.

Berlin, den 8. Februar 1819.

Mit wahrer Beschämung erhielt ich, Verehrtester, Ihr liebreiches Schreiben vom 8. v. M. Wie hätte ich es erwarten können? Der Winter vergeht in Planen und Vorbereitungen, deren Resultat noch immer so weit, wie jemals, vor uns zu liegen scheint; das macht zuletzt kalt und lässig. Ein ruhiges, froh und sicher vorschreitendes Streben wird durch die argen Verwickelungen, in denen wir leben, gehemmt; da soll nun alles tief und geheim angelegt werden — in diesem unsicheren Boden. — Darf man vertrauen? So wüßte ich denn nicht zu sagen, was geschehen, was zu hoffen wäre; das geliebte Nahe, Schöne, unmittelbar Gegenwärtige ist in die Ferne entrückt — wodurch es ungeheuer erscheint!

Und doch ist es wohl nicht so schlimm; allerdings ist etwas geschehen. Das erste betrifft Seebeck.[1]) Die Academie der Wissenschaften hat ihn zu ihrem ordentlichen Mitgliede erwählt, die Wahl ist bestätigt, und in diesem Augenblick sind die letzten Verhandlungen vor, die seine vortheilhafte Stellung hieselbst sichern. Er ist schon mit Anstalten zur häuslichen Niederlassung beschäftigt, und hat am Mittwoch der ersten Sitzung der Academie beigewohnt. Sein Aufenthalt seit dem Sommer hat ihn überall auf das Vortheilhafteste bekannt gemacht; schon ist sein Einfluß erfreulich wahrzunehmen. Sobald die Angelegenheit ganz beendigt ist, was wir in wenigen Tagen erwarten, gibt er Ihnen selbst Nachricht davon. Sodann haben wir mit Dank anzuerkennen, was wir durch Herbeirufung meines neuen Collegen Johann Schulze gewonnen haben. Möge sein Eifer volle, reife Nahrung finden! Und für mich insbesondere kann ich das Glück nicht hoch genug schätzen, mitten unter sorgenvollen Bewegungen, zur Pflege meiner Gesund-

---

1) Vgl. oben Nro. 26. 29 S. 178. 71 S. 182. 184.

heit Muße zu haben, die denn seit zehn Jahren nicht auf besserem Wege war.

Das Erfreulichste aber, was mir seit der Rückkehr aus Schlesien geworden ist, war die wiederholte Bestätigung von Ihrem Wohlbefinden, und der lebhaft liebevolle Antheil, der sich dafür in allen aussprach, die so glücklich gewesen waren, Sie zu sehen. Es ist, als wäre man in einer anderen Welt — ja, es kommt wie Zauberei vor, kalte, trockne, widersprechende Naturen durch Berührung mit Ihnen zart und mild gestimmt zu finden.

Die vorjährige liebe Hoffnung, Sie hier zu sehen, erneuerte ich, wenn es vergönnt wäre, wie gerne! Herr Minister von Altenstein, der Ihr gütiges Andenken so aufrichtig als verbindlichst erwiedert, hofft sicher, Sie in diesem Jahre zu sehen. Wo und wie dies zu Stande komme, werden wir durch die Entwickelung der Dinge erfahren, an der alles hängt, was wir zunächst Gutes zu erwarten haben.

Unter manchen Entbehrungen, die dieser Winter mir auferlegt, ist die Abwesenheit Solly's [1]) besonders fühlbar. Seit Jahren war ich gewohnt, seine sich in's Ungeheure anhäufenden Kunstschätze wie die meinigen zu betrachten, und jetzt, da wir aus allem diesem Betrachten zu Erfahrungen zu gelangen uns erfreuten, ist er schon im vierten Monate abwesend; ja, es wird die Frage rege, ob wir diese Herrlichkeiten für die Dauer hier behalten werden. Seit seiner Abreise sind für ihn aus allen Weltgegenden Gemälde in solcher Menge und Schönheit angekommen, daß sie allein eine ansehnliche Gallerie ausmachen; unter anderen aus Aachen eine Sammlung Altniederländischer Sachen, die, nächst der Boisserée'schen Sammlung, zu dem Schönsten gehören soll, was man davon sieht.

Bildhauer Rauch hat im Sommer auf seiner Herreise von Rom Sie in Jena zu treffen gehofft, und es sehr beklagt, daß Sie dort den Tag vorher abgereiset waren. Er ist aufgefordert worden, eine Büste von Ihnen in Marmor auszuführen, und dieser Auftrag ist ihm vor hundert anderen werth und theuer. Wir haben darüber gesprochen, wie und wo er dazu gelangen könnte; sollten wir Sie hier nicht sehen, müssen Sie schon den Plan erlauben, Sie auf einige Tage zu besuchen. Ich sage nichts über ihn, Sie müssen ihn kennen. Er war den Winter hindurch am Nervenfieber gefährlich krank, jetzt endlich hergestellt, und thätig, sein Atelier, welches ganz vorzüglich wird, einzurichten, und zu dem ehernen Blücher, den er für Breslau unternimmt, Anstalt zu treffen. Die Schlesischen Stände haben ihm dazu mit ungemeiner Liberalität, wovon dem Baron von Stein [2]) das besondere Verdienst zukommt, Mittel und unbeschränkte Freiheit zugestanden. Als

---

1) Er befand sich die Zeit über in London.

2) Goethe's Zögling, Fritz von Stein, schon seit neun Jahren Generallandschaftsrepräsentant in Schlesien.

Knabe von vierzehn Jahren half Rauch in Arolsen die Marmorbüste, welche Trippel für den Fürsten von Waldeck von Ihnen gemacht hatte[1]), auspacken und aufstellen; dieses Werk entflammte ihn, und als den Gipfel seines Glücks hoffte er, dereinst würdig zu sein, Ihr Bildniß selbst darzustellen.

Was Sie uns mannigfaltiges Schönes und Lehrreiches ankündigen, wird mit größter Sehnsucht erwartet. In optischen Studien kann ich mich keines Verdienstes rühmen; ich beschränke mich auf Mittheilungen mit Seebeck, der in diesen Dingen überaus reif und doch um desto begieriger ist, die Einsichten anderer aufzunehmen; das fördert mehr als einsames Vorschreiten auf so unsicheren Wegen. Hätte ich noch zweifeln können, daß Ihre Umwandlung der Optik von Bestand wäre, so ist es ganz unmöglich, wenn man Seebeck hört. Bei ihm steht die Lehre felsenfest, und unsere Academiker fangen schon an, die sonst so verhaßte Sprache derselben gewohnt zu werden. Auch haben sie nun endlich die entoptischen Farben, von denen sie nach Biot's qualvoller Anweisung nichts wahrnahmen, zu ihrer Verwunderung bequem und ausführlich kennen gelernt.

Schenken Sie mir ferner Ihr gütiges Andenken, welches einen wesentlichen Theil meines Glücks ausmacht! Den werthen Ihrigen wünsche ich stets bestens empfohlen zu sein. Ich bin ewig in treuer Verehrung

Schultz.

Im Mai machten Goethe's Sohn und Schwiegertochter einen kurzen Besuch in Berlin, wo sie bei Zelter wohnten, und besonders bei Nicolovius freundlichste Aufnahme fanden.[2]) Auch Schultz wurde freundlich besucht, bei dessen am 11. März geborener Tochter Ottilie Goethe's Schwiegertochter am 19. Mai Pathenstelle zugleich mit Seebeck u. A. übernahm. Schleiermacher vollzog die Taufe. Den Mittag fuhr Schultz mit den werthen Gästen nach Charlottenburg. In dem Tagebuche von Schultz findet sich noch bemerkt: „Ottilie ein Herzchen.“ Aus diesem Jahre, nach der Rückkehr von Dresden, ist ein undatirter Entwurf eines Briefes von Schultz an Ottilie von Goethe erhalten, womit er eine Sendung von Gänsen begleitete.[3]) Hier schreibt er: „Ich war lange Jahre hindurch in einem Zustande, der mich in ein einsames Leben zurückzutreten nöthigte. Dadurch von äußeren Ansprüchen befreiet, gedieh ein stiller fleißiger Umgang mit dem Entfernten, Abstracten. So wie ich nun wieder gesunde, tritt mit verdoppeltem Reiz das innere Leben mit der Gegenwart zusammen: ich bin seiner nicht mehr mächtig. Da müssen Sie nun schon erlauben, Gnädigste,

1) Vgl. Goethe's Briefe aus Rom vom 28. August und 12. September 1787 in der Italiänischen Reise.

2) Vgl. den Briefwechsel mit Zelter Nro. 325—327. A. Nicolovius Denkschrift auf G. H. L. Nicolovius S. 263 f.

3) Vgl. oben Nro. 25. S. 170. Nro. 27 S. 174 f.

daß ich noch einige Zeit hindurch den Umständen nachgebe, und mit dem Schifflein lavire; ich hoffe, den Wind doch endlich zu überlisten, und künftig wieder, wohin ich will, mit vollen Segeln zu fahren. Dann würde ich vor allen Dingen dazu thun, Ihnen nicht in einem Briefe, sondern in Person aufzuwarten. Gar sehr sehne ich mich, einige Stunden in Ihrem Hause zu sein; was wäre da nicht mitzutheilen? Denn nur der Gegenwärtige theilt sich wahrhaft mit. Darum sollen Sie auch Jahrhunderte lang gelobt und gepriesen sein, daß Sie mit Ihrem lieben Manne so rüstig und keck über Land zu uns daher kamen; aber daß Sie so schnell wieder weggingen, und uns in Verwirrung zurückließen, darüber geben wir uns in tausend Jahren nicht zufrieden. Gottlob, daß es Ihnen bekommen ist! Ihre kleine Pathe (Ottilie) blüht indessen wie ein Röschen, und bemüht sich, Ihrem Namen Ehre zu machen. Sie ist der Liebling der Familie und aller Freunde derselben. Das herrliche Pathengeschenk [1]), welches Ihr theurer segensreicher Vater für sie mir schweigend übergeben hat, wird so lange als ein Schmuck unseres Hauses auf's Zierlichste aufgehoben bleiben, bis sie wissen wird, welchen Schatz sie darin besitzt."

Der Hofmaler Raabe, mit Goethe, dessen Bild er im Jahre 1811 gemalt hatte, schon länger bekannt (auch unseren Schultz hatte er schon im Jahre 1815 in Oel gemalt), wurde vom Preußischen Ministerium im Juni 1819 nach Italien gesandt. Goethe gedenkt dieser Sendung, an welcher er besonders durch Schultz mitbetheiligt wurde, in den Annalen unter den Jahren 1820 und 1821. Zur Ergänzung und Berichtigung geben wir hier das von Schultz entworfene Promemoria vom 30. Mai 1819.

„Die Reise des Herrn Raabe nach Italien gibt die erwünschteste Gelegenheit, einen Gedanken auszuführen, der für das Studium der Malerei von Wichtigkeit ist, bisher aber von keinem der vielen Künstler berücksichtiget wurde, welche Italien besucht haben, nämlich für die Lehre von der Harmonie der Farben [2]) zweckmäßige Studien zu sammeln.

Diese Lehre liegt, ungeachtet der Versuche früherer Theoretiker, von denen nur Raphael Mengs besonders zu erwähnen ist, noch in der Kindheit, und hat, wie man unbedenklich gestehen muß, erst in unseren Jahren durch die Bemühungen der Weimarischen Kunstfreunde einen sicheren Grund erhalten, daher ich mich über den Begriff derselben lediglich auf die unterrichtenden Aufsätze und Andeutungen beziehe, in welchen die genannten Kunstgelehrten sich hierüber ausgesprochen haben, und die in den von Goethe herausgegebenen Propyläen,

1) Die in grünes Maroquin gebundene, mit Goldschnitt reich geschmückte zweite Ausgabe von Goethe's Werken in zwanzig Bänden. Goethe verfügte noch kurz vor seinem Tode die Vervollständigung dieses Geschenkes durch die später erschienenen Bände seiner Werke. Er muß diese Bände mit der bezüglichen Aufschrift während Schultzens Abwesenheit übersandt haben; denn dieser hatte auf der Rückreise von Dresden Weimar nicht besucht.

2) Vgl. oben S. 184.

Winkelmann und sein Jahrhundert, vorzüglich aber in dem Werke zur Farbenlehre, und in der Meyer'schen Abhandlung über die Aldobrandini'sche Hochzeit niedergelegt sind.

Zeichnung, Composition, Ausdruck und Colorit im engeren Sinne mit Einschluß des Helldunkels, waren bisher die Gegenstände, denen die Maler ihre Studien widmeten. Die Harmonie der Farben, die selbst den größesten Meistern der neueren Kunst, dem Begriffe nach, unbekannt blieb, und die sich nur in wenigen einzelnen Werken derselben der Vollkommenheit nähert, ist meistens unbeachtet gelassen worden, weil Niemand wußte, nach welchen Grundsätzen sie zu erkennen und zu erreichen sei. Da nun die wesentlichste Wirkung der Malerei in der richtigen Anwendung der Farben, als ihrem Elemente, beruhet, so läßt sich schon aus der Achtlosigkeit auf diesen Haupttheil der Kunst der zunehmende Verfall der Malerei seit jener Epoche herleiten, wo die großen Malerschulen aufgehört haben, in denen wenige, durch die Werke sich vom Meister auf den Schüler fortpflanzende Maximen, verbunden mit dem Glück und der Kühnheit des Talents, den Mangel eines vollständigen und consequenten Lehrganges zu ersetzen vermochten. In dem Zeitalter der Kunst, in welchem wir leben, ist es daher von unumgänglicher Nothwendigkeit, die Harmonie der Farben eben so wie alle anderen Theile der Malerei zum Gegenstande des Unterrichts zu machen, und zu diesem Ende keine Bemühung zu verabsäumen, um die Lehre derselben auf Principien zu bringen, wozu in jenen Schriften der Weimarischen Kunstfreunde höchst gründliche und überzeugende Anweisungen zu finden sind.

Der Künstler nun, welcher berufen sein soll, für dieses Lehrfach mitzuwirken, muß mit besonderem Talent dafür begabt und practisch darin schon in vorzüglichem Grade geübt sein. Diese Eigenschaften scheinen sich glücklich in Herrn Raabe zu vereinigen, und es wäre zuvörderst nur noch zu wünschen, daß derselbe sich mit den genannten Schriften auf das Genaueste bekannt mache und in den Geist derselben einzudringen suche.

Sodann käme es auf die Aufgaben an, welche er für den Zweck in Italien zu leisten hätte.

Herr Geh. Oberbaurath Schinkel hat bereits in dem für Herrn Raabe entworfenen practischen Cursus genaue und viele Studien für die Farbenwahl, für's Colorit überhaupt, in den Herculanischen und Pompejischen Gemälden und in den Verzierungen des Vatican's als Hauptzweck der Reise angegeben, weil davon wenig Gutes öffentlich erschienen und zu benutzen ist, womit ich um so mehr einverstanden bin, als das Studium der antiken Gemälde in dieser Hinsicht allerdings von erster Wichtigkeit ist. Ich würde daher vorschlagen, dem Herrn Raabe aufzugeben:

1. von den Herculanischen und Pompejischen Gemälden diejenigen, in welchen die harmonische Farbenwirkung am Bedeutendsten hervortritt, in der Größe der in dem Königlichen Werk von den Herculanischen Alterthümern enthaltenen Blätter auf das Sorgfältigste in Farben zu copiren.

2. Sodann wäre zu wünschen, daß durch Herrn Raabe von der Aldobrandini'schen Hochzeit in der Originalgröße eine Copie in Farben gefertigt würde. Dieses Gemälde, welches unter allen wieder aufgefundenen antiken Gemälden noch immer den ersten Rang behauptet, ist nach der lehrreichen Abhandlung des Hofrath Meyer als Canon für die Beleuchtung und Farbengebung zu betrachten. Neueren Nachrichten zufolge soll das Colorit desselben durch geschickte Reinigung gegen den früheren Zustand, in welchem Herr Hofrath Meyer dasselbe copirt hat, um vieles gewonnen haben. Eine genaue Copie davon in seinem jetzigen Zustande würde daher für das Studium der Grundsätze der Alten in Absicht der Farben höchst wichtig sein. Jede Academie der Künste sollte eine gute Copie dieses Werkes besitzen.

3. Von den Gemälden der großen Italiänischen Meister sind nur wenige in Rücksicht der Harmonie der Farben von vorzüglichem Interesse.

Die Venetianische Schule zeichnet sich im Allgemeinen durch Wahrheit und Lebhaftigkeit des Colorit's und durch Reinheit der Localfarben aus. Harmonische Wirkung wurde von ihr nicht eigentlich bezielt, und ist es wohl mehr dem glücklichen Naturell als den Grundsätzen des Paolo Veronese zuzuschreiben, wenn einige seiner Gemälde durch richtig getroffene Gegensätze in den kräftigsten und heitersten Localfarben sich in hohem Grade auszeichnen. Diese würden allenfalls aufzusuchen, und in der angegebenen Hinsicht genau zu copiren sein.

Correggio soll, weniger kräftig in Farben, durch die großartigste Behandlung des Helldunkels in einigen seiner besten Gemälde eine harmonische Wirkung erreicht haben, welche von dieser Seite musterhaft ist. Von diesen Gemälden könnten mit besonderer Rücksicht auf den gegebenen Zweck Copien gefertigt werden.

Vor allen Werken der neueren Malerei sollen aber, nach dem Urtheil der Weimarischen Kunstfreunde, in Rücksicht der Farbenharmonie einige Gemälde des Peter von Cortona sich auszeichnen, unter denen als die bedeutendsten das Altarblatt in der Capuzinerkirche zu Rom, den Paulus vorstellend, der sein Gesicht niederhält, und das große Deckengemälde im Barberini'schen Palaste genannt werden. Diese müßten vorzugsweise mit Sorgfalt copirt werden.

Sollte Herr Raabe noch mehrere musterhaft beleuchtete und colorirte Gemälde finden und copiren wollen, so würde solches sehr verdienstlich sein, und in Betreff

4. der farbigen Copien der gemalten Verzierungen, sowohl nach den Antiken als aus dem Vatican und anderen Gebäuden neuerer Zeit, würde die Auswahl lediglich seiner Einsicht überlassen bleiben.

Alle diese Copien würden, mit Ausnahme der Aldobrandini'schen Hochzeit, für welche die Originalgröße nothwendig ist, in zweckmäßig verkleinertem Maßstabe, in Rücksicht der Farben aber mit vollkommener Treue zu fertigen sein, und da es hiebei auf die Zeichnung und den Ausdruck nicht wesentlich ankommt, so könnte Herr Raabe, zur

Ersparung von Zeit und Mühe, die vorhandenen Kupferstiche zur Hilfe nehmen, in sofern sie nicht auffallend vom Original abweichen.

Ob solche in Oel= oder Wasserfarben auszuführen sein werden, kann ebenfalls der Einsicht des Herrn Raabe überlassen bleiben, der mit der Farbenbehandlung vertraut ist, und den Zweck, daß selbige der Wirkung der Originalgemälde entsprechen sollen, stets im Auge behalten wird.

Sehr glücklich ist es, daß Herr Raabe über Weimar zu reisen gedenkt, und dort, bei dem Vertrauen, welches er früher schon bei dem Herrn Geheimerath von Goethe und Hofrath Meyer zu erwerben Gelegenheit gehabt hat, sich durch deren gefälligen Beirath zu dieser Aufgabe noch näher vorzubereiten im Stande sein dürfte."

34.

Goethe an Schultz.[1])

Weimar, den 15. Juni 1819.

Wie sehr uns die Sendung des Herrn Raabe und die demselben ertheilten chromatischen Aufträge erfreut haben, werden Sie aus dem beiliegenden Aufsatz sehen, den wir ihm mit den besten Segenswünschen als Lebewohl zustellen. Sie werden das von uns[2]) Gesagte völlig einstimmig finden mit dem, was Sie selbst für räthlich und nützlich hielten, auf das nächste Bedürfniß hindeutend und zu einiger Bequemlichkeit anleitend. Freilich wäre ein längerer Aufenthalt bei uns nöthig gewesen, um kurz, jedoch theoretisch zusammenhängend, auszusprechen, was eigentlich gesucht und gewünscht wird. Indessen wird er gewiß talentvoll, durch eigenen Instinct geleitet, manches Erfreuliche zurückbringen. Den hiedurch gemachten Anfang halte ich indessen für unschätzbar; denn Niemand kann wissen, was hiedurch angeregt wird. Sobald einmal von oben herein irgend ein Wunsch und Wille erscheint, so sind Geister und Hände bereit, aus Gehorsam, Glauben, Zutrauen, und endlich aus Ueberlegung zu handeln. Mich selbst haben Ihre einsichtigen Worte aus dem Schlafe des Unglaubens geweckt. Ich werde diese Tage nach Mailand schreiben, wo sich gerade zu unseren Zwecken kostbare Bilder befinden, die uns durch die Pinacoteca del Palazzo Reale delle Scienze e delle Arti di Milano[3]) bekannt geworden. Ich will suchen, daß man Aquarellcopien in mäßiger Größe (die Figur etwa einen Römischen Palm hoch) auf weiß Papier erst getuscht, dann angefärbt erhalte. Ist der Preis billig und der erste Versuch gerathen, so gebe ich Nachricht, und Sie verschaffen sich auch vielleicht dergleichen durch meine Vermittelung. Möchten Sie

1) Dieser Brief liegt uns nicht vor. Wir geben ihn nach dem Abdrucke in H. Döring's Sammlung von Goethe's Briefen Nro. 782.
2) Goethe und Meyer.
3) Vgl. Kunst und Alterthum IV, 2, 116 ff.

auf ähnliche Weise auch unsere Farbenlehre in's Leben einführen und zur Anschauung bringen! Mein einziger Wunsch war, die Erscheinungen zu sondern, zu ordnen, und nur erst erfreulicher Bekanntschaft näher zu führen. Wenn Seebeck nach Jena kommt, werde ich ihm zur Pflicht machen, sobald er in Berlin wirklich scientifischen Ruf gefaßt hat, einen Apparat bei der Academie anzulegen, durch welchen sämmtliche Versuche wenigstens dargestellt werden können. Nehmen Sie sich der physiologischen an, Seebeck der physischen, so wird sich ja wohl auch ein Chemiker finden, der vorurtheilsfrei hier eingriffe. Döbereiner in der neuesten Ausgabe seines chemischen Lehrbuchs deutet schon dahin. Die Sache ist freilich schwer, die Elemente einfach, die Anwendung unendlich. Das Verzeichniß eines nöthigen Apparats gebe ich D. Seebeck mit, in der sicheren Hoffnung, daß Sie ihn beiderseits beleben werden. Denn freilich ist ein Apparat auch nur wie Pinsel und Palette: wer malt aber gleich! Und so hat mich dieser Tage doch ein Englischer Maler, indem er mich abschilderte, sehr angenehm unterhalten. Er war begründeter und unterrichteter, als Künstler zu sein pflegen, practisch gewandt und auf alles practisch Brauchbare wie die Katze auf die Maus. Die Hauptlehre vom Trüben ergriff er mit Freude; er hatte das längst geübt, und brachte schnell auf seiner Palette eine Mischung hervor, die er über Schwarz und Weiß zog; dort erschien ein Bläuliches und hier ein Gelbliches. Er versicherte, von nun an diesen Kunstgriff zu besonderem Vortheil anzuwenden. Ich verehrte ihm eine kleine Glasphiole mit einer Infusion, die ich Döbereiner schuldig bin, die im Effect, das herrlichste Urphänomen hervorzubringen, alles übertrifft, was man vom lignum nephriticum erwartet.[1]) Kommt dieser Mann, Dawe genannt, nach Berlin, so gehen Sie ihm freundlich entgegen.[2]) Sie werden ihn als Künstler, als Engländer, der freilich um des Gewinnstes willen reist, als gebildeten, unterrichteten, eine gewisse eigenthümliche Naivetät nicht verläugnenden Mann sogleich beurtheilen.

35.

Goethe an Schultz.

Beikommendes Heft[3]), welches wenigstens in einigen Theilen als posthum angesehen werden kann, belebt, indem ich es absende, das Andenken an die Freundschaft und Güte, wodurch Sie mich schon mehrere Jahre beglücken. Hat auch in der letzten Zeit die Mittheilung gestockt, so bin ich doch durch den Aufenthalt meiner

1) Vgl. Goethe's Nachträge zur Farbenlehre Nro. 7.

2) Goethe's Bild von Georg Dawe wurde im Jahre 1821 von Thomas Wright zu London in Kupfer gestochen. Vgl. Goethe in den Annalen unter dem Jahre 1821.

3) Kunst und Alterthum II, 2. Vgl. Knebel's Brief an Goethe Nro. 552.

Kinder in Berlin und deren höchst freundliche Aufnahme jenen Zuständen, und auch Ihnen besonders, nahe genug gekommen.

Wichtige Aufträge haben Ihre Thätigkeit, wie ich höre, in eine bedenkliche Region versetzt [1]), wodurch Sie dem, was uns sonst gemeinsam interessirte, freilich sehr entfremdet sein mögen; doch habe ich auch schweigend vergangenen Sommer Ihrer hundertmal gedacht, als ich zu Jena in dem bekannten Gartenstübchen die entoptischen Farben nach allen ihren Bedingungen durcharbeitete; die einzelnen Erfahrungen schrieb ich sogleich nieder und ordnete sie dann nach der Weise, die Ihnen aus meiner Farbenlehre bekannt ist. Es sind immer die alten Phänomene, unter anderen Bezügen sich wiederholend und sich der Hauptansicht willig fügend.

Bei Ihnen darf ich wohl nicht anfragen, ob Sie indessen auf Ihrem Wege fortgegangen. Sagen Sie mir aber doch ein Wort von Ihren Zuständen.

Gewöhnlich richtet sich das Tischgespräch meiner Kinder nach Berlin, und da kommen denn mit Geistes- und Herzensverwandtschaften auch die geistlichen zur Sprache. Sagen Sie, ob alles im Hause, und so auch das Pathchen (Ottilie) wohl sei. Meine Tochter ist noch, wie ich höre, ein Dankschreiben schuldig für die trefflichen, von uns mit lautem Dank verzehrten Küchengaben; für diesmal empfiehlt (sie) sich schönstens, in einer etwas peinlichen Lage; denn sie gibt sich eine zwar mütterlich-löbliche, aber doch unter vorwaltenden Umständen, wie mich dünkt, zu ängstlich-entkräftende Bemühung um ihren Kleinen, den die Masern bedrohen.

Ich von meiner Seite suche den Tag möglichst zu benutzen, und bereite mich, bald wieder nach Carlsbad zu wandern, grüße zum Allerschönsten, und wünsche künftige Mittheilung nicht wieder so lange unterbrochen.

treulichst Goethe.

Weimar, den 31. März 1820.

36.

Goethe an Schultz.

Da man, verehrter Freund, ein so schönes Verhältniß, wie uns vor einigen Jahren gegönnt war, von Zeit zu Zeit, wenn auch nicht persönlich, doch schriftlich wieder beleben soll, damit das Edelste und Beste des Menschengeschicks, ein Zusammenwirken mit Guten und Gleichgesinnten, nicht vor dem letzten Schicksale verschwinden möge, so freut es mich gar sehr, daß die Sendung von Raabe mich auffordert, wieder einmal von mir hören zu lassen.

---

1) Er war seit dem vorigen November als Regierungsbevollmächtigter bei der Berliner Universität lebhaft mit der Verfolgung demagogischer Umtriebe beschäftigt.

Indem ich nun eine Abschrift des Raabe'schen Briefs hier beifüge, welche, mit angelegentlichster Empfehlung, Herrn Minister von Altenstein Excellenz vorzulegen bitte, so vermelde zugleich, daß die Kiste selbst in Weimar angekommen und nächstens hieher nach Jena zu mir gelangen wird. Meine zurückgelassenen Geschäftsführer können jedoch das kleine Actenstück, worin die erste Veranlassung, so wie der Raaben ertheilte Auftrag geheftet sind, nicht finden. Da aber besonders letzterer nöthig ist, um das Gewünschte mit dem Geleisteten zusammen zu halten, so wollte freundlichst ersuchen, mir eine Abschrift davon zukommen zu lassen. Indessen werden die Weimarischen Kunstfreunde ihre Betrachtungen fleißig und treulich anstellen, auch die Resultate seiner Zeit vermelden, nicht weniger hinzufügen, in wiefern der Künstler auf der Rückreise noch einiges nachbringen könnte.

Gegenwärtiges dictire in demselben Local, wo ich die Freude hatte, Sie zum ersten Male zu empfangen.[1]) Seit meiner Rückkunft aus Carlsbad, am 1. Juni, bin ich ununterbrochen hier in wissenschaftlichen, freundlich-anmuthigen Geschäften. Möge Ihnen in Ihrem großen Wirkungskreise auch alles nach Wunsch gelingen, und ich die guten Nachrichten, die mir Freunde von Ihrer Gesundheit geben, auch von Ihnen selbst unmittelbar vernehmen.

Zum Schluß darf ich wohl einen jungen Breslauer, Carl Ernst Schubarth, Ihrer Aufmerksamkeit empfehlen! Es ist zwar, als wenn ich mich selbst empföhle; dies aber selbst wäre ja nicht einmal zu tadeln. Er ist durch die Thüre, an der ich gerade Pförtner bin, in meines Vaters Haus gekommen, und beträgt sich darin ganz gut; wie sollt' ich ihm abhold sein! Aufmerksamkeit, um die ich bitte, werden Sie nicht versagen.

treulichst

J W v Goethe.[2])

Jena, den 26. Juli 1820.

36 a.

Goethe an Schultz.

Nur eilig, verehrter Freund, vermelde durch Gegenwärtiges, daß kurz nach der Absendung meines Briefes das Actenfascikel sich gefunden, und also eine Abschrift jener Aufsätze nicht nöthig ist. Indessen sind auch die Zeichnungen wohlbehalten bei mir eingelangt, und wird in dieser Woche Hofrath Meyer mich besuchen, nach welcher Conferenz die Zeichnungen sowohl als unsere unvor-

1) Im Gartenhause des botanischen Gartens zu Jena.

2) In der vollständigen Unterschrift seines Namens ist, was manche Herausgeber von Goethe's Briefen übersehen haben, das v mit dem G des Zunamens, wie J mit W, in einen Zuge verschlungen; bei der einfachen Unterschrift Goethe oder G. fehlt das v.

greifliche Meinung ungesäumt erfolgen soll. Die Kürze des Gegenwärtigen mit der Eile entschuldigend, die mich dazu nöthigt, mich freundlichem Andenken auf das Dringendste empfehlend.

treulichst

Jena, den 30. Juli 1820. J W v Goethe.

Das in Brief 36. angeführte, abschriftlich beiliegende Schreiben lautet also:

Da ich Ew. Excellenz mit meinem Schreiben zugleich einige der mir aufgetragenen Arbeiten zu übersenden wünschte, so habe ich es bisher noch immer verschoben zu schreiben; besonders da ich auch von dem Königlich Preußischen Ministerio des Unterrichts zu Berlin den Auftrag erhalten habe, alle Arbeit, welche ich in Bezug auf die Harmonie der Farben für Hochdasselbe zu machen habe, erst an Ew. Excellenz zu senden, mit der Bitte, dieselben dann weiter an das Hohe Ministerium zu Berlin befördern und die dafür ausgelegten Portounkosten durch Postvorschuß gefälligst einziehen zu lassen. Ich habe dahero die ersten Arbeiten, welche ich in dieser Beziehung in Italien gemacht, als die Aldobrandini'sche Hochzeit, und zwei Copien nach den Soffitten des Pietro da Cortona im Palast Pitti zu Florenz, wie auch neun Kupferstiche des Herrn Gmelin [1]), welche für Ew. Excellenz bestimmt sind, und eine Copie der zwei Hauptfiguren aus der Aldobrandini'schen Hochzeit, welche Seine Excellenz der Herr Staatsminister von Altenstein besonders verlangt hat, alles in einer wohlverwahrten Kiste, den 27. vorigen Monats von hier über Nürnberg nach Weimar an Seine Excellenz abgesandt. Zwar habe ich in Florenz noch zwei Copien nach Tizian klein mit Oelfarben gemalt, da sich aber dieselben nicht gut packen ließen, und ich auch gern etwas zum Vorzeigen bei mir haben will, so habe ich dieselben noch zurück behalten; sonst habe ich keine Copien nach Venetianischen Meistern gemacht, besonders da ich während meines Aufenthaltes in Venedig, Padua und Florenz Gelegenheit hatte, mehrere Portrait's zu malen, und so das Studiren nach diesen Meistern mit dem der Natur zu verbinden. Was die Copie der Aldobrandini'schen Hochzeit anbelangt, so habe ich nicht allein durch eine möglichst treue Nachahmung der Farben, als auch genaue Nachahmung des verschiedenen Farbenauftrags, das Original, wie es jetzt ist, nachzuahmen gesucht, und deswegen auch mit Wasserfarben gemalt, obschon es mit vielen Schwierigkeiten verbunden war, da das Bild so groß ist, und das Original im Vatican in einer ungünstigen Beleuchtung steht: allein ich glaubte auf diese Art der Behandlung des Originals näher zu kommen, und sowohl die klaren und leicht behandelten Stellen, welche mir noch ganz erhalten

---

1) Wilhelm Friedrich Gmelin, als Zeichner und Kupferstecher rühmlich bekannt, stand mit Goethe, der seiner in den Annalen unter dem Jahre 1820 gedenkt, in freundlicher Verbindung. Schon 1806 hatte dieser dem Dichter seinen Kupferstich von Claude Lorrain's Tempel der Venus von Rom aus zugesandt.

scheinen, als auch die hart und schwer gemalten, welche mir spätere Ausbesserungen scheinen, besser nachahmen zu können, was mir auch nach dem Urtheil derer, die die Copie mit dem Originale verglichen, ziemlich gelungen sein soll. Ende dieses Monats werde ich nach Neapel reisen, um dort die mir ebenfalls aufgetragenen Copien nach den Herculanischen Gemälden zu machen, und wenn mir die nachgesuchte Verlängerung meines Urlaubs, wofür sich Seine Excellenz der Herr Gesandte Herr Geheime Staatsrath Niebuhr besonders verwendet, bewilligt wird, so denke ich auch nach Sicilien zu gehen, um dort, außer den architectonischen Studien, auch mehrere landschaftliche zu machen, deren ich hier schon einige mit Beifall gemacht habe, und wovon ich einen Versuch mit der zweiten Sendung an Ew. Excellenz mitzuschicken gedenke, da es mir diesmal nicht möglich war. Sollten Ew. Excellenz die Gnade haben, mich einer Antwort zu würdigen, so bitte ich solche an die Preußische Gesandtschaft in Rom oder Neapel zu adressiren. Indem ich mich Ew. Excellenz fernerer Wohlgewogenheit unterthänigst empfehle, bitte ich noch, mich Dero Herrn Sohne und dessen Frau Gemahlin wie auch dem Herrn Hofrath Meyer und allen mir wohlwollenden Freunden bestens zu empfehlen. Der ich in tiefster Verehrung verharre,

Ew. Excellenz u. s. w.

Joseph Raabe.

Rom, den 10. Juni 1820.

37.

Schultz an Goethe.

Berlin, den 5. August 1820.

Höchst verehrter Freund!

Vergebens würde ich zu entschuldigen versuchen, wie ich die wiederholten Beweise Ihrer Güte und Gewogenheit so stumm habe hinnehmen können; vielleicht aber würden Sie, nach Ihrer liebreichen Langmuth, dieses eher als ich selbst thun, wäre es möglich, mich Ihnen ausführlich mitzutheilen. Das hoffte ich, und hoffe nunmehr mit Zuversicht, mündlich zu können, wenn Sie verstatten wollen, daß ich Sie sehe und umarme. Es gibt in diesem Monate vierzehn Tage, die ich verwenden kann, nach Jena zu kommen, dort eine Woche zu verweilen, und zurückzukehren. Bildhauer Rauch hat, obwohl er sich schwer von seinen Arbeiten entfernt, in meinen Wunsch, mich zu begleiten, gewilligt, wenn er hoffen darf, daß Sie ihm vergönnen wollen, Ihr Bild nach seinem Vermögen darzustellen. [1]) Haben Sie die Güte, mir mit umgehender Post zu sagen, ob wir kommen dürfen; den 10., spätestens den 12., würden wir dann von hier abreisen, und den 13. bis 15. in Jena eintreffen können.

1) Vgl. oben Nro. 33.

Die dem Herrn Raabe von Ihnen ertheilte Instruction nebst dem Promemoria, welches dazu Veranlassung gegeben, füge ich abschriftlich bei. Herr Minister von Altenstein läßt seinen innigsten Dank vermelden für die gütige Beförderung unserer Wünsche von Seiten Ihrer und des Herrn Hofrath Meyer; mündlich ließe sich einiges Nähere über den ferneren Gang der Sache und deren weitere Ausdehnung verabreden. Die Hersendung der von Herrn Raabe gelieferten Arbeiten hat keine Eile, und könnte fürerst unterbleiben, wenn ich zu Ihnen reise. Die ausgelegten Kosten bitte aber auf jedem beliebigen Wege von uns einzuziehen. Aus den Acten ersehe ich, daß Sie nicht einmal über dieses Arrangement benachrichtigt worden sind; wie eine solche Unart möglich war, ist nur mündlich zu erläutern.

Von den hiesigen mannigfachen Kunstunternehmungen, von den verdienstlichen Bemühungen unserer Freunde und von meinen kleinen Fortschritten in den früher besprochenen Untersuchungen kann ich auch nur mündlich Näheres anzeigen; das tägliche Geschäft verbietet mir leider ausführlichere Mittheilungen über dergleichen. Auch wäre zu weitläufig, hier zu sagen, wie Ihre seit einem Jahre erschienenen herrlichen Werke auf mich gewirkt haben; nur zu erwähnen kann ich nicht unterlassen, daß ich seit diesem Sommer[1]) in einem kleinen befreundeten Kreise regelmäßige Vorträge über Ihre Propyläen halte, die mich höchlich belohnen, und mit der Zeit zu ersprießlichen Wirkungen für mich und Andere Hoffnung geben dürften, für welchen Zweck es mir nahe liegt, einige mündliche Belehrungen zu erbitten. Da ich bis gestern nicht an eine Reise zu Ihnen denken konnte, so bin ich dazu wenig vorbereitet, werde aber eilen, alles, was Sie und mich interessiren kann, zu notiren. Füge nur ein gütiges Geschick, daß Sie nicht verhindert sein mögen, uns in Ihre beglückende Nähe kommen zu lassen!

In steter Verehrung

Schultz.

In dem Augenblicke, wo ich dieses unterschreibe, erhalte ich Ihre werthen Zeilen, vom 30. v. M., und unterlasse also die Einsiegelung der oben erwähnten Abschriften. Da die Posten so langsam befördern, dürfte ich Ihre Antwort bis zum 12. kaum erwarten, und meine Abreise daher eventualiter um einige Tage später anberaumen müssen.

38.

Goethe an Schultz.

Die unter'm 30. Juli angekündigte Sendung geht, wie der Spediteur verspricht, Montag den 14. August unter Ihrer Adresse,

1) Seit dem Juni.

theuerster Freund, von hier ab. Die Weimarischen Kunstfreunde haben sich darüber besprochen, und theilen ihre Gedanken nächstens mit, obgleich Berliner Künstler und Kenner das Geleistete einsichtig und geneigt selbst beurtheilen werden. Was weiter zu wünschen, vorzunehmen und zu hoffen sei, wird nach unserer Einsicht gleichfalls treulich hinzugefügt.

treulichst

Jena, den 9. August 1820. J W v Goethe.

39.

Schultz an Goethe.

Berlin, den 12. August 1820.

Das Schreiben, welches ich mit der heute von Leipzig angekommenen Post von Ihrer verehrten Hand zu erhalten hoffte, ist nicht eingetroffen; dies macht mich sehr ungewiß. Da die Anstalten zur Reise aber zu weit gediehen sind, um solche wegen der Unsicherheit des Erfolgs aufgeben zu können, da es doch möglich ist, daß Sie durch Ursachen, welche auf die Reise keinen Bezug haben, zu antworten verhindert gewesen sein mögen, so bleibt es nun dabei, und zwar — wie man selbst in kleinen Dingen vom Schicksal mit fortgerissen zu werden leiden muß — nicht nur mit Rauch, sondern auch mit Schinkel und Tieck, dem Bildhauer, komme ich. Da geht denn nun manches, was ich mir ersehnte, verloren, anderes aber wird dafür gewonnen; man soll nicht, wie man will, sondern wie man kann. Tieck will sein älteres Werk verbessern, und eine neue Ehre daran zu erringen suchen, Rauch will seinem und meinem Verlangen genug thun, Sie darzustellen, wie ich Sie kennen gelernt habe, wir wir Sie in diesem Alter Ihres stets heilbringenden Lebens sehen. Möchten Sie unseren heißen Wünschen gern willfährig sein!

Herrn von Knebel hoffen wir gleichfalls wohl und vergnügt zu finden. Aber wird dieser Brief vor uns selbst bei Ihnen eintreffen können? Das bedenke ich erst jetzt, um lieber gleich zu schließen; denn den 14. früh reisen wir ab, und sind den 16. in Jena.

Herzlichst der Ihrige.

Schultz.

40.

Goethe an Schultz.

Ihren liebwerthen Brief, mein Theuerster, erhalt' ich erst den 12. August, da er doch vom 5. geschrieben ist. Dieser geht erst den 13. von Weimar ab, wohin ich ihn durch einen Boten sende, da reitend keine directe Communication zwischen Jena und Berlin ist.

Möchten Sie doch Ihre Herreise mit Ihrem werthen Begleiter auf gut Glück unternommen haben! Sie sind mir Beide herzlich willkommen; meine Zustände kennen Sie schon; Sie finden

mich in den verfallenen Mauern des botanischen Gartenhauses so schlecht eingerichtet, wie möglich. Keinen Tisch kann ich Ihnen anbieten. Kehren Sie in dem Ihnen bekannten Gasthofe ein. Herr Rauch findet eine lustig ruhige Werkstatt bei mir [1]), und da ich gerad' in dem Fall bin, dringende Arbeiten bei Seite geschafft zu haben, so können wir die meisten guten Stunden des Tags gut benutzen.

Möge diese Verspätung Sie nicht abhalten von Ihrem Vorsatz, der für uns sämmtlich gewiß höchst fruchtbar sein wird. An Ihrer Theilnahme, an Ihrem Mitfortleben hab' ich nicht gezweifelt; man braucht sich's nicht immer zu sagen, daß man sich liebt.

Im Moment, da Ihr Brief ankommt, geht die Kiste fort; der Fuhrmann hat mir die Auslagen bezahlt, wie ich den vorhergehenden. Es wird sehr schön sein, daß Sie unser Gutachten mündlich vernehmen und uns Anleitung geben, wie wir uns diplomatisch schriftlich verhalten sollen.

Möge diese Postunbehülflichkeit der Jenaischen Lage (denn in Weimar erhalten wir die Berliner Briefe schnell) Ihren Vorsatz nicht ändern!

Herr Rauch sei nochmals schönstens gegrüßt! Es hält mich nichts ab, seinem freundlichen Willen zu verschwindenden Formen auf die bereitwilligste Weise zu begegnen.

Auch ich denke mir manches, Sie zu bewillkommnen; mein Aufsatz über entoptische Farben ist bis zu Ihrer Ankunft abgedruckt. [2]) Die Versuche durchzugehen und den Vortrag zu revidiren wird sehr unterhaltend sein.

Alles Gute! treulichst

Goethe.

Jena, den 12. August 1820.

41.

Schultz an Goethe.

Mit lebhaftem Vergnügen erfuhren wir, Verehrtester, bei der Ankunft vor einer Stunde, daß Sie hier sind und schon gütigst für uns gesorgt haben. Eben erfahre ich, daß der aufmerksame Wirth Ihnen unsere Ankunft schon gemeldet hat. Für heute ist es wohl zu spät, Sie mit Besuch zu beunruhigen, wie sehr ich es beklage, nicht noch heute Sie zu sehen. Lassen Sie mir gütigst sagen, wann ich kommen darf. Mit mir sind, wie ich am Sonnabend meldete, die Herren Schinkel, Rauch und Tieck; sie bitten mit nicht minderem Verlangen um die Bestimmung, wann sie Ihnen aufwarten dürfen.

Durchaus der Ihrige.

Jena 16/8. 20. Abends. Schultz.

1) Die Worte bei mir sind von Goethe eigenhändig hinzugesetzt.
2) Im dritten Hefte zur Naturwissenschaft.

42.

Schultz an Goethe.

Die seltsame Furcht, seinem Freunde Tieck wehe zu thun, scheint Rauch von seinem so lebhaft gewünschten Zwecke, Ihre Büste zu modelliren, zurückzuschrecken, seitdem Tieck in diesem Vorsatze sich unserer Reise angeschlossen hat. Da es aber ein unersetzlicher Verlust wäre, wenn Rauch aus einer solchen Rücksicht von diesem Vorhaben zurückginge, so bitte ich, daß Sie selbst die Güte haben mögen, ihn dazu aufzufordern, damit er seine und seines Freundes stille Vorwürfe zu beseitigen hinreichenden Vorwand gewinne; ich bitte um so mehr darum, als ich weiß, daß ihm sehr daran gelegen ist, und daß, nachdem er Sie einmal gesehen hat, er sehr unglücklich sein würde, seinen liebsten Wunsch, unmittelbar nahe am Ziele der Erfüllung, der Eifersucht des Freundes aufopfern zu müssen. Weder ich noch Schinkel haben, nach der sorgfältigsten Erwägung, in diesem seltsamen Verhältnisse Vermittler zu sein, den Versuch wagen dürfen; Rauch scheint zu wissen, daß nur Sie dieses vermögen, und ich eile, Sie davon zu unterrichten, da, nachdem ich vor Tische von Ihnen kam, es sich entschieden ergab, daß die Lage der Sache wirklich so ist. Es scheint dazu nichts weiter zu bedürfen, als daß Sie, wie es so natürlich ist, Rauch zu erkennen geben, daß er, wenn Tieck seine Arbeit anfängt, seinerseits nicht müssig sein, sondern sich gleichzeitig an's Werk setzen möge. Rauch arbeitet mit großer Schnelle und Gewandtheit, und kommt in kürzerer Zeit zu Stande als Tieck. Sehr gern wird er neben Tieck sitzend arbeiten; wie interessant wäre dies in jeder Beziehung! Ich rechne darauf, daß es Ihnen möglich sein wird, die guten Leute so unbefangen, wie es immer sein sollte, in Gang zu bringen; wir werden Ihnen unendlich verpflichtet sein.

Ich werde gestört; in dieser Stunde hoffen wir, Sie besuchen zu dürfen, da sich dann das Weitere ergeben wird.

Ewig der Ihrige.

Jena 17/8. 20. um vier Uhr. Schultz.[1])

43.

Goethe an Schultz.

Nachstehendes[2]) sollte, mein Theuerster, nebst verschiedenen anderen Puncten, nach Verlauf einiger Zeit zu Ihnen wandern; in-

1) Bei der Abreise am 22. gab Goethe, der in den Annalen dieses Besuchs ausführlich gedenkt, den Correcturbogen der eben für Kunst und Alterthum II, 3 im Druck begriffenen ersten Abtheilung der zahmen Xenien dem Freunde versiegelt mit auf den Weg.

2) Die unten folgenden Bemerkungen auf der dritten und vierten Quartseite des Briefes.

liegender Brief jedoch veranlaßt mich, auch dieses Blatt sogleich mitzuschicken.[1])

Wie viel ich Ihnen für Ihr Kommen und Mittheilen, Handeln, Leiten und Lenken schuldig geworden, wissen Sie selbst, und ich deute deshalb nur dahin. Von den schätzbarsten Wirkungen ist eine solche Zusammenkunft; ich wollte schon jetzt im Einzelnen angeben, was Ihre Gegenwart in und an mir gefördert, und was dadurch über die Maßen beschleunigt worden. Nehmen Sie jedoch nur im Allgemeinen einen freudigen Dank, empfehlen Sie mich den lieben Ihrigen und den drei werthen thätigen Kunstgenossen. Mögen Sie unseren lieben Plastikern sagen, daß Kauffmann[2]) seinen Auftrag glücklich vollendet[3]), und die Kisten, auf's Sorgfältigste gepackt, heute abgegangen sind.

Aus einer billigen Freundlichkeit und aus Furcht, allzu menschen- und ehrenscheu auszusehen, habe ich mich entschlossen, morgen hier zu bleiben, und der Feier meines Geburtstags persönlich beizuwohnen, was ich sonst so sorgfältig vermied. Ihrem Besuch gebe ich die Schuld dieser Sinnesänderung; Ihre Theilnahme und die Thätigkeit der jungen Männer hat mich in's Leben wie zurückgerissen. Das nächste Stück von Kunst und Alterthum[4]) folgt balde; sobald die entoptischen Blätter[5]) abgedruckt sind, erhalten Sie solche. Denken Sie ja darauf, wie wir jungen Leuten das alles theoretisch überliefern und practisch in die Hände geben. Sehen Sie nur den Gräuel an, wie Ihr Prof. Fischer[6]) die Farbenlehre vorträgt.

Nicht weiter, damit die Post nicht versäumt werde!

treulichst

Jena, den 27. August 1820. Goethe.

(Auf der dritten und vierten Quartseite.)

Gar mancherlei Einzelnheiten zur Farbenlehre hatten sich in diesen Jahren bei mir gehäuft, und ich dachte, in meinem Ueberhinsinne, sie am Schlusse des neuesten Heftes noch eilig abdrucken zu lassen. Nun sehe ich aber, daß wir viel weiter sind, als wir selbst gedacht: denn die Darstellung der entoptischen Farben, wie sie nun abgeschlossen vor mir liegt, gibt unserem Wesen einen ganz neuen Halt; ich sistire den Druck, und gedenke, zwar kein explicites, aber ein implicites Ganze zusammenzustellen; was man in

---

1) Ein zu spät nach Jena gekommener Brief an Schultz von dessen Gattin.

2) Peter Kauffmann, Hofbildhauer, im Jahre 1816 von Rom nach Weimar berufen.

3) Er hatte Abgüsse von Tieck's und Rauch's Modellen und von Trippel's Büste Goethe versprochen.

4) II, 3.

5) Vgl. oben Nro. 40. S. 201.

6) E. G. Fischer, in seinem Lehrbuch der mechanischen Naturlehre. Vgl. B. 40, 37. (60, 63.) [30, 31.] Zelter an Goethe Nro. 382.

unserer ästhetischen Litteratur vor einigen Jahren ein organisches Fragment nannte.

Hiezu aber bedürfte ich dringend Ihres Beistandes. Könnten Sie die Hauptmomente dessen, was Sie für physiologe Farben gethan, uns darstellen, könnten Sie mir einen anschaulichen Begriff von Comparetti's [1]) und des Purkinje [2]) Verdiensten kürzlich geben, so würde ich's mit Freuden einfügen; ich selbst muß Verzicht thun, dergleichen zu durchdringen und, wenn ich's gewonnen hätte, darzustellen.

Höchst merkwürdig ist in Prof. Fischer's Lehrbuch der mechanischen Naturlehre die wunderlich angeschobene Farbenlehre; ich konnte noch nicht die Sache näher ansehen; es ist aber für uns ein lustiger Einblick, wie die Herren einen ganz verständigen Rückzug anlegen. Die Franzosen, wenn sie flüchteten, nannten das ein Mouvement retrograde. Des Herrn Academikers Rückschritt ist so tanzmeisterlich, daß man wirklich seine Gewandtheit bewundert. Die physiologen Farben schließen nicht allein das Capitel, sondern das ganze Buch, und so steht das wieder auf dem Kopfe, was wir seit so vielen Jahren auf die Füße zu stellen suchten.

44.

Goethe an Schultz.

Da allen denen, welche auf rechtem Wege wandeln, nur Gutes und Rechtes begegnen kann, so gebe Kenntniß von Folgendem, wovon ich schon gern bei Ihrem Hiersein gesprochen hätte, wäre die Angelegenheit damals entschieden gewesen.

In Frankfurt am Main trat seit einem Jahre eine Gesellschaft zusammen, angesehener, reicher Personen, die mir ein Denkmal errichten wollen, wovon eine colossale Büste das Hauptsächlichste sein soll. [3]) Dannecker, bekannt in Frankfurt und geschätzt, durch Schiller's Büste berühmt, erhielt den Auftrag, entschloß sich zur Hieherkunft, ward aber durch die traurigen Gesundheitsumstände seiner Frau, von Monat zu Monat, abgehalten, so daß er endlich diesem Geschäfte entsagen mußte, zu welchem er denn Herrn Rauch an seiner Stelle empfahl.

Die Frankfurter Freunde sind durch mich schon unterrichtet, daß dieser vorzügliche Mann in der Zwischenzeit schon bei mir gewesen, und dem Geschäft, das sie ihm aufzutragen gedenken,

---

1) Andreae Comparetti observationes dioptricae et anatomicae comparatae de coloribus apparentibus, visu et oculo (1798). Vgl. die Abhandlung von Schultz in Schweigger's Journal XVI, 133 f.

2) Das Sehen in subjectiver Hinsicht. Von Purkinje. 1819.

3) Der Vorschlag zu einem Denkmal für Goethe ist vom 28. August 1819, die Aufforderung vom Mai 1820 datirt. Vgl. die Schrift: Das Goethe-Denkmal in Frankfurt am Main (1844) S. 1 ff. unten Nro. 73.

schon auf einen hohen Grad vorgearbeitet hat. Ich melde dies, mein Theuerster, damit Sie nicht überrascht sind, wenn von dorther ein Antrag kommt; leiten und erleichtern Sie, nach gewohnter, guter, kluger Weise, Gang und Vorschritt, lassen jedoch nichts laut werden, ehe man von dorther sich ausspricht, weil die Sache zwar, wie ich sie darstelle, im Werke ist, aber bei Berathung einer größeren Societät manches anders ausfallen kann. Käme jedoch der Antrag, so melden Sie mir's baldigst, auch was man dorthin erwiedert.[1])

Ich habe in dieser, für mich so bedeutenden Sache jede Bedenklichkeit einer falschen Scham entfernt, um getrost und froh mit einzuwirken. Mich läßt überhaupt jeder Kunstgegenstand ganz unparteiisch, nur Sinn und Absicht schwebt mir vor, mit der Frage, ob jener auch der rechte sei und ob diese wohl erreicht werde.

Von allem Guten und Lieben diesmal nichts weiter, damit die Post nicht versäumt sei.

treulichst J W v Goethe.

Jena, den 1. September 1820.

45.

Goethe an Schultz.

Sie erhalten hiebei, mein trefflicher Freund, den Aufsatz über entoptische Farben sogleich nach geendigtem Druck.[2]) Sie würden mir die größte Liebe erzeigen, wenn Sie sogleich einige Zeit daran wenden könnten, diese Arbeit durchzugehen, und da Ihnen die Erscheinungen, wie ich sie in der Gegenwart vorgelegt und vorgetragen, noch im Sinne sind, mir von Capitel zu Capitel einige Bemerkungen ertheilen wollten; denn sobald ich mit dem jetzigen morphologischen Heft in der Ordnung bin, will ich gleich daran gehen, Nummer für Nummer zu revidiren und zu commentiren, auch solche Arbeit gleich im nächsten Hefte vorlegen, damit wir ernstlich weiter rücken.

Mein Schreiben vom 1. September werden Sie erhalten haben, und mir darüber bald Ihre Gedanken eröffnen. Herzlich dankbar bin und bleibe ich für Ihren Besuch; er hat mich belebt und gefördert, wie ich es recht gut fühle an leichterer Behandlung meiner beiden Hefte, an denen immerfort gedruckt wird; sobald eins beisammen, übersende ich's ungesäumt.

Grüßen Sie die Freunde zum Allerschönsten. Herrn Schinkel's gesprengtes Grab[3]) erregt allgemeine Bewunderung.

treulichst Goethe.

Jena, den 3. September 1820.

---

1) Aeußere Umstände stellten sich damals der Ausführung des Planes entgegen, und so unterblieb die Einladung an Rauch.

2) Vgl. oben Nro. 40. S. 201.

3) Nach einer von Goethe ihm gestellten Aufgabe.

46.

Goethe an Schultz.

Ohne Säumen, verehrter Freund, übersende, was der junge bedeutende Mann[1]) von sich selbst geschrieben, welches Sie auch ohne meine Bitte beherzigen werden. Eine Stelle, die Sie auch ohne mein Vorstreichen gleich würden bemerkt haben[2]), mit dem ausführlichen Commentar in dem zweiten Bande Seite ...[3]) müßte uns für ihn einnehmen, ja wir erkennen daran einen jungen Alliirten, dem man wohl Ursache hat auf- und fortzuhelfen.

Wenn sich Jemand aus eigner Macht und Gewalt, aus reiner Ueberzeugung so ausspricht, und es darauf hin wagt, ob er sich bedeutende, einflußreiche Männer mit allem Anhang und in so vielen Beziehungen zum Feinde mache, der ist wohl werth, daß man ihn beschütze und sorge, daß ein auf unserer Seite freiwillig Entsprungener auch sich dergestalt entwickeln könne, daß er in der Folge, kräftig und unabhängig, zum wahrhaften Besten unseres Zustandes, wenn er anders noch zu retten ist, mit auftreten dürfe, daß er eine würdige Rolle auf dem Schauplatz übernehme, den wir vielleicht schon verlassen haben.

Wirken Sie für ihn, mein Bester, aber vorsichtig! denn es kann nicht fehlen, daß man seinen Vorschritten da und dort Hindernisse in den Weg zu legen suche. Er wird nach Dresden gehen, und von da bei mir einsprechen. Da ich ihn so genau kenne, weil er sich durchaus so rein ausspricht, so hoffe von persönlicher Zusammenkunft viel Gutes, weil die kleinen obwaltenden Differenzien sehr leicht auszugleichen und eine vollkommene Uebereinstimmung auf Zweck und Schritt bezüglich zu erlangen ist. Können Sie mir deshalb in einiger Zeit Aussicht und Hoffnung geben, so wird es höchst erwünscht sein.

Zu welcher ruhigen, heiteren, liebevoll durchdringenden Critik er sich herangehoben habe, zeugt sein Gutachten über Olfried und Lisena, das ich von ihm verlangte[4]); dem ersten Gesang

---

1) C. E. Schubarth. Vgl. oben Nro. 36. Ein Aufsatz von Schubarth: Notizen über mich, sein äußeres und inneres Leben behandelnd, vom 31. August datirt, liegt dem Briefe bei.

2) Die vorgestrichene Stelle lautet: „Ich will nicht verhehlen, daß der Zug unserer geistigen Richtung, wo fast alles von Kunst, Wissen und Religion, und allem, was sonst in's Privatleben gehörte, die Richtung in's Oeffentliche und vornehmlich zur Politik nimmt, mich anwidert. Eine Verflachung und Versandung muß nothwendig dadurch herbeigeführt werden. Wie wir ja Griechen, Römer und Hebräer eben daran untergehen sehen, indem Politik, und was ihr ähnlich, jedes andere Bestreben des Einzelnen zuletzt verzehrt."

3) Die Seitenzahl ist nicht ausgefüllt. Schubarth erklärt sich an mehreren Stellen gegen die „politischen Fratzen" der neuesten Zeit. Vielleicht ist hier S. 318 ff. gemeint.

4) Das abschriftlich beigefügte Urtheil Schubarth's über dieses Gedicht von August Hagen ist abgedruckt in Kunst und Alterthum III, 1, 86, in Goethe's Werken B. 32, 289 f. (45, 227 ff.) [26, 204.]

hat er schon alles abgewonnen, was von den neun übrigen zu sagen ist.

Noch füge die Bemerkung bei, daß die Reise eines so wohl denkenden und so schön gebildeten Mannes der guten Sache gewiß förderlich sein wird, indem er, entschieden und munter genug, seine Denkweise mitzutheilen gewiß nicht ermangeln wird.

Das Heft Kunst und Alterthum ist abgeschlossen, Morphologie und Naturwissenschaft[1]) zögert noch an den letzten Bogen. Alles folgt nach und nach.

In meiner entschiedenen Einsamkeit hab' ich überhaupt vieles durch- und weggearbeitet, wozu die liebe, lebendige Gegenwart der theuren Berliner Freunde mich erst recht ermuthigte; auch genieße seit dieser Epoche, freilich mit großer Enthaltsamkeit und ordnungsgemäßem Leben, eines recht leidlichen Befindens. Möge ich das Gleiche von Ihnen hören! Abgegangen sind seitdem

den 7.[2]) August ein Brief retour mit einem Wunsch physiologer Farben.

den 3. September Aushängebogen der entoptischen Farben.

die Gipsformen[3]) von hier und die Trippelische Büste von Weimar für die plastischen Freunde.

Mit den treuesten Wünschen und angelegentlichsten Empfehlungen.

treulichst

Jena, den 10. September 1820. J W v Goethe.

47.

Schultz an Goethe.

Berlin, den 13. September 1820.

Endlich ist mir vergönnt, aus dem Strudel, in den ich mich bei meiner Rückkunft hier hinabgerissen sah, wieder aufzutauchen, und Ihnen, Verehrtester, meinen Dank für die unendliche Güte zu sagen, mit der Sie die liebsten meiner Wünsche aufgenommen und befördert haben. Nicht minder als ich sind meine lieben Reisegefährten mit dem Erfolge unseres Unternehmens zufrieden, und voll freudigen Dankes bei der Erinnerung an Ihre liebreiche Aufnahme.

Mit Sehnsucht erwarten wir noch immer die Sendung des Herrn Kauffmann aus Jena; der Transport ist vielleicht durch die Spedition in Leipzig aufgehalten worden, sonst wäre es kaum zu erklären.

Sie können denken, daß der Anstoß, welchen die Arbeit des Herrn Rauch und Tieck in Jena bei Ihren unendlich zahlreichen Verehrern hier gegeben hat, nicht ohne die lebhafteste Theilnahme bleibt; schon sind höchst erfreuliche Vorsätze in dessen Folge gefaßt, und zu ihrer Ausführung umfassende Plane mit Vorsicht und Liebe

1) Von ersterem II. 3, von letzteren I, 2.
2) Vielmehr den 27.
3) Die Kauffmann von Tieck's und Rauch's Modellen gemacht. Vgl. S. 203.

eingeleitet worden. Denen wir in unserer Zeit die größten Wohlthaten schuldig uns gerne bekennen, unser gerechter König und Sie, mein verehrtester Freund, sind es, denen vor allen von uns Dank und Ehre gebührt; und so sind, im Vertrauen auf das redliche Gefühl unserer Mitwelt, zwei Statuen bei unseren Künstlern in Bestellung gegeben worden. Das Weitere davon nächstens!

Die Abwesenheit des Herrn Ministers von Altenstein und die Entbindung meiner Frau von einem Töchterchen haben viel Schuld, daß ich nicht früher schreiben konnte. Das letztere glückliche Ereigniß melde ich sogleich selbst an Ihre Frau Tochter [1]), damit sie es als ein gutes Zeichen für ihre liebe Hoffnung annehme, und die Besorgnisse lindere, die uns in Weimar bekümmerten.

In Bezug auf meine Rücksprache mit Herrn von Altenstein schreibe ich so eben an Herrn Hofrath Meyer, um ihn zu bitten, seine mir mündlich mitgetheilte Neigung, uns hier zu besuchen, ja recht bald in Ausführung zu bringen. Wie nützlich und erfreulich uns sein Blick und sein Rath in unseren Unternehmungen, die Kunst betreffend, sein wird, ermessen Sie selbst am Besten, und da gerade jetzt ein sehr wichtiger Moment für diese Dinge eintritt, so könnte nichts glücklicher sein, als ihn baldigst hier zu sehen. Seine Neigung und die günstige Witterung werden, wenn Sie vollends ein Wort für unseren Wunsch gegen ihn äußern wollen, ihn hoffentlich schnell dafür bestimmen. Lassen Sie es sich gütigst angelegen sein, dazu mitzuwirken!

Schinkel'n habe ich die mir mündlich vertraute Aufgabe nach der anmuthigen Erzählung von Entstehung des Corinthischen Capitäls [2]) mitgetheilt. Sie ist ihm überaus erfreulich, und er dankt dafür, als für einen Beweis Ihres entschiedenen Wohlwollens.

Den 16. September.

Da ich gestern zu Schinkel ging, um ihm mitzutheilen, was Sie in Ihren lieben Zeilen vom 3. d. M. über sein gesprengtes Grab schreiben, und zu fragen, was ich Ihnen über seine Bearbeitung der oben erwähnten zweiten Aufgabe melden soll, fand ich ihn nicht zu Hause, erhielt aber heute, auf schriftliche Anfrage, die beiliegende Antwort [3]), welche Sie zugleich wegen der Inschrift für's Theater beruhigen wird. Wenn die Leute nur etwas Kluges hinzusetzen wüßten! Helfen Sie uns auf den rechten Weg, so werden Sie Freude an Ihren Freunden haben.

Mit fahrender Post erhalten Sie das nun fertig gewordene Ansichtsblatt vom Theater in getuschter Manier, und zwei Blätter von alter Art. Das eine ist das von Mantegna gestochene, wo-

---

1) Goethe's Sohn dankte für diese freundliche Anzeige in einem Briefe vom 19. September, worin er dem Freunde die am 18. Nachts um 1 Uhr erfolgte glückliche Entbindung seiner Gattin von einem gesunden, starken Knaben anzeigt.

2) Vitruv IV, 1, 9 f.

3) Liegt nicht vor.

von wir gesprochen haben, ein Theil des Triumphzuges Cäsar's, den Senat vorstellend [1]); wahrscheinlich sollte dieser sich hinter dem Wagen Cäsar's anschließen, ist aber in Farben nicht mit ausgeführt, und daher auch nicht von Andreani geschnitten worden. Das zweite von Marc Anton nach Mantegna, Mars und Venus vorstellend, besitze ich doppelt; der Fehler, den es hat, findet sich in beiden Exemplaren ganz gleich. Ueber einige Undeutlichkeiten im Contour, z. B. am rechten Fuß des Mars, dergleichen man in den besten Kupfertafeln damaliger Zeit findet, ließe sich manches sagen, um deutlich zu machen, wie es damals mit solchen Sachen zugegangen. Mir fällt hiebei ein, daß im Incendio al Borgo sehr merkwürdig der Contour der linken Hand des Knaben, den man Ascanius nennen mag, mit dem Contour des Fußes des an der Mauer herabhängenden Mannes in einer Linie läuft. Sollte dieser Fehler sich im Gemälde befinden? Volpato, so wie die mehrsten neueren Kupferstecher, hat ihn vielleicht aus einer früheren flüchtigen Zeichnung, welche (J. B. de) Cavalleriis zuerst in Kupfer gebracht hat, wiederholt, ohne das Gemälde dabei zu vergleichen. In einem Kupfer nach Sandrart's Zeichnung ist diese Parthie ganz anders angegeben; der Knabe und der Mann rücken hier völlig aus einander.

Thorwaldsen's kurzer Aufenthalt hieselbst war doch hinreichend, mir einen höheren Begriff von ihm zu geben, als ich bisher gefaßt hatte.

Raabe's Aldobrandini'sche Hochzeit läßt vermuthen, daß die neueren Reinigungen dem Gemälde wesentlichen Schaden gethan haben; denn auf Raabe's Rechnung dürfte man doch kaum die fatale verworrene Andeutung der Falten, die unentschiedene Schattirung ꝛc. setzen, die man darin bemerkt. Auch die Farben scheinen eher verloren als gewonnen zu haben. Man müßte auf böse Retouchen schließen; doch sieht man auch aus den Bildchen nach Pietro di Cortona, die zum Theil sehr erfreulich sind, daß Raabe in einfacher Auffassung von Schatten und Licht, daher auch im Faltenwesen, keine Schule hat, und an manchen Schwachheiten dieser Copien Schuld sein möchte. Die Sachen werden zur Kunstausstellung kommen.

Ueber das entoptische Heft theile ich meine Bemerkungen nächstens mit; der Abschnitt XIV (p. 137 seq.) enthält das größte Geheimniß. Nun ist es freilich Zeit, die Sache in's Ganze zu überarbeiten, und die einzelnen Theile der Lehre in sich so zu ründen, daß sie in ihrem einfachen Grunde fest zusammenschließen. Ich erinnere mich, daß vor zehn Jahren, als Ihre Farbenlehre erschien, ich unwillkürlich äußerte, es würden zehn Jahre vergehen, ehe sie anerkannt würde; dieser Termin ist gekommen, und ich werde an meinem Theil eilen, zum Abschluß zu kommen. Ewig

der Ihrige.
Schultz.

1) Vgl. Goethe's Aufsatz über Mantegna's Triumphzug I, 10.

48.

Goethe an Schultz.

Lächeln Sie, theuerster Freund, über meine Leidenschaft für zwei junge Talente, einen Dichter und einen Critiker; Beide kann ich Ihnen diesmal zusammen empfehlen. Beiliegendes [1]) erhalte von Dresden, und es freut mich, wie dieser junge Mann mir meine Träume, wie ein anderer Daniel, erklärt; [2]) dies gibt mir Gelegenheit zu bekennen, daß ich anfange, nicht sowohl urtheilend mich gegen die neusten poetischen Productionen zu verhalten, als vielmehr aufnehmend oder ablehnend, und mich also, wie Sie sehen, des eigentlichen Frauenrechts bediene. Da thut es denn gar wohl, wenn frische, sinnige Menschen, deren Vorstellung sich der unsrigen nähert, aussprechen, was wir fühlen, aber nicht näher bezeichnen und bestimmen mögen. Nach dem 25. dieses wird Schubarth bei mir sein, und mich verlangt gar sehr, was ich von diesem Zusammenkommen werde melden können. Möge es uns gelingen, das Ernste, Gute zu fördern, dessen so höchlich Noth ist. Tausend Grüße und Wünsche!

treulichst G.

Jena, den 13. September 1820.

49.

Schultz an Goethe.

Berlin, den 18. September 1820, Nachts zehn Uhr.

Die Kupferstiche, welche Ihnen, mein Verehrtester, die vorige fahrende Post mitbringen sollte, haben nicht abgehen können, weil Schinkel das Blatt vom Theater, welches der Kupferdrucker zu liefern versprochen, bis jetzt nicht erhalten hat. Sobald es kommt, geht die Sendung ab, gewiß in den nächsten Tagen. Maler Raabe hat aus Neapel geschrieben, woselbst er durch unseres Gesandten von Ramdohr Fürsprache die Erlaubniß erhalten hat, im Herculanischen Museum zu copiren. Es ist also von dort eine Sendung zu erwarten.

Als ich am 16. mein Voriges abgehen ließ, wußte ich noch nicht, daß Ihre Büsten aus Jena richtig und gut angekommen waren. Sie sind bereits ausgegossen, und haben mir heute die lieben flüchtigen, unruhigen Tage in Jena auf das Erfreulichste in's Andenken zurückgeführt. Wunderlich, daß die diplomatischen Künste, die dort nöthig waren, um die plastischen Arbeiten zu fördern, seitdem noch immerfort geübt werden müssen, um den guten

---

1) Schubarth's fortgesetzte Bemerkungen über Hagen's Olfried und Lisena. Vgl. Kunst und Alterthum III, 1, 86 ff., in Goethe's Werken B. 32, 290 f. (45, 228 f.) [26, 205 f.] Beim Abdruck hat Goethe nur in den einleitenden Worten sich ein paar Veränderungen und Auslassungen erlaubt.

2) Vgl. Riemer Briefe von und an G the S. 374 f.

Willen der Künstlerfreunde auch fernerhin in ungestörtem Flusse zu erhalten. Wäre ich nur erst mit den lieben Leuten wegen der beiden Statuen, deren ich letzt erwähnte, so weit auf dem Reinen, daß zu sagen wäre, welcher die eine und welcher die andere machen soll! Es greift hiebei vielerlei in einander, und die Entscheidung dieser Frage, welche die nächste zu sein scheint, däucht mich bis jetzt nicht die richtige zu sein. Nach meiner Meinung muß Tieck die Statue des Königs, Rauch die Ihrige machen; nur so kommt die Sache in's Verhältniß. Darüber läßt sich aber nur mit größter Vorsicht, oder eigentlich noch gar nicht sprechen; die Sache muß, wie gesagt, rein diplomatisch tractirt werden. Glücklicherweise kommt es hier nicht, wie in Jena, auf zwei Tage an.

Olfried und Lisena habe ich sehr hastig durchgelesen, und dabei die Längen, welche vorkommen, so gut, als möglich, vermieden. Auf diese Art macht das Gedicht schon jetzt eine vollkommne, sehr erfreuliche Wirkung, indem der reine Glanz dieser jugendlichen Phantasie überall heiter und anmuthig anspricht. Es scheint mir häufig des Guten zu viel zu sein, obwohl alles aus reiner, ächter Quelle ist, und im Einzelnen unseren Dank verdient, wenn es hier auch nicht an seiner Stelle ist. Durchaus erwirbt sich der Dichter einen Platz im Herzen aller derer, die sich von der Krankheit unserer Zeit frei erhalten haben, und ich begrüße seinen Auftritt im Osten als den eines glücklichen Gestirns. Eine Gelegenheit, die ich gefunden, über seine Persönlichkeit nähere Nachrichten einzuziehen, werde ich benutzen, und davon Mittheilung machen.

Bald hätte ich vergessen zu sagen, daß die Trippel'sche Büste [1]) aus Weimar heute noch nicht angekommen, auch überhaupt noch keine Nachricht von Herrn Kauffmann eingelaufen war, daß sie abgegangen sei. Sollte sie noch nicht abgesendet sein, so bitten wir herzlich dringend, ihre Absendung zu betreiben.

Für den Aufsatz des Herrn Schubarth [2]) bin ich sehr dankbar, und werde, nach besorgter Abschrift, ihn nächstens zurückgehen lassen. Das stimmt alles gut mit einander überein, und gibt ungemeine Hoffnungen. Wie sehr ich bereit bin, diese zu befördern, darf ich nicht erst sagen; um dazu die Wege zu bahnen, muß man aber mit Bedacht vorgehen. Sie wissen, was von den Regierungen unterstützt, befördert werden soll, muß einen gewissen namhaften Titel für sich haben, besonders in einem Lande, wie das unsrige, welches seit Jahren etatsmäßig regiert worden ist, wenn auch jetzt nur noch der Schein davon vorhanden wäre. Kurz, man muß sagen können, was er will, und wozu das nutzt. Das wird dem Herrn schwer begreiflich zu machen sein; allein am Ende kommt es nur auf irgend eine Formel, eine Redensart an, wenn sonst der

---

1) Ein Abguß der auf der Weimarer Bibliothek befindlichen Büste Goethe's. Vgl. Nro. 43. 50.
2) Vgl. oben S. 206 Note 1.

gute Wille gewonnen ist, und dies läßt sich hoffen. Damit nun aber der junge Mann wisse, woran er ist, und wie die Welt aussieht, deren Kreis er bisher noch nicht berührt hat, und die doch in der Folge von Innen und von Außen viel auf ihn influiren wird, und damit man gewiß sei, wie am Besten seine Zwecke zu befördern seien, und welche Mittel dazu erforderlich werden, ist es wohl nöthig, daß er hieher kommt, und ich dächte, wenn er bei Ihnen sich sattsam erquickt und erwärmt hat, wozu ich ihm die unbeschränkteste Muße von Herzen wünsche und gönne, möchte er sich für eine kurze Zeit zu uns wenden, und dann erst seinen weiteren Plan abschließen. Stelle Ihrem Gutbefinden anheim, ob Sie ihm dies seiner Zeit anrathen wollen, oder ob es sonst besser ist, zu erwarten, welchen Gang er einschlagen mag; denn er verdient das größte Vertrauen.

Den 19. September.

Die hier erschienene Schrift: „Gegen die Actensammlung des Professor De Wette", ist Ihrer Aufmerksamkeit sehr werth, wenn Sie solche noch nicht kennen sollten.[1]) Sie ist von Beckedorff.

Die Feier Ihres Geburtstages zu Jena nimmt sich in unserer Zeitung heute sehr anständig aus; daß aber bloß Ihres Namens, nicht Ihrer Person in dieser Nachricht erwähnt wird, gefällt mir nicht, nachdem Sie sich so freundlich dargeboten haben. Als wenn die Leute mehr sich selbst, als Sie hätten ehren wollen!

In diesem Augenblick erhalte ich Ihr Werthes vom 13. und erfreue mich mit Ihnen des besonnenen Urtheils unseres Freundes Schubarth über jene poetische Erscheinung aus dem Osten, über die ich gestern nach erstem flüchtigen Eindruck sprach. Gern lasse ich es mir gefallen, da es nicht stört, was mich daran ergötzt hat, und mich leiten wird, bei Muße mich des Einzelnen näher bewußt zu werden. Eine solche Critik kann mir das Product nur um so lieber machen. Daß Schubarth so bald zu Ihnen kommt, erfreuet mich gar sehr. Lassen Sie ihn sich dort einheimisch machen. Ich werde indessen nicht ermangeln, auf ihn, wo es belohnt, aufmerksam zu machen und einen Antrag vorzubereiten. Seinen Aufsatz lasse ich hiemit zurückgehen, nachdem ich eben die Abschrift erhalten habe.

In inniger Verehrung

Schultz.

49 a.

Schultz an Goethe.

Berlin, den 23. September 1820.

Da ich gestern meiner Frau einiges aus Olfried und Lisena vorlese, finde ich pag. 96 und 97 die Stelle wieder, wo

1) De Wette hatte sich nach seiner in Folge des unvorsichtigen an Sand's Mutter gerichteten Trostschreibens erfolgenden Entlassung, worauf sich seine Actensammlung bezieht, nach Weimar zurückgezogen, wo in der ersten Zeit gute Freunde ihm insgeheim seinen Gehalt fortzahlten. Von Beckedorff war damals Regierungsrath.

eine physiologe Gesichtserscheinung sehr ausführlich und wahrhaft geschildert ist. Bei den Schiffern des mittelländischen Meeres heißt sie das Carpusanse, welcher Name schon auf die Verehrung deutet [1]), die ihr gewidmet wird, und die wiederum großentheils Ursache der Erscheinung selbst ist, ganz in derselben Art, wie die Heiligenscheine entstehen. Die Segelstangen und Masten, die sich in dunkelen Linien kreuzen, bringen, bei der heftigen Bewegung des Schiffes, in den angsterfüllten Augen der Schiffer gegen den schwärzlichen Grund der Sturmwolken eine lichte Erscheinung in Kreuzgestalt hervor, die aus natürlichen Ursachen um so deutlicher gesehen, um so wirksamer empfunden wird, je höher die Angst und die Andacht steigen, je mehr dadurch die Verwechselung der Factoren im Inneren der Augen befördert wird. Dies erinnere Sie an Ihre entoptische Abhandlung pag. 137 und 138.[2]) Der trübe Metallspiegel wirkt dabei von Innen heraus, indem die verschiedenen Zustände der Atmosphäre oder der äußeren Spiegelung die Wirkung specificiren.

In der großen Zenobia von Calderon ist sehr wahrhaft geschildert, wie die Königin, da sie in starker Gemüthsbewegung die Tagesgeschichte niederschreibt, die Schriftzüge des verdächtigen Namens Livius blutig erblickt.

50.

Goethe an Schultz.

Am 29. August ging die Kiste mit den zwei Formen, von Stadelmann [3]) vorsichtig gepackt, durch einen zuverlässigen Fuhrmann nach Leipzig ab; wahrscheinlich ist sie nunmehr in Berlin angelangt, an Herrn Rauch adressirt.

Der Trippelische Gips von meiner Römischen Büste ist, wie mein Sohn vermeldet, auch schon nach Berlin; haben Sie die Surrogate meiner Gegenwart lieb, da ich mich persönlich dort wohl schwerlich Ihrer herrlichen Zustände freuen kann. Am 13. September ging ein Brief ab, auf Schubarth und Olfried und Lisena bezüglich. Es ist gut, daß man immer fortschreibe und nicht Zug für Zug mit Briefen makeln wolle.

Eine Reise Meyer's nach Berlin habe lange gewünscht, und ich werde ihn möglichst anregen; freilich verläßt er nicht gern seine beschränkten ruhigen Zustände, doch ist er gesunder, als je, und fühlt so gut, als wir, daß nicht zu berechnen sei, was in der ge-

---

1) Man erklärt das Wort als Verderbung aus dem Spanischen cuerpo santo (Frohnleichnam).

2) Abschnitt XIV: Umwandlung durch trübe Mittel.

3) Goethe's Diener.

genwärtigen, fruchtverheißenden Zeit ihm, Ihnen und uns, in Breite und Tiefe, für Gutes und Heilsames entspringen könne.[1])

Mich wird freuen, was Sie über das Capitel der entoptischen Farben im Einzelnen sagen; den Hauptangel, worum sich's Ganze dreht, haben Sie gleich gefunden, man möchte sagen, die Gewalt des Trüben auf's Trübe und die schönste Darstellung des eigentlich Polaren in allen diesen Erscheinungen; es ist ein ewiges Verlike Verlocke[2]), dessen Behendigkeit Niemand fesseln kann. Man sehe nur, wie sich die Meteorologen mit ihrem + und — E herumquälen, um es tabellarisch in Reih' und Glied zu bringen.

Auch die Howardische Wolkenform habe ich behandeln müssen; unser Großherzog hat dergleichen bedeutende Anstalten, und wenn man lernfähig ist, so kann man überall belehrt werden.[3]) In Breslau haben sie einen wackeren Mann in diesem Fach an Brandes.

Mit Verlangen erwarte ich die angekündigten Sendungen; manche Kupfer hab' ich in duplo, welche zu Diensten stehen, von Leipzig aus der Meyer'schen Auction.

Diese Kupferstichauction(en) geben mir, außer der angenehmen Unterhaltung, die man immer bei neuen Acquisitionen erfährt, noch den ganz wunderbaren Blick in die Liebhaberei überhaupt. Nach gewissen Dingen wird im Augenblick gar nicht gefragt, andere wieder überschätzt. So hab' ich einen untadelhaften Abdruck von der großen Flucht nach Aegypten von Goudt nach Elsheimer für 8 Gr. erhalten; dagegen eine Originalradirung von Potter, zwar keinen nachgearbeiteten, aber doch blassen Druck mit 6 Rthlr. zu bezahlen gehabt.

In Dresden war aus der Bischof-Schneiderischen Auction nichts zu gewinnen; es ward alles übertrieben bezahlt; die Leipziger halten ein gewisses Mittel, wo man wenigstens im Durchschnitt zufrieden sein kann. Die Frankfurter fand ich sehr leidlich,

---

1) Schon am 21. September hatte Meyer auf eine besondere Einladung von Schultz erwiedert: „Ihr mir bewiesenes Wohlwollen und Freundschaft läßt Sie, ich weiß es, nicht zweifeln, daß ich sehr geneigt sein werde, solche Einladung mir zu Nutze zu machen; indessen hatte ich doch einige Besorgniß, ob meine hiesigen Obliegenheiten mir eine Weile Abwesenheit gestatten möchten, und welche vorläufige Schritte und Einrichtungen zu treffen wären. Eine Nachricht von Goethe aber, Auszug des von Ihnen an denselben in eben dieser Angelegenheit geschriebenen Briefs, sein eigener Wunsch, ja fast möchte ich sagen Befehl, haben alle weiteren Schwierigkeiten beseitigt, und so beschäftige ich mich bereits mit einigen nöthigen Vorbereitungen, hoffend, Goethe werde, als mein Vorgesetzter, bei Seiner Königlichen Hoheit dem Großherzog um Urlaub für mich nachsuchen und solchen erhalten. Nächstens werde ich im Stande sein, Ew. Wohlgeboren den Tag meiner Abreise von hier zu melden. Die vorgerückte Jahreszeit treibt mich an, solche, so viel als möglich, zu beschleunigen."

2) Anspielung auf das Puppenspiel Faust. Vgl. Goethe's Brief aus Venedig vom 3. October 1786.

3) Vgl. B. 40, 312. (51, 202f.) [30, 258.] Schon im Jahre 1815 beschäftigte ihn die Howardische Wolkenlehre.

und war ärgerlich, daß ich nicht auf mehreres Aufträge gegeben. Mich verlangt jetzt nur auf die Nürnbergische Preißlerische, wobei ich mich aber auch sehr mäßig verhalten habe, obgleich dies immer noch die wohlfeilste Weise ist, wie man zu hohen und vielfachen Ansichten der neuen Kunst gelangen kann. [1])

Die zweizeilige Inschrift in die Theaterfriese (wenn man den Raum nicht gar leer läßt) wollt' ich so eben critisiren, als ich das Blättchen nicht vorfinde, wie es unser trefflicher Schinkel niedergeschrieben; so viel aus der Erinnerung: Sie ist historisch, aber nicht sinnig, und sagt, was im Grunde ein Jeder weiß, und was man in tausend Jahren noch wissen wird; dies darf also explicit nicht ausgesprochen werden, sondern nur angedeutet. Ich setze nur Steine in's Bret, um mich deutlich zu machen, ohne Controvers.

Fridericus Guilielmus III. Restaurat auget ornat 1820.

[2]) Das Präsens brauch' ich nach beliebter Poetenweise, die höchstens in's Imperfectum gehen, und das Perfectum 2c. den Historikern überlassen. Und ist denn nicht, wenn man die Jahrzahl 1820 setzt, das Präsens sogleich ausgesprochen? Frage also ein Nachkömmling oder Fremder: Restaurat? Ist denn dies kein neues Gebäude? So antwortet ihm der Großvater oder der Lohnbediente: „Nein! es war abgebrannt.“ (Das incendium an dem frisch errichteten Gebäude zu wiederholen ist mir ganz zuwider.) Auget? Es ist vergrößert. Ornat? Es ist höchlich verziert; die Jahrzahl sagt, wenn (sic) es geschah. In funfzig Jahren wissen sie, wie lang es her [3]) ist.

Verzeihen Sie, es sind dies nur Bauern, die ich im Bretspiel vorwärts bewege, welchen die Offiziere nachrucken mögen oder auch entgegen [4]); ich lasse mir alles gefallen. Und erlauben Sie, daß ich in dieser Art fortschreibe: ich bilde mir nicht ein, Recht zu haben, aber das weiß ich, daß ich auf's Rechte losgehe.

Indem ich dieses im Stillen in Gegenwart Ihres Briefs, als wären Sie selbst gegenwärtig, verhandle, so hat meine gute Schwiegertochter einen gesunden, munteren Knaben, nach langen ausgedauerten [5]) Leiden, geboren. Mein Sohn, der seit mehreren Monaten mit gelitten, war höchlich zu bedauern, da ich ihn wenigstens als ein Muster eines treuen und theilnehmenden Ehemannes verehren muß. Ich bin in alles, was erfolgen kann, ergeben, obgleich ihr Verlust einen unübersehbaren Umsturz meiner Zustände

---

1) Später gab Goethe nur ausnahmsweise Aufträge für Auctionen. Vgl. Schuchardt Goethe's Sammlungen I, VIII f.

2) Hier beginnt ein neues, wie es scheint, nicht unmittelbar darauf dictirtes Blatt.

3) Her schrieb Goethe über das durchstrichene Wort geschehen.

4) Die Worte mögen oder auch entgegen fügte Goethe eigenhändig hinzu, wie er gleich darauf laße statt laß schrieb und nach fortschreibe ein : statt eines Comma setzte.

5) So hat Goethe eigenhändig statt ausdauernden verbessert. Vgl. S. 208 Note 1.

hervorbringen müßte. So fahren wir, mit den Unsrigen, auf dieser dünnen Eiskruste auf Stahlschuhen hin und wieder, des Versinkens eines oder des anderen täglich gewärtig.

Nun noch zu dem wissenschaftlichen Hefte, wovon Sie den Haupttheil [1]) kennen. Sie werden mich treu finden an jeder Sache; wie ich das alles aber jetzt gedruckt sehe, so werd' ich, auf dem Stuhle sitzend, wirklich müde, in Betracht des zurückgelegten Wegs und Irrwegs, der doch zuletzt wie eine Art von Weg aussieht.

Herrn Geh. Oberbaurath Schinkel bin ich höchlich verpflichtet für die Neigung, meine Wünsche zu begünstigen. Diesmal würde, wie er selbst am Schlusse seines Blattes bemerkt, nur das Körbchen mit lebendigem Zierrath in jenem bestimmten Raume Platz finden. [2]) Freilich bringt ein solcher Künstler Ernst und Stil in ein Unternehmen, das zuerst nur leichtsinnig concipirt war, und nunmehr im Ganzen modificirt werden muß. Wovon fernerhin nähere Nachricht gebe. Keine Inschrift findet sich vorerst[3]), und dürfte nur das innere Rund erbeten werden.

So weit war ich gekommen, als Ihr lieber Brief vom 18. einlangt, und zugleich sich Ernst Schubarth sich einstellt.

Sein Aeußeres ist anfänglich nicht ganz günstig, besonders in Bezug auf mich, weil ich die Brillen hasse.[4]) Lassen Sie sich aber nur gleich seine Jugend und Bildungsgeschichte erzählen, so wird Ihnen Breslau, das Sie kennen, noch klärer und deutlicher sein, als mir, der ich's nicht kenne. Zu bewundern ist das reine Aufnehmen der Aeußerlichkeiten mit Gegengefühl ohne Widerstreit. Alles Andere sei Ihnen überlassen! ich sage kein Wort weiter; denn ich bin mit allem, was Sie in Ihrem Briefe sagen, vollkommen übereinstimmend.

Wie es mit Ihren plastischen Zwillingen zuletzt aussehen wird, weiß ich nicht; Gott gebe Ihren diplomatischen Tugenden die freilich in diesem Fache höchst nöthige Langmuth!

---

1) Den Aufsatz über die entoptischen Farben.

2) Vgl. oben Nro. 47. S. 208.

3) Vgl. Nro. 55. S. 223.

4) Vgl. die zuerst 1827 gedruckten Verse: Feindseliger Blick B. 2, 266 f. (3, 161 f.) [2, 330.] Auch Zelter'n zu Liebe besiegte er diese natürliche Scheu. In den Wahlverwandtschaften bemerkt Goethe, den Frauen vergehe sogleich die Lust, einen anzusehen und sich mit ihm zu unterhalten, wenn er mit der Brille auf der Nase zu ihnen trete. Vgl. unten S. 218. Riemer Mittheilungen über Goethe I, 233. In den Wanderjahren (I, 10) äußert Wilhelm, er sei überzeugt, daß die Gewohnheit, Annäherungsbrillen zu tragen, an dem Dünkel vieler jungen Leute hauptsächlich Schuld habe. Nach Eckermann soll Goethe im Jahre 1830 (III, 334 f.) auf die von ihm gemachte Bemerkung, es habe Jemand behaupten wollen, das Brillentragen mache die Menschen dünkelhaft, erwiedert haben: „Die Bemerkung ist sehr artig; sie scheint von einem Naturforscher zu kommen. Doch, genau besehen, ist sie nicht haltbar", was denn darauf weiter ausgeführt wird.

Nächstens mehr! Hofrath Meyer hat sich selbst angekündigt, und wird diesem Briefe bald folgen. Möge alles zum Besten gerathen!

treulichst J W v Goethe.

Jena, den 25. September 1820.

So eben kommt auch die Rolle mit beiden Schreiben vom 21. und 23.[1]) Vorläufigen tausendfältigen Dank!

Am 26. September.

[2]) Nach abermaliger Ueberlegung geht der junge Mann[3]), der zu bestimmtem Tag in Breslau sein muß, gerade dahin zurück; es ist in manchem Sinne besser. Man behält bei näherem Umgange die gute Meinung von ihm, und sie vermehrt sich. Inniger und folgereicher habe ich nicht leicht ein Wesen gesehen.

51.

Goethe an Schultz.

Thun Sie das Mögliche, zu verhindern, daß die Inschrift des Theaters aus zwei Zeilen bestehe. Sollte man's nicht in eine fassen können? denn im Grunde ist diese, wenn man das Gebäude mit dazu nimmt, tautologisch. Dieser unerträgliche Mißstand bohrt mir die geistigen Augen aus, und ist mir auf die Entfernung von dreißig Meilen unerträglich.[4])

Verzeihung dem Eifer! G.

52.

Goethe an Schultz.

Nachdem Ernst Schubarth fünf Tage vom 24. September bis den 28. incl. hier geblieben, ist derselbe in seine Heimat zurückgekehrt. Hierüber nun kürzlich Folgendes.

Da mir seine Ankunft gemeldet war, faßt' ich den Vorsatz, ihn eine Zeitlang bei mir zu behalten, um mit ihm durchaus in's Reine zu kommen; welches so viel heißt als zu untersuchen, worin

---

1) Ersteres fehlt ganz, wenn nicht etwa Nro. 49 gemeint ist.

2) Die folgenden Worte stehen am Rande des Briefes.

3) Schubarth. Im Briefe finden sich die durchstrichenen Worte: „Ich sende aber diesen Brief durch Schubarth; denn unser Postverhältniß ist keineswegs günstig", und weiter oben die Stelle: „Nach Betrachten der Umstände mag der junge Mann sogleich zu Ihnen hinziehen."

4) Die von Hirt verfaßte und durchgesetzte Inschrift lautet Goethe zum Trotz: Fridericus Guilelmus III. theatrum et odeum incendio consumta (Fr. A. Wolf wollte wenigstens consumpta) maiore cultu restituit. MDCCCXXI. Der Spott der Einsichtigen ließ nicht auf sich warten; indessen blieb Hirt in Ehren, so daß er sieben Jahre später auch dem Museum seine Inschrift gab, wie sehr auch Männer, wie Böckh und A. von Humboldt, sich gegen diese leidige „Inschrift in um" zur Wehr setzten.

man völlig mit einander übereinstimmt, was für Differenzen ausgleichbar seien, und welche Eigenheiten einer dem anderen zugestehen müsse. Allein die Art seiner Reise und die Nothwendigkeit, wegen Familienangelegenheiten bald wieder zu Hause zu sein, machten diesen Vorsatz rückgängig. Sein Bruder, der einen Feldzug mitgemacht und sich gegenwärtig der Landwirthschaft widmet, hat ihn in einem leichten eignen Fuhrwerk hergebracht, und so mußte man sie Beide bald und zu gleicher Zeit wieder entlassen.

Es ist wirklich eine merkwürdige Erscheinung, so viel Zartheit und Festigkeit vereinigt zu sehen. Erzählt er die Geschichte seiner Bildung, so ist zu bewundern, wie er seine Lehrer alle kennt, und, von dem steifsten Pedanten bis zum Ultraliberalen, von einem jeden gelernt, das ihm Gemäße aufzunehmen gewußt. Zugleich schilderte er seine Lage in Breslau; sie ist unbequem, und würde es vielleicht gegenwärtig in jeder großen Stadt sein: aber nöthig ist ihm unter Menschen zu kommen; denn jetzt hat er kein Gespräch, wenn er nicht von dem spricht, was ihn interessirt.

Was ihm gegenwärtig am Allervortheilhaftesten wäre, wie er es auch recht gut begriff, würde eine Anstellung sein, wo er nach Zwecken, die er selbst kennt und billigt, humanen, ästhetischen, wissenschaftlichen, religiosen, pädagogischen, unter Anleitung und Befehl einsichtiger Männer wirken müßte, damit er sehe, in wiefern unsere guten Vorschläge in's Leben eingreifen, Förderung und Hindernisse finden. Dieses hielt ich für günstiger als eine Reise, wo er doch nur immer sich selbst suchen und finden würde [1]); vielleicht trifft auch dieses gerade mit der Möglichkeit einer Versorgung zusammen. Sein Aeußeres ist zart und gefällig, er drückt sich gut aus. Daß er bei schwachem Gesicht eine Brille trägt, mußte ich ihm erst in Betrachtung seiner übrigen Vorzüge verzeihen; denn ich bin von diesen Glasaugen, hinter denen man die natürlichen aufsuchen muß, ein großer Feind.

Doch dies war bald und gern beseitigt. Verwundersam erschien die Congruenz dieses jungen Mannes mit sich selbst. Aus einem Mittelpuncte, wo er seine sämmtlichen Menschenkräfte gar einig beisammenhält, geht er aus nach allen Seiten, betrachtet, erfaßt, beurtheilt alles aus seinem Standpunct, den man nicht beschränkt nennen darf, obgleich ein Individuum daselbst verharrt. Mehr darüber zu sagen verbietet mir der Drang des Augenblicks. Nur so viel sag' ich, es war mir seltsam genug, vierundzwanzig Jahre gegen zweiundsiebzig antreten zu sehen, ohne daß eine Differenz sich gezeigt hätte, die ich nicht selbst zu seinen Gunsten sogleich hatte (hätte?) auflösen mögen.

---

1) Vgl. die freilich auf einen Naturforscher deutende zahme Xenie:

Der Würdige, vom Rhein zum Belt
Reist er, die Natur zu ergründen!
Er reise durch die ganze Welt,
Seine Meinung wird er finden.

Alles würde Ihnen, mein Theuerster, in wenigen Tagen des Umgangs deutlicher werden, als ich mit diesen und anderen Abstractionen annähern kann.

Nun aber muß ich zum Schlusse dringend bitten, daß Sie Ihren Blick auf die physiologen Farben neuerlichst wenden; denn Sie sagen ganz richtig [1]: „Nun ist es freilich Zeit, die Sache in's Ganze zu überarbeiten, und die einzelnen Theile der Lehre in sich so zu ründen, daß sie in ihrem einfachen Grunde fest zusammenschließen." Ihre Untersuchungen sind Anfang und Ende des Ganzen; Sie gründen das, was ich voraussetze, und erfüllen, was ich hoffen lasse.

Die physischen Farben erhalten auch durch das Entoptische eine unglaubliche Vollendung. Es ist, als wenn sich nach diesem Schlußstein das Gewölbe erst recht setzen wollte. Freilich daß ich gar Niemand neben mir habe, der an diesen Sachen eigentlich gründlichen Antheil nimmt, läßt mich öfter zaudern und stocken, als es bei lebendigem Umgange geschehen würde, doch wollen wir den Glauben nicht verlieren, da es an Muth nicht fehlt. Tausend Lebewohl! Auf die übrigen Puncte Ihres werthen Schreibens nächstens das Weitere! Meyer bereitet sich zur Abreise. Mögen unsere allseitigen Zwecke erreicht werden!

Das sehr schöne Wetter freut mich für unseren Reisenden [2]; Meyer ist nun auch unterwegs. Im Grunde beneid' ich ihm doch das unmittelbare Anschauen von Berlin. Tausend Lebewohl! Herrn Schinkel vorläufigen herzlichen Dank!

treulichst G.

Jena, den 1. October 1820.

53.

Schultz an Goethe.

Berlin, den 11. November 1820.

Da Schinkel mir so eben beiliegenden Brief nebst Rolle zuschickt, ist es mir, wenn gleich in großer Geschäftsbedrängniß, doch nicht möglich, ihn unbegleitet abgehen zu lassen.

Ein langer Brief an Sie, von Zeit zu Zeit während Herrn Meyer's Hiersein fortgesetzt, ist liegen geblieben, bis er abreisete, und wurde dadurch unnütz, indem dieser würdige Freund Ihnen mündlich unsere Zustände besser beschreiben wird, als ich solche andeuten konnte. [3]

---

1) Vgl. S. 209.

2) Schubarth. Im Briefe steht: „Reisend." Der letzte Absatz ist später geschrieben.

3) Meyer war vom 3. October bis zum 3. November in Berlin geblieben. In seinem Dankschreiben an Schultz vom 12. November berichtet er, Goethe habe seine Erzählung von aller Liebe und Freundschaft, die ihm in Berlin zu Theil geworden, und von der überschwenglichen Menge schöner Kunstwerke, deren viele in ihrer Art einzig zu nennen seien, mit größter Theilnahme angehört.

Es war eine kurze Ruhe vor dem Sturme, die wir gemeinschaftlich genossen haben; die Ahnung davon schien unseren Freund schneller, als ich geglaubt hatte, von uns zu entfernen. Unmittelbar nach seiner Abreise brach das Ungewitter los; Sie werden aus seiner Erzählung schon wissen, daß es die Ausführnng des Königlichen Befehls wegen des Museums der Künste und wegen der Locale für die beiden Academien [1]) ist, welche diesen Ausbruch veranlassen mußte. Bis jetzt ist es nun mit Kraft und Vorsicht gelungen, die guten Zwecke aufrecht zu erhalten, und den bestialen Andrang der Selbstsüchtler zurückzutreiben. Sobald eine definitive Entscheidung erfolgt, melde ich das Nähere.

Herr Meyer wird nun längst glücklich wieder bei Ihnen sein; seine Rückreise ist hoffentlich von gutem Wetter, wie wir es hier hatten, begünstigt gewesen. Nun aber ist mit allem Uebrigen auch ein recht scheusliches Wetter zu uns eingekehrt; er hätte es hier nicht länger aushalten können.

Schinkel's Zeichnung ist mir sehr werth; noch nie war mir der Begriff des Bildens so anschaulich geworden, als durch sie. [2]) Er hat Ihnen für diese Aufgabe den größten Dank zu sagen, und daß er es thut, sehen Sie daraus, daß er lebhaft wünscht, neue Aufgaben zu erhalten. Wenn Sie diesen Verkehr fortsetzen wollen, wie ich von Herzen hoffe, kann daraus der größte Gewinn hervorgehen. Es ist ja für's Erste nichts nöthiger, als die Künstler zur Behandlung richtiger Aufgaben zu gewinnen. [3])

Nächstens mehr! Obwohl ich erfahren zu haben glaube, und auch wohl wegen der Witterung voraussetzen könnte, daß Sie nach Weimar zurückgekehrt sein werden, muß ich diesen Brief doch, weil Schinkel die Rolle nach Jena adressirt hat, dorthin überschreiben, in Hoffnung, daß er Sie in Weimar doch nicht vorbeigehen wird.

Ewig treu Schultz.

Das Erfreulichste, was Freund Meyer uns hier zurückließ, war die Hoffnung, Sie zu bewegen, uns künftigen Sommer mit ihm gemeinschaftlich über Carlsbad und Dresden hier zu besuchen. Lassen Sie diese Anregung nicht vergebens sein, und beleben Sie unsere Hoffnung durch ein freundliches Wort! Bis dahin ist hier wieder alles in Ruhe und in gutem Gange. Wegen des Gutachtens in Betreff der Raabe'schen Leistungen soll ich Namens unseres Ministeriums Ihnen den angelegentlichsten Dank sagen, indem man hofft, daß Sie geneigt sein werden, uns weiterhin mit Ihren Einsichten zu unterstützen. Es wird dieser eingeleitete Weg nicht ohne einige erfreuliche Folgen bleiben.

---

1) Der Academien der Wissenschaften und der Künste.
2) Vgl. Nro. 47 S. 208. Nro. 50 S. 216.
3) Vgl. Goethe's Bemerkung über zu malende Gegenstände B. 31, 420 f. (44, 262 ff.) [25, 316.]

54.

Goethe an Schultz.

Obgleich in einiger Bedrängniß von verschiedenen Seiten, geschäftlich, typographisch und gewissermaßen körperlich, will nicht versäumen, Ihnen, verehrter Freund, für das letzte liebe Schreiben bestens zu danken, und von dem wackeren Meyer die lebhaftesten Grüße auszusprechen. Er ahnet den Sinn Ihrer Worte, und war von der Nähe einer Krise bei seiner Abreise freilich überzeugt; möge alles durch kluge Leitung zum Besten gedeihen!

Unsere Abendunterhaltungen beziehen sich allein auf Berlin; gestern trug er mir das Schema seines Aufsatzes mündlich vor, zu meiner höchsten Zufriedenheit [1]); wir sind einstimmig, uud Sie werden es gewiß billigen, daß er mit tüchtiger Aufrichtigkeit sich ausdrücke, und man wird alsdann schon höheren Orts andeuten, in wiefern man eine öffentliche Mittheilung modificirt wünsche.

Ferner bitte um die Gefälligkeit, unseren plastischen Freunden den schönsten Dank zu sagen für die übersandte Carrarische Druse; sie übertrifft alle Erwartung, und entzückt sowohl die Naturfreunde als Nichtkenner.

Gleichmäßig danken Sie Herrn Geh. Oberbaudirector Schinkel! Hier darf man nicht sagen, das gefällig übersendete Bild sei über Erwartung; denn was läßt sich von ihm nicht erwarten? Ueberraschend jedoch bleibt es immer und höchst erfreulich, dem Sinn, der Erfindung und der Ausführung nach.

Auch die Rauchische Büste macht mir großes Vergnügen. Hätte der Künstler sie secretirt und, in Marmor vollendet, aufgestellt, so würde sie den unbedingtesten Beifall erhalten. Das Problematische, was für manche Personen noch drinne liegt, versteh' ich aber recht gut, und weiß es seinem inneren Werth nach zu schätzen.

Unter den vielen Entwürfen zu solchen symbolischen Darstellungen, wie die beiden nunmehr geglückt sind [2]), kann ich im Augenblick keinen finden, der mir einer solchen Behandlung ganz werth

---

1) Schon am 12. November hatte Meyer an Schultz geschrieben: „Die Rede ist (bei Goethe) auch über das Ihnen bewußte schriftlich Einzugebende gewesen, und ich habe ihn zu aller Theilnahme und Beirath bereit gefunden. Schon wird am allgemeinen Entwurf des einen Aufsatzes gearbeitet, und Sie sollen, sobald es nur geschehen kann, wenigstens etwas zur eignen Ansicht und Uebergabe am gehörigen Orte erhalten." Meyer sollte Vorschläge zur Einrichtung von Kunstacademien, besonders mit Bezug auf Berlin, machen. Der betreffende Aufsatz steht in Kunst und Alterthum III, 1, 120—182. Vgl. auch Goethe in den Annalen unter dem Jahre 1821 B. 27, 397. (32, 205 f.) [21, 291.]

2) Das gesprengte Grab und die Darstellung nach der Sage von der Entstehung des Corinthischen Capitäls. Man vergleiche auch die Angabe von Beispielen symbolischer Behandlung B. 31, 411 f. (44, 222 f.) [25, 308 f.]

wäre; sobald sich mir ein Gegenstand offenbart, bin ich so frei, ihn zu eröffnen, und um weitere Mitwirkung zu bitten.

Die Lehre von würdigen Motiven, durch deren Behandlung die Kunst ganz allein gefördert und bestätigt werden kann, war(d) gestern Abend auch beredet, und wird in Meyer's Aufsatze als lichter Punct erscheinen.[1])

Daß schon, seit jener ersten persönlichen Bekanntschaft, mein Wunsch, Berlin zu besuchen, die dortigen trefflichen Männer, die herrlichen Kunstbesitzungen und die übrige große Existenz einer bedeutenden Königstadt zu schauen, zu erkennen und zu verehren, sehnlichst gewachsen, dafür bedarf es wohl keiner wörtlichen Betheurung; seit Meyer's Rückkunft ist dieses Gefühl zu einer Art Ungeduld geworden, daß wenn Faust's Mantel in meinem Besitz wäre, Sie mich augenblicklich bei sich würden einfliegen sehen. Im Frühjahr hoff' ich wieder zeitig Carlsbad zu besuchen; wenn ich nur dadurch in den Stand gesetzt würde, meine heißesten Wünsche zu erfüllen!

Empfehlen Sie mich des Herrn Ministers Excellenz auf das Angelegentlichste, danken verbindlichst für die unserem Freunde geschenkte Gunst und Förderniß, mit der Versicherung, daß wir Beide das gegönnte Vertrauen zu schätzen wissen, und die nächste Zeit auf das so willig übernommene Werk aufmerksamst zu verwenden für Pflicht halten. Möge das, was freilich nur im Allgemeinen gesagt werden kann, auch im Besonderen anwendbar sein!

treulichst

Weimar, den 19. November 1820. Goethe.

55.

Goethe an Schultz.

Das Profil unseres guten von Knebel hat ihm und seinen Freunden großes Vergnügen gemacht, welches verdoppelt wurde, da die schöne Gabe gerade zum Geburtstage ankam.[2]) Danken Sie auch in meinem Namen Herrn Tieck dafür zum Allerschönsten.

Warum ich aber Knebel's Dank, den er mir, in beiliegendem Briefchen, schon vor einiger Zeit[3]) eingereicht, durch Sie, mein Theuerster, an den Künstler gelangen lasse, erklärt sich in Folgendem. Ich wünschte nämlich[4]) gedachtes Medaillon, in Marmor ausgeführt, auf unserer Bibliothek zu sehen; weil aber eine solche Bestellung nicht von mir allein abhängt, sondern ich der Beistim-

1) Vgl. Kunst und Alterthum III, 1, 148 ff.
2) Vgl. H. Düntzer Freundesbilder aus Goethe's Leben S. 587.
3) Am 2. December. Vgl. Knebel an Goethe Nro. 558.
4) So hat Goethe auf dem uns außer dem Briefe selbst vorliegenden dictirten Entwurfe die Stelle eigenhändig geändert, welche früher von den Worten mein Theuerster an also lautete: „nach Berlin gelangen lasse, wird verursacht durch einen Wunsch und eine Anfrage, durch welche ich meinen Wunsch eröffnen möchte. Dieser wäre".

mung von Mitgeordneten hiezu bedarf[1]), so wünschte zu erfahren, wie hoch ein solches Medaillon, in Marmor gearbeitet, kosten könne; nur wünschte den Hals bis unter die Halsgrube verlängert, etwas Schulter und weniges Gewand. Haben Sie die Güte, mir hierüber eine baldige Auskunft zu geben.

Ich genieße diesen Winter einer leidlichen Gesundheit und mäßiger Thätigkeit.[2]) Meyer schließt in diesen Tagen den für Berlin bestimmten Aufsatz ab; wir lesen ihn bei stillen Abendconferenzen, alsdenn wird er mundirt, und zu weiterer Beurtheilung und Disposition zugesandt; billigen Sie den Druck, so kann alsobald angefangen werden; das nächste Stück von Kunst und Alterthum habe deswegen mit dem siebenten Bogen sistirt.

Uebrigens ist es seit meiner Rückkehr von Jena so wunderbar bunt mit mir und um mich ergangen, daß auswärtige Freunde mir manches Versäumniß verzeihen werden; dies vor allem darf ich nicht unbemerkt lassen, daß die bedeutende Krankheit, die Sie, mein Bester, befallen, mir Sorge und Bedenklichkeit gemacht hat. Sagen Sie mir ein beruhigendes Wort, wie Sie die Hälfte des Winters zugebracht haben.

Daß unsere verehrte Großherzogin in ihrem Zimmer ausgeglitten ist und, durch einen harten Fall, die rechte Hand und den rechten Fuß beschädigt[3]), haben Sie vernommen; dies Unheil lastete diese sechs Wochen her so schwer auf mir, als der Himmel selbst; hiezu kam noch, daß ähnliches Unheil nähere oder fernere Personen, und zwar in unserem Kreis[4]) bedeutende, ergriffen, so daß ich also auf alle Fälle, in einem cimmerischen Zustande, was mir von Thätigkeit gegönnt war, halb peinlich fortsetzen mußte; dennoch ist manches gefördert worden, was Ihnen früh oder spät, hoff' ich, einige Freude machen soll.

Die herrliche Druse Carrarischen Marmors, mit vollkommenen Bergcrystallen, wird von Jedermann bewundert und von Kennern jederzeit angestaunt. Danken Sie ja auf das Verbindlichste den werthen Künstlern dafür. Herrn Schinkel bin ich auch noch für das werdende Corinthische Capitäl meine Verpflichtung auszusprechen schuldig. Die Inschrift wird sein: Ex funere forma. Sobald mir wieder etwas begegnet, was seiner freundlichen Bemühung werth scheint, so bin ich so frei, ihn nochmals ersuchend anzugehen.

Soviel für diesmal mit dem aufrichtigen Wunsch, bald von Ihnen zu hören.

treulichst

Weimar, den 17. December 1820. Goethe.

---

1) Goethe hatte zuerst dictirt: „Weil aber in diesem Falle diese Stellung nicht von mir allein abhängt, sondern ich die Beistimmung von Mitgeordneten erlangen muß".

2) Lautete früher: „Ich habe diesen Winter in leidlicher Gesundheit und nicht unthätig zugebracht".

3) Vgl. Goethe in den Annalen unter diesem Jahre, gleich am Ende. Briefwechsel zwischen Goethe und Knebel Nro. 555. 556.

4) Statt „und — Kreis" hatte Goethe dictirt „durchaus aber im Ganzen".

56.

Schultz an Goethe.

Berlin, den 31. December 1820 gegen Mitternacht.

Die letzten Augenblicke dieses alten, sorgenvollen Jahres kann ich nicht würdiger und heiterer als mit Ihnen, Verehrtester, zubringen. So eben habe ich mit meiner lieben Frau die gewohnte freudige Pflicht erfüllt, die Begebenheiten des Jahres zurückzurufen und kürzlich zu verzeichnen. Da ist denn Ihr theurer Name auch mehr als einmal mit eingeflochten worden, und stets schätzen wir von Neuem das Glück, an Ihnen einigen Theil zu haben. Möge es uns noch recht lange, lange beschieden sein!

Da ich am heutigen Tage ein Lebensjahr vollbringe, und ein neues antrete, so ist es für mich doppelt Pflicht, ihn ernst und werth zu halten. Heute nun habe ich das vierzigste Jahr erreicht, und da man mir gesagt hat, daß meine zunächst von Blutüberfluß herrührenden Bedrängnisse, die mir bei anderen krankhaften Dispositionen oft gefährlich werden und fortwährende Vorsicht erfordern, von selbst aufhören werden, wenn ich nur erst in den Vierzigern bin, so scheine ich mir heute die letzte Stufe dieser Leidensepoche betreten zu haben, worüber ich sehr froh bin.

Ihre liebevolle Anfrage wegen meiner Gesundheit kann ich getrost beantworten. In dieser bösen, scharfen Witterung komme ich kaum alle acht Tage aus dem Hause, und nicht anders als im verschlossenen Wagen. So erhalte ich mich ziemlich wohl, und bestreite viel Arbeit, die von der peinigendsten Art ist. Sie erinnern sich, was ich Ihnen in Jena, nächtlicher Weile, wie heute (eben schlägt es zwölf Uhr! Gott gebe uns Heil und Segen!) über manche hiesige Dinge Unerfreuliches, doch mit einem Rest von Hoffnung, anvertrauete. Zwar auf anderen Wegen, als ich damals voraussehen konnte, doch ernstlicher, als zu erwarten stand, hat diese Hoffnung sich seit sechs Wochen der Erfüllung genähert; der wichtigste innere Kampf, der in einem ruhigen Staate je stattfinden kann, steht uns nahe bevor.[1]) Da habe ich denn ein großes Theil der Arbeit zu übernehmen, und meine Sorge, dem Satan den Weg zu verhauen, ist nicht gering! Die Unternehmung ist ungeheuer, und wie ich auch gesorgt habe, mich in meinem Inneren sicher zu stellen, so werde ich doch von Außen nun nicht so bald auf Ruhe wieder rechnen dürfen! Nur so viel weiß ich, und habe stets gewußt, daß die Teufel bald inne werden, es sei von ihnen wohlgethan, mich in Frieden zu lassen, wenn ich sie in Frieden lassen muß. Damit wollen wir uns für den schlimmsten Fall beruhigen!

Quer durch solche Scenen fliegt denn einmal ein Ereigniß anderer Art. So ist vor ein Paar Tagen Hirt's Plan zur Aus-

---

1) Vgl. oben S. 79 f.

wahl und Aufstellung des Museums an mich gelangt. Wie erfreulich es nun auch ist, einen solchen gediegenen und kenntnißreichen Mann mit Eifer und Liebe sprechen zu hören, so bin ich ernstlich doch recht erschrocken über das unbegreifliche Ungeschick dieser Arbeit, die der Sache recht sehr nachtheilig werden kann. Ich weiß noch nicht, wie es zu drehen sein wird, um dem Unheil vorzubeugen; denn in diesem Augenblick verdorben, ist für immer verdorben. Er will alles auf einmal thun, und darüber wird gar nichts geschehen, wenigstens nichts Vernünftiges. Es ist ein Plan ohne Plan, eine Auswahl ohne Auswahl, kein Anfang und kein Ende; er will alle Kunstsachen insgesammt im Museum zusammenpacken, und so erhalten wir, wenn's so weit gedeihen kann, nach unsäglicher Verwirrung, ein Kunstmagazin von Gutem, Mittelmäßigem und Schlechtem, daß es das Auge nicht von einander sondern kann, in der trockensten Anordnung von der Welt — heißt ein Museum. Da wäre mir gar keine Anordnung lieber, wenn nur das Einzelne nach seinem Werthe geschaut und genossen werden kann. Und was soll das Hofmarschalamt sagen, so mit einem Schlage die Schlösser degarnirt zu sehen! Da setzt sich alles dagegen, und dann geschieht wieder nichts! Die Sache muß ganz anders kommen, wenn es gehen soll!

Meyer's uns zugedachte Arbeit erwarte ich mit Verlangen; sagen Sie tüchtig die Wahrheit! damit allein ist uns gedient; wir wollen ja lernen, nicht im Irrthum bestätigt sein, und wüßten wir wirklich was Besseres, so versuche es sich, hervorzutreten.

Wegen Knebel's Medaillon habe ich mit Rauch vertraulich gesprochen; er wollte mir Tieck's Meinung zukommen lassen. Da ich aber bis jetzt vergebens darauf gehofft, soll es heute noch erinnert werden. Knebel's Brief ist an Tieck bestellt.

Den 5. Januar 1821.

Nehmen Sie nicht übel, daß ich oben so in meinem Eifer auf Hirt geschmält habe; ich gehe gern den kürzesten Weg zum Guten; dazu gehört aber ein den Umständen behutsam angepaßtes Verfahren, wodurch alles in der Welt zu machen ist. So mit der Thüre in's Haus zu fallen, verdirbt die ganze Sache, und die Folge ist nun, daß wir, um sie zu retten, Umwege suchen und einen Aufschub veranlassen müssen, der sehr schmerzlich ist.

Die Anfrage an Seebeck in Ihrem ehegestern erhaltenen lieben Schreiben vom 31. v. M. [1]) habe demselben zugeschickt, und folgt die Antwort darunter gefügt bei.

Auch hat Rauch mich benachrichtiget, daß Tieck die Unkosten, das von Knebel'sche Medaillon ganz fertig in Marmor hier abzuliefern, auf wenigstens 100 Rthlr. anschlägt; ganz genau könne er es nicht bestimmen. Dasselbe in Erz zu gießen würde wohlfeiler sein; freilich nur in Sand gegossen, also nicht glänzend, sondern matt.

1) Der Brief fehlt.

Der Erzguß wird jetzt hier sehr thätig betrieben, und dadurch immer mehr vervollkommnet. Man gießt hier jetzt in Sand so vollkommen, daß das Ciseliren ganz wegfällt, wobei freilich die Oberhaut nur eine matte Fläche darbietet, etwa wie der Thon oder Gips. Diese Art zu gießen ist unendlich viel wohlfeiler, als die ältere über Wachs; Statuen zu sieben Fuß Höhe werden, incl. Metall, zu 12—1500 Rthlr. geliefert.

Rauch bittet mich, seine besten Empfehlungen an Sie zu bestellen, und zu melden, daß er selbst schreiben werde, um anzuzeigen, daß mehreres, worunter auch zwei Exemplare Ihrer Büste von ihm, an Sie adressirt sei. Herr Quandt [1]) zu Leipzig habe Ihre Büste in Marmor bestellt.

Gottlob, daß Ihre lieben Briefe mich stets von Ihrem Wohlsein versichern! Ich würde sonst in diesen rauhen Tagen viel Sorge um Sie haben.

Ewig der Ihrige. Schultz.

57.

Goethe an Schultz.

Herzlichen Dank, mein Trefflichster, daß Sie meiner in feierlichen Augenblicken gedenken wollen. Möge uns das laufende Jahr wieder zusammenführen! lassen wir wenigstens die Communication nicht stocken.

Hiebei folgt also Meyer's treuliche Arbeit [2]); ich wünsche, daß sie geeignet sei, ihre Zwecke zu erfüllen. Sie kann auf Verlangen alsobald gedruckt werden; denn im nächsten Hefte ist noch Raum dazu. Meyer selbst schreibt das Weitere, und will nun auch gleich an die Vorschläge zu Aufstellung eines Museums gehen.

Das Hirtische Verfahren kann die Sache freilich nicht fördern. Der alte, starre Freund begreift nicht, daß man, um zu thun, erst müsse gethan haben. Man mache seinen Plan im Stillen, man beginne mit methodischem Bewußtsein, und es macht sich alles von selbst. Nun haben Sie also Gelegenheit, Ihr diplomatisches Talent wieder zu üben; lassen Sie mich ja, von Zeit zu Zeit das Weitere vernehmen.

Vorzüglich aber liegt mir am Herzen, zu erfahren, wie Ihre Gesundheit sich befestigt. Ich habe in meiner Jugend mehrere Jahre an ähnlichen Uebeln gelitten, bis sich die Natur nach und nach einrichtete, und sich denn doch noch so lange erhalten hat. Ein gleichmäßiges Befinden bin ich diesen Winter dem Entschlusse schuldig, nicht aus dem Hause zu gehen, nur manchmal wohlver-

1) Johann Gottlob von Quandt, der in diesem Jahre Goethe zu Weimar besucht hatte. Er hatte mehrere Jahre früher köstliche altdeutsche Gemälde in Leipzig entdeckt. Vgl. B. 31, 209. (39, 273.) [25, 155.]

2) Vgl. oben Nro. 54 S. 221 Note 1.

wahrt spazieren zu fahren. Wußte ich sonst doch immer anzugeben, wie ich mir, durch Uebereilung oder unzeitige Gefälligkeit, dies oder jenes Uebel zugezogen hatte!

Grüßen Sie Herrn Rauch schönstens. Die Büsten sind glücklich angekommen, wofür ich bestens danke. Es war vorauszusehen, aber es muß uns doch freuen, daß diese Arbeit so viel Beifall findet, als sie verdient.

Das Knebel'sche Profil will ich weiter in Ueberlegung ziehen, und die Entschließung melden.

An Purkinje[1]) halte ich mich fleißig. Ich habe ihn schon ausgezogen, und beschäftige mich nunmehr mit Noten und Einschaltungen, um seine Bemühungen an die unsrigen anzuknüpfen; denn eigentlich ist schon sehr viel gethan, nur will sich keiner gern an den anderen anschließen, und so müssen wir denn thun, was andere vermeiden.

So eben bringt mir unser geschickter Kupferstecher Schwerdgeburth die Durchzeichnung des Schlusses zum Triumphzug des Mantegna, auf durchsichtig Papier. Sie wird nun umgekehrt in's Große gebracht, und braun in braun, als das zehnte Blatt der Andreani'schen Nachbildung, gezeichnet, da denn dieser herrliche Zug nicht so stumpf, wie bisher, hinter dem Triumphwagen abschneiden wird; die Kupfer sende alsdann gleich zurück.[2])

Dürft' ich nun noch schließlich die Bitte hinzufügen, des Herrn Minister von Altenstein Excellenz mich angelegentlich zu empfehlen, und für das Vertrauen, welches derselbe meinem Freunde Meyer und gewissermaßen auch mir geschenkt, verpflichteten Dank abzutragen, und unsere Bereitwilligkeit zu allem und jedem, was irgend in ähnlichen Fällen gewünscht werden könnte, aufrichtig zu betheuren.

Ferner habe zu bemerken, daß diese Abschrift des Aufsatzes in Berlin bleiben kann, indem wir ein gleiches Mundum hier in Weimar besitzen. Womit ich mich denn aber- und abermals auf's Beste will empfohlen haben.

treulichst

Weimar, den 10. Januar 1821. J W v Goethe.

58.

Goethe an Schultz.

Zu Gegenwärtigem, verehrter theurer Freund, nöthigt mich der Heißhunger Jenaischer Schriftsetzer.

Am 10. Januar ging der Meyer'sche Kunstaufsatz nach Berlin ab, und wir sistirten das neuste Stück Kunst und Alterthum[3]). Nun sehen wir zwar wohl ein, daß, in so großen und bedeutenden

1) Vgl. Nro. 43. 58 f. 91.
2) Vgl. oben Nro. 47.
3) III, 1.

Verhältnissen, manches zu überlegen und zu bedenken ist, ehe man sich zu einem entscheidenden Schritt entschließt; hievon soll also gegenwärtig die Rede nicht sein, nur muß ich, bei herannahender Messe, von dem Buchdrucker gedrängt, um die Erlaubniß bitten, aus unserem anderen Manuscriptenvorrath jenes Stück fortsetzen zu dürfen. Alles Uebrige höherem Ermessen anheimgebend.

Ich wünsche zu erfahren, daß der Winter Sie, wie mich, in leidlichem Befinden durchgelassen habe; sehr hartnäckig hielt ich mich zu Hause, und gewann dabei so viel, daß mir kein Tag völlig verloren ging. Langsam, aber stetig habe gearbeitet, Freund Meyer desgleichen; wir hoffen Jubilate einige Zeugnisse darzubringen.

Auch vermelde, daß die Umzeichnung, Umkehrung und Vergrößerung des Blattes von Mantegna höchlich gelungen, und der Triumph des Cäsar's dadurch recht eigentlich gekrönt worden. Die mir anvertrauten Kupfer folgen nächstens zurück.

Eine besondere Freude jedoch, die mir in diesen Tagen geworden, darf ich nicht verschweigen. Ich erhielt einen Brief vom Professor Hegel[1]), der mir höchst wohlthätig zu Statten kam. Er bezog sich auf mein letztes naturwissenschaftliches Heft, besonders auf die entoptischen Farben. Dieser merkwürdige, geistreiche Mann hat, wie meine Chroagenesie überhaupt, so auch dieses Capitel dergestalt penetrirt, daß meine Arbeit mir nun selbst erst recht durchsichtig geworden. Höchst erwünscht war mir dies gerade in dem Augenblick, da ich meine seit zehen Jahren zusammengetragenen Papiere wieder zu sichten und gewissermaßen zu redigiren begann, in Absicht, das nächste[2]) Stück damit auszustatten. Eine solche Aufmunterung ist um so nöthiger, den Glauben zu stärken, der uns bei Recapitulation von widerwärtigen Hindernissen am Ende zu verlassen droht. Die beschränkte, eigensinnige, oft unredliche Widersetzlichkeit der Gegner möchte einen, wenigstens für Augenblicke, in Verzweiflung setzen. Nun ist es denn doch tröstlich, in der Mitwelt so bedeutende Zustimmung zu vernehmen, daß also ein Appell an die Nachwelt mit einiger Zuversicht ausgesprochen werden darf.

Bei dieser Gelegenheit wiederhole meinen Dank für die Bekanntschaft mit Purkinje; ich habe einem Auszuge seines Büchleins mancherlei eigne Erfahrungen, verknüpfende und fortleitende Betrachtungen zwischengeschaltet, denen ich Ihre Aufmerksamkeit erbitte. Warum werden Sie doch, mein Theuerster, durch solch ein so mächtig bewegtes Leben, diesen friedlichen Bemühungen auch ihren schönen Antheil zu gönnen[3]), immer mehr, wie es scheint, abgehalten?

---

1) Der vom 21. Februar datirte Brief Hegel's steht in Goethe's Werken B. 40, 46 ff. (60, 74 ff.) [30, 38 ff.] Ueber Hegel's Antheil an Goethe's Farbenlehre vgl. Rosenkranz in Hegel's Leben S. 340 f. unten Nro. 71. oben S. 87.

2) Das Wort nächste ist von Goethe eigenhändig hinzugefügt.

3) Die Worte zu gönnen hat Goethe mit eigner Hand übergeschrieben.

Noch manches Andere hätt' ich mitzutheilen. Erreichen wir die Charwoche, so bereite ein solches Schwänchen.[1])

Darf ich zum Schlusse noch bitten, des Herrn Minister von Altenstein Excellenz, sämmtlichen Gönnern und Freunden, auch der liebwerthen Künstlergenossenschaft mich bestens zu empfehlen. Von Herrn Schinkel's Saal[2]), sowohl vom Gefäß als Decoration, hör' ich Landsleute und Fremde nur mit Enthusiasmus sprechen. Möge alles zum Besten gerathen und gedeihen!

treulichst

Weimar, den 10. März 1821. J W v Goethe.

59.

Goethe an Schultz.

Vor allen Dingen, mein Theuerster, muß ich Ihnen für das schöne Geschenk der Kupferbilder[3]) danken; ich hatte so sehr gewünscht, sie zu besitzen, daß ich mir nicht getraute, Ihre freundlichen Worte dahin auszulegen, daß sie mein sein sollten. Dagegen geh' ich damit um, das verkehrt vergrößerte Blatt in Steindruck nachbilden zu lassen; davon sollen Sie den ersten Abdruck haben; freilich möchte sich das bis zum Sommer verziehen; unsere ohnehin zaudernden Künstler haben das späte Jubilate sich noch zum größeren Säumen verführen lassen.

Der Aufsatz über Mantegna's Triumphzug wird Ihnen Freude machen, weil Sie Freund sind von meiner Auslegungsart, und ferner weil ich das Tüpfchen auf's J ganz eigentlich Ihrem Wohlwollen schuldig bin.[4])

Mein Befinden, wenn es mich auch nicht zur Theilnahme an der Gesellschaft berechtigt, ist doch gerade hinreichend, mit Maß und Ziel das Vorgenommene und Vorgezeichnete zu thun; Meyer

---

1) Im Divan heißt es:

Heute hast du gut gegessen,
Doch du hast noch mehr getrunken;
Was du bei dem Mahl vergessen,
Ist in diesen Napf gesunken.
Sieh, das nennen wir ein Schwänchen,
Wie's dem satten Gast gelüstet.

Schwänchen war im gewöhnlichen Leben ein Lieblingsausdruck Goethe's zur Bezeichnung einer Sammlung verschiedener Dinge. So schreibt er im Jahre 1827 an A. Nicolovius: „Nächstens kommt abermals ein Schwänchen von verschiedenen Ingredienzien." Wahrscheinlich ist die letztere Bedeutung die abgeleitete, die ursprüngliche die, daß das Wort, wie im Divan, die Ueberbleibsel des Mahles bezeichnet. Der Ursprung des, wie es scheint, Goethe eigenthümlichen Ausdruckes dürfte schwer nachzuweisen sein; man könnte etwa an die Gestalt des Geschirres denken.

2) Im neuerbauten Theater.

3) Von Mantegna's Triumphzug. Hier fehlt ein Brief von Schultz.

4) Vgl. oben Nro. 47. Der Aufsatz erschien erst in Kunst und Alterthum IV, 1.

und Riemer stehen mir redlich bei. Auch hab' ich mich von sonstigen Mitwirkenden zu loben.

Meyer, ein Berliner Patriot, wie er kaum an Ort und Stelle zu finden sein möchte, deshalb er sogar mitunter einige Anfechtung erleidet, empfiehlt sich zum Allerschönsten, und sendet seine cursorischen Betrachtungen Ihrer Kunstschätze[1]; geschieht es mit Ihrer Genehmigung, so werden auch diese Blätter gedruckt: denn es geht doch mit uns Deutschen auf so eine nationale Rednerei hinaus; gesprochen muß werden, herüber hinüber; was geschieht, bleibt dem Zufall unterworfen.

Wie nun aber geschrieben steht, daß denenjenigen, die das Wahre lieben, alle Dinge zum Besten gereichen, so muß ich Folgendes erzählen. Zu meinem Auszug von Purkinje[2] mußt' ich nothwendig eine Nachbildung seiner Tafel hinzufügen, ein schwieriges, genau betrachtet, ein unmögliches Unternehmen. Ich frage bei Schwerdgeburth an, unserem geschicktesten Kupferstecher, (der freilich das ganze Jahr mit Almanachsbilderchen, die gut a Conto tourniren, beschäftigt ist, wenn er diese Platte nicht selbst unternehmen wolle, ob er[3] mir Niemand, der sie unternähme, anzuzeigen wüßte.)

Wie mußte mir nun zu Muthe sein, als mir hinterbracht ward, Schwerdgeburth sei entzückt über den Auftrag; denn er habe früher dieselben Phänomene in seinem Auge bemerkt, sie für pathologisch gehalten, sie gezeichnet und einem Augenarzt zugeschickt.[4] Aus weiterer Verabredung und Thätigkeit wird gewiß etwas Erfreuliches hervorgehen.

Gegenwärtige Sendung möchte nicht länger liegen lassen, finde jedoch Ihr werthes Schreiben nicht gleich zur Hand, weiß also nicht, ob vielleicht in dieser Antwort mich einer Unterlassungssünde schuldig mache. Möge ich bald erfahren, daß Sie auch diesen unseren guten Willen gut aufgenommen, vor allem aber, daß sich Ihr Befinden mit der großen, bedeutenden Thätigkeit einigermaßen in's Gleiche stelle.

treulichst Goethe.

Weimar, den 29. April 1821.

60.

Goethe an Schultz.

Meine Sendung vom 29. April ist hoffentlich zur rechten Zeit angekommen; möge sie nützliche Betrachtungen veranlassen, und nicht folgelos bleiben! Wir gehen indessen unseren Weg so sachte hin, und fördern diesmal mancherlei zur Messe.

---

1) Vgl. S. 232 Note 1.
2) Vgl. oben Nro. 57.
3) Die Worte ob er sind von Goethe eigenhändig übergeschrieben.
4) Vgl. B. 40, 405. (50, 30.) [30, 329.]

Zu Gegenwärtigem aber werde ich getrieben durch eine Raa=be'sche Sendung [1]), welche glücklich bei mir angekommen, von uns eröffnet und von Freund Meyer, wie die Beilage ausweist, freundlich empfangen worden. Auch mir und anderen Kunstliebenden haben diese Bildlein Freude gemacht; man sieht immer etwas mit Augen, von dessen erster Entstehung man keinen Begriff hat.

In etwa acht Tagen, wo man sich daran wird genugsam ergötzt haben, packe sie sorgfältig wieder ein und übersende sie. Was der Transport gekostet, zahlt mir das hiesige Postamt zurück und erhält von dorther, auf dem gewöhnlichen Wege, den gefälligen Ersatz.

Eine schöne Gelegenheit, auch wieder einmal dem Geiste nach, unter Sie zu treten, konnte mir nicht entgehen lassen: Graf Brühl verlangte einen Prolog, den ich nicht zu versagen wußte. Möge die Einweihung des neuen Schauspielhauses glücklich vor sich gehen! [2])

Mit den herzlichsten Grüßen und Wünschen!

treulichst Goethe.

Weimar, den 12. Mai 1821.

61.

Goethe an Schultz.

Heute nur eilige Nachricht, daß morgen, am 20. Mai, der Kasten mit den Raabe'schen Bildern wohleingepackt abgeht. Zum Vergnügen wird es Ihnen gereichen, daß sie, näher betrachtet, immer mehr gewinnen, besonders bei Vergleichung mit den Kupferstichen des Herculanischen Werks, welche Sie selbst gefälligst anstellen und daraus ersehen werden, daß dieser Transport wahren Gewinn bringt.

Ein kleiner Aufsatz von Meyer'n, welcher aus gedachter Vergleichung entstanden, folgt nächstens und noch einiges Besondere, was Raabe meldet und zu beachten wäre.

Mich angelegentlichst zu fortwährender Theilnahme empfehlend.

treulichst

Weimar, den 19. Mai 1821. Goethe.

62.

Goethe an Schultz.

Durch Herrn Carl Ernst Schubarth, welcher Ihnen schon genug durch sich selbst empfohlen ist, sende (die) besten Grüße. Möge ihm sich eine Lebensaussicht eröffnen, weshalb er seine Wünsche

---

1) Aus Neapel. Vgl. oben S. 210.

2) Vgl. (Teichmann) Goethe in Berlin S. 6 ff. Goethe's Zusage des Prologes ist vom 30. April datirt; den Schluß desselben sandte er am 12. Mai, also an demselben Tage mit unserem Briefe.

selbst vortragen wird. Da ich aufrichtigen Theil an seinem Schicksal nehme, so wird durch sein Glück das meinige befördert. Leben Sie wohl, verehrter Freund, und lassen mich bald von sich und Ihrer Thätigkeit wissen.

treulichst

Weimar, den 22. Mai 1822. J W v Goethe.

63.

Schultz an Goethe.

Berlin, den 9. Juni 1821.

Sie haben uns wieder, Verehrthester, mit so vielen schönen Gaben erfreut, daß ich nicht weiß, wovon diesmal, nach so langem dumpfem Schweigen, zuerst zu reden. Zuvörderst aber das Nothwendigste: daß Ihr werthes Schreiben nebst dem Meyer'schen Aufsatze über das Museum, so wie ein folgendes mit Raabe's Herculanischen Copien, zu ihrer Zeit eingegangen, und uns zum größten Danke verpflichtet haben. Der Abdruck jenes trefflichen Aufsatzes, der sehr zur rechten Zeit erschien, ist höchst wünschenswerth und durchaus unbedenklich befunden worden.[1]) Die Raabe'schen Sachen finden um so mehr Beifall, als wir hier leider nicht die farbigen Abdrücke von dem Herculanischen Werke besitzen, mithin uns durch diese Copien zuerst einen Begriff von den Originalgemälden machen können. Ist dieser auch nicht ganz befriedigend, so trägt er doch den Keim in sich, zu wachsen, je länger man damit umgehet.

Anstatt nach Osten soll meine Gesundheitsreise diesmal unerwartet nach Westen gehen. Der Eselsmilch wegen, die in Salzbrunn auf 20 Meilen weit nicht für mich zu finden gewesen ist, soll ich nun nach Thüringen reisen, von wo wir hier mit frischmilchenden Eselinnen versorgt zu werden pflegen. Diesen Tausch lasse ich mir um so lieber gefallen, als er mich in Ihre Nähe führt — was könnte ich mehr wünschen! Um so einsam, als möglich, zu leben, suche ich ein stilles, bequemes Badeörtchen; man hat mir Bibra unweit Freiburg genannt. Dorthin werde mich also zunächst begeben; ist es da nicht nach Wunsche, geht es weiter, wo möglich, näher zu Ihnen, wenn ich nur erfahre, wo Sie sein werden. Vor Ende August gedenke ich nicht hieher zurückzukehren, und könnte mich also früher oder später nach Ihrem Plane einrichten. Bis zum 24. hoffe ich von hier loszukommen.

Die langsame Entwickelung der Dinge, an denen es werth ist tieferen Antheil zu nehmen, gereicht zu meiner größten Genugthuung, gibt mir die würdigste Beschäftigung, und macht mich wahrhaft genesen.[2])

---

1) Er steht in Kunst und Alterthum III, 2 und 3 unter dem Titel: Königliches Museum zu Berlin. Vgl. oben S. 230.

2) Seine Ernennung zum Director der Geistlichen und Unterrichtsange-

Gestern war ich zum ersten Male im neuen Schauspielhause, um Ihren zum vierten Male wiederholten Prolog zu hören, von dem Hof und Stadt entzückt sind. Abermals wurde er mit lautem Beifalle aufgenommen; Jedermann sehnt sich, ihn gedruckt zu erhalten, um den Genuß davon nach eigner Weise inniger zu haben. Freilich läßt der Vortrag, wie ich ihn hörte, vieles vermissen, und doch hörte man ihn immer wieder gern! [1])

Meister's Wanderjahre habe ich erst flüchtig zu durchlaufen begonnen, und kann mich nicht entschließen, es zum Buchbinder zu schicken. Auch Hamann's Schriften, erster Band, reizen gewaltig; man muß Einsamkeit suchen, um zur Besinnung zu kommen.

Am Tage der Eröffnung des Schauspielhauses waren die Leute hier wie toll, zu behaupten, Sie wären incognito hier — im Hause des Herzogs von Cumberland, bei Radziwill's [2]), oder Gott weiß wo! Bis in die Nacht kamen Vertraute zu mir, mich darüber auszufragen, und wollten es immer nicht anders glauben. Anfangs lachte ich; zuletzt kamen mir Thränen in die Augen, so heftig und rührend war die allgemeine Bewegung!

Lassen Sie mich, Gütigster, hoffen, Sie diesen Sommer irgendwo zu sehen, und, kann es sein, geben Sie bei Zeiten einige Nachricht über Ihr Vorhaben.

Ewig der Ihrige.
Schultz.

64.

Goethe an Schultz.

Mit einer Antwort zu eilen veranlaßt mich der Inhalt Ihres lieben Briefes; daß ich hoffen kann, Sie wieder zu sehen, erfreut mich gar zu sehr, als daß ich es nicht aussprechen sollte. Warum man Sie, mein Theuerster, nach Bibra sendet, kann ich nicht beurtheilen; zwar war ich niemals daselbst, aber oft in Lauchstädt, ziemlich in der Nähe, und habe nie Besonderliches davon vernommen. Auf alle Fälle vermelde ich, daß Sie mich in der ersten Hälfte des Julius gewiß zu Hause finden, und daß ein ruhiger, reinlicher, nach einem Brande wohlaufgebauter Badeort, Berka an der Ilm, uns ganz in der Nähe liegt; man fährt's in fünf Viertelstunden. Die Ihnen verordnete Milchcur ist ja überall zu nehmen. Sie treten bei uns ab, wir recognosciren den Ort, wo ganz artige Quartiere zu haben sind; auf alle Fälle bitte mir sogleich von Bibra zu schreiben.

---

legenheiten, so wie andere von ihm vorgeschlagene Ernennungen standen in Aussicht. Vgl. oben S. 83 f.

1) Vgl. Zelter's Brief Nro. 367.

2) Von beiden Seiten war Goethe durch Graf Brühl eingeladen worden.

Eine genaue Recension Meyer's von den Raabe'schen Bildern wird sie Ihnen noch genießbarer machen, wenn schon jetzt die Vergleichung mit den schwarzen Kupfern hinreichende Anleitung gibt. Daß mein Prolog Beifall erhielt, freut mich sehr; ich konnte den zutraulichen Antrag nicht ablehnen, ob ich schon mit Gelegenheitsgedichten nicht gern in die Ferne wirke. Den guten Willen der braven Berliner gegen mich weiß ich gewiß zu schätzen; leider, daß ich nicht in Person dafür zu danken im Stande bin; seit acht Monaten habe Haus und Garten nicht verlassen [1]), befinde mich aber sehr wohl dabei, und vermochte mancherlei zu Stande zu bringen, wie Sie gesehen haben und noch sehen werden. Verschiedenes muß noch eine Zeitlang im Verborgenen bleiben, welches aber bei unserer Zusammenkunft gar wohl mitzutheilen wäre.

Zu melden versäume ich nicht, daß das theure Großfürstliche Paar sich einen Morgen bei mir gar freundlich unterhalten hat; die liebenswürdige Alexandra [2]) versprach mir ihre Büste von Rauch; fragen Sie den werthen Mann, mich schönstens empfehlend, ob er sie mir wohl auf mein Wort übersenden möchte, damit ich mich deren diesen Sommer über in meinem Lararium erfreuen [3]) könnte. Grüßen Sie alles, Herrn Schinkel besonders, dem ich aber- und abermals Glück zu seinem so sehr gelungenen Gebäude zu wünschen Ursache habe. Wenn man die Anstrengung im Ganzen überdenkt, die seit den drei Jahren dazu nöthig waren (sic), so muß man erstaunen und sich freuen.

Nun muß ich aber anzeigen, daß der gute Ernst Schubarth von Breslau gerade in dieser Zeit nach Berlin zu reisen gedenkt. Sie lassen wohl ein Billet an ihn zurück, wohin er sich während Ihrer Abwesenheit allenfalls zu wenden habe; er verdient auf alle Weise, daß man sich seiner annehme. Er hat mir sechs Bogen eines Aufsatzes geschickt: (Ideen) über Homer und sein Zeitalter [4]), von schöner und klarer Uebersicht, zusammentreffend mit dem (, was) wir in unserem Kreise für wahr und recht halten. Er wird in dieser verworrenen und sich immer mehr verwirrenden Zeit gewiß viel Gutes stiften, und Alle fördern, die sich reiner Ansichten erfreuen.

---

1) An Graf Brühl schreibt Goethe am 12. Mai: „Ich bin diesen Winter nicht aus dem Hause und dieses Frühjahr nicht weiter als in meinen Hausgarten gekommen.“ Vgl. oben S. 226 f.

2) Alexandra Feodorowna, geborene Prinzessin von Preußen, Großfürstin, jetzt Kaiserin von Rußland. Sie besuchte mit ihrem Gemahle, dem Großfürsten Nicolaus, den Dichter in seiner Wohnung, der einige Zeilen in ihr Album einschrieb, wie Goethe selbst in den Annalen unter diesem Jahre berichtet.

3) Goethe hat das er eigenhändig vorgesetzt.

4) Ueber dieses von Goethe belobte wunderliche Buch vgl. seine Aeußerung in den Annalen unter diesem Jahre, an Zelter Nro. 374.

Und so möchte denn für diesmal geschlossen sein. Ich freue mich gar sehr Ihrer Annäherung, und hoffe auf baldiges Zusammentreffen.

treulichst J W v Goethe.

Weimar, den 14. Juni 1821.

65.

Schultz an Goethe.

Berlin, den 22 Juni 1821.

Ihr liebreiches Schreiben vom 14. hat mich sogleich bestimmt, Berka statt Bibra zu meinem ersten Aufenthalte zu wählen, und gerade aus zu Ihnen, Verehrtester, zu eilen. Die kalten Tage sind der Reise sehr ungünstig, und die Geschäftsqual will mich noch nicht verlassen; bis zum 28. spätestens hoffe ich aber loszukommen. Ich nehme ein Töchterchen von 11 Jahren [1]) mit, welches zu seiner Stärkung einer Reise und Cur bedarf. Um daher Ihre Güte nicht zu mißbrauchen, erlauben Sie, daß ich nicht bei Ihnen abtrete; Sie werden mich ohne dies Ihre Liebe genießen lassen. Wäre es möglich, eine vorläufige wirksame Erkundigung über eine milchende Eselin einzuziehen, würde mir dieses die größte Wohlthat sein.

Die Nachricht, daß Schubarth nun gerade in meiner Abwesenheit herkommt, betrübt mich ordentlich. Was ich abwesend für ihn thun kann, werde ich bestens besorgen und vorbereiten. Die Bestellung an Rauch habe ausgerichtet; unfehlbar wird die Büste [2]) in künftiger Woche schon an Sie abgehen.

Wie ich mich freue, wieder zu Ihnen zu kommen, darf ich mir kaum gestehen, ehe ich mich aus den tausend Fäden, die mich noch halten, herausgewickelt habe!

Ewig der Ihrige.
Schultz.

66.

Schultz an Goethe.

Die Sache hat sich unausweichlich so gewendet, daß ich den 1. oder 2. k. M. in Weimar ankomme, dort fünf Tage, um Ihre Nähe zu genießen, verweile, dann aber nach Nenndorff eile, wo ich den 10. schon eintreffen muß. [3]) Der Aufenthalt in Berka muß also aufgegeben werden, und nur der unabweisliche Wunsch, Sie, Theuerster, wieder zu sehen, gibt mir den Muth, zu hoffen, daß

---

1) Eugenie.
2) Der Großfürstin Alexandra. Vgl. Nro. 64. 66.
3) Daß er nach Nenndorf kommen werde, meldete er dem dort weilenden Fürsten von Wittgenstein schon am 25. Vgl. oben S. 84f.

ich nicht Unrecht gegen mich thue, indem ich die Reise so einrichte. Später würden Sie vielleicht von mir nicht zu erreichen gewesen sein.

Heute reisen Langermann, Schinkel und Rauch auf ein paar Tage nach Dresden, um sich auf einen Augenblick aus den hiesigen Bedrängnissen zu retten und frische Luft zu schöpfen. Rauch hat die Verpackung der Großfürstlichen Büste für Sie an Tieck zu besorgen aufgetragen; er hofft, sie in dieser Woche absenden zu können.

Alles Weitere mündlich!

Ewig der Ihrige.

Berlin, den 26. Juni 1821. Schultz.

Am 30. Juni schreibt Goethe an Zelter: „Staatsrath Schultz erwarte ich in diesen Tagen, wo ich denn von Berlin gar manches zu hören hoffe.“ Auf der Reise von Weimar, wo Schultz vom 1. bis 6. Juli verweilte, nach Nenndorf wandte er sich bereits von Erfurt aus am 8. früh wegen eines im Gasthofe auszurichtenden Auftrages an Goethe's Sohn. In diesem Briefe heißt es: „Wie ich hieher gekommen bin, begreife ich nicht; der Kopf ist mir so voll, daß ich bis Paris reisen könnte, ohne zu bemerken, daß ich reise. Nur die Stöße, welche die Chaussée mitunter gab, weckten mich zuweilen aus dem tiefen Gedankenschlafe. Außer tausend Grüßen an Ihre Theuren, die mir das Herz bewegen, bitte ich insbesondere Ihrem lieben Vater zu sagen, daß ich ihm von Nenndorf eine kurze, aber gewiß genügende Darstellung der Phänomene der Blendung zusenden werde, und ihn bitte, bis dahin die bewußte (Farben)tabelle nicht abzuschließen. In Ihrem Hause kreuzte sich so vieles in meinem Kopfe, daß es unmöglich war, auf den einfachen Ausdruck dieser Dinge zu kommen, der mir aber gleich beifiel, wie ich allein war.“ Am 12. kam er in Nenndorf an.

67.

Schultz an Goethe.

Nenndorf, den 3. August 1821.

Es sind nun vier Wochen, seit ich Ihr theures Haus verließ. Wüßte ich nur erst, daß Ihre damals etwas angegriffene Gesundheit sich bald wieder hergestellt habe, so will ich mit allem zufrieden sein, wenn es auch nicht zu rühmen ist. Der Himmel ist uns in diesem Jahre ungünstig; bevor wir nicht weise werden, unsere Hoffnungen, Wünsche, Sorgen deprimendo, ist des Klagens kein Ende, und da das Klagen ein langweiliges, nichtswürdiges Geschäft ist, so nöthigt dieser Zustand, uns resolut zu fassen. Da fiel mir gestern, als ich muthlos werden wollte über den ewigen Regen und diesen Jammer von Badecur, den ich hier erlebt, ein Refrain aus Ihren zahmen Xenien gerade recht erwünscht ein:

Denn Trost ist ein absurdes Wort;
Wer nicht verzweifeln kann, der soll nicht leben! [1])

So will ich denn verzweifelnd leben und froh sein! Uebrigens habe ich die schlechte Zeit möglichst gut genutzt. In der ersten Woche beschäftigte mich Hamann, der einen Grund gibt zu allem Guten und Tüchtigen. Zugleich trieb ich mich auf Stegen und Wegen mit chromatischen Phantasien umher, notirte in die Schreibtafel, und zog einige aus gutem Instinct beigepackte Papiere voll schätzbarer Erfahrungen meiner Sinne, die ich jetzt nicht so leicht zum zweiten Male machen kann, zu Rathe. Daraus entstand denn in der zweiten Woche das beifolgende Heft [2]); welches abschreiben zu lassen, mir die dritte Woche gekostet hat — das ist mein Jammer. Inzwischen habe ich doch noch eine Zugabe von curiosen Dingen, die subjectiven Höfe betreffend, zu Stande gebracht, welche Sie von Berlin aus gleich erhalten sollen, weil ich hier die dazu nöthige Zeichnung in Farben nicht machen kann. Die Sache ist lustig und hat mich erheitert. [3])

Die Arbeit, welche Sie hier erhalten, sollte vielleicht zweckmäßiger in umgekehrter Ordnung stehen; mich aus der Zerstreuung des hiesigen Lebens zu retten, mußte ich aber nur eilen, sie ohne viel Façon hinzuwerfen, wie die Gedanken sich darboten. Nun bin ich aber, weil doch das Mehrste jetzt vorliegt, Willens, alsbald das Ganze dieses Gegenstandes in einen neuen Guß zu bringen, und mich damit dieser Sache zu entledigen. Die sieben Jahre, seitdem ich damit anfing, sind reichlich abgelaufen, und schon ein paar Jahre drüber. Mir ist ein neues Leben nothwendig; das alte muß abgethan sein, aber mit Ehren! Ich stocke und verkomme, weil meine Zeit um ist, und sie wartet nicht.

Wie sollte ich aber länger verschweigen, daß Meister's Wanderjahre mich in der letzten Woche so ungeduldig gemacht haben. Es geht mir wunderlich mit solchen Geisteswerken; ich habe Furcht davor, mag nicht gern geblendet sein; Blendung ist eine fatale Empfindung, wenn es auch ein Glück ist, was uns blendet. So kann ich es denn nicht lassen, und schäme mich dessen nicht, das Buch erst, wie man glühend Eisen anfaßt, flüchtig, von hinten und vorne einzusehen, mich behutsam mit ihm bekannt zu machen, es wieder hinzulegen, wenn es mir zu stark ist — und so habe ich dieses unschätzbare Werk erst seit acht Tagen eigentlich zu lesen angefangen, wobei es langsam geht. Da ist nun Stoff für ein ganzes Leben; wie kann man den so herunterspeisen! Es gibt in guten Küchen gewisse sehr nahrhaft und gewürzig bereitete Spei-

---

1) Die Verse finden sich nicht unter den zahmen Xenien, sondern unter der Aufschrift Sprichwörtlich, zuerst 1815 gedruckt; statt soll steht aber bei Goethe muß.

2) Vgl. 72—74. 78. 86. Der Aufsatz ist in Goethe's Heften zur Naturwissenschaft II, 1, 20—38 abgedruckt.

3) Vgl. den zweiten Aufsatz im Anhange und Brief 73.

sen; sie waren mir lange zuwider, da ich zu jung und schlicht gewöhnt war; allmählich finde ich Geschmack daran, und so ist auch die stärkste geistige Speise zuletzt das Einzige, woran man sich erquicken kann. Sie sehen aber, ich bin noch zu jung; haben Sie Geduld mit mir!

Auf der Reise blieb ich einen halben Tag in Cassel, um die Gemäldesammlung mit Muße zu sehen. Von den kleinen Niederländern sind köstliche Sachen darin, lauter mit Geist und Geschmack ausgewählte vorzügliche Sachen. Ich habe Wunder gesehen, da das Mehrste sehr wohl erhalten ist, wie man es in Dresden und bei uns nicht findet. Der Catalog hat wohl für Sie und Meyer einiges Interesse; ich füge ihn bei mit einigen Berichtigungen und Noten.

In Göttingen verweilte ich auch, um einige academische Institute zu besehen, die man loben muß. Mit mäßigen Mitteln wird viel geleistet; das Vortreffliche ist, daß alle nur einen Zweck vor Augen haben, durch die Frequenz der Universität zu gewinnen, daß sie also ihren Vortheil erkennen, einmüthig, ja großmüthig auf diesen Zweck hinzuarbeiten, und nicht durch Geiz oder Grillen und Narrheiten die Mittel zu schwächen und zu vernichten, die dazu führen.

So kam ich, durch anhaltenden Nordwind sehr angegriffen, zwei Tage später, als versprochen, hier an; man hielt mich, dem Ansehen nach, für ernsthaft krank, habe mich aber bald vollkommen erholt.

Da ich es nicht lassen konnte, in Cassel und Hannover die Kunsthändler zu besuchen, und nach ihren Vorräthen an guten alten Blättern zu sehen, habe ich manche schöne Erwerbung billig gemacht, auch, weil keine Zeit war, alles genau zu besehen und zu erwägen, einiges gekauft, was weniger werth ist. Unter anderen nahm ich auch das beifolgende Blättchen von Aldegrever, indem ich es in der Eile für Altdorfer[1]) hielt, von dem Sie so allerliebste kleine Handzeichnungen besitzen.[2]) So hatte ich auch den Gegenstand des Blattes nicht erkannt, der mich, mit Muße betrachtet, über meine Einfalt lachen machte, indem ich mich nun erinnerte, warum die kleine Mamsell, mit welcher ich im Kunstladen zu Hannover meinen Handel schloß, so besondere Augen machte, als ich dieses Blatt zu den anderen legte. Das Gebetbuch als Kopfkissen, die Mienen und Bewegungen des Weibes und des Pfaffen, und die schalkhafte Discretion, mit der die Sache dargestellt ist, weshalb ich sie auch nicht sogleich erkannte, sind höchst lobenswürdig. Den Mann verstehe ich aber nicht; der Pfaffe scheint Recht zu

1) Albrecht Altdorfer (1488—1538), gewöhnlich als Schüler Albrecht Dürer's bezeichnet, auch wohl der kleine Dürer genannt, gehört gleich Aldegrever zu den sogenannten kleinen Meistern.

2) Vgl. Schuchardt Goethe's Sammlungen I, 105 f. 257.

haben, sich vor diesem geputzten Bramarbas nicht zu sehr zu fürchten; er scheint noch zu hoffen, daß er ihn sein Werk vollenden lassen werde. Gönnen Sie diesem Blättchen eine Stelle bei seinen Landsleuten!

Nun soll heute ein Allerhöchstes Geburtsfest gefeiert werden; muß also eilig hier abbrechen, um mich galant zu machen.

Abends.

Es war allerliebst; ich hatte die Glocke verhört, und kam eine Stunde zu früh zu dem Orte, wo man sich versammeln sollte; sehr glücklich, um zwei niedliche Mädchen zu überraschen, die heimlich Kränze und Namenszüge banden. Alles war vergnügt, das Wetter unerwartet heiter, und ich, der die Sorge des Festes übernommen hatte, reichlich belohnt.

Uebermorgen früh gehe ich ab, um zunächst Minden und Bückeburg zu besuchen; von da nach Hildesheim, wo einige Tage Aufenthalt gemacht wird. In Berlin werde nicht vor dem 18. eintreffen.

Ich hoffe, daß Sie in dieser schlechten Witterung Weimar nicht verlassen haben. Trösten Sie mich in Berlin bald mit der Nachricht Ihres Wohlbefindens. Wie gern nähme ich den Rückweg über Weimar, um mich für die Ungunst des Schicksals zu entschädigen, die mich diesmal eines längeren glücklichen Genusses beraubt hat, und um meine Schuld gegen Sie getrost in's Unendliche zu vermehren. Schreiben Sie diese in's große blaue Buch über uns, nur nicht in die Wolken oder in's Wasser!

Ihren lieben Kindern meinen herzlichsten Gruß; ich rechne ganz darauf, sie künftiges Jahr bei uns zu sehen. Alles Weitere dem Glücke der Zukunft anheimstellend, bin ich ewig

der Ihrige.
Schultz.

Das kleine versiegelte Packet ist ein Geschenk, welches Eugenie der gefälligen Jungfer, welche ihr in Weimar behilflich war, zugedacht hat. Mit dem dazu gehörigen Brieflein ist sie nicht zu Stande gekommen; bittet also demüthigst, das Packetchen der Jungfer in ihrem Namen freundlichst zustellen zu lassen.

Goethe's Sohn erwiederte auf dieses Schreiben:

Verehrtester Freund!

Da ich in des Vaters Abwesenheit den Auftrag habe, alle an ihn ankommende Briefe zu öffnen, so fand ich auch gestern zu meiner großen Freude die Nachricht von Ihnen aus Nenndorf d. d. 3. August, und habe sogleich den Vater mit der heutigen Post davon auszugsweise, wie ich es bei allen ankommenden Briefen thue, benachrichtigt.

Wir alle haben bei dem traurigen Sommer recht an Sie, Verehrtester, gedacht, und wohl mit Recht gefürchtet, daß das Bad unter

solchen Umständen bei Ihnen nicht seine ganze Wirkung offenbaren werde.

Des Vaters Unpäßlichkeit bei Ihrer Abreise hat sich so schnell gegeben, daß er schon am 26. Juli Weimar verließ, und direct nach Marienbad abging, wo er auch am 29. Juli glücklich angekommen. Seit jener Zeit haben wir schon drei sehr voluminöse Briefe, gleichsam ein fortgesetztes Tagebuch, von ihm, woraus erhellet, daß er sich trotz des schlechten Wetters doch wohl und heiter befindet, sich mit der Gebirgskunde der Umgegend beschäftigt und, wie überall, gleich seine wissenschaftlichen Fäden anknüpft; die mitgesandte Radirung wird dem Vater gewiß viel Freude machen, mich wenigstens hat sie sehr vergnügt.

Meine Frau ist seit unserem Zusammensein acht Tage in Eisenach und Wilhelmsthal gewesen, so wie meine Schwägerin sich vier Wochen in jener Gegend herumgetrieben hat; ich sitze immer wie eine alte Hausunke hier, bis mir die Flügel wieder so weit gewachsen sind, um nach Berlin fliegen zu können.

Da Sie nach Ihrem Briefe von dem Befinden meines Vaters bald unterrichtet zu sein wünschten, so habe ich es übernommen, diese Zeilen zu senden, und es freut mich der Gedanke, daß dieselben noch vor Ihrer Ankunft in Berlin eintreffen werden, damit sie Ihnen gleich als ein freundlicher Gruß von Weimar entgegen kommen. Das schöne Geschenk für die Jungfer hat große Freude erregt, und ich soll dafür den unterthänigsten Dank abstatten. Meine Frau und Schwägerin empfiehlt sich, wie auch ich, Ihrer verehrten Frau. Walther [1]) grüßt Jenny, und fragt, ob sie nicht bald wieder käme.

Und so leben Sie wohl, und gedenken Sie zuweilen unserer, die wir alle mit der innigsten Liebe und Theilnahme an Ihnen und den Ihrigen hängen.

Treu ergeben

Weimar, den 14. August 1821. J. A. von Goethe.

68.

Goethe an Schultz.

Auf Ihr liebes und ausführliches Schreiben, mein Bester, welches mich in Marienbad heimsuchte, sei nun sogleich nach meiner Rückkehr chronologisch geantwortet.

Donnerstag den 26. Juli ging ich von Weimar ab, und langte den 29. zu Mittag in Marienbad an; dort verlebte ich, bis den 19. August, drei volle Wochen unter anhaltendem Regenwetter, dessen Bitterkeit ich zu überwinden trachtete durch eben so anhaltenden Fleiß. Erleichtert wurde mir dies durch herrlich-bequeme Wohnung in einem großen Hause, wo es an allen leiblichen Be-

---

1) Goethe's ältester Enkel.

dürfnissen von Morgen bis in die Nacht nicht fehlte, auch nicht an guter, froher geselliger Unterhaltung.

Am 20. August, dem ersten vollkommen heiteren Tag, bewegte mich sogleich vom Gebirg herab in's Land, die Physiognomie dem Pilsner Kreis abzugewinnen. Den 21. war ich mit großer Gesellschaft bei dem Prälaten in dem Stifte Tepl, wo ich, auf verschiedenem Hin- und Herweg, mir die Eigenheiten des Landes abermals besah, und den specifischen Zustand eines solchen infulirten Prälaten innerhalb seines Kreises kennen lernte, des Mannes, der uns, als oberster Badeherr, in Marienbad bisher Sonntags besucht hatte.[1])

Sonntag den 26. August[2]) traf ich in Eger ein, nahm eine höchst freundliche Einladung des Grafen (Joseph von) Auersperg nach Hartenberg an; ein wundersames Waldschloß an der Zwotau im Gebirge, einige Stunden über der Poststation dieses Namens. Dort verlebte ich eine sehr anmuthige Feier meines Geburtstags, und fand einen Mann, den man, zu beiderseitigem Vortheil, früher hätte kennen sollen.[3])

Vom 30. blieb ich bis zum 13. September in der Stadt Eger, wo Policeirath Grüner[4]), ein sehr vorzüglicher Mann, mich, so wie erst nach Hartenberg, nun in der Gegend, meistens auf mineralogischen Ausflügen, begleitete.[5])

Eben war ich im Begriff, nach Carlsbad auf einige Tage zu gehen, als die gräßlichen Meldungen von der Wasserfluth, die am 9. September, in die dortige Schlucht eindringend, alle Brücken und Stege zerstörend, in Boutiken und Läden des untersten Geschosses bis auf acht Fuß steigend, Häuser sogar nicht verschonend, ein grimmiges Unheil anrichtete, das mir zu denken schon feindlich ist, mit Augen zu sehen aber ganz unerträglich wäre.[6])

Nun bin ich seit Sonnabend den 15. wieder in Jena, in derselben morschen Schindelhütte, wo wir doch wiederholt so schöner Tage genossen, bringe meine Geschäfte, die Sie kennen, vor Winters in Ordnung, und leide, nach wie vor, an dem cimmerischen Nebelregenwetter, welches mir die Berge gegen meinen Fenstern über verhüllt und verdüstert.

---

1) Vgl. Goethe's Aufsatz: Marienbad überhaupt und besonders in Rücksicht auf Geologie, wo er unter anderem berichtet: „Unter Vergünstigung des Herrn Prälaten Reitenberger wurden mir vom Herrn Subprior, dem Anordner und Aufsteller des im Stifte Tepl neuerrichteten Mineraliencabinets, mehrere Böhmische Seltenheiten verabreicht.“

2) Vielmehr schon am vorigen Tage.

3) Vgl. Grüner in der gleich anzuführenden Schrift S. 24 ff.

4) Joseph Sebastian Grüner, Magistrats- und Criminalrath zu Eger. Vgl. Briefwechsel und mündlicher Verkehr zwischen Goethe und dem Rathe Grüner S. 20 ff. Goethe hatte den freundlich naiven Mann im vorigen Jahre kennen und lieben gelernt.

5) Vgl. Grüner a. a. O. S. 27 ff.

6) Vgl. Goethe's Brief an Zelter Nro. 371.

Diesen Aeußerlichkeiten aber zum Trutz werden aufgehäufte Papiere geordnet und redigirt, ferner zwei neue Hefte meiner Zeitschriften in den Druck gegeben, und so wollen wir abwarten, ob nun noch trockne, wenn auch nicht heitere Tage uns vor Winters zu Hülfe kommen.

Schubarth war in Berlin, und ist wahrscheinlich wieder da; es wird Sie, wie mich freuen, dieses affirmirende Individuum kennen zu lernen. Sein Büchlein über Homer, wovon er mir die Aushängebogen schickte, setzt mich in Erstaunen, man mag es nehmen, wie man will! aber es ist eine Ilias post Homerum, im allerbesten Sinne; der alte Herr, oder die alten Herrn, wem wir auch das Gedicht verdanken, würden selbst Freude daran haben.[1])

So liegt denn auch nun zuletzt ein Reimgedicht bei[2]), welches jenen guten Kunstjüngern mitgiftete. Sie werden alles herauslesen, was ich hineingesonnen habe; was will man zu solchen Dingen sagen? Wären es eigentliche Künstler, so hätten sie die Dinge um- und umgekehrt; nun aber bleiben sie alle mit mäßiger Technik hinter dem Gedanken zurück, ja selbst hinter den klaren Intentionen. Das muß man denn gehen lassen, wie so manche andere Ueberlieferung: es ist immer etwas, was es auch sei.

treulichst G.

Jena, den 24. September 1821.

69.

Goethe an Schultz.[3])

Und so darf ich wohl vor allen Dingen sagen, daß Ihnen immer auf der Spur blieb; mich betrübte nur, in Nenndorf nie gewesen zu sein, weshalb ich Ihre Umgebung nicht denken, nicht Schritt für Schritt folgen konnte. Das regnerische Unheil des Jahrs ward mir deshalb noch düsterer, weil ich Sie, in einer unbekannten Gegend, eben darin verwickelt imaginirte.

Wie es mir ergangen, meldet ein besonderes Blatt[4]); nun aber erfreue mich zuvörderst, daß auch Sie, das Banner der Verzweiflung aufsteckend, die allerliebsten Paragraphen gewonnen haben. Möchten Sie doch in diesem Sinne sich weiter aussprechen! Bedenken Sie, daß sonst alles zusammen verloren geht! Niemand

---

1) Vgl. Briefwechsel zwischen Goethe und Zelter Nro. 373 ff. Brief an Riemer Nro. 17. Goethe's Gedicht Homer wider Homer. oben S. 234.

2) Das Gedicht zu seiner ersten Handzeichnung, Einsamste Wildniß überschrieben. Vgl. B. 31, 177. (39, 215 f.) [25, 129 f.] Goethe fügte zu jeder seiner Handzeichnungen ein Gedicht hinzu. C. Holdermann und C. Lieber waren die „Kunstjünger", die unter Schwerdgeburth's Leitung ein Heft Handzeichnungen Goethe's radirten. Vgl. Goethe's Brief an Riemer Nro. 16. Knebel's Brief Nro. 581.

3) Fortsetzung des vorigen Briefes auf einem neuen Blatte.

4) Der vorhergehende Brief.

will und kann aufnehmen, was der Andere begonnen hat. Nicht ein leidiger Egoismus liegt allein zum Grund, die Abgeschlossenheit ist es, die einen Jeden umzirkt; das Individuum muß sich selbst aussprechen, Niemand kommt ihm zu Hülfe. Da kenn' ich denn aber auch die Unentschlossenheit sehr gut, die nicht gerne sagen möchte: Es ist zwar nicht fertig, aber es ist genug.

Mir wär' nun aber auf meinem wissenschaftlichen Wege auch zum höchsten Gewinn, wenn Sie sich gerade jetzt entschlössen, das phosphorische Licht, was in Ihnen so herrlich waltet, auch nach außen leuchten zu lassen: denn in meinem nächsten Heft zur Naturwissenschaft nehm' ich die Chromatik wieder auf, indem ich ältere Aufsätze, Confessionen, Erläuterungen, Streitfragen sogar mancher Art, die bei mir, seit Jahren, nicht nur skizzirt, sondern wirklich ausgeführt, nieder- und beiseite gelegt waren, ohne Weiteres abdrucken lasse; wobei ich Ihrer Arbeiten nothwendig gedenken muß, als welche vor meine Anfänge hinausgegangen sind, und erst meine Urwelt constituiren.

Auch kann ich vertrauen, daß mir das sicherste Kennzeichen zur Hand ist, im Buchhandel sei Nachfrage nach der Farbenlehre; denn ich verwahre die Tafeln, lasse sie abdrucken und illuminiren, und nun sind mit einer gewissen Hast 50 Exemplare zu Michael bestellt worden. Lassen Sie uns das Eisen schmieden, da es heiß zu werden scheint, und entziehen Sie dem löblichen Handwerk Ihren Hammer [1]) nicht. Gedachtes Heft muß überhaupt wunderlich werden; denn ich denke, nach allen Seiten aus den Mauern Wartesteine [2]) genug hervorragen zu lassen, die für mich oder Andere auf's Fernere deuten.

Sechs Wochen unter fremden Menschen haben mir viel verliehen; hätten wir gut Wetter gehabt, so wäre der Gewinn unschätzbar gewesen.

Von Kunst habe eine Form einer wohlerhaltenen Sicilianischen Goldmünze 30 Ducaten mitgebracht, das Bild der Kore (Proserpina) mit drei Delphinen auf einer, ein Viergespann auf der anderen Seite. Großfürst Michael hatte sie auf seiner Reise angeschafft, deshalb er zu beneiden ist, was er auch dafür bezahlt haben mag. Einen Gipsabguß sende.

Gestein ist gränzenlos geklopft und transportirt worden, und erfreut nun, auf Repositorien geordnet.

Junge Künstler, die nicht recht wissen, was sie mit ihrer Zeit anfangen, und auf ein oder die andere Weise etwas gewinnen

---

1) Hammer hat Goethe über das vom Schreiber irrig wiederholte Wort Handwerk geschrieben.

2) Unter diesem Titel gab Goethe im vierten naturwissenschaftlichen Hefte mehrere Nachträge; man solle, meinte er, aus diesen vorragenden Wartesteinen ahnen, daß da, wo das Gebäude mangelhaft oder unausgeführt erscheinen könne, noch wohl mancher Flügel nach seinem Entwurfe zu verbinden oder anzubauen sein möchte.

möchten, radiren Landschaften nach meinen Skizzen.[1]) Sie sind freilich nicht ganz im Falle, das Künstlerische zu ersetzen, was mir gerade von jeher abging; doch kommen wunderliche Dinge zum Vorschein und Motive, an die ich selbst nicht mehr dachte, als sie sich solche, mit Liebe und Glauben, aus meinen Papieren herausgesucht hatten. Ein Paar leg' ich bei, und sende vielleicht bald ein Heft, so unbefriedigend es auch sein mag; das Skizzenhafte wenigstens haben sie nicht verfehlt, und nicht leicht wird eine Phrase darin zu finden sein.

Zugleich will ich denn auch für den charmanten Aldegrever[2]) danken; ich kannte das Blatt, aber besaß es nicht.[3])

Nehmen Sie ferner ein kleines Heft, das zu mancherlei Betrachtungen Anlaß gibt; die ersten 16 Seiten sind von mir, wenigstens redigirt.[4]) Gelegenheiten sind mir unwiderstehlich, und ich konnte dies aus dem Stegreif nicht versagen; der zweite Bogen ist mehr überlegt und gearbeitet. Unsere jungen Männer überhaupt haben reden gelernt. Sie werden das Ganze nicht ohne Interesse lesen; dergleichen gibt immer vielerlei zu denken.

treulichst G.

Jena, den 24. September 1821.

70.

Goethe an Schultz.

Die vierzehntägige Gegenwart Zelter's, seiner Tochter und eines merkwürdigen jungen Clavierspielers[5]) hat mich abermals mitten nach Berlin versetzt, daß ich kaum mehr unterscheiden kann, ob ich das alles gesehen, oder ob ich es nur gehört habe; zwar kommen freilich die schönen Zeichnungen und Umrisse sehr zu Statten, mit welchen der treffliche Schinkel mich fleißig versieht, und mich von Zeit zu Zeit auch der neusten architectonischen Wunder theilhaft werden läßt.

Zu Gegenwärtigem veranlaßt mich eigentlich beikommendes Heft[6]), welches als ein Theil meiner Confessionen angesehen werden kann. Wenn die jungen Künstler dieses Unternehmen fortzusetzen Ursache finden, so läßt sich wohl manches in der Folge daran

---

1) Vgl. S. 242 Note 2.

2) Vgl. Nro. 67 S. 238 f.

3) Es findet sich nicht in Schuchardt's Verzeichniß von Goethe's Sammlungen erwähnt.

4) Welches Heft gemeint sei, wüßte ich nicht zu sagen.

5) Felix Mendelssohn-Bartholdy. Vgl. Zelter's Briefe Nro. 376. 381. Goethe in den Annalen unter diesem Jahre und die während dieser Anwesenheit Zelter's entstandenen Verse an Felix Mendelssohn-Bartholdy.

6) Radirte Blätter nach Handzeichnungen von Goethe. Herausgegeben von Schwerdgeburth.

knüpfen. Ich habe verschiedenes über Künstler und Dilettanten auf dem Herzen, welches, ausgesprochen, beiden nützlich werden kann. Es gibt so viele offenbare Geheimnisse, weil das Gefühl derselben bei Wenigen in's Bewußtsein tritt, und diese dann, weil sie sich und Andere zu beschädigen fürchten, eine innere Aufklärung nicht zum Worte kommen lassen.

Ich redigire wieder manches dem Setzer in die Hände; deshalb darf ich aber doch nicht hoffen, jemals aufzuräumen; der Stoff bleibt immer derselbe, leider aber behagen frühere Behandlungen nicht mehr; wie die Natur uns täglich umarbeitet, so können wir's auch nicht lassen, das Gethane umzuthun.

Eine angenehme Zwischenbeschäftigung hatte ich diesen Sommer; Professor Hermann in Leipzig gab Fragmente eines Euripidischen Trauerspiels heraus, eines Phaethon's, Anfang und Ende, die Mitte fehlt. Nun sind von einem so benamsten Stücke schon kleinere Fragmente bekannt, und ich ward zu einem Versuch getrieben, das Stück wenigstens gewissermaßen wieder herzustellen; es ist unglaublich groß gedacht, und nöthigt uns zum Denken; das Unternommene muß noch reifer werden; was auch daraus entstehe, wird es Ihnen gewiß Freude machen. 1)

Ich habe bei dieser Gelegenheit den Euripides wieder vorgenommen, und begreife immer besser, wie Aristophanes ihn hassen, und ganz Griechenland ihn verehren konnte; auch er ist das Geschöpf so wie der Günstling seiner Zeit, vor der wir uns denn freilich tief zu verbeugen haben.

Auch lege einige Blätter bei 2), die auf ein Wechselverhältniß mit England hindeuten, welches sich neuerlich abermals bethätigt hat; bis Nationen sich einander anerkennen, dazu bedarf es immer Zeit, und wenn es geschieht, geschieht es durch beiderseitige Talente, die einander eher als der große Haufe gewahr werden. Gedichte dieser Art, die wohl zu den didactischen gerechnet werden können, habe mehr geschrieben, als ich selbst wußte; ein Freund 3) veranlaßt mich, alles zu sammeln, was sich gleicherweise auf Naturwissenschaft bezieht, und es findet sich schon manches, was einander freundlich antwortet. Wäre das Leben, selbst das einfachste, nicht so verclausulirt, so könnte man mehr thun und sich des Gethanen freuen. Ordnung und Sonderung lass' ich mir denn freilich jetzt vor allem empfohlen sein, eigentlich kommt man aber doch nicht recht zur Besinnung.

Die Tabelle zur Farbenlehre 4) habe ich abdrucken lassen, wie sie zuerst lag, werde aber die Bemerkung nicht versäumen, daß

---

1) Vgl. Goethe an Riemer Nro. 15 und in den Annalen unter diesem Jahre

2) Es ist wohl Goethe's Ehrengedächtniß Howard's und des letzteren durch Hüttner vermittelter Brief gemeint. Vgl. B. 40, 338 ff. (51, 234 ff.) [30, 277 ff.]

3) Vielleicht Riemer. Vgl. Goethe's Brief an diesen Nro. 17.

4) Vgl. oben S. 236.

durch Ihre und Purkinje's Arbeiten die physiologe Abtheilung auf's Neue an Gehalt und Gestalt gewinnen müsse.[1])

Da wir einmal so weit gelangt, will auch noch des wackeren Schubarth's gedenken, der Ihnen gewiß täglich lieber geworden. Auch dies gehört zu den Wunderlichkeiten meiner alten Tage, daß junge Leute aufstehen, die den immerfort einenden und versöhnenden Dichter gegen den zersplitternden unversöhnlichen Critiker[2]) in Schutz nehmen. Was ich mit dem Auszug aus der Ilias[3]) gewollt, wird sich in Kurzem aufklären, wenn sich die Nothwendigkeit offenbaren wird, dieses Werk aller Werke bequem zu übersehen, und es als ein Ganzes, wie es auch zu uns gekommen, dankbar anzuerkennen.[4]) Ich darf mich nicht weiter in dies Feld verlieren, sondern schließe mit der Bitte um fortdauernden Antheil und herzliche Gewogenheit.

treulichst Goethe.

Weimar, den 28. November 1821.

71.

Schultz an Goethe.

Berlin, den 31. December 1821, Nachts eilf Uhr.

Nach vollbrachtem Geschäfte des Jahresschlusses bleibt mir nun noch eine einsame Stunde, um mich mit Ihnen, Verehrtester, zu unterhalten. Seit ich von Nenndorf zurück bin, habe ich schon mehrere Beweise Ihrer Güte in Händen, ohne sie erwiedert zu haben; die Schwere der Dinge, in denen ich lebe, bannt mich in eine Lage, welche wenig Mittheilung erlaubt. Doch hätte ich schon längst geschrieben, wie es in den optischen Arbeiten fleißig vorwärts gegangen ist, hätte nicht Schinkel noch immer mit der Zeichnung zurückgehalten, die ich so gern in Ihren Händen sähe.[5]) Er will es zu gut machen, und deshalb kommt er nie dazu. Und doch ist es höchst dankenswerth, daß er es übernommen hat, das Phänomen im Bilde darzustellen, nachdem ich es ihm vor den Augen des Geistes und des Leibes, die er beide hat, erscheinen lassen.

Um mir eine fortwährende Anregung zur optischen Arbeit bei den ungeheuren Geschäftsunruhen, welche mich diesmal wieder bedrohten, zu erhalten, ist seit etwa acht Wochen die Einrichtung getroffen, daß Professor Hegel und D. von Henning nebst unserm trefflichen Schubarth sich alle Mittwoch Abends, künftig alle Freitag, bei mir versammeln[6]), um uns mit diesen Dingen ernstlich zu

---

1) Vgl. B. 40, 72. (60, 108.) [30, 58.]
2) Wolf. Vgl. oben S. 234. 242.
3) In Kunst und Alterthum III, 2. 3. Vgl. Goethe an Knebel Nro. 566.
4) Vgl. S. 242 Note 1.
5) Vgl. oben S. 237 mit Note 3.
6) Vgl. oben S. 87.

beschäftigen. Ich habe den großen Vortheil gehabt, bei dem Vortrage meiner meist unvollendeten Arbeiten auf die Lücken und Schwächen derselben aufmerksam gemacht zu werden, wobei Hegel's eindringender Geist sich mir um so mehr ehrwürdig und förderlich gezeigt hat, als er mit tüchtigen Realkenntnissen verschwistert ist. Doch begegnete es dem Philosophen auch wohl, auf Alhazen's [1]) und seiner Griechischen Vorgänger abstruse Wege zu gerathen, daß ich erschrocken bin, zu erkennen, wie ein jedes Philosophiren über sinnliche Erscheinungen, ohne sicheres Anhalten an die Erscheinungen selbst, allemal ein und dasselbe leere, unwahre Hirngespinst wird. D. von Henning hat alle Anlage, auf ähnliche, noch mehr abgelegene Irrwege zu gerathen; doch hat er auch Fähigkeit, sich mit sinnlichen Dingen fruchtbar zu beschäftigen, sie sicher zu beobachten und zu ordnen, und dabei wollen wir ihn erhalten. Er hat sich sehr gern bestimmen lassen, ein Compendium Ihrer Farbenlehre zum öffentlichen Vortrage auszuarbeiten, und diesen Vortrag im künftigen Sommersemester hier auf der Universität zu halten. Ein Zimmer in dem Locale, welches Professor Tralles, der Widersacher, verläßt, wird dazu hergerichtet; den Apparat anzuschaffen, wird hoffentlich bis dahin noch Zeit genug sein. Von Henning wird sich deshalb auch an Sie wenden, in Hoffnung, daß Sie uns gern dabei behilflich sein wollen.[2])

Schubarth's Gegenwart bei unseren Sitzungen war bisher meistens passiv, weil ihm die Sache am wenigsten bekannt war; doch denke ich, er hat seine eignen Gedanken gehabt, wo nicht über den Gegenstand, so über unser Treiben.

Wie es auch gehe, hoffe ich nun durch solche fortwährende Anregung

(Die Fortsetzung des Entwurfes fehlt.)

72.

Goethe an Schultz.

Theurer, verehrter Freund, so lange hab' ich geschwiegen, und blieb doch immer in Ihrer Nähe; davon sollte das neuste Stück Morphologie[3]) Zeugniß geben, dessen Ausgabe jedoch sich gar

1) Goethe bemerkt in der Geschichte der Farbenlehre: „Alhazen (Abu Ali al Hacan ben al Hacan), von dem ein optischer Tractat auf uns gekommen, beschäftigt sich mit den Gesetzen des Sehens überhaupt, doch war ihm der im Auge bleibende Eindruck eines angeschauten Bildes bekannt geworden." Vgl. oben S. 60 f.

2) Schon am 19. October schrieb Goethe an Zelter: „Von Professor Hegel, der, meiner Farbenlehre günstig, mir darüber geistreiche Worte meldet, habe ich so eben einen Schüler, D. von Henning, gesprochen, welcher, gleichfalls für diese Lehre entzündet, manches Gute wirken wird; es wäre wunderlich genug, wenn ich auch noch in dieser Provinz triumphirte." Vgl. Goethe an Graf Reinhard Nro. 111.

3) I, 4.

zu sehr verspätet hat, so daß ich nicht einmal weiß, ob ich's mit Gegenwärtigem übersenden kann.

Zuvörderst also den lebhaftesten Dank für die Beförderung des chromatischen Unternehmens! Von Henning scheint sich in die Sache recht gut zu finden; er ist vollkommen auf dem rechten Wege, und wird, wenn Sie ihn fernerhin führen und leiten, gewiß zum Ziele kommen. Ich habe ihm mit vielen Worten und mit einigem Apparat beizustehen gesucht, und werde[1]) weiterhin immer denken, was nütze sein könnte. Sie thun dabei das Beste. Mögen Sie ihm Mittel verschaffen, mich in den Michaelsferien zu besuchen, so würde viel in kurzer Zeit gethan sein.

Ich bilde mir, zu den älteren Freunden, die mir das gute Schicksal erhalten hat, einen Anschluß von jüngeren, um eine künftige Ausgabe meiner Werke, Schriften, litterarischem und wissenschaftlichem Nachlaß zu sichern. Und eben unserem von Henning wollte ich, wenn Sie es billigen, meine sämmtlichen chromatischen Sammlungen und Papiere übergeben, daß er sie redigire und den dritten Band meiner Farbenlehre verkörpere; dazu wäre denn freilich persönliche Gegenwart und mündliche Besprechung nöthig. Denn bei meinem viel hin- und hergeforderten Thun und Lassen komm' ich zu spät an denselben Platz zurück; deswegen muß ich Mitarbeiter suchen, je eher je lieber.

Die morphologischen und wissenschaftlichen Hefte würde ich fortsetzen, aber nicht, wie bisher, zusammen, sondern getrennt und in geringerer Bogenzahl. Zunächst wünscht' ich Ihren Aufsatz über die physiologen Farbenerscheinungen[2]) abdrucken zu dürfen; ich habe ihn erst wieder durchgelesen, und wüßte nichts Besseres zu wünschen; nach Marienbad nehm' ich ihn mit, daran dort abermals zu studiren.

Und so ist es denn ausgesprochen, daß ich wieder nach Böhmen gehe; das Geistliche Bad hat mir vor'm Jahre gar zu wohl gethan, und mir über vergangenen Winter glücklich hinaus geholfen; und dann ist es auch im ethischen Sinne nothwendig, einmal wieder fremde Menschen und Gegenden zu sehen, ohne sich allzusehr zu zerstreuen.

Ich fahre fort anderes zu berichten. Ein Auszug aus Purkinje mit hinzugefügten Bemerkungen liegt schon seit einem Jahre bei mir, und würde, wenn erst Ihr Aufsatz gedruckt ist, gar wohl folgen können. Ich bin so weit gegangen, seine Tafel nachstechen zu lassen, da sich der sonderbare Fall ereignet, daß unser geschickter Kupferstecher Schwerdgeburt ähnlichen Gespenstern unterworfen ist, deshalb er sich dieser Arbeit mit Liebe und Glück unterzog[3]), wie

---

1) Werde ist von Goethe's eigener Hand hinzugefügt.

2) Vgl. oben S. 237 Note 2. 243.

3) Goethe hatte dies bereits im vorigen Jahre (vgl. oben S. 230) berichtet.

Sie, beigehenden Abdruck mit dem Original zusammenhaltend, ersehen werden. Mein Wunsch wäre überhaupt, meine Ueberzeugung überall, wo nur möglich, anzuschließen; denn die Tendenz unserer Zeit, sich im Sinne zu isoliren, da man im Munde die allgemeinste Liberalität trägt, ist Hinderniß allem Guten; die Menschen merken nicht, daß sie auf diese Weise ihre eignen Feinde sind; umgekehrt wären und befänden sich alle besser.

Das wunderliche Unternehmen, mich in die schrecklichen Zustände von 92 und 93 zu versetzen[1]), ist Ihnen wohl vor Augen gekommen, und ich wünsche, daß Sie es nicht mißbilligt haben. Ich bedurfte einer Arbeit, die mich den Winter über beschäftigte; die Darstellung reiner gefühlvoller Tage meines Lebens, wie der ersten Abtheilung vierter Band fordert[2]), wollte nicht gelingen, obgleich die Hälfte schon geschrieben ist; da griff ich zum Widerwärtigsten, das, durch milde Behandlung, wenigstens erträglich werden kann.

So viel sei für diesmal gesagt, und mit unseren besten Wünschen und Grüßen die preßhafte Dame[3]) angekündigt, welche nächstens erscheinen und sich zu wohlgemeinter Cur angelegentlich empfehlen wird.

Und nun zum Schluß den lebhaft dringenden Wunsch, von Ihrem Befinden, auch Thun und Lassen, in sofern es mittheilbar wäre, nach Marienbad zu vernehmen.

treulichst

Weimar, den 12. Juni 1822. G.

73.

Schultz an Goethe.

Französisch Buchholz, den 16. August 1822.

Ein ganzes Jahr ist vergangen, mein edelster Freund, ehe ich dazu komme, Ihre liebreichen Schreiben[4]) zu beantworten, mich für die schätzbaren, anmuthigen Geschenke erkenntlich zu bezeigen, welche ich Ihnen inmittelst wieder zu verdanken gehabt habe — ein Jahr, voll Sorgen und rastloser Bemühungen, in welchem ich Ihnen tausendmal für die Liebe gedankt habe, durch die Sie nicht ermüdeten, mich zu trösten und zu erquicken, ohne zu wissen, wie

1) Die Campagne in Frankreich, als fünfter Theil der zweiten Abtheilung von Aus meinem Leben, in diesem Jahre erschienen. Vgl. Briefwechsel mit Knebel Nro. 591.

2) Das Verhältniß zu Lili. Vgl. H. Düntzer Frauenbilder aus Goethe's Jugendzeit S. 393. 399.

3) Das Portrait der Paula Gonzaga von Giorgione. Vgl. S. 252 f. und den Brief von Goethe's Sohn vom 9. März 1823.

4) Ein Brief Goethe's, womit er wahrscheinlich das vierte Stück der Morphologie begleitete, scheint verloren gegangen zu sein.

ich leide und entbehre, ohne zu fordern, daß ich wenigstens die Form der Pflicht gegen Sie erfülle.

Herr von Henning, der, wie Sie wünschten, in Ihre Nähe reiset, um mit aller Muße Ihre Instructionen über seine chromatischen Arbeiten entgegen nehmen zu können, wird Ihnen erzählen, wie fleißig und lebhaft wir uns, gemeinschaftlich mit Hegel und Schubarth, im Winter mit Ihrer Farbenlehre beschäftigt haben. In der nahen Erwartung der unruhigsten Tage bemächtigte ich mich mit Hast der Neigung dieses jungen Freundes für diesen würdigen Gegenstand, um ihm, wo möglich, alle die Sorgen dafür zu übertragen, deren ich, wie ich fühlte, mich auf einige Zeit ganz zu entschlagen genöthigt wurde. Sein Ernst für die Sache und seine schätzbaren Eigenschaften haben glücklicherweise auch Ihr Vertrauen gewonnen, und so fand ich mich, mitten unter den größten Bedrängnissen, von einer Seite gänzlich beruhigt, von welcher ich trostlos gewesen sein würde, für Ihre und meine Wünsche so gar nichts thun zu können.

Daß mein Nenndorfer Aufsatz, wie alles, was ich je im Stande bin, Ihnen mitzutheilen, gänzlich zu Ihrer Verfügung stehet, daß Sie öffentlich und auf alle Weise davon Gebrauch machen können, wenn es irgend dessen belohnt, habe ich geglaubt, nicht erst versichern zu dürfen. Der Phosphor im Auge ist allerdings werth, näher gekannt und untersucht zu werden; ich erkenne es daher fast als Verpflichtung, diesen Aufsatz öffentlich zu machen; weil er aber gewiß manches Unhaltbare in sich schließt, wofür ich nicht gern Rede stehen möchte, bevor ich nicht im Stande gewesen, mich der Wahrheit hinreichend zu versichern und das Ungewisse darin zu berichtigen, kann ich meinen Namen nicht dazu hergeben. Wollen Sie daher den Aufsatz ohne Namen, nur mit Ort und Datum bezeichnet, drucken lassen, so mag man es wagen. Von Henning hat noch einen Aufsatz über die subjectiven Höfe von mir in Händen, gleichfalls aus Nenndorf, zu dem aber die Zeichnung fehlt. Als Schinkel auf mein Bitten die Zeichnung, der Erscheinung gemäß, die ich ihm ausführlich bekannt machte, anfertigen wollte, fanden wir, daß der im Aufsatze gegebene Begriff mit der Erscheinung zwar im Wesentlichen, doch nicht durchaus übereinstimmt, und es ist mir keine Zeit übrig geblieben, die Differenz auszugleichen; darüber ist die Ausführung der Zeichnung unterblieben. [1])

Wie gut es ist, anonym zu bleiben, wenn die Umstände es nicht möglich machen, sich ganz zu entwickeln und von Irrthümern zu reinigen, habe ich jetzt erfahren, wo ich mich genöthigt finde, über ein Schriftlein geologisch-geographischen Inhalts [2]), welches

1) Vgl. oben S. 246.

2) Ueber den allgemeinen Zusammenhang der Höhen. Von Friedrich Schultz. Nebst einer Gebirgs-Carte von Europa. Weimar 1803. 92 S. 4. Vgl oben S. 7. 90 f. Eine Reihe von Jahren, bis zum Ende des Jahres 1819, hatte Reimer das Buch nebst der auch besonders verkauften Karte von Schultz in Commission.

von mir im Jahre 1803 zu Weimar bei Bertuch unter dem Namen „Friedrich Schultz" — dies ist der Name vieler tausend Menschen, also eigentlich kein Name — erschien, in öffentlichen Kampf zu treten. Das Büchlein, dessen Fehler ich als Knabe einsah und das ich daher gern namenlos in die Welt geschickt hätte, da es nicht in meiner Macht stand, es ganz zurückzuhalten [1]), kann ich unbedenklich Preis geben, um so freier aber die großen und würdigen Wahrheiten vertheidigen und mich ihrer rühmen, welche es enthält. Diese Sache, die mit meinem Lebensgange seit meinem sechzehnten Jahre verflochten ist, beschäftigt mich seit sechs Wochen sehr lebhaft, und leitet die Reizungen wohlthätig ab, unter denen ich sonst vielleicht Gesundheit und Gemüthsruhe nicht zu erhalten vermöchte. Sie werden bald mehr davon hören; wenn es so weit ist, überschicke ich Ihnen jenes jetzt ganz vergriffene Schriftlein nebst näherer Erklärung.

Von vielen Seiten, aber von keiner mehr, als von mir und den Meinigen, habe ich Ihnen für die Herausgabe Ihrer Handzeichnungen [2]) Dank zu sagen, dessen (deren) zweites Heft ich mit größter Sehnsucht erwarte. Nichts Harmloseres und Erbaulicheres kann gesundem Geist und Sinn dargeboten werden; mild erquicklich, und zugleich belehrend und erweckend für den, der, mit mehr oder weniger deutlichem Bewußtsein, symbola animadverterit! [3]) Lassen Sie ja von Zeit zu Zeit solche kostbare Heftchen folgen! Sie haben ja Vorrath, und die Nachfrage muß groß sein; denn der letzte Abdruck, den ich von der Kunsthandlung erhielt, war schon um ein Bedeutendes schwächer, als die früheren.

Daß Sie von Henning zum Redacteur Ihrer chromatischen Papiere machen wollen, ist für ihn, wie für die Sache und für uns ein großer Vortheil. Für ihn, indem er zugleich Inhalt und Form erlernt, für die Sache, welche dadurch schneller von Ihnen gezeitiget und dem Abschlusse näher gebracht werden kann, für uns am mehrsten, die wir zugleich mit der Beförderung der Farbenlehre auf den geistigen Gewinn zu rechnen haben, den Ihre dadurch erlangte Muße uns verspricht. Von Henning ist für mich zu copios; nichts könnte für ihn bildender sein, als das Geschäft, welches Sie ihm zugedacht haben. Wille und Fähigkeit machen ihn dazu vorzüglich geschickt; ich unterlasse ferner nicht, mit Rath und That beizustehen.

Mich in Ihrem letzten Hefte unter der Rubrik: Wartesteine genannt zu sehen, hat mich herzlich lachen gemacht, in Erinnerung derjenigen, welche ich einst an einem alten Gebäude sah, welches wohl nie weiter gebaut werden dürfte. Dergleichen sehen wir an

1) In der Vorrede dazu bemerkt er, es würde ein neues, größeres Werk erfordern, wollte er die Fehler der Schrift anzeigen und gründlich beleuchten. Uebrigens gehörte diese Schrift seinem zweiundzwanzigsten Lebensjahre an.

2) Vgl. oben S. 244 f.

3) Vgl. den Spruch des Campanella oben Nro. 16 S. 153.

unserem edlen Königlichen Schlosse von Schlüter, und so stehet der Krahn auf dem Dome zu Cöln, als sollte der Bau morgen fortgesetzt werden. Hat man diesen Krahn doch erst vor einigen Jahren erneuern lassen, um nur den Wahn, als wäre der Bau noch lebendig, nicht schwinden zu lassen. Wir aber wollen gewiß dereinst weiter bauen; es ist ja kein Cölnischer Dom!

Um mich aus bösen Geschäften ein wenig zurückzuziehen, ohne sie ganz aus den Augen zu verlieren, bin ich mit meiner Familie hier hinausgezogen, und nur abwechselnd einmal in der Stadt. Luft und Bewegung erhalten mich gesund; das lebhafte Studium, dessen ich vorhin erwähnte, führt mich weit aus der gegenwärtigen Welt hinaus, und verlockt mich in die fremdesten Gebiete.[1]) Die Erwartung großer Entscheidungen gibt mir vielleicht in Kurzem mehrere Muße, und es wäre nicht unmöglich, daß ich im Herbste abermals auf einige Tage nach Weimar käme, zu sehen, wie Ihnen der schöne Sommer in Böhmen wohl gethan.

Sie sagen, den Abschnitt Ihres Lebens von 1792—93 hätten Sie diesmal nur bearbeitet, weil eine bessere Arbeit nicht gelingen wollen; das mag sein! Und dennoch gestehe ich Ihnen, mir war, da ich diesen Band las, oft lebhaft zu Muthe, als hätten Sie dabei an mich gedacht, mir zu Liebe gerade diese Themata vorzugsweise herausgesucht, über welche Sie zu hören, mir in meiner widerwärtigen Lage überaus werth war. Es fliegen, muß man sich denken, verwandte Gedanken und Empfindungen durch den weiten Raum, theilen sich mit und bestimmen uns, oft wider unseren Willen, zu verwandten Beschäftigungen.

Die Einrichtung des Museums der Kunst ist jetzt in vollem Gange, das heißt, es wird damit ganz von vorn angefangen, der bisherige Bau successiv wieder heruntergerissen, und nach einem neuen, großen Plane das ganze Academie- und Stallgebäude (Meyer kennt es) von Grunde aus aufgeführt. So kann es gut werden! Schinkel führt den Bau, eine Commission leitet demnächst die Einrichtung, welche binnen fünf Jahren zu Stande gebracht sein soll. Ich habe, wegen überhäufter Last anderer Geschäfte, keinen Theil daran, um so mehr aber reinen Genuß an dem, was wir zu hoffen haben. Solly's Gemälde sind angekauft[2]); Hirt ist jetzt mit denselben beschäftigt, und entdeckt unter der Masse, welche noch kein verständiges Auge ganz zu durchspähen vermocht hat, ganz neue Schätze.

Indem ich so für eine Zeit von meinen lieben Kunstwerken geschieden bin, war mir die würdige, schöne Paula Gonzaga ein

1) Besonders nach dem Orinoco. Vgl. oben S. 90 f.

2) Der Kaufvertrag war am 12. November 1821 durch den wirklichen Geheimen Oberfinanzrath und Präsidenten Rother insgeheim vollzogen worden. Schon Anfangs April dieses Jahres hatte Schultz die betreffenden Actenstücke und die Schlüssel der Sammlung an Altenstein abgeliefert. Schinkel und Hirt leiteten die Aufstellung der Gemälde.

gar erfreulicher Besuch. Ich konnte mich einige Tage hindurch nicht entschließen, das Gemälde von mir zu geben; glücklicherweise war Teoli[1]) gerade unbeschäftigt, indem das letzte Gemälde, welches er noch durch mich aus Solly's Gallerie erhalten, fertig geworden war, und wegen Uebertragung neuer Arbeiten an ihn noch Resolution fehlte. Er hat also unsere vortreffliche Dame sogleich übernommen und mit größtem Fleiße behandelt. Sie werden Freude daran haben; das Colorit ist durch Wegnahme der Uebermalungen und des Schmutzes so schön geworden, wie ich noch keins gesehen habe; auch die Localfarben haben sich gänzlich verändert; es sind Dinge hervorgekommen, die das beste Auge vormals nicht entdecken konnte. Die goldne Inschrift, welche das Gemälde entstellte und nicht vom Künstler, sondern erst später hinzugefügt ist, habe ich, nach genau genommener Abschrift, die auf dem Rücken des Gemäldes angebracht werden soll, wegnehmen lassen; sie ging beim Reinigen des Grundes schon zum Theil weg. Auch ist das Gemälde auf jeder Seite um einen Zoll breiter gemacht gewesen, als ursprünglich, vielleicht um es einem vorhandenen Rahmen anzupassen; wegen dieser Vergrößerung ist es zum Theil übermalt gewesen. Ich habe diese Vergrößerung nicht abnehmen lassen, damit es nicht dadurch leide, werde aber einen Rahmen machen lassen, wie das Bild ihn verdient, durch welchen diese schlechte Vergrößerung bedeckt werden soll. Ich hoffe, Sie werden diese Verfügungen genehmigen, auch erlauben, daß ich das Bild, wenn es fertig ist, nicht sogleich zurückschicke, damit man es hier ein wenig genieße. Binnen sechs Wochen soll es fertig sein.

Daß Brandis zu Copenhagen ein Nichtblauseher ist, war mir überraschend aus Ihrem Hefte zu ersehen.[2]) Er hat doch über Farbenerscheinungen geschrieben; sollte sich dieser Fehler seines Organs nicht aus seinen Schriften erkennen lassen? Ich muß nächstens darüber nachsehen.

Rauch wollte binnen Kurzem zu Ihnen, wegen der Frankfurter Statue.[3]) Ich habe ihn lange nicht gesprochen; wie schön wäre es, wenn wir mit einander desselben Weges gingen!

An die schönen Damen, lieben Kinder und den rüstigen, treuen Sohn Ihres Hauses meine besten Wünsche und Entschuldigungen so mancher Versäumniß und Unart! So vieler Liebe und Güte vermag ich nicht genug zu thun.

Von Henning, der dieses Schreiben mitnimmt, will es, wenn Sie noch länger von Weimar entfernt bleiben, Ihnen von dort aus

---

1) Teoli, Schüler von Palmaroli zu Rom, leistete als Restaurator ganz Ausgezeichnetes, besonders war er auf die Herstellung der Wirkung und Harmonie des Ganzen bedacht; doch ließ er sich seine Arbeiten nicht unter einem Friedrichsd'or den Tag bezahlen.

2) Vgl. zur Naturwissenschaft I, 4, 295 ff. Goethe's Werke B. 40, 49 ff. (60, 79 ff.) [30, 40 ff.]

3) Vgl. oben Nro. 44. Reinhard an Goethe Nro. 108.

zuschicken. Auch will er so gut sein, den zweiten Band der Geschichte der alten Baukunst, den mir Hirt schon vor einigen Monaten für Sie gab, mitzunehmen.

Thun Sie alles, Verehrtester, um sich zu erhalten! Sie thun es für uns und die Welt! Ich bleibe in eigenster Liebe und Treue

der Ihrige. Schultz.

Bald hätte ich den guten Schubarth vergessen, der mir sehr lieb ist, aber manche herzliche Sorge macht. Zu rathen ist ihm nicht gewesen; sein Lebensweg ist entschieden; da er sich nicht mehr den Umständen fügen kann [1]), so ist die Aufgabe, diese zu seinem Besten zu lenken, und das wird in meiner jetzigen Lage, wo nicht unmöglich, doch schwer. Inzwischen hat er Zeit verloren; sein Muth wird ihn endlich über die Hindernisse hinwegheben!

74.

Goethe an Schultz.

Ihr langes Schweigen, mein trefflichster Freund, wäre mir nicht so zu Herzen gegangen, wenn ich nicht darin ein Zeichen eines Mißbehagens zu finden geglaubt. Freunde von so inniger Verwandtschaft sind eigentlich niemals entfernt, und ich habe Sie vor mir, um mich, wenn ich sinne und schreibe; daher Sie denn auch auf meinen Blättern gewiß manches finden, das unmittelbar zu Ihnen gesprochen worden.

Die Campagne gefällt mir selbst jetzt besser beim Lesen, als im Schreiben; das Unheil geht denn doch so leicht hinter einander weg, es ist verdrießlich, aber lastet nicht. Möge manches, woran ich jetzt arbeite, Ihnen zur guten Stunde in die Hand kommen!

Ich sende nächstens den morphologischen und allgemein wissenschaftlichen Theil in zwei Bänden, wo sich der Inhalt schon etwas consequenter und besser ausnimmt. Ein Exemplar bitte des Herrn Staatsministers von Altenstein Excellenz, mit meiner geziemenden Empfehlung, zu überreichen; er war der Erste, von dem mir etwas Freundliches über die Metamorphose der Pflanzen hinterbracht wurde; er hat auf meine Naturstudien immer geachtet, und nun zuletzt, durch Begünstigung der chromatischen, mich höchlich verpflichtet; wobei ich recht gut weiß, wie viel ich Ihnen schuldig geworden.

Von Henning's Einleitung [2]) ist wirklich sehr lobenswerth, und ich spüre gar sehr den Einfluß der drei genannten Freunde. Was Sie mit Recht copios nennen, dient vielleicht gerade diesem Unternehmen; das den meisten Menschen Abstruse mit einer

1) Er hatte sich unterdessen (am 16. April) in Schlesien verheiratet, von wo er nach Berlin zurückkehrte.

2) Einleitung zu öffentlichen Vorlesungen über Goethe's Farbenlehre, gehalten an der Königlichen Universität zu Berlin. Goethe zeigte sie selbst zur Naturwissenschaft II, 1, 93 ff. an. Vgl. B. 40, 81 ff. (60, 119 ff.) [30, 64 ff.]

gewissen behaglichen Freiheit vorzutragen wirkt immer vortheilhaft. Ich erwarte ihn mit Freuden; mir macht's Epoche, daß ich nach meiner letzten Expectoration im vierten Stücke[1]) endlich ganz die Sache einem Anderen übertrage, mit und in ihm fortleben kann. Wir wollen ihm so viel Stoff und Gehalt zuweisen, daß er sich in der Behandlung zusammen zu nehmen hat. Das Weitere erfahren Sie in einiger Zeit.

Auf meiner zehnwöchentlichen Reise habe manches Gute genossen, erlebt und gelernt; auch ist mir gelungen, durch einen heiteren jungen Chemiker[2]) die trüben Täfelchen von der schönsten Wirkung fertigen zu lassen; von Henning soll davon mitbringen. Die entoptischen Täfelchen wollten nicht gleichmäßig gut gerathen, doch soll unermüdet auch daran gearbeitet werden.

Das nächste Heft zur Wissenschaft schwebt schon unter der Presse. Luke Howard's Selbstbiographie[3]) eröffnet solches. Wir sehen die allerliebste Erscheinung: ein Quäker, Laborant, Naturmensch und Christ! Bei aller Wahrheit und Aufrichtigkeit, ist der kleine Aufsatz doch sehr klug und gut geschrieben. Sodann folgt Ihr Phosphor[4]), der gewiß leuchten wird vor und aus den Leuten; es sind mir dabei schon manche Phänomene viel deutlicher aufgegangen, als wohl sonst. Ihren Namen spreche nicht aus, weil Sie es verlangen; indessen wird doch wieder ein schöner Gebäudetheil an die vorhandenen Wartesteine gefügt und in's Ganze geschlossen werden.[5]) Wegen der Ableitung des Grünen im 38. §. hätte ich etwas zu erinnnern, wie Beilage zeigt.[6])

---

1) Den Nachträgen zur Farbenlehre Nro. 1—31 nebst der älteren und der neueren Einleitung.

2) D. Friedrich Grebel in Jena.

3) Der oben S. 245 Note 2 angeführte Brief.

4) Vgl. oben S. 237. 243. 248. 250.

5) Vgl. oben S. 243 Note 2.

6) Die Beilage lautet also:

Schluß des §. 39. (lies 38).

Durchleuchtetes Trübes	— Gelb.
Durchschattetes Trübes	— Violett.
Durchleuchtetes Trüberes	— Orange.
Durchschattetes Trüberes	— Blau.
Durchleuchtetes Trübstes	— Roth.
Durchschattetes Trübstes	— Grün.

Bemerkung.

Durchleuchtetes	Wenig-Trübes	Gelb.
Durchschattetes	Wenig-Trübes	Violett.
Durchleuchtetes und zugleich Durchschattetes	Wenig- oder Mehr-Trübes	Grün.
Durchleuchtetes	Trüberes	Orange
Durchschattetes	Trüberes	Blau.
Durchleuchtetes	Höchst Trübes	Roth.
Weder zu durchleuchtendes noch zu durchschattendes	Völlig Trübes	Weiß.

Weimar, den 5. September 1822. G.

Auf das Schriftlein geologisch-geographischen Inhalts bin ich sehr verlangend. Ihr Antheil an den Radirungen nach meinen Skizzen ist mir höchlich lieb und werth; indessen weiß ich nicht, ob die jungen Leute ihre Rechnung dabei finden; sie sind im Radiren nicht gewandt, und haben dadurch dem Original eher genommen als gegeben. Sollte das Unternehmen in's Stocken gerathen, so versuch' ich es vielleicht auf lithographischem Wege. Eigentlich muß es ein Landschaftszeichner unternehmen, dessen Hand geübt und dessen Geschmack geprüft ist; alsdann wird er diese unschuldigen Motive, die ihm gereicht sind, eher heben als niederdrücken.

Auf die restaurirte Dame voriger Zeit freue mich sehr[1]); was Sie gethan haben und thun, unterschreibe durchaus. Berauben Sie sich des Anblicks nicht zu bald! Beim Absenden bitte um die Vorsicht, die Fugen des Deckels und Bodens mit dem Kasten, wie auch sonst Riß oder Fuge, mit Leinwand durch Tischerleim verkleben zu lassen. Doch was sage ich! werden Sie nicht besser für Ihren Liebling sorgen, als ich andeuten kann!

In die Fülle Ihrer Kunstschätze und die Regsamkeit aller Thätigkeiten schaue mit Vergnügen von Weiten; leider ist mir die Annäherung versagt, und ich kann zufrieden sein, in meinem stillen Gartenzimmer einen Winter thätig auf meine Weise zuzubringen.

Da wäre denn aber die Vorbereitung wünschenswerth, daß Sie uns besuchten, und in einer ruhigen Haushaltung, bloß durch das Lustgeschrei liebenswürdiger Kinder manchmal aufgeregt, eine Zeitlang verleben wollten. Das, was man sich mitzutheilen hat, ist denn doch am Ende gränzenlos, welches man nicht eher gewahr wird, als wenn man nach geraumer Zeit erst wieder einmal anfängt, Herz und Sinn gegenseitig aufzuschließen.

Um Sie, wenn's nöthig wäre, noch anzuregen und zu bestimmen, daß Sie uns ja besuchten, schreibe ich so eilig, weil ich sonst vielleicht Henning's Ankunft abgewartet hätte. Sollte Rauch wirklich kommen, so lassen Sie ihn nicht allein erscheinen! Uns thut es gewiß allen höchlich wohl; die Kinder bitten dringend.

Die meiste Zeit in fremdem Lande hab' ich der Geologie gewidmet, und mich von Stift Tepl bis an den Fuß des Fichtelbergs durchgeklopft.

In Prag legen sie ein Museum an, wodurch viele Menschen aufgeregt, auch Fremde gefördert und zur Theilnahme gestimmt werden.[2]) Ich konnte ihnen selbst schöne Beiträge geben. Nach Prag bin ich, ohngeachtet Ihrer Annahnung[3]), doch nicht gegangen; ich fürchte, mich durch so viele Rücksichten genirt zu sehen.

---

1) Vgl. Nro. 249. 252 f.

2) Vgl. Goethe's Anzeige des ersten, 1827 erschienenen Jahrganges der Monatsschrift des vaterländischen Museums in Böhmen, B. 40, 395 ff. (45, 383 ff.) [26, 276 f.]

3) Schultz hatte Prag im Jahre 1819 besucht.

[1]) Der größte Gewinn aber, den ich in diesen Tagen zog, war die persönliche Bekanntschaft des Herrn Grafen Caspar Sternberg, eben dem Hauptförderer jener Anstalt, mit dem ich schon früher in brieflicher Bekanntschaft stand. Von Jugend auf dem Geistlichen Stande gewidmet, gelangte er endlich zur Stelle eines Domherrn von Regensburg; dort gewann er, neben Welt- und Staatsgeschäften, die Natur, besonders das Pflanzenreich, lieb, und that viel dafür. Als er nun, bei Umkehrung Deutschland's, auch von seiner Stelle vertrieben ward, ging er nach dem Mutterlande Böhmen zurück, und lebt nun theils in Prag, theils auf seinen, von einem älteren Bruder ererbten Gütern. Hier kommt ihm denn die Natur wieder freundlich zu Hilfe. Er besitzt wichtige Steinkohlenwerke, in deren Dach die seltsamsten Pflanzen erhalten sind, welche, indem sie nur der südlichsten Vegetation analoge Gebilde zeigen, auf die entferntesten Epochen der Erde hinweisen. Er hat schon zwei Hefte derselben [2]) herausgegeben. Dies alles ist gewiß in Berlin; vielleicht haben Sie es schon gesehen.

Mit Grafen Caspar Sternberg nun hab' ich vierzehn Tage in Marienbad zugebracht; alsdann sah ich ihn in Eger mit Berzelius, dem Schweden, und Pohl, dem Brasilianischen Reisenden. Der erste spielte uns die auffallendsten mikrochemischen Versuche, mit bewundernswürdiger Geschicklichkeit, ganz eigentlich aus der Tasche vor; Pohl ist ein sehr verständiger, unterrichteter, thätiger Mann, der auf seinen Reisen mehr, als billig, ausgestanden hat. Inzwischen wird uns jener immense Welttheil doch immer klärer; dazu hat auch von Eschwege beigetragen, der sich einige Wochen bei uns aufhielt. [3])

Auch der problematische, neptunisch-vulcanistische Kammerbühl bei Eger ward collegialiter besucht, und der Gedanke, einen Stollen durchzuführen, nach Maßgabe des früheren Vorschlags (zur Naturwissenschaft B. 1. S. 76 und 233 [4])) nochmals gebilligt, auch einige Vorarbeiten beschlossen. [5])

Da ich nun, wie Sie sehen, diese letzte Zeit fast ganz der Erdbetrachtung gewidmet, so können Sie denken, wie mich das Büchlein interessirt, in welchem Sie, wenn ich recht verstehe, mit sich selbst controvertiren und zugleich in völligen Einklang setzen.

Wie vieles hätt' ich noch zu erzählen, welches mündlich schnell überliefert sein sollte! Erfreuen Sie uns bald durch Ihre

---

1) Die ganze folgende Stelle bis zu den Worten zwei Hefte derselben herausgegeben findet sich mit höchst unbedeutenden Abweichungen im Briefe an Zelter Nro. 390. Vgl. an Knebel Nro. 593. Eckermann I, 355.

2) Unter dem Titel: Flora der Vorwelt.

3) Vgl. Goethe's Annalen unter diesem Jahre.

4) In Goethe's Werken B. 40, 186 ff. 233 ff. (51, 83 ff. 146 ff.) [30, 154. 192 ff.]

5) Vgl. B. 40, 272. (60, 169 f.) [30, 223 f.] Grüner a. a. O. S. 1 ff. 8 f. 89 ff.

Gegenwart! Ich bin den ganzen September gewiß zu Hause, Ihre Zimmer sind bereit. An Herrn Rauch vielen Empfehl und Einladung, wo nicht zu Dach und Fach, doch zu herzlichem Gespräch und Mahl. Wenn Sie von Henning noch hier treffen, so gibt es einmal wieder eine Berliner Societät.

Auch von Schubarth wünscht' ich das Nähere zu hören; schon seit geraumer Zeit fang' ich an für ihn zu fürchten: er gehört unter die Menschen, dergleichen mir in meinem Leben viel zu schaffen gemacht; man kann sie nicht fördern, ihnen nicht helfen; sie kämpfen sich freilich durch, aber mit Verlust der schönsten Lebenszeit. [1])

Möge der ländliche Aufenthalt Ihnen erquicklich sein!

treulichst

Weimar, den 5. September 1822. G.

75.

Goethe an Schultz.

Sie erhalten, theurer, verehrter Freund, hiebei das für des Herrn Staatsministers von Altenstein Excellenz bestimmte Exemplar der bewußten beiden Bände. Drücken Sie, da ich kein Schreiben hinzufügen mochte, auf das schicklichst Lebhafteste meinen Dank aus für vieljährige Theilnahme und für Förderniß der letzten Zeiten. [2])

An Ihrem werthen Briefe ergötz' und erquick' ich mich immerfort. Nächstens schreibe mehr, und gebe Nachricht von höchst interessanten jungen Männern und ihren Arbeiten.

Von Henning hat sich noch nicht wieder gemeldet; ich bin bereit, ihn zu empfangen, auch ihn mit Wort, Schrift und Geräthschaft auszustatten. [3])

Einige gute Kupfer habe durch die letzte Leipziger Auction doppelt erhalten; sobald alles eingeordnet ist, sende das Verzeichniß zur Auswahl, und frage zugleich an, welche Blätter von Mantegna's Triumphzug Ihnen fehlen. Vielleicht kann ich mit einem und dem anderen aushelfen. Lassen Sie unseren Briefwechsel eine Zeitlang, mit Vorsatz, lebhaft bleiben! eine Pause stellt sich doch, eh' man sich's versieht, zufällig wieder ein.

Tausend Lebewohl und Grüße von mir und den Meinigen!

treu anhänglich

Weimar, den 10. September 1822. G.

---

1) Vgl. Goethe's Brief an Zelter Nro. 384.

2) Das Schreiben, mit welchem Schultz die beiden Bände zur Morphologie und Naturwissenschaft in Goethe's Auftrag, und zwar wörtlich mit denselben Ausdrücken, deren sich dieser in Brief 74 bedient hatte, an Altenstein sandte, ist vom 20. datirt.

3) Erst sechs Tage später traf von Henning bei Goethe ein, wo denn über die Farbenlehre lebhaft verhandelt und die Berliner Verhältnisse besprochen wurden. Vgl. Goethe an Zelter Nro. 392 Bei seiner ersten Anwesenheit war Goethe noch nicht aus dem Bade zurückgekehrt.

Noch füge folgende Fragen hinzu:

1.) Haben Sie die vier Hefte Morphologie und Wissenschaft beisammen?

2.) Auf welches Papier sind die ersten?

Das letzte schickte auf Druckpapier der Eile wegen; senden Sie mir solches zurück, so gleiche ich den Umstand aus; senden Sie mir sie alle, so schicke ein gebundenes Exemplar.

76.

Goethe an Schultz.

Und so mögen denn, dem hohen strategischen Princip gemäß, einige bei mir bisher gepflegte Militairkräfte alsobald abmarschiren.

Hiebei folgt ein noch nicht ganz revidirter Revisionsbogen für Kunst und Alterthum, M.[1]) betreffend; mit der morgenden fahrenden Post das Weitere, um Ihren Wünschen und Fragen entgegen zu kommen und zugleich auszusprechen, wie sehr mich Ihre Zuschrift[2]), verehrter, theurer Freund, erfreut und angeregt habe.

Tausend Lebewohl!

treulichst

Weimar, den 16. November 1822. G.

(Auf einem anderen Blatte.)

Hiezu noch nachschriftlich:

Können Sie Schubarth bewegen, sich in jene Händel nicht zu mischen, so werden Sie das beste Werk thun; jenes Gezücht heißt Legion, und die Tendenz ist keineswegs ästhetisch oder moralisch, sondern . . .[3]) Sie füllen diese Lücke leicht aus, da Sie in gleichem Kampfe begriffen sind. Nur die entschiedenste Affirmation nach allen Seiten hin kann hier frommen, uns und die Unsrigen aufrecht erhalten.[4])

Das wunderbare Bestreben, sich mit einem Autor zu identificiren, such' ich nächstens in's Klare zu setzen, um unseren guten Schubarth und einige jüngere und ältere Freunde, wo möglich, zu bedeuten.

Das Verzeichniß der Kupfer, die ich ablassen kann, erfolgt nächstens; meine Hefte rücken sämmtlich vorwärts, und so denk' ich mich, ganz zu Hause bleibend, diesen Winter durchzubringen.

Ihr Herr Schwager[5]) besuchte uns gestern auf dem Durch-

1) Mantegna. Das M. hat Goethe eigenhändig hinzugefügt. Der betreffende Aufsatz steht in Kunst und Alterthum IV, 1, auf Bogen 7—9.

2) Der betreffende Brief fehlt.

3) Vielleicht ist an die Angriffe auf Schubarth's Ideen zu denken, von denen der stärkste im Hermes 1821, 4, 308 ff. erfolgte.

4) Schultz sandte den Brief an Schubarth „zur gefälligen Einsicht und Rücksendung".

5) Marcel Püttmann. Vgl. oben S. 152. 154.

marsche; die Unterhaltung mit ihm über Ihr Wohlbefinden war allen höchst erfreulich.

Nun noch eine Anfrage, die ich, wenn es mit Schicklichkeit und ohne Beschwerde geschehen kann, gefällig zu beantworten bitte. Herr Obrist von Eschwege hat eine Sammlung roher Diamanten mit aus Brasilien gebracht; er hat sie in Berlin zum Verkauf angeboten, man ist aber nicht einig geworden. Nun wünschte zu erfahren, was er dafür verlangte, wenn auch nicht, was ihm dafür offerirt worden [1]; sollte Ihr Verhältniß zu Herrn Professor Weiß von der Art sein, daß Sie ihn darum befragen möchten, so würde dieser vielleicht am Besten Auskunft geben können. [2]

Nehmen Sie dies ja nur als Anfrage und Wunsch; denn ich mache mir doch nach und nach einen Begriff von dem, in seiner großen und reichen Bewegung, doch in's Einzelne gesonderten und getrennten Berliner Elemente.

Ein räthselhaftes Facsimile [3] liegt bei. Geben Sie solches nicht aus Händen! Gedenken Sie mein in daurendem Wohlwollen!

treulichst

Weimar, den 17. November 1822. G.

77.

Goethe an Schultz. [4]

Hiebei folgt abermals einiger Nachzug mit Bitte freundlichen Empfangs.

1.) Das erste Blatt des Triumphes; das zweite gewünschte, Nro. 7., besitze nicht doppelt, werde dasselbige doch alsobald durchzeichnen lassen, wie denn auch

2.) die sorgfältige Durchzeichnung des eigenhändigen Blatts von Mantegna für Ihre Sammlung beiliegt, wogegen ich mir

3.) eine Durchzeichnung von dem Original-Elephantenzug, Bartsch Vol. XII. S. 235. No. 12, erbitte. Und so hätte denn Jeder von uns wenigstens virtualiter das Ganze beisammen, wovon die Rede ist.

4.) Beikommende Auszüge erbitte mir im Original oder Copia zurück, da ich meine Collectaneenblättchen zerstören mußte, um diesen Aufsatz zu fördern. Verzeihen Sie dabei die Wiederholung und das Entwurfsartige, und bemerken, wovon Sie noch etwa benachrichtigt zu sein wünschten.

---

1) Worden ist von Goethe eigenhändig hinzugefügt.

2) In den Annalen berichtet Goethe unter diesem Jahre: „Herr von Eschwege kommt aus Brasilien, zeigt Juwelen, Metalle und Gebirgsarten vor. Serenissimus machen bedeutenden Ankauf." Vgl. Goethe's und des Großherzogs Briefe vom 29. November bei Vogel „Goethe in amtlichen Verhältnissen" S. 211 ff. Die Sammlung wurde für 715 Rthlr. angekauft.

3) Von Byron's handschriftlicher Widmung seines Sardanapal an Goethe. Vgl. Knebel's Brief an Goethe Nro. 598.

4) Von diesem Briefe liegt nur der undatirte Entwurf bei.

78.

Goethe an Schultz.[1])

Möge, mein Trefflichster, die eigne Arbeit Sie anlächeln und die Nachbarschaft nicht mißfallen. Etwaige Druckfehler bitte anzuzeigen.

Weimar, den 25. November 1822. G.

79.

Goethe an Schultz.

1.) Angekommen ist die liebenswürdige Sendung![2]) Man kann freilich von dem Blatte nicht Vortheilhaftes genug sagen; tausend Dank, daß Sie mir solches freundlich überlassen wollen! Die Durchzeichnung des Holzschnittes Nro. 7 ist in der Arbeit, und alles soll nach und nach anmarschirt kommen.

2.) Sie sagen, mein Allertheuerster, mit wenigen Worten, was ich in Betracht zog, warum Schubarth abzumahnen sei: so lange das Allgemeine schwankt und schwebt, hat der Einzelne alle Ursache, ruhig zu sein und den Ausgang zu erwarten. Auch ist ein immerfort steter, affirmativer Gang durchaus vortheilhaft; die Resultate davon überleben die Zeit, da das Verneinende sich selbst aufhebt, indem es Andere zu vernichten trachtet.

Hier ein paar gereimte Worte:

Es mag sich Feindliches eräugnen,
Du bleibe ruhig, bleibe stumm!
Und wenn sie dir die Bewegung läugnen,
Geh' ihnen vor der Nase herum![3])

Hiedurch[4]) also wieder einige Schritte in's Leben! das Fernere soll bald folgen.

3.) Purkinje[5]) erwart' ich mit Freuden also in diesen Tagen.[6])

4.) Herrn Weiß[7]) bin ich für den Wink dankbar, und habe ihn zu benutzen gewußt.

---

1) Bei Uebersendung der ersten Bogen von Goethe's erstem Heft des zweiten Bandes zur Naturwissenschaft, welches den mehr erwähnten dritten Aufsatz von Schultz „über physiologe Farbenerscheinungen" enthält. Der Aufsatz steht zwischen dem Briefe Luke Howard's an Goethe, und Goethe's aus dem Jahre 1793 stammender Abhandlung: Der Versuch als Vermittler zwischen Subject und Object. Vgl. Nro. 86. 91.

2) Der diese Sendung begleitende Brief von Schultz liegt nicht vor.

3) Zuerst erschienen in Kunst und Alterthum IV, 3, 109, wo ereignen und Nas' gedruckt ist. In die Werke sind sie von daher ganz unverändert gegen Ende der dritten Sammlung der zahmen Xenien aufgenommen.

4) So hat Goethe eigenhändig statt hiebei geschrieben.

5) Vgl. an Knebel Nro. 596 f., an den Goethe ihm am 12. December einen Empfehlungsbrief mitgab.

6) So hat Goethe geändert statt „mit Freuden auch späterhin".

7) Vgl. Nro. 76 S. 260.

5.) Für Kunst und Alterthum bearbeite nun den historischen Theil zu Mantegna, und sende gelegentlich den Entwurf, Theilnahme und Belehrung erbittend. Es ist um die Geschichte ein gar wunderlich Ding; das gewisseste Resultat aller Bemühungen deshalb ist der Zweifel.[1]) Subjective Wahrheit d. h. nur Wahrscheinlichkeit, gilt sogar von gestrigen Vorfällen, wie ich denn über die neuesten Jenaischen Händel[2]) so viel berichtet werde, daß ich davon keineswegs unterrichtet bin.

Wenn Sie aber meinem Gedanken: den Grund der Meteorologie als tellurisch anzusprechen, so herrlichen Beifall ertheilen, ist er mir vom größten Werthe. Ermessen Sie es daraus, daß ich diese Vorstellungsart schon mehrere Jahre mit mir herumtrage, und so[3]) auch jetzo nur mit Scheu und gleichsam zufällig ausgesprochen habe. Da Sie sich den Gedanken zu eigen gemacht, werden Sie die Folgen leicht entwickeln, so wie die Fragen, wozu Anlaß gegeben ist. Wenn man, wie ich fordere, alles Cosmische, Solarische, Planetarische, auch das nächste Lunarische[4]), einstweilen ablehnt, auch die sämmtlichen atmosphärischen Erscheinungen als Symptome behandelt, und alles bei der jung-alten Mutter selbst sucht, so muß sich gar manches hervorthun;[5]) aber auch hier ist nicht zu hoffen, daß man Mit- und Ausarbeiter finde. Kommt Ihnen jedoch, mein Theuerster, etwas auf diesem Wege Fortschreitendes in den Sinn, so theilen Sie es mit.[6])

Von Ihrem früheren geographisch-geologischen Hefte war in der Bibliothek des Industriecomptoirs ein Exemplar geblieben. Von Froriep[7]) borgte mir solches, und ich fing an, mich damit zu beschäftigen; die Jenaischen Druckerpressen aber sind so hungrig, daß man wie ein Garkoch immer sieden, braten, austheilen und hergeben muß, um sie zu befriedigen. Hier indessen die neuesten Schüsseln und Schüsselchen.[8])

---

1) Man vergleiche hiezu Goethe's denkwürdige Unterredung mit Luden in des letztern Rückblicken in mein Leben S. 53—71.

2) Vgl. S. 264 Note 2.

3) So hat Goethe eigenhändig an die Stelle von ihn gesetzt, wie er kurz vorher so vor ist er gestrichen hat.

4) Die Worte auch das nächste Lunarische sind von Goethe's eigner Hand hinzugefügt.

5) Vgl. Goethe's Ausführung zur Naturwissenschaft II, 1, 62—75, die nicht in die Werke übergegangen ist.

6) Die von Goethe später weiter ausgeführte und mit ganz besonderer Liebe verfolgte Ansicht einer Einwirkung der Erde auf das Barometer, eines Ein- und Ausathmens derselben wurde im Jahre 1823 von Professor Meinecke in der naturwissenschaftlichen Gesellschaft zu Berlin als eine ihm eigenthümliche vorgetragen, und von manchen Forschern, wie von Keferstein, unbedingt angenommen, von anderen verworfen. Als entschiedenster Gegner derselben trat Kämtz auf, dessen Vorrede zum ersten Bande des Lehrbuches der Meteorologie (1831) hierüber nähere Mittheilungen gibt. Die von Meinecke ausgesprochene Ansicht wird von Kämtz auf den Engländer Woodward zurückgeführt.

7) Bertuch's Schwiegersohn und Eigenthümer des Industriecomptoirs.

8) Kunst und Alterthum IV, 1.

Können Sie zu Beförderung des Wunsches, Seite 102 und folgende[1]), etwas beitragen, so thun Sie es ja; es ist eine Gelegenheit, affirmativ für uns, und die mit uns stehen, zu wirken. Auch der Zeitung selbst kann es Vortheil bringen, wenn ihre Theaterartikel Zutrauen gewinnen[2]); schon sind hiesige Freunde geneigt, sie künftig statt der Vossischen zu halten. Wenn guter Wille sich antwortet, so kommt das Beste zum Entstehen.

In den letzten Bogen Kunst und Alterthum[3]) werden Sie von einer Anstalt vernehmen, wie ich meinen Nachlaß zu sichern trachte; auch Ihr theilnehmendes Verlangen wird dadurch erfüllt.[4])

Manzoni, dessen Ode auf Napoleon's Tod Sie freuen wird, hat eine neue Tragödie Adelchi aus der Longobardischen Geschichte geliefert, und gerade des Zeitpunctes, wo Carl der Große bei dem Passe Chiusa gehindert wird nach Italien zu dringen.[5]) Das Stück ist ganz im Sinne und Geist des Grafen Carmagnola, nur noch reicher an Characteren und Motiven. Es wird mir ein angenehmes Geschäft sein, auch diese Arbeit zu entwickeln. Ach! warum kann man denn nicht einem deutschen Zeitgenossen den gleichen Liebesdienst erweisen![6])

für ewig G.

Weimar, den 9. December 1822.[7])

Für die Aufnahme einer Beurtheilung von Schubarth's „Ideen über Homer und sein Zeitalter" in die Jenaer Litteraturzeitung hatte sich Goethe auf Veranlassung von Schultz bei Eichstädt verwandt, worauf sich folgender von Goethe an Schultz mitgetheilter Brief bezieht:

Ew. Excellenz für Ihre gestrige, sehr gütige Zuschrift von Herzen dankend, melde ich zugleich, daß wegen der eingesandten Re-

---

1) Der Aufsatz Wunsch und freundliches Begehren B. 35, 422 ff. (45, 104 ff.) [13, 630 ff.], betreffend die theatralischen Notizen und Urtheile in den Haude- und Spener'schen Berliner Nachrichten, ist gemeint.

2) So hat Goethe eigenhändig statt erregen geschrieben.

3) K. u. A. hat Goethe mit eigner Hand eingeschaltet.

4) Vgl. B. 27, 511 ff. (60, 299 ff.) [21, 382 ff.]

5) Vgl. B. 2, 324 ff. 33, 260 ff. (3, 212 ff. 38, 298 ff.) [2, 402 ff. 26, 501 ff.]

6) Die Stelle über Manzoni findet sich wörtlich im Briefe an Knebel vom 14. December, wo nur zwischen nur noch das verstärkende durchaus eingeschoben ist.

7) Fünf Tage später schreibt Goethe an Knebel: „Mit Staatsrath Schultz in Berlin ist die Correspondenz eine zeither sehr lebhafte. Es geschieht wohl, daß manche Epochen sich in einem reicheren wechselseitigen Interesse hervorthun, und da muß man denn nicht feiern; eh' man sich's versieht, tritt wieder etwas wo anders ein, und lockt uns vielleicht auf die entgegengesetzte Seite. Diesmal ist der Moment für beide Theile höchst fruchtbar, wovon du nächstens vernehmen wirst."

cension der Schubarthischen Schrift allerdings unlängst eine Antwort nach Breslau erfolgt ist. Früher war es nicht thunlich, und selbst jetzo konnte die Antwort nicht ganz entscheidend sein, weil die in zwei Sendungen mitgetheilte Recension noch immer nicht vollendet ist. So viel aber läßt sich auch jetzt schon übersehen, daß eine Recension von einem nur 360 Octavseiten enthaltenden Buche, welche acht bis zehen Stücke unserer A. L. Z. füllen würde, für diese nicht geeignet scheint. Vieles läßt sich jedoch abschneiden, zusammenziehen, anders ordnen, unbeschadet der Gründlichkeit; und es kommt darauf an, ob man dieses genehmigen wird. Der Verfasser ist noch ein junger Mann, der in, sonst ganz erfreulicher, Fülle überströmt. [1])

Man hoffte hier, daß unsere Emigranten, denen das gewählte Böotien in der Nähe von dem Saalathen doch wohl lästig zu werden anfängt, heut oder morgen feierlich und gern zurückkehren werden. Es sind von ihrer Seite jetzt Schritte geschehen, über welche der academische Senat sich mit Freundlichkeit geäußert hat. [2]) — Wollte Gott, es hätten über Burschenschaft, Sängerchor und öffentliches Singen nie andere Ideen geherrscht, als die, welche jetzt wieder zurückzukehren anfangen! Unser guter, seliger Voigt [3]) hat vieles vorausgesagt! [4])

Und nun noch meinen besten Dank für das aufmunternde Wort über die kleine Rede! [5]) Damit sie nicht, durch Schuld des Buchdruckers, zur völligen Antiquität werde, ehe sie öffentlich erscheint, bin ich so frei, vor der Hand wenigstens die fertigen Aushängebogen beizulegen. — Ihrem gütigen Wohlwollen mich auf das Angelegentlichste empfehlend.

Verehrungsvoll Eichstädt.

Jena, den 6. December 1822.

---

1) Die Beurtheilung war von Schubarth's Freund, D. E. R. Lange, welchem dieselbe bei seiner Habilitation zu Berlin übel vermerkt wurde. Vgl. Nro. 88. Sie erschien erst im Septemberheft des folgenden Jahres (Nro. 161 bis 172.)

2) Gegen den 5. December waren die Studenten, da man diejenigen, die wegen nächtlichen Lärmens festgesetzt worden, nicht herausgeben wollte, nach Kahla gezogen. Doch kehrten sie bald darauf zurück, als ihnen die Großherzogliche Aufforderung zu Ohren kam, binnen kürzester Frist zurückzukehren, bei Strafe, jedes Anrecht auf eine Anstellung zu verwirken. Der Curator Präsident von Motz und Präsident von Ziegesar in Drackendorf u. A. bewirkten beim Großherzog, daß den Studenten ein förmlicher Einzug gestattet wurde, doch ohne Gesang. Indessen setzte es noch später Unruhen ab, besonders mit den nach Jena beorderten Soldaten. Vgl. Goethe an Knebel Nro. 597.

3) Chr. G. von Voigt, Wirklicher Geheimerath und Präsident des Staatsministeriums, der mit Goethe die Oberaufsicht über die wissenschaftlichen Anstalten führte, war am 22. März 1819 gestorben.

4) Goethe fügt zu diesen Worten eigenhändig die für Schultz bestimmte Bemerkung hinzu: „Und ich mit ihm! Vertraulich mitgetheilt. G."

5) De accurata doctrina principum favore ornata firmissimo dignitatis professoriae praesidio. Die Rede war am 25. October gehalten worden. Goethe's Verse auf Voigt's Jubiläum werden in derselben mit ganz besonderem Lob erwähnt.

80.

Schultz an Goethe.

Berlin, den 31. December 1822, Abends zehn Uhr.

Das Jahr soll nicht abrollen, ehe ich nicht nochmals zu Ihnen, herrlichster, liebreichster Freund, mich gewendet, und Ihnen für die unendliche Wohlthat Ihrer mir gegönnten Mittheilungen gedankt habe. Wer in solchen Bedrängnissen lebt, wie ich, der mag es als das höchste Gut schätzen, als das einzige, das ihn retten kann, sich so unwiderstehlich persönlich angeregt zu fühlen, zum Bewußtsein eines Lebens und Mitlebens, welches allein die bis an's Ende der irdischen Dinge ausreichende Kraft und Ruhe der Seele gewährt. Die körperliche Gesundheit, welcher ich mich daneben so unverhofft als daurend erfreue, ist ein so reines Geschenk des Himmels, daß ich mit der freudigsten Ergebung seinem Ausspruche über das Ende meines harten Kampfes entgegen sehe; daß es nahe sei, ist meine zuversichtliche Bitte und Hoffnung.

So gehen wir denn mit gutem Muthe dem neuen Jahre entgegen. Mit stets erneuerter Freude habe ich aus Ihren lieben Briefen ersehen, daß Ihre Gesundheit sich köstlich bewährt; möchten meine Wünsche, die heißesten und reinsten, dieses unschätzbare Gut der Welt noch lange Jahre zu erhalten im Stande sein!

Inzwischen (es war am 7. d. M.) hat meine liebe Frau einen gesunden Knaben [1]) zur Welt gebracht; hiedurch wissen Sie, was mich abgehalten hat, früher zu schreiben. Freilich wäre ich dem theuren gevatterlichen Hause in Weimar Rechtens zeitigere Nachricht von diesem Ereigniß schuldig gewesen; aber was ist seitdem nicht alles hinzugekommen, um mich abzuziehen!

Die an demselben Tage, wenige Stunden früher, hier eingetroffene Nachricht von dem Tode des Fürsten Hardenberg [2]) hat, wie Sie denken können, in allen unseren Verhältnissen eine außerordentliche Bewegung hervorgebracht; ich kann die furchtsame Ansicht derer nicht theilen, die für unseren Zustand Nachtheile voraussehen. Das bisherige redliche Bemühen, die Einsicht über die so lange verfolgten falschen Richtungen zu wecken, kann nicht länger ohne Frucht bleiben, wenn wir gleich nicht anders erwarten können, als daß ihrem Genusse ferner manches Bittere beigemischt bleiben werde.

81.

Goethe an Schultz.

Auch dieser kleine Trupp [3]) möge sich eilig dem theuren Freunde darstellen und bitten, in die Cadres wohlwollend aufgenommen zu

1) Er wurde erst Anfangs Februar, weil im Januar die Kälte zu groß war, auf den Namen Friedrich getauft. Unter seinen Pathen befand sich Hegel.
2) Er war am 26. November zu Genua gestorben.
3) Kunst und Alterthum IV, 1.

werden. Gar manches bereitet sich noch, um sich an die theuren Alliirten anzuschließen. Uebrigens geht's zum neuen Jahr ein wenig wild bei mir zu; möge ich vernehmen, daß Sie auch diese kalte, klare Witterung glücklich überstehen. Aus dem Hause komm' ich seit Monaten nicht, kaum aus der Stube, und da geht denn, was zu leisten ist, doch immer noch allenfalls seinen Weg.[1])

Möge auch Ihnen alle gute Förderniß zu Theil werden!

treulichst J W v Goethe.

Weimar, den 4. Jenner 1823.

Die Nachricht von dem gefährlichen Krankheitsanfalle, von welchem Goethe am 17. Februar ergriffen wurde, theilte dessen Sohn am 26. Februar an Schultz ganz mit denselben, nur am Schlusse etwas veränderten Worten mit, wie an Zelter (Nro. 398), Grüner (S. 129 f.) und Rochlitz (Briefe an Leipziger Freunde S. 357 *). Zelter meldete an demselben Tage an Schultz: „D. Huschke hat an Geheimerath Hufeland geschrieben, daß Goethe am 23. ohne Hoffnung gewesen; die stärksten Mittel waren ohne Wirkung. So war es mir schon am 25. unmittelbar von Hufeland berichtet, und heute habe auf Nachfrage noch nichts Näheres erfahren." Auch ein Schreiben Schubarth's an Schultz, der ihm die Schreckenspost mitgetheilt hatte, vom 27. datirt, zeugt von der allgemeinen Bestürzung. Schultz erwiederte am 4. März an Goethe's Sohn:

Berlin, den 4. März 1823.

Ich kann nicht umhin, mein werthester Freund, Ihnen heute nochmals zu bezeugen, wie sehr Sie mich durch Ihr tröstliches Schreiben vom 26. verpflichtet haben. Und nicht nur für mich, für alle, wohl unzähligen, Verehrer Ihres theuren Vaters war dasselbe vom höchsten Werthe. Kaum hatte ich einigen näheren Bekannten von seinem Inhalte Nachricht zu geben geeilt, so drängten sich selbst die Unbekanntesten herzu, um die unschätzbare Gewißheit aus Ihren eignen Worten zu entnehmen. Heute findet man in der Vossischen Zeitung ein Inserat, in welchem Ihr lieber Brief zum Theil wörtlich aufgenommen; ich vermuthe, daß es vom D. Förster[2]) herrührt, der unter anderen

---

1) Vgl. den Brief an den Grafen Reinhard Nro. 113. an Zelter Nro. 396.

2) Es ist wohl Dr. Fr. Förster gemeint, der bei Schultz und von Kamptz seiner politischen Gesinnung wegen verdächtig war. Besonders hatte sein „Ausführliches Handbuch der Geschichte, Geographie und Statistik des Preußischen Reiches" Mißfallen erregt, dessen beide ersten Bände Schultz am 27. Januar an Kamptz sandte. Da von Henning, Förster's Freund, Schultz versicherte, daß dieser sich in seinen politischen Ansichten bekehrt habe, so wies ihn Schultz auf verschiedene Aeußerungen in den betreffenden Bänden hin, und gedachte einer anderen im dritten Bande, die für Oestreich beleidigend sei. Kamptz hatte unterdessen auch den dritten Band erhalten, den er für ein wahres Muster von „Aberwitz und absprechender Plattheit" erklärte. Henning brachte darauf selbst, da Förster unwohl war, diesen dritten Band, und legte die betreffende Stelle (S. 368 f.) mit der Bemerkung vor, in den Schriften Friedrich's des Großen

auch davon Abschrift nahm. Die Leute meinen es herzlich gut; doch ist man zuweilen im Falle zu wünschen, daß sie es weniger gut meinen möchten, wenn sie nur mehr Discretion bewiesen! Eine öffentliche tröstliche Nachricht war gewiß für das große theilnehmende Publicum sehr verdienstlich, nachdem durch die am 27. von der Staatszeitung gegebenen Nachrichten das Traurigste fast zur Gewißheit geworden war.

Nun lassen Sie uns hoffen, daß die Genesung Ihres lieben Vaters nach besten Wünschen vorschreite; so lange wir nicht über alle Besorgniß hinweg sind, werde ich mich leidend befinden. Auch wage ich nicht so bald, Ihn selbst mit Zuschrift zu belästigen. Einige gute Ananas, die man mir versprochen hat, sende ich mit nächster fahrender Post unter des lieben Vaters Adresse; darf Er sie nicht genießen, machen sie sich doch durch den Geruch angenehm.

Versehen Sie uns, liebster Freund, bald mit weiterer guter Nachricht, und sagen Sie dem verehrten Kranken meine herzlichsten Wünsche.

Der lieben Frau Gevatterin und Ihren trauten Kleinen unsere freundlichsten Grüße! Treulichst

der Ihrige.
Schultz.

Fünf Tage später schreibt Goethe's Sohn:

Ew. Hochwohlgeboren verfehle nicht, alsbald anzuzeigen, daß das glücklich restaurirte Bild [1]) wohlbehalten angekommen und meinem Vater einen frischen Kunstgenuß gewährt hat. Ich soll für die dabei übernommene Mühe und Sorgfalt den aufrichtigsten Dank abstatten, so wie auch in diesen Tagen die bemerkte Summe von 20 Louisd'or und 41 Rthlr. 12 Gr. Courant abgehen wird. Herrn Schinkel besonderen Dank!

So eben wird auch die Durchzeichnung von Nro. 7. des Triumphzuges eingepackt und abgesendet. Möge sie hinreichend sein bis zur Acquisition des Originals!

---

fänden sich über die daselbst Oestreich Schuld gegebene Thatsache noch härtere Ausdrücke. Dies veranlaßte Schultz zu der sehr bezeichnenden brieflichen Aeußerung an Kamptz: „Hier ließe sich nun mit größtem Rechte entgegnen: Quod licet Jovi, non licet bovi (Was dem Jupiter zusteht, steht nicht dem Ochsen zu), und es wäre in der That sehr zu wünschen, daß unseren politischen Schriftstellern ein- für allemal geboten würde, die öffentlichen Aeußerungen eines großen Königs zu respectiren, und solche nicht, als wäre derselbe ihres Gleichen, mit ihrem Gewäsche zu vermischen. Dieser Mißbrauch der Schriften Friedrich's II. ist höchlich zu beklagen, und verdreht vielen unbedeutenden Menschen, die sich sonst ruhig verhalten würden, die Köpfe." Vgl. oben S. 120 f. Förster scheint später in Bezug auf diese Angelegenheit Schultz besucht, und sich über seine politische Gesinnung gereinigt zu haben. Die Veröffentlichung der Nachricht könnte sehr wohl von Zelter's Seite oder von dessen Freunden erfolgt sein, da dieser einen gleichlautenden Brief erhalten hatte. Vgl. Zelter's Brief Nro. 399.

1) Vgl. oben S. 249. 252 f. 256.

Indem ich die tägliche Besserung meines Vaters melden kann, empfehle mich und die Unsrigen zu wohlwollendem Andenken.

Ergebenst J. A. von Goethe.

Weimar, den 9. März 1823.

Und weiter läßt sich derselbe am 14. März vernehmen:

Wie soll ich Ihnen, Verehrtester, für alle Liebe und Theilnahme genug danken, und mit welchen Worten soll ich Ihren lieben Brief beantworten? Ich glaube aber, es nicht besser bewirken zu können als wenn ich Ihnen abermals das kräftige Fortschreiten der Besserung des Gesundheitszustandes des Vaters melde. Seine Kräfte nehmen von Tag zu Tag zu, und der Geist hat ganz seine Stärke und Kraft wieder; er denkt schon wieder an Förderung eines Hefts von Kunst und Alterthum und der Morphologie, und will so selbst der Welt sein erneutes Dasein verkünden. So schwinden auch die letzten Beängstigungen unsererseits wegen etwaiger Folgen, und der herannahende Frühling wird hoffentlich die bewundernswürdige That des Aesculap krönen. Schon vor einigen Tagen haben wir wieder mit gewohnter Art auf des Vaters Zimmer zusammen gegessen [1]), und so liegt denn die Vergangenheit wie ein böser Traum hinter uns.

Ich bitte sehr, mich und die Meinigen Ihrer verehrten Frau Gemahlin zu empfehlen, und bin stets

Ihr treu ergebener

Weimar, den 14. März 1823. J. A. von Goethe.

Für die angelangten erquicklichen Früchte den allerbesten Dank. [2])

82.

Goethe an Schultz.

Nicht ganz leer wollte ich vor Ihnen, theuerster Freund, erscheinen; hier folgen daher einige Bogen [3]), während meiner Krankheit abgedruckt. Mein Vorsatz, von Ihren mitgetheilten Bemerkungen Gebrauch zu machen, war dadurch vereitelt, und bewahre solche zu Nachträgen, deren Forderung man sich nicht verläugnen kann.

Indessen sind die Hefte durch Freundes Theilnahme vorgeschritten, und ich habe, sowohl für Kunst und Alterthum als für das Wissenschaftliche, mehr Manuscript, als ich bedarf, und bin wegen des Auslesens beinahe in Verlegenheit. Mögen diese ersten Zeugnisse meiner Wiedererstehung auch Ihnen freundlich willkommen sein!

---

1) Vgl. Briefwechsel mit Zelter Nro. 400.
2) Diese Worte sind von der Hand eines Schreibers hinzugefügt.
3) Aus Kunst und Alterthum IV, 2, enthaltend unter anderen den zweiten Theil des Aufsatzes über Mantegna's Triumphzug.

Die treffliche Dame[1]) ist mein Ergötzen und Jedermanns; auch Meyer, nach genauer Untersuchung, rühmt den Restaurator. Wie viel Dank sind wir Ihnen deshalb schuldig, daß Sie uns die Augen über diesen Schatz eröffnen und zugleich dessen Genießbarkeit thätig bewirken wollen!

Ueber das gefleckte Fellchen, das über der Schulter hängt, haben wir weitere Untersuchung angestellt; wir finden noch drei Beispiele in Portraiten aus dem Anfange des sechzehnten Jahrhunderts; fragen Sie doch Herrn Professor Lichtenstein, mit meiner schönsten Empfehlung, ob ihm so kleine Panther bekannt seien, ohngefähr in der Größe einer mittleren Katze. Ich hege den Gedanken, daß es junge Thiere sind, deren Felle durch Venetianischen oder Genuesischen Handel in jener Zeit nach Oberitalien gekommen; man muß sie aber rar gehalten und kostbar geachtet haben, daß die höheren Stände sich damit schmücken mögen.

Den Gedanken (der Gedanke), dem Sie Beifall gaben, den Barometerwechsel einer veränderlichen Schwerkraft der Erde zuzuschreiben, erlaubte mir schöne Ableitungen; wir geben nächstens eine graphische Darstellung von Boston bis nach Tepl, von der Meeresfläche bis etwa 2000 Fuß drüber. Die Vergleichung gibt die herrlichsten Ansichten, und vindicirt dieses Phänomen ganz dem Erdball. Dem sei, wie ihm wolle! und wäre es ein Irrthum, so ist er fruchtbar.[2])

Von vielen anderen Dingen hätte ich noch zu sagen, doch mögen sie nach und nach hervortreten; so viel aber muß ich melden, daß mein körperliches Befinden sich mit jedem Tage aufnimmt, und daß meine geistige Thätigkeit sich so erweist, daß ich sie eher zurückhalten, als antreiben muß; ich bin zu allem weit besser disponirt, als in der letzten Zeit vor meinem Uebel, das ich herankommen fühlte, ohne zu wissen, wie ihm vorzubeugen.[3])

Nehmen Sie nun das schönste Lebewohl, und lassen Sie von Zeit zu Zeit uns in ein briefliches Gespräch treten; es muß ja nicht immer ausführlich sein, und in unserer Lage gibt es doch jederzeit etwas der Mittheilung Würdiges.

[4]) Da mir der in diesen Tagen gehoffte Aushängebogen ausgeblieben ist[5]), so lass' ich doch Gegenwärtiges abgehen, damit die eingetretene Pause sich nicht noch länger ziehe.

liebend und verehrend

Weimar, den 10. April 1823. treulichst J W v Goethe.

---

1) Vgl. S. 249 Note 3.

2) Vgl. oben S. 262 Note 6.

3) Aehnlich äußert Goethe sich gegen Graf Reinhard Nro. 115.

4) Die folgenden Worte nebst der Unterschrift sind später hinzugefügt. Liebend und verehrend treulichst ist von Goethe's Hand.

5) Nach dem Anfang des Briefs ist wohl an mehrere Aushängebogen zu denken.

83.

Goethe an Schultz.

Wir besitzen hier ein Bild von Hackert in mäßiger Größe, für seinen Freund Herrn Gore [1]) mit großer Liebe und Sorgfalt gemalt; dieses, gegenwärtig in den Zimmern unserer gnädigsten Herrschaft, betrübt die Eigenthümer durch eine wunderliche Erscheinung. Die Luft nämlich, die mit dem übrigen Abendglanze der Landschaft sehr schön harmonirt, hat, da wo sie an die Ferne gränzt, unzählige kleine Risse gewonnen, die man zwar in einiger Entfernung nicht sieht, die aber den Genuß, wenn man sich dem Bilde nähert, unterbrechen und stören. Kunstverständige glauben, es werde der ganzen Sache geholfen sein, wenn man das Bild auf eine andere Leinwand aufzöge, die Risse würden von selbst zugehen, und weiter an dem Bilde nichts zu thun sein; wäre dies, so würde jeder Wunsch erfüllt; denn ob man am Bilde mit Farbe zu retouchiren wagen dürfe, daran zweifle ich sehr, wegen der großen Uebereinstimmung und Reinheit des Tons. Nun kommt es darauf an, ob ein vorzüglicher Landschaftskünstler, wie Sie in Berlin besitzen, nach dieser Aeußerung selbst einige Hoffnung hegt, so würde man das Bild zu übersenden nicht verfehlen; es ist nicht groß, und würde sich ohne Schwierigkeit und sicher transportiren lassen. Worüber mir denn gefällige Entschließung erbitte.

G.

Auf der dritten Seite des gefaltenen Viertelbogens finden sich folgende Zeilen von Schultz an Schinkel, nebst dessen Antwort:

Liebster Schinkel!

Goethe, der sich bestens empfiehlt, und nochmals seinen Dank für Ihre Güte in Betreff des Giorgione wiederholt, wünscht, daß ich Ihnen oder anderen, die sich der Sache annehmen könnten und wollten, das Vorstehende mittheile, um zu erfahren, ob es belohnt, das darin erwähnte Gemälde herzusenden, und wem die Arbeit aufgetragen werden könnte. Könnten Sie mit zwei Worten hierunter Ihre Meinung bemerken, würde ich sehr dankbar dafür sein.

Von Herzen der Ihrige.

Berlin, 12/5 23. Schultz.

Wir haben einen ausgezeichneten Mann für Operationen dieser Art, der sich Hovack nennt; ich werde mit ihm sprechen, ob ein solcher Schaden durch Transportiren auf andere Leinwand vollkommen aufge-

---

1) Ueber Charles Gore vgl. Goethe in den Nachträgen zu Hackert's Leben.

hoben werden kann, wie ich es glaube, nach dem, was ich von dem Manne gesehen habe, und werde Ihnen dann mündlich mittheilen, unter welchen Bedingungen er dies Geschäft übernehmen wird.

Schinkel.

84.

Goethe an Schultz.

Mit erleichtertem Herzen kann ich Ihnen, verehrter Freund, in diesem Augenblicke schreiben; denn Sie haben sich gewiß die traurigen Zustände unserer letzten vierzehn Tage gedacht, wenn Sie die tödtliche Krankheit unserer verehrten Großherzogin vernahmen, die in gewissen Augenblicken wenig Hoffnung ließ.[1] Kaum war ich von meinem schweren Uebel genesen, und trachtete mich nach und nach zu erholen, als diese harte Prüfung über uns verhängt war, von der wir uns noch nicht ganz hergestellt haben. Indessen um zum zweiten Mal in's Leben zurückzukehren, erwiedere ich auf Ihre reiche freundliche Sendung[2] und Theilnahme, das Nächste dankbar ergreifend.

Erstlich soll die Zibetkatze gerühmt sein, die mir, wie jener Widder im Busche dem voreilig opfernden Alten[3], aus aller Verlegenheit hilft.

Dagegen gibt mir das Schubarthische Heft[4] viel zu denken. Es freut mich, daß Sie ihn auf diesen Weg geführt haben; grüßen Sie ihn zum Allerschönsten; wenn er seinen Scharfblick nach allen Seiten hinwendet, so wird es diesen Heften an Mannigfaltigkeit nicht fehlen. An einigen gegen den Zeitsinn gerichteten und wohl angebrachten Aeußerungen hab' ich den Verfasser wohl erkannt; lassen Sie diese Rubrik nicht ausgehen! In diesem Augenblick geziemt sich wohl, dergleichen zu wagen. Wie sehr wünscht' ich einmal wieder eine mündliche Unterhaltung über die so wichtigen Gegenstände des Tags!

Der theilnehmende Verein[5] wird von meiner Schwiegertochter sehr gelobt, welche in allen Auctionen meine früheren Ausgaben, sogar theilweise einzeln, aufkaufen läßt; bei einigen, Hackert, Winkelmann, die Propyläen, ist sie, zu ihrem großen Ver-

1) Vgl. den Briefwechsel mit Reinhard S. 230.

2) Der betreffende Brief von Schultz liegt nicht vor.

3) Abraham. Zur Sache vgl. 269.

4) Paläophron und Neoterpe. Erstes Heft. Schultz hatte dem Buchhändler Humblot die Unterstützung dieses Unternehmens zugesagt. Vgl. unten Nro. 86. oben S. 93.

5) Schubarth kündigte in Paläophron und Neoterpe I, 315 ff. die Bildung eines Vereines an, der eine Art Archiv für die Goethe'schen Schriften gegründet habe, und um die Bereicherung desselben bat, ehe noch ein Anfang der Sammlung gemacht war, wie Varnhagen von Ense Denkwürdigkeiten und vermischte Schriften V, 189 (zweite Auflage) auf ergötzliche Weise erzählt.

druß, überboten worden. Ich werde dankbar erkennen, wenn der löbliche Verein einer vollständigen Ausgabe meiner Schriften vorarbeitet, und sich fernerhin ausspricht, was davon zu wünschen und zu erwarten wäre.

So eben bin ich im Begriff, jene zwanzig Bände um zehn bis zwölf zu vermehren, und theils die im kleineren Format herausgekommenen letzteren Arbeiten heranzuziehen, theils Zerstreutes anzufügen; sobald sich dies näher entscheidet, melde ich's umständlicher.

Die so glücklich restaurirte Dame hat die Hoffnung erregt, daß es mit anderen beschädigten Bildern gleich günstigen Erfolg haben werde; ich lege daher ein einzelnes Blatt bei, zur Bequemlichkeit, wenn Sie allenfalls einen Künstler darüber sprechen wollten.

Die Gipssendung ist glücklich angekommen. Dante scheint mir auch ein Kunstwerk, aber sehr nahe an der Natur; der kleine Bacchus ist himmlisch, der Tänzer, wahrscheinlich eine Bronze, höchst schätzenswerth. Können Sie mir ähnliche kleine Dinge von Zeit zu Zeit zusenden, so verpflichten Sie mich höchlich. Die Brosamen von dem reichen Tisch der Alten sind es doch eigentlich, wovon ich lebe; wie Sie aus dem restaurirten Phaethon nächstens erfahren werden.

Nur noch eine trauliche Bitte. In dem VIII. Heft von Tischbein's Homer, nach Antiken gezeichnet, stellt die erste Tafel den Ulysses nackt dar; er hat die gewöhnliche Mütze auf dem Haupte, trägt auf der linken Schulter ein Ruder und in der rechten Hand eine Fackel.[1] Die antike Paste, wornach dieses Blatt gezeichnet ist, soll in den Händen des Herrn Staatsrath Uhden sein, und ob wir gleich für die Tischbeinische Mittheilung dankbar sind, so möchten wir denn doch das Original sehen, das für eins von den schätzbarsten Denkmalen dieser Art gar wohl zu halten ist; können Sie einige Abdrücke oder Abgüsse davon verschaffen, so werden wir es dankbarlichst anerkennen.

Die beiden Kupferblätter nach der Madonna del Pesce[2] sind mir noch nicht zu Gesicht gekommen; ich werde mich darnach umthun, und unser guter Meyer, der sich dergleichen annimmt, wird Ihren Wünschen hierin gern entgegen kommen.

Es war ein Glück, daß ich zu den Heften so viel vorgearbeitet hatte, sonst wär' ich den dringenden Setzern und Druckern nicht nachgekommen; und doch gesteh' ich, daß mir diesmal die letzte Redaction und Revision viel Pein gemacht, die ich ohne Beistand Freund Riemer's nicht hätte bewirken können. So große Sorge, Angst und Bangigkeit mit einer sich erst herstellenden Natur ertragen zu sollen, ist freilich zu viel verlangt; es ist schwer, nach

1) Vgl. Kunst und Alterthum IV, 3, 38.
2) Von Raphael. Vgl. den Briefwechsel mit Zelter Nro. 339. 351. unten Nro. 86.

solchen Anstrengungen wieder zu Athem zu kommen. Möge den Freunden aus diesem Bestreben etwas Erfreuliches hervorgehen!

Hiezu noch eine Anfrage. Könnten Sie mir ein Exemplar von dem Nachdruck meiner früheren Schriften, welche Himburg in Berlin in den Jahren 73 oder 74 veranstaltet [1]), verschaffen, so würde meine Schwiegertochter sehr dadurch erfreut werden; vielleicht kann ich dem wohlwollenden Verein mit etwas Aehnlichem dagegen dienen.

And so for ever! [2]) G.

Weimar, den 7. Mai 1823.

85.

Goethe an Schultz.

Und so geben Sie mir denn auch einige Nachricht von Herrn von Henning; ich höre, er heiratet [3]), und da mag ihm denn das Uebrige nachgesehen sein. Er wollte mir etwas zum neusten naturwissenschaftlichen Hefte über sein chromatisches Thun und Lassen mittheilen; es ist nichts geschehen; auch hat er gar nichts von sich hören lassen, und ich helfe mir durch eine kurze Anzeige seiner Einleitung [4]), damit man diese bedeutende Sache nicht ganz mit Stillschweigen übergehe. Für gesendete entoptische Glasplatten bin ich ihm noch eine Kleinigkeit schuldig; ich wünschte aber eine ähnliche Sendung, damit ich Freunden diesen einfachen Apparat, der alle complicirte werth ist, mittheilen könne.

Ich habe jetzt den Biotischen Apparat im Hause, der gleichfalls mit einem kleinen Löchlein und abgeleiteten Erscheinungen operirt. Man muß mit Augen sehen, wie die Menschen sich selbst verwirren, und durch die Mittel den Zweck entfernen. Ich lege ein Blättchen bei, was ich noch wünsche; das Geld sende mit dem Hefte Kunst und Alterthum, das nicht lange mehr ausbleiben darf.

Herr Teoli [5]) besuchte mich heute; er ist ein gar freundlicher, verständiger Mann, ich habe ihn Hofrath Meyer empfohlen; dieser wird sich seiner freundlich annehmen. Ob er hier etwas von seinen Kunstwerken anbringt, dies bezweifle ich; die Krankheit unserer herrlichen Großherzogin hat alles dergestalt in Confusion ge-

---

1) Die erste, ohne des Dichters Wissen und Zustimmung gedruckte Ausgabe von Goethe's Schriften erschien 1775 in zwei, die zweite 1777 in drei, die dritte 1779 in vier Bänden. Vgl. Briefe an Frau von Stein I, 225. 229 f. Nicolovius über Goethe S. 1 f.

2) Diese Schlußformel findet sich in den Briefen an Zelter erst am 30. October 1824, das deutsche und immer so fort schon im Juni 1824 und für ewig schon im Januar 1823. Vgl. oben Nro. 79.

3) Zelter hatte dies Ende März (III, 306) gemeldet.

4) Vgl. zur Naturwissenschaft II, 1, 93 ff. oben S. 254 Note 2.

5) Vgl. oben S. 253 Note 1.

bracht, daß an irgend etwas Kunstreichem Freude zu haben, erst späterhin wieder an die Tagesordnung kommen kann.

Daß Sie sich Immermann's [1]) annehmen, freut mich sehr; ich denke gut von ihm, mußte aber ein Verhältniß zu ihm scheuen; ich bin zu alt, um reifende Talente abwarten zu können. Wenn er sich einmal selbst verstehen lernt, so kann er den Deutschen willkommen heißen; nehmen Sie sich desselben aus Ihrer höheren Sphäre kräftig an, so ist er geborgen.

Was diesen Sommer aus mir werden wird, wüßt' ich nicht zu sagen; wahrscheinlich bleib' ich ganz zu Hause, und da wäre mir ein Besuch des Freundes höchst willkommen; von Zeit zu Zeit gebe Nachricht.

And so for ever! G.

Weimar, den 18. Mai 1823.

---

[2]) Vorstehendes sollte eben abgehen, als Ihr werthes Schreiben vom 12. Mai [3]) anlangt. Seitdem hat sich eine Unterhandlung mit Teoli wegen Restauration einiger Bilder hervorgethan, deren Resultat noch nicht entschieden ist.

86.

Goethe an Schultz.

So eben, mein theuerster Verehrter, als Ihr beifälliger Brief [3]) bei mir ankam, und die Geneigtheit verkündigte, das Hackertische Bild in Berlin restauriren zu lassen, war der gute Teoli beschäftigt, das Gewünschte hier an Ort und Stelle zu leisten, womit er auch glücklich zu Stande kam. Daneben hatte er eine treffliche Marina, wahrscheinlich von Backhuysen, unternommen, und machte sich damit gleichfalls viel Ehre. Erlauben Sie mir, in ähnlichen Fällen mich, durch Ihre Vermittelung, an die Berliner Künstler wenden zu dürfen.

---

1) Schultz hatte sich an diesen, der damals vortragender Auditeur beim Generalcommando des 7. Armeecorps zu Münster war, gewendet, und ihn, unter Anerkennung seiner dichterischen Leistungen, wegen seiner über die Burschenschaft herausgegebenen Schrift befragt, worauf derselbe am 15. Mai erwiederte, er habe als Student in Halle, wo er bis 1817 studirte, zwei nicht in den Buchhandel gekommene Broschüren gegen eine geheime Studentenverbindung und die durch sie verübten Unbilden geschrieben, von denen er selbst kein Exemplar mehr besitze, doch hoffe er ein solches noch verschaffen zu können; dagegen habe er nichts über die allgemeine deutsche Burschenschaft verfaßt, und müsse die betreffende Angabe auf Irrthum beruhen. Vgl. Nro. 86. 100. Von ihm waren bis dahin erschienen: Trauerspiele (das Thal von Ronceval, Edwin, Petrarca), Das Papierfenster eines Eremiten, Gedichte und Ein ganz frisch schön Trauerspiel von Pater Brey (gegen die falschen „Wanderjahre" gerichtet).

2) Auf der dritten Seite des gefaltenen Halbbogens, mit der Bezeichnung, daß es vor die Erwähnung Immermann's gehöre.

3) Liegt nicht vor.

Verkauft von seinen geschnittenen Steinen und Gemälden hat er hier nichts; mir gab das Bild von Herodes und Herodias sehr viel zu denken, und ich müßte viele Bogen schreiben, wenn ich aussprechen sollte, was mir bei dessen Anblick durch den Sinn ging; Sie kennen es wahrscheinlich, und fanden es gewiß auch merkwürdig.

Ich habe dem guten Mann Empfehlung nach Oldenburg mitgegeben, wohin er sich zu wenden gedenkt. Ein großes, bedeutendes Bild von Carracci, das freilich nicht in den besten Zuständen bei uns herum steht, erforderte zu viele Zeit, die er nicht aufwenden konnte, und wär' auch theuer geworden, ob ich gleich die Restauration sehr gewünscht hätte. Er glaubte, man verdiene daran vier- bis fünfhundert Thaler.

Zu Ende des Monats geh' ich nach Marienbad. Kunst und Alterthum erhalten Sie gewiß, die Naturhefte stehen am Schluß. Unseres Bräutigams [1]) versprochener Aufsatz ist heute, den 6. Juni, noch nicht angekommen; in wenigen Tagen bin ich genöthigt fortzuschreiten. Ich hoffe, Sie werden manches Erfreuliche darin finden.

In jenem von Ihnen gebilligten barometrischen Gedanken [2]) ist mir wieder neue Noth zugewachsen; Umsicht nach allen Seiten wird gefordert, auch ist die Complication gränzenlos; doch indem ich festhalte, glaub' ich hie und da übereinstimmende Puncte zu bemerken.

Die Preußischen Abgeordneten, welche gegenwärtig Beobachtungen an der Ost- und Nordsee machen [3]), haben uns auch eingeladen, und wir glauben das Nöthige beitragen zu können; ich bin verlangend über die mannigfaltigen Erfahrungen: denn sie haben ihr Netz weit ausgespannt. Sodann wäre neugierig, ob sie auf den Gedanken kommen, auch auf den Meeren in gewisser Entfernung correspondirende Beobachtungen anzustellen; mir würde das sehr bedeutend sein, doch wollt' ich mich unmittelbar nicht einmischen, es ergibt sich vielleicht auf andere Weise.

Ihr Namensvetter Botanicus [4]) ist sehr brav, und ich werde mir seine Schrift sogleich anschaffen. Einen trefflichen Aufsatz von Ernst Meyer, Privatdocent in Göttingen, mit meiner

---

1) Von Henning's.

2) Vgl. oben S. 262 Note 6.

3) Poggendorff, der noch als Studirender, nach dem Tode von Tralles, von der Berliner Academie mit den meteorologischen Beobachtungen betraut worden war, stellte im Auftrage derselben zu Cuxhaven vom 24. Juni 1823 ab vier Wochen hindurch meteorologische Beobachtungen an. Chamisso, damals als Dichter noch unbekannt, erklärte sich zu gleichzeitigen Beobachtungen zu Greifswalde bereit. Einem Aufrufe Poggendorff's an die Meteorologen Deutschland's, sich diesem für die Wissenschaft folgereichen Unternehmen anzuschließen, wurde bereitwilligst entsprochen, so daß am 1. Juni schon ein sehr bedeutender Theil Deutschland's durch Zusagen kundiger Männer vertreten war. Vgl. Gilbert's Annalen LXXIII, 443 ff. LXXIV, 112. LXXVI, 345 ff.

4) Carl Heinrich Schultz in Berlin, von dessen Schrift: Die Natur der lebendigen Pflanze, in diesem Jahre der erste Band erschienen war.

Anregung dazu, finden Sie im morphologischen Hefte[1]); dort ist auch auf das gleiche Problem hingedeutet, womit hier der 125. § und besonders dessen Abschluß sich beschäftigt. Ueber die Sache, die so tief als weit ist, wüßt' ich jetzt mich nicht zu erklären; möchten Sie aber näher herangehen, so ist nichts, was für den Augenblick mehr förderte, als eine so einsichtige als wohlwollende Recension meiner morphologischen und sonst wissenschaftlichen Hefte in der Jenaer Litteraturzeitung Nro. 101. Es thaten sich verdienstvolle Männer zusammen, und ich habe Ursache genug, ihren Bemühungen dankbar zu sein.[2])

Hier finden Sie nun, mein Bester, gerade was Sie zu wünschen scheinen, eine Uebersicht dessen, was ich für Naturbetrachtung geleistet und in welchem Sinne. Es kommt mir wunderlich vor, daß ich noch einmal in's Leben zurückkommen mußte, um mich von dieser Seite so treulich abgespiegelt zu sehen. Und wenn es auch auf einen anderen sich bezöge, würde mir die Behandlung Freude machen; hier zeigt sich Scharf- und Tiefblick, mit Wohlwollen verbunden, wodurch das Verdienstliche hervortritt, und jede Bedingung, jede Berichtigung, die gewöhnlich hindert und verneint, sogleich förderlich und belebend ist.

Ihr mir zur Morphologie[3]) gegönnter Aufsatz, mein Werthester, hat schon in den Aushängebögen sehr guten Effect gethan; dagegen kann man versichert sein, die ablehnenden, verneinenden Herren sterben nicht aus.

Herrn Uhden empfehlen Sie mich zum Schönsten; der gebückte Ulysses kömmt nächstens zurück; ich habe ein paar Gipsabgüsse einer sehr schönen Medaille des 16. Jahrhunderts hinzugefügt. Es würde mir sehr angenehm sein, wenn Herr Bischof Münter, der mir immer geneigt gewesen und dem ich mich bestens empfehle[4]), einen gleichen Abdruck wollte zukommen lassen; der Gedanke ist einer der schönsten; ich möchte ihn wohl von einem vortrefflichen Meister des Alterthums ausgeführt sehen.

Genauere Nachricht von Immermann wird mir viel Freude geben. Seit einiger Zeit hab' ich wieder angefangen, mich nach jungen Leuten umzusehen; aber freilich nach solchen, denen man einen Theil seines Nachlasses anvertrauen könnte. In Stuttgart findet sich ein schönes Individuum dieser Art, Namens Adrian[5]); er hat ein verständiges Büchlein über die Priesterinnen der Griechen herausgegeben, woran mich vorzüglich besticht, daß weder Etymologie noch Mystik noch Sinnlichkeit darin spukt, von

---

1) II, 1, 28 ff. Vgl. Goethe's Werke B. 40, 429 ff. (50, 74 ff.) [30, 350 ff.]
2) Vgl. Goethe's Aeußerung zur Naturwissenschaft II, 1, 110 f.
3) Vielmehr zur Naturwissenschaft. Vgl. S. 261 Note 1.
4) Goethe hatte ihn in Rom kennen lernen. Vgl. seinen Brief vom 20. December 1786. Zur Sache oben S. 272.
5) Johann Valentin Adrian, damals Erzieher der Kinder des Grafen von Winzingerode, später Professor in Gießen.

welchen lieben Ingredienzien die Productionen dieser Art jetzt selten frei sind.

Auch einem jungen Eckermann, der in Braunschweig [1]) lebt, hab' ich eine Weile gefolgt; er hat sich gleichfalls an mir herangebildet, und möchte zwischen Schubarth und Zauper [2]) in die Mitte zu stehen kommen; nicht so kräftig und resolut, wie jener, nähert er sich diesem in Klarheit und Zartheit.

Sie haben aus meinen kurzen Sprüchen [3]) mit Ernst und Liebe sich ein Wort angeeignet; dies freut mich höchlich: denn bei dieser Art, Samen auszustreuen, hat man keine Ahnung, was und wo es aufgehen möchte; erst wenn man es an anderen wiederkeimen sieht, versteht man, was es bedeutet.

Ist Schubarth fleißig an Paläophron und Neoterpe [4]), wovon der Namensklang mir gar sehr willkommen klingt. Das gleichgenannte Drama war im Jahre 1800 zum Geburtstage unserer hochgeliebten Herzogin Amalia aus dem Stegreif gedichtet, und eingelernt, wie es vorschritt. Die Rolle des Alten für Graf Brühl, die der Neuen für das allergefälligste Wesen [5]) geschrieben, das ich je gekannt habe. Der Graf, vor etlich und zwanzig Jahren als trefflicher Jüngling durch die Maske des Bejahrten durchscheinend, und die junge, frische Hebe paßten sehr gut zusammen; es waren schöne Tage und eine glückliche, dem Antiken sich annähernde Vorstellung. Zugleich erschien dieser Versuch als Ankündigung der Maskenspiele, die uns mehrere Jahre in Bewegung setzten, und das Publicum unterhielten.

Und indem ich nun zu ruhiger Stunde mir solches Mittelalter [6]) gern wiederhole, so scheinen diese Gebilde abermals wohlthätig auf mich zu wirken. Vielleicht kann ich nächstens zu Gunsten so werther Namensverwandten irgend etwas Nützliches und Erfreuliches leisten.

---

1) Soll Hannover heißen. Eckermann's in Abschrift an Schultz mitgetheilter Brief ist „Hannover, den 24. Mai 1823" datirt.

2) Von dem Professor J. St. Zauper am Pilsner Gymnasium waren im Jahre 1821 Grundzüge zu einer deutschen theoretisch-practischen Poetik, aus Goethe's Werken entwickelt, und im folgenden Jahre Studien über Goethe. Als Nachtrag zur deutschen Poetik, erschienen, die dem Dichter einen angenehmen Eindruck machten; es war ihm dabei, „als wenn er an Spiegeln vorbeiginge und sich im günstigsten Lichte dargestellt erblickte". Vgl. Goethe's Briefe an Zauper in der zweiten Ausgabe der Studien B. 2, 217 ff. Eckermann I, 73. Goethe's erste Antwort ist vom 9. April 1821.

3) Den zahmen Xenien oder den Sprichwörtlich überschriebenen Versen.

4) Vgl. oben S. 271 Note 4.

5) Fräulein von Wolfskeel. Vgl. Weimar's Album zur vierten Säcularfeier der Erfindung der Buchdruckerkunst S. 133 f. 97. Goethe in den Annalen unter dem Jahre 1800.

6) Goethe hat eigenhändig alter über das vom Abschreiber gesetzte zeit geschrieben, und zu solche ein s hinzugefügt.

Die Sendung der Mutter-Gottes vom Fisch[1]) behalte mir bis zu meiner Rückkunft vor. Meyer geht nach Wiesbaden, und in drei Wochen ohngefähr hoff' ich in Marienbad zu sein, wenn nicht einige Wolken, die sich über unserer theuren Fürstin Gesundheit zusammenziehen, des Großherzogs Reise dorthin durch mehrere Verdüsterung aufschieben, oder gar verhindern. Die Aerzte geben mir, auch selbst in der größten Vertraulichkeit, die beste Hoffnung; aber sorgliche Falten legen sich nach so manchen Unfällen in den Geist, daß man die Fähigkeit verliert, der Hoffnung die schuldige Nahrung zu geben.

Wann ich also wieder zu Hause sein werde, wüßt' ich nicht voraus zu bestimmen, wahrscheinlich in der Hälfte September's;[2]) indessen erhalten Sie auf alle Fälle von Marienbad aus einige Nachricht. Auch nur eine entfernte Hoffnung, Sie wieder zu sehen, gibt mir neuen Muth, die Zwischenzeit möglichst zu nutzen.

In der Stelle Ihres Briefes, wo Sie von Hackert's Gemälde sprechen, scheint es dem Ausdruck nach, als ob Ihr Restaurator das Gemälde von dem Tuch abnehme; man hat mir dieses Kunststück schon früher begreiflich machen wollen; hier ist denn freilich die Sicherheit einer kühnen Technik zu bewundern. Sehen wir doch eben in diesen Tagen zwei verwegene Pilger auf dem Seil bis zum Glockenthurm steigen, und von dorther, zu Rittern verwandelt, wieder herunterkommen; Jedermann wird angst dabei, aber sie leisten es doch.[3])

Maske sowohl als Drache sind auf Nro. 3. des Triumphzugs[4]) unverkennbar; ich bemerkte sie früher nicht, sonst hätt' ich bei Herrn Noehden[5]) deshalb angefragt, welcher entscheiden konnte, ob schon der Maler die ausdrückliche Intention gehabt, oder ob der Nachbildner sie erst hineingetragen. Allenfalls kann ich Gelegenheit nehmen, es noch zu thun.

Indem ich diesen Brief fortzusenden zaudere, kommt unseres werthen Henning's Aufsatz noch nicht an; mag also Gegenwärtiges abgehen.

Vor einiger Zeit kam beikommender Brief von Eckermann bei mir an, den ich sende, weil er seinen Zustand ganz ausdruckt; nun folgt er gestern selbst, und erscheint als ein gar guter, feiner, verständiger Mensch. Da er keine weitere Bestimmung hat, so will

---

1) Vgl. oben S. 272.

2) Vgl. den Brief an Reinhard Nro. 120.

3) Es ist hier wohl vom Seiltänzer Kolter und seiner Schwägerin die Rede, welche dasselbe Kunststück im September 1824 zu Berlin aufführten, wie Zelter an Goethe (Nro. 432) berichtet.

4) Von Mantegna.

5) D. J. H. Noehden in London. Vgl. B. 32, 88 ff. (39, 137 ff.) [25, 64 f.] Ueber Mantegna's Bilder im Palaste Hamptoncourt verdankte Goethe ihm bereits sehr bedeutende Aufschlüsse. Vor Kurzem hatte er noch Knebel's Sohn einen Brief an ihn mitgegeben.

ich ihn nach Jena einleiten, und ihm dort einige Packete abzudruckender Schriften zum Redigiren und Corrigiren geben. Nach dem Werke, das er mir geschickt hat[1]), scheint er hiezu völlig geeignet. Da er sich an meinen Sachen heranbildete, so wird es keine Schwierigkeit haben, mit ihm sich zu verständigen.[2])

In wenig Tagen hoff' ich soll ein Exemplar Kunst und Alterthum[3]) wenigstens in Aushängebogen abgehen können. Theilen Sie es Zelter'n mit und grüßen ihn schönstens. Die Jenaer Litteraturzeitung Nro. 101—9 beschäftigt sich mit meinen Naturbetrachtungen; ich bin den Recensenten viel Dank schuldig, um so mehr, als ihre freundliche Anerkennung mich in den Stand setzt, über diese Dinge klarer zu denken und, mit mehr Sicherheit, schneller zu arbeiten.

herzlich zugethan J W v Goethe.

Weimar, den 11. Juni 1823.

87.

Goethe an Schultz.

Das bis auf den letzten Augenblick meiner Abreise verspätete Heft[3]) zu übersenden, ist meine letzte Pflicht in Weimar. Möge es den Freunden zu einiger Unterhaltung dienen und mich ihnen vergegenwärtigen, wie sie mir nahe waren, als ich es theilweise verfaßte und im Ganzen redigirte. Mehr ist mir nicht erlaubt zu sagen; die treuesten Wünsche begleiten diese Sendung.[4])

Von Marienbad hoffentlich ein Mehreres. Mögen Sie gelegentlich Herrn C. H. Schultz für die Uebersendung seines Werkes den schönsten Dank abtragen; es reist mit mir nach Böhmen. Gar vieles noch schwebt mir im Sinne, aber es kann sich diesmal nicht loswickeln.

Tausend Lebewohl! G.

Weimar, den [5]) Juni 1823.

88.

Schultz an Goethe.

Berlin, den 24. Juni 1823.

Ungewiß, ob diese Zeilen Sie noch in Weimar antreffen werden, schreibe ich um so mehr nur einige flüchtige Worte, als eine Erkältung mich heute in fieberhaften Zustand gebracht hat. Die

---

1) Beiträge zur Poesie mit besonderer Hinweisung auf Goethe. Vgl. Eckermann I, 33, 39.

2) Vgl. an Knebel Nro. 606.

3) Kunst und Alterthum IV, 2.

4) Wörtlich findet sich diese ganze Stelle in den Briefen an Knebel vom 25., an Zelter und Graf Reinhard vom 26. Juni.

5) Das Datum des 25. oder 26. ist nicht ausgefüllt.

Beilage, die schon im vorigen [1]) Briefe angestrichen war, wurde wegen des mich übereilenden Abgangs der Post beizufügen vergessen; was Sie gütigst entschuldigen wollen.

Seit gestern beschäftigen mich die vortrefflichen Jenaer Recensenten. [2]) Sie haben mehr gethan, als ich gehofft und für möglich gehalten habe. Man findet sich mitten in der Sache, ohne seine eigne Unwissenheit zu bemerken; alles ist klar und leicht gemacht, als hätte man es längst so gewußt. Das Unternehmen verdient schon durch diese musterhafte Behandlung das höchste Lob, durch den Gegenstand aber unseren wärmsten Dank. Es wird unendlich viel wirken; nichts hätte gerade jetzt, insbesondere aber für mich, erwünschter sein können. Ich lasse sogleich einige Exemplare der ganzen Nummernfolge verschreiben, in Hoffnung, daß sie einzeln zu haben sein werden.

Schubarth dankt von Schlesien aus für Ihr gütiges Andenken, welches ich ihm meldete. Er sinnt allerdings auf Förderung eines zweiten Stücks von Paläophron und Neoterpe, welches wohl im Winter zu Stande kommen dürfte. [3]) Ein schätzbarer Aufsatz von dem D. Lange zu Breslau, einem gleichgesinnten tüchtigen jungen Philologen [4]), ist mir von Schubarth schon vor seiner Abreise mitgetheilt worden. Er handelt vom Unterschiede der antiken und der modernen Tragödie, und enthält, in sehr ruhiger, klarer Sprache, für mich lehrreiche Dinge. [5])

Ich erwarte täglich mit Ungeduld die Bestimmungen, welche mich belehren werden, ob ich an den Versuch, Sie zu sehen, ernsthaft denken darf.

Die Hartnäckigkeit der Spanischen Constitutionellen hat in der ganzen Welt viel Schaden gethan, und viel Gutes verhindert. [6]) Endlich wird sie doch besiegt werden.

Diese peinvolle Zeit wird vorübergehen und bessere Tage bringen. „Ich trete die Kelter allein" [7]), fällt mir oft ein; es ist aber auch nur ein Einfall, und man muß dem nicht Raum geben.

---

1) Nicht vorliegenden. Vgl. S. 274.

2) Vgl. S. 276. 279.

3) Schubarth, der mit Schultz drei Tage in Potsdam zugebracht hatte, bittet am 20. Juni von Heidau bei Parchwitz aus, Schultz möge Goethe gefälligst seinen lebhaftesten Dank für allen Antheil ausdrücken, den er an ihm nehme und künftig noch nehmen möchte. Zugleich fragt er, ob Goethe nicht dazu beitragen könne, daß Eichstädt den Druck der Beurtheilung seiner Ideen in der Litteraturzeitung beschleunige. Vgl. oben S. 263. f.

4) Vgl. oben S. 264 Note 1.

5) Abgedruckt ohne Namen des Verfassers in Schubarth's Paläophron und Neoterpe II, 1—41.

6) Die Französische Invasionsarmee, welche den König von den Cortes befreien sollte, hatte am 24. Mai Madrid besetzt, die Cortes aber den König mit sich nach Cadix geführt, das von den Franzosen belagert ward. Vgl. unten Nro. 95.

7) Jesaias 63, 3.

Das Wichtigste ist, daß wir jetzt Sommer haben, welcher benutzt werden muß, um den Winter hindurch ohne Leiden im Hause verleben zu können. Zugleich ist dieses das Mittel, meine Sehnsucht nach mündlicher Unterhaltung mit Ihnen zu befriedigen. Darauf denke ich also ganz ausschließlich.

Meine besten Wünsche begleiten Sie bis zu frohem Wiedersehen.

Ewig der Ihrige.
Schultz.

89.

Goethe an Schultz.

Donnerstag [1]) den 26. Juni fuhr ich von Weimar ab und, nach einer sorgfältig-bequemen Reise, gelangte ich Sonntag den 29. nach Eger, und nachdem ich meine Equipage vorausgeschickt, Mittwoch den 2. Juli nach Marienbad. Ich sage dies so umständlich, um auszudrücken, daß ich die ganze Fahrt als eine mannigfaltig-gemüthliche Spazierreise zu behandeln trachtete. Kurz vor mir langte der Großherzog an; wir wohnen in verschiedenen Häusern auf einer Terrasse, wie ich's nennen will, die meist den ganzen wunderbaren Ort von oben herunter beschaut. Das Ganze, das aus großen und ansehnlichen Häusern besteht, hat etwas Wöhnlich-freundliches, ich möchte wo anders nicht lieber wohnen. Auf den Großherzog thut es dieselbige Wirkung. In allem sind gegen vierhundert Menschen hier, welche sämmtliche bedeutende Wohnungen einnehmen. Lassen Sie das Drittheil davon zur höheren Gesellschaft gehören, so sehen Sie, daß die gebildete Welt einen mäßig-angenehmen Zirkel macht. [2])

Einer von meinen Begleitenden [3]) schreibt Wind, Wolken und Wetter sorgfältig auf: denn leider hat mich auch dieses Luftgetümmelwesen gewaltig ergriffen [4]), und da muß man denn der lieben Erfahrung aufpassen und sehen, ob sie so höflich ist zu handeln, wie man wollte.

Ein anderer regsamer, leidenschaftlicher Bergfreund [5]) hat schon die Felsen rings umher zusammengepocht. Wir ließen vor'm Jahr eine vollständige Sammlung hier [6]), machen nun Duplicate und Triplicate, finden wenig Neues, doch gibt es zu guten Gedanken Anlaß, die in der Geognosie und Geologie nöthiger sind, als irgendwo, weil sich mancher hier mitzureden vermißt, dem die Natur

---

1) Vielmehr Freitag, wie im Folgenden Montag statt Sonntag stehen muß.

2) Vgl. an Knebel Nro. 608. an Zelter Nro. 411.

3) Sein Kammerdiener und Schreiber J. John. Vgl. Nro. 92.

4) Vgl. Nro. 92.

5) Sein Diener Stadelmann. Vgl. Briefwechsel mit Grüner S. 160. unten Nro. 92.

6) Vgl. B. 40, 240 ff. (60, 129 ff.) [30, 198 ff.]

weder Anschauungs- noch Fassungs- noch Ordnungsgabe verliehen hat.

Die Chronik meines Lebens, Zurechtstellung der Tagebücher und sonstiger Notizen, hab' ich auch schon um ein paar Jahre von hinten hervor gefördert, und so, denke, wird das frischere Gedächtniß die Einzelnheiten früherer Jahre wieder nach und nach beleben und mit sich aufrollen. [1])

Kunst und Alterthum IV, 2, haben Sie erhalten; den letzten Bogen vom wissenschaftlichen Hefte [2]), sogar den Umschlag, habe noch vor dem Einsteigen revidirt. Ich wünschte, Sie erhielten das auch bald; denn es ist manches darin niedergelegt, was ich höchlich schätze, was mir am Herzen liegt, und das ich an das Ihrige lege.

Die Jenaischen Blätter haben mir einen größeren Dienst erzeigt, als denkbar ist; denn wie hätte ich zu solcher Erinnerung dann Lust gefunden? woher Fähigkeit und Trieb auch selbst zu reassummiren? [3]) In meinen Jahren muß man vorwärts gehen, aufwärts bauen und nicht mehr nach dem Grundstein zurückblicken, auf welchen man sich gut fundirt zu haben glaubt.

Es schweben mir noch wunderliche Dinge vor; davon wäre denn bei schicklichem Zusammentreffen löbliche Mittheilung zu geben.

Wie lang mein hiesiger Aufenthalt dauren mag, seh' ich nicht voraus; meine Absicht wäre, bis Anfangs August's hier zu verbleiben, alsdann von Eger aus Gebirg und Land und mancherlei menschliche Zustände unmittelbar zu schauen. Denn mir scheint nichts nöthiger, als äußere sinnliche Anregung, damit ich mich nicht in's Abstracte, oder wohl gar Absolute verliere.

In der Hälfte September kehr' ich alsdann wieder zu Hause; doch vernehmen Sie von Zeit zu Zeit den Verlauf meines Lebens; möge der Ihrige zu gedachter Epoche sich nähern, und wir uns wieder unmittelbar berühren. Es gibt jetzo gar zu vieles, was man weder schreiben kann noch mag, was man wohl könnte und versteht, aber auch gern die Bestätigung von einem Freunde vernehmen möchte, und beseh' ich es von vielen Seiten, so ist es unerläßlich, daß man sich spreche.

Man brachte mir die Lateinische Uebersetzung von Hermann und Dorothea [4]), es ward mir ganz sonderbar dabei; ich hatte dieses Lieblingsgedicht viele Jahre nicht gesehen, und nun erblickt' ich es wie im Spiegel, der, wie wir aus Erfahrung und neuerlich aus den entoptischen (Farben?) wissen, eine eigne magische Kraft auszuüben die Fähigkeit hat. Hier sah ich nun mein Sinnen und Dichten, in einer viel gebildeteren Sprache, identisch und verändert,

---

1) Vgl. an Zelter Nro. 411.

2) Zur Naturwissenschaft II, 1.

3) Vgl. die Bemerkungen zur Naturwissenschaft II, 1, 114 ff., in den Werken die erste Reihe Betrachtungen über Naturwissenschaft.

4) Von B. G. Fischer, Professor zu Schönthal. Stuttgart 1822.

wobei mir vorzüglich auffiel, daß die Römische nach dem Begriff strebt und, was oft im Deutschen sich unschuldig verschleiert, zu einer Art von Sentenz wird [1]), die, wenn sie sich auch vom Gefühl entfernt, dem Geiste doch wohlthut. Ich möchte übrigens nicht weiter darüber nachdenken; denn eine solche Vergleichung führt zu tief in den Text.

Verzeihung! Sie sehen aus diesem Blatt, daß ich mir Sie schon als gegenwärtig vorstelle, wo man es nicht gar zu genau nimmt.

Tausend Lebewohl! G.

Marienbad, den 8. Juli 1823.

90.

Schultz an Goethe.

Berlin, den 19. Juli 1823.

Gegenwärtiges an Sie, verehrtester Freund, gelangen zu lassen, gibt mir Herr Wilhelm Hensel [2]) die erwünschte Gelegenheit, welcher auf dem Wege nach Rom, um Sie zu sehen, über Marienbad reiset. [3]) Sie werden bereits von ihm, als einem unserer vorzüglichsten jungen Künstler, gehört haben; vielleicht finden Sie Vergnügen, seine kleinen Zeichnungen, die er bei sich führt, durchzublättern. Sein ausgezeichnetes Talent lebhafter Auffassung von Characteren hat ihm, bei Hofe wie im Publicum, viele Gunst erworben; Sie werden in seinen kleinen Portefeuille's eine Menge von Bildnissen bekannter und unbekannter, hoher und geringer Personen finden. Sein Wunsch, denselben Ihr Bildniß beifügen zu dürfen, ist auch der Ihrer hiesigen Freunde; er ist der Absicht, wenn es ihm gelänge, dasselbe in Italien einem guten Kupferstecher zu übergeben, wobei wir alle interessirt sind, da jeder gelungene Zug, den man aus den verschiedenen Bildnissen von Ihnen herausfindet, für Ihre Verehrer ein Schatz ist, wir also hier gewiß einem neuen Gewinn entgegen sehen dürfen. Möge Herr Hensel Sie in bester Gesundheit und Behaglichkeit antreffen!

Da wir unter alle dem Regenwetter der letzten vier Wochen doch auch einige heitere Tage hatten, benutzte ich diese, mich durch den eben so gefälligen als thätigen Namensvetter Botanicus [4]) über die von ihm entdeckten Bewegungen des Pflanzensaftes belehren zu lassen. Noch nie habe ich microscopische Beobachtungen von solcher unzweifelhaften Evidenz gesehen; wüßte ich nur, wie ich Ihnen dieses Vergnügen verschaffen könnte! Das Auf- und Absteigen

1) Goethe hat eigenhändig das vom Schreiber mißhörte führt in wird geändert.

2) Hofmaler zu Berlin.

3) Auch Zelter gab Hensel an demselben Tage einen Empfehlungsbrief an Goethe mit. Vgl. Briefwechsel mit Zelter Nro. 410.

4) Vgl. oben S. 275.

des Saftes in der Chora, der Proceß in den Knoten derselben, die Bewegung des Saftes in der Rinde des Ahorns ist mir auf das Deutlichste und ganz so, wie Schultz die Beschreibung und Abbildung davon gibt, vor Augen gekommen; darüber kann gar kein Zweifel sein, und die Stumpfsinnigkeit der Beobachter von großem Ruf und Range, die von alle dem nichts sehen zu können behaupten, ist ein größeres Räthsel als die Sache selbst, die überdem rationell so klar ist, daß von dieser Seite wenig zu wünschen übrig bleibt. Nur das Auf- und Absteigen des Saftes in der Ahornrinde haben wir noch nicht sehen können, weil keine frische Zweige zu haben waren, und die Sonne seitdem nicht wieder zum Vorschein gekommen ist; ich zweifle aber daran eben so wenig als an irgend einer anderen Behauptung des jungen Mannes, der sich als durchaus wahrhaft und im höchsten Grade unbefangen bewährt, dabei mit lebendigen äußeren und inneren Sinnen, wie man einen Naturforscher nur wünschen mag.

Tausend Dank für das gar werthe Heft über Kunst und Alterthum! Was liegen darin nicht für neue Geschenke! — es ist, als hätte man noch nichts gewußt! Und wie zart knüpft sich durch das, was wir weiter zu erwarten haben, für stets erneuete Folge das Band des Wohlthuns und der Dankbarkeit, die nie sich erschöpfen wird!

Für mich sind die Aussichten auf einen heiteren Genuß der Sommermonate durch die langwierige und schwere Krankheit sehr getrübt worden, an welcher mein ältester Sohn [1]) darniederliegt. Schwerlich werde ich früher als in der Mitte des August nach Salzbrunn in Schlesien abreisen, um, wo möglich, ihn dahin mitnehmen zu können. Unter diesen Umständen muß ich die Hoffnung, Sie zu sehen, bis zum Herbste verschieben; bis wohin ich noch nähere Nachricht von mir zu geben nicht unterlasse.

Sollte das Heft zur Morphologie [2]), in welchem der Aufsatz über den Phosphor im Auge abgedruckt ist, noch nicht abgeschlossen sein, so könnte ich, wenn Sie es zweckmäßig finden, einen Nachtrag dazu liefern, der das Interesse an der Sache sehr erhöhen würde. Neuere Erfahrungen haben diesem Gedanken eine mir unerwartete Ausdehnung gegeben; die Mediciner werden sich solche zu Nutze machen, und haben willig von allen Seiten her Belege dafür beigebracht. Wir befinden uns hiebei ganz deutlich auf der Gränze des animalen und des psychischen Lebens, wie ich von jeher ahnete, daß wir dahin kommen müßten. Von dieser Seite hätte Ihre Farbenlehre keinen größeren Triumph haben können, da alles, was hierin gewonnen ist, direct durch sie gewonnen ist, und vielleicht auf keinem anderen Wege hätte jemals gewonnen werden können.

1) Bernhard.
2) Vgl. oben S. 261. 276.

Unseres vortrefflichen Meyer's Geschichte der alten Kunst, deren Erscheinen zu Ostern d. J. ich mit größtem Verlangen als ganz gewiß entgegen gesehen habe, ist mir recht eigentlich wie das Röhrwasser ausgeblieben [1]); denn die Buchhändler wissen noch immer nichts davon. So ist auch der Verfolg der vortrefflichen Jenaischen Recensionen über Ihre morphologischen Hefte ausgeblieben, nachdem die ersten drei Nummern davon schon vor fünf Wochen hier angekommen waren. Inzwischen dürsten wir, und keine andere Nahrung vermag diesen Durst zu löschen.

Zum ersten Male bin ich vor Kurzem in Besitz der Memoiren der Stephanie Luise de Bourbon-Conti [2]) gekommen, deren Lesung mir großen Genuß gewährt hat; nicht sowohl an sich — denn diese historische Wirklichkeit ist trostlos —, als vielmehr, indem ich dadurch Ihr Verfahren in der Eugenie [3]) zu schätzen Gelegenheit erhielt, und mir über Ihren Plan zur Fortsetzung und weiteren Entwickelung der Intention des Ganzen eigne Gedanken machen konnte. Da Sie nun gerade über die Tetralogien der Griechischen Tragiker so schätzbare Worte gesagt haben [4]), möchte ich wohl bitten, davon Veranlassung zu nehmen, uns über Ihre Absicht mit der Eugenie Aufschluß zu geben, woraus wir außerordentliche Belehrung zu hoffen haben dürften; denn der Fall ist hier doch ein ganz anderer, zwar dem Verfahren Schiller's [5]) verwandt, aber doch noch, wie man aus der Eugenie erkennt, ein ganz anderer.

Hiemit aber, um Herrn Hensel nicht zu versäumen, muß ich schließen. Erhalten Sie sich für die Welt, und mir Ihre Liebe!

Ewig der Ihrige. Schultz.

91.

Goethe an Schultz.

Ihr lieber Brief, Theurer, Verehrter, durch Hensel [6]) kommt mir zu guter Stunde, heute am 30. Juli, wo wir des schönsten Wetters genießen. Das Verlangen, mein Portrait von des jungen geschickten Malers Hand zu sehen, ward auch von Herrn

---

1) Vgl. die Worte des Schatzmeisters im Faust (V. 12, 12):
Subsidien, die man uns versprochen,
Wie Röhrenwasser blieben aus.

2) Mémoires historiques de Stephanie-Louise de Bourbon-Conti écrites par elle même. 1799. Vgl. Varnhagen von Ense a. a. O. I, 444 ff. Mundt's Freihafen III, 4, 71 ff.

3) Der natürlichen Tochter, die Goethe selbst gern mit dem Namen Eugenie bezeichnete.

4) In Kunst und Alterthum IV, 2, 158 ff. Werke B. 33, 8 ff. (46, 11 ff.) [26, 326 ff.]

5) Im Wallenstein.

6) Goethe schreibt Henschel, in Erinnerung an die Gebrüder Henschel, Zeichner und Kupferstecher in Berlin.

Wolff[1]) ausgesprochen, und ich bereit, es zu erfüllen. Leider gelang es nicht, welches ich mir folgendermaßen erkläre. Hensel ist zu sehr gewöhnt, in geselligen Zirkeln Aehnlichkeiten aufzufassen und sie skizzenhaft anmuthig vorzutragen, weswegen er im gegenwärtigen Falle nicht genug Sorgfalt auf den Umriß wendete, wobei mir gleich angst ward. Wie er nun die Ausführung der einzelnen Theile vornahm, erschien ein ganz anderer Mensch, der wenig Aehnlichkeit mit mir hatte. Unglücklicherweise kam die Fürstin Hohenzollern dazu, die ihn durch allerlei Belehrungen und Andeutungen zerstreute, so daß er sein Werk endlich selbst mit Mißvergnügen ansah.

Kurz vorher hatte ich einem Russischen, in Rom und Paris gebildeten Maler, der gut dachte und geschickt arbeitete, mehrere Stunden gesessen, welchem denn glückte, Jedermann zufrieden zu stellen, auch den Großherzog, dem nicht leicht etwas in dieser Art genügt. Dieser denkt nach Berlin zu kommen, und heißt Kiprinsky.[2])

Die vier ersten Wochen der Cur sind, mit abwechselnder Witterung, glücklich und froh vorüber gegangen; schöne Wohnungen, liebenswürdige Nachbarschaft, vertraulicher Umgang mit mehrjährigen Freunden und neuen Bekannten. Graf von St. Leu[3]) ist auch hier zu meiner großen Freude. Mit einem Acteur der Weltgeschichte, der zugleich so ein guter und hochgebildeter Mann ist, gesellig umzugehen, wird (wirkt?) im höchsten Grade belehrend und anfrischend. Hab' ich das Glück, Sie zu sehen, so wird auch von ihm viel zu reden sein.

Den 9. August 1823.

Heute ging der Großherzog von hier ab[4]) mit vortheilhaft gebrauchter Cur, doch hätt' es noch besser sein können, wenn er sie regelmäßiger und anhaltender genutzt hätte. Er wird nach Berlin kommen, um den Manövers beizuwohnen.

Der Geburtstag Ihres Königs[5]) ist vielfach, besonders auch in unserem Kreise, froh gemüthlich begangen worden.

Daß Sie meinen naturhistorischen Arbeiten näher getreten, sie noch lebhafter in sich aufgenommen, thut mir sehr wohl. Ich weiß, daß diese sonderbaren Erzeugnisse eines sonderbaren Menschen sich nicht leicht in einem anderen Geiste völlig zusammenhängend nach der ursprünglichen Reihenfolge wieder abspiegeln können; deswegen die Wirkung schon höchst erfreulich ist, wenn in dem Theilnehmen-

1) Dem unter Goethe's Leitung gebildeten Schauspieler P. A. Wolff in Berlin.

2) Maler der Petersburger Academie. Eine Lithographie dieser Zeichnung erschien 1826 zu Paris von Grevedon.

3) Ludwig Bonaparte, Exkönig von Holland. Goethe hatte ihn im Jahre 1810 gleich nach der Niederlegung der Regierung in Teplitz kennen und lieben lernen. Vgl. Falk Goethe aus näherem persönlichen Umgange dargestellt S. 163 ff. Werke B. 31, 217 f. (39, 245 f.) [25, 161 f.]

4) Vgl. Grüner S. 160.

5) Der 3. August.

den dessen eignes Grundprincip aufgeregt wird, nach individueller Art und Weise sich seine Welt daraus hervorthut, wodurch denn gewiß eine Annäherung an die meinige sich ergeben muß. Das Allgemein-menschliche entwickelt sich aus jedem edlen Gemüth, das mit Ruhe auf sich wirken läßt und aus sich selbst heraus wirkt.

Eckermann [1]) ist in Jena, und arbeitet schon in meinen Papieren, wie ich aus einer Probe sehe, mit Sinn und Verstand; ich werde suchen, ihn fest zu halten, um die nächsten Monate weiter vorzurücken, welches immer schneller gehen wird, je mehr er sich mit dem Vorrath bekannt macht. Er ist übrigens mit meiner Denkweise so vertraut, daß er das Geschäft dem Sinne nach eben so gut und der Ausführung nach besser, als ich selbst, leisten dürfte.

D. Schultz [2]) sandte mir seine Arbeit, in die ich hineingesehen habe, und gerade die Stelle der Saftcirculation fand, von der Sie sprechen; sobald ich wieder in die Hesperischen Gärten [3]) zurückkehre, werd' ich mich ernstlich mit seinen Fortschritten beschäftigen.

Ein von Leinwand auf Leinwand zu übertragendes Bild sende nächstens, wenn auch nicht von Werth, doch zum Versuch und Vergleichung.

Hier in Marienbad würden Sie sich diesen Monat sehr gefallen haben; nun zeigen sich neue Gäste, wir aber haben schon allen Antheil ausgegeben, und wer ihn empfing, nimmt ihn mit sich fort. Vom 20. denk' ich in Eger zu verweilen, am Schluß des Monats zwischen Weimar und Jena; wie sollten Sie willkommen sein! Mehr oder weniger bedeutende Menschen hab' ich gesprochen, und ein wunderliches Resultat herausgezogen. Ihr Hauptstreben ist eine unmögliche Synthese, in der sie sich abquälen, die Verständigsten wie die Unverständigsten; Tod und Leben, Regiment und Freiheit, Meisterschaft und Bequemlichkeit, Leidenschaft und Dauer, Gewalt und Sittlichkeit ꝛc. ꝛc., das soll vereinigt zur Erscheinung kommen. Ich sage nichts weiter; den Commentar machen Sie selbst, er wird uns manche Stunde beschäftigen.

Möge doch der Sommer Ihnen so viel Kraft und Lebenslust verliehen haben, daß Sie Ihre Reise zu uns in der Hälfte September's anzutreten sich geneigt fühlen; vieles, vieles hab' ich mitzutheilen, Gethanes und Werdendes. Gern sendete ich das neuste Heft der Morphologie ꝛc. [4]); es ist aber noch kein vollständig Exemplar bis zu mir gekommen.

---

1) Eckermann hatte ihm das nach Materien geordnete Inhaltsverzeichniß der vier ersten Bände (mit Ausschluß des noch nicht ausgedruckten letzten Heftes) von Kunst und Alterthum zugesandt, und seine Wünsche und Plane ihm offen ausgesprochen. Goethe's freundlich theilnehmende Antwort ist vom 14. August datirt.

2) Vgl. oben S. 275. 283 f.

3) Die botanischen Studien.

4) II, 1.

Den Aufsatz, dessen Sie erwähnen, senden Sie ja baldigst, den Nachtrag mein' ich zu dem Phosphor im Auge; er kann im nächsten Hefte gar wohl abgedruckt werden, und mir noch vorher besondere Dienste leisten; denn ich werde nunmehr einen weitläufigen Auszug aus Purkinje mit meinen Noten in's Engere bringen, wo ich gleichfalls vom Organischen bis zum höchsten Psychischen hinaufsteige, und da kann ich denn durch das, was Sie auf Ihrem Wege entwickeln, höchlich gefördert werden, vielleicht einen Theil meiner Vorarbeit völlig entbehren.[1])

Schubarth grüßen Sie wiederholt, und sagen mir etwas von seiner öconomischen Lage[2]); ich war manchmal unzufrieden hie und da mit seinen Productionen; allzuscharf macht schartig, sagt' ich mir.[3]) Vor Kurzem hab' ich wieder einiges von ihm nachgelesen; es ist jedenfalls ein höchst vorzüglicher Mann, der noch viel Gutes und Aechtes wirken wird, Ihrer Theilnahme vollkommen werth.

Die Methode, das Barometer als hauptwirksam bei allen atmosphärischen Erscheinungen anzusehen, hat mir sehr gefruchtet, ja mich beinahe übermäßig in diesem Fache beschäftigt. Außer dem, was das neuste Heft[4]) bringen wird, erfahren Sie noch manches sehr Erfreuliche; wenn man eigensinnig auf diesen(m) Mittelpunct verharrt, so sieht man nach allen Seiten gar sicher hin; schon hab' ich über den Einfluß der Jahrszeit und der damit zusammenhängenden Wärme mir fruchtbare Gedanken entwickelt, und konnte das Bedingende der Oertlichkeit auf diesem hohen Standpuncte, in der Nachbarschaft von dem sich weit erstreckenden Böhmerwald, gar wohl beobachten und merken; der Winter wird Zeit geben, das alles methodisch zu redigiren.

---

1) Die Anzeige von Purkinje's Schrift (vgl. oben Nro. 43. 57. 59.) findet sich zur Naturwissenschaft II, 2 und in den Werken unter den Aufsätzen Naturwissenschaft im Allgemeinen.

2) Schubarth gab im Briefe an Schultz vom 6. September darüber nähere Auskunft. Daselbst wünscht er, daß die Homerische Sache (die Beurtheilung seiner Ideen, die noch in demselben Monate erschien. Vgl. oben S. 263 f.), in Gang kommen möge, bei welcher weit mehr alles in Goethe's und Schultzens moralischen Willen gelegt sei, als bei der Berliner Anstellung. „Indem ich Goethen schönstens mich zu empfehlen bitte", schließt er, „werde ich es dankbar verehren, wenn er es über sich gewinnen kann, vor Ihnen wenigstens seine volle Meinung und alle Bedenken über mich und mein Treiben nicht zu verbergen. Ich glaube schon um eines gewissen Mißtrauens, das ihm meine und alle Jugend einflößen muß, kein Recht auf solchen unmittelbaren Aufschluß zu haben. In der That fällt es mir auch nicht schwer, aus ganzer Ueberzeugung ihn so hoch zu stellen, daß ich mir eine ächte Mittheilung zwischen ihm und mir nur durch Vermittelung denken kann. Deshalb schreibe ich nicht an ihn selbst, und werde mich hüten, nicht jede Gelegenheit, wo es thunlich ist, zu umgehen." Noch mißmuthiger hatte er sich in einem früheren Briefe über Goethe geäußert, der es mit seinen Versprechungen wie die Könige mache, die man nicht beim Worte nehmen dürfe.

3) „Schubarth geht oft ein wenig tief", äußerte Goethe gegen Eckermann (I, 64); „doch ist er sehr tüchtig, es ist bei ihm alles prägnant."

4) Zur Naturwissenschaft II, 1, 62 ff.

Nicht weniger bin ich im Geognostischen den streitigen Puncten näher gerückt. Auch da muß man sich lossagen von allem äußeren Einfluß, nur genau Acht geben auf alte bedeutende Stimmen aus der Wüste.[1]) Die neuere Zeit ist in ihrem Unsinn versunken und wird sich schwerlich daraus retten, weil sie sich allzu sanft gebettet fühlt, anstatt daß wir andere, die wir mit Mühe und Anstrengung begonnen, auch so zu endigen genöthigt sind.

[2]) Und so kann ich noch das letzte Blatt mit Erfreulichem und Würdigem abschließen.

Madame Milder hab' ich singen hören, im engen Kreise, kleine Lieder, die sie groß zu machen verstand; es ist auch gut, daß man dergleichen Musterstücke nur unerwartet vernimmt.[3])

Madame Szymanowska, ein weiblicher Hummel, mit der leichten Polnischen Facilität, hat mir diese letzten Tage höchst erfreulich gemacht; hinter der Polnischen Liebenswürdigkeit stand das größte Talent gleichsam nur als Folie, oder wenn Sie wollen, umgekehrt. Das Talent würde einen erdrücken, wenn es ihre Anmuth nicht verzeihlich machte. Sie kommt nach Berlin.[4])

Zu Ablehnung des Vorwurfs,
als wenn ich mich zu viel mit dem Himmel abgäbe
und die Erde vernachlässige.

Wenn sich lebendig Silber neigt,
So gibt es Schnee und Regen,
Und wie es wieder aufwärts steigt,
Ist blaues Zelt zugegen.
Auch sinke viel, es steige kaum
Der Freude Wink, des Schmerzens,
Man fühlt ihn gleich im engen Raum
Des lieb-lebend'gen Herzens.[5])

Möge die Fortsetzung dieser quodlibetartigen Unterhaltung uns in der Hälfte September's gewiß sein!

treulichst J W v Goethe.

Weimar, den 19. August 1823.

---

1) In den Nachträgen zur Farbenlehre führt Goethe einige Männer, welche das Wahre lehrten, aber nicht gehört wurden, als Prediger in der Wüste an.

2) Hiemit beginnt die vierte Seite des zweiten in Quart gefaltenen Halbbogens.

3) Vgl. den Brief an Zelter vom 24. August. oben S. 173. Note.

4) Vgl. ebendaselbst. Eckermann II, 77 f.

5) Diese Verse stehen nebst anderen unter der Ueberschrift Marienbad 1823 B. 6, 99. (4, 120.) [6, 119.]

92.

Goethe an Schultz.

Theurer Verehrter!

Mein Brief vom 9. August aus Marienbad wird Sie hoffentlich zu rechter Zeit gefunden haben; nun muß ich ihm eine heitere Bemerkung nachbringen. Dort hab' ich doch, mit selbstgefälliger Weisheit, das so unerläßliche als irrige Bestreben der Menschen getadelt, die sich mit unmöglichen Synthesen abquälen. Das Blatt war kaum zur Post, als ich mich auf der unmöglichsten aller Synthesen ertappe, und ganz im Ernste lachen muß, wobei das Schlimmste sein mag, daß ich durch diese Erkenntniß keineswegs gebessert war, die fruchtlose Operation vielmehr ununterbrochen fortsetzte.

Diesem Gewahrwerden nachgehend, bin ich seit acht Wochen auf besondere Wege guter Gedanken gerathen, die ich noch immer verfolge, am Liebsten aber im Gespräch mit Ihnen potenziiren möchte. Gegenwärtig nur so viel. Den 13. September hoff' ich in Jena zu sein. Wo Sie dieser Brief auch trifft, geben Sie mir nach Weimar Nachricht, ob und wann ich Sie zu sehen hoffen darf, wornach ich mich ernstlich sehne. Wunderbar ist's! in der Gesellschaft, wie sie mich seit jener Zeit umgab, fehlt es nicht an Geist, aber, indem er sich auf die Negative, auf's Mißreden wirft, zerstört er sich selbst und verschwindet in Dunst. Indessen hab' ich viel Menschen gesehen, in gar manche Zustände hinein geblickt, auch vieles genossen, und nach dem Texte der heiligen Schrift [1]) muß mir viel verziehen werden; denn ich habe viel geliebt. [2]) Hiezu war mir Zeit gegönnt, ohne daß ich deshalb in der Naturwissenschaft zurückgeblieben wäre. Ich führe zwei thätige Jüngere [3]) neben mir, wovon der eine die Erde durchklopft, der andere sich um die Meteore des Himmels bekümmert, und so ist viel gesammelt und bemerkt worden. Auf jenes Athmen der Erde [4]) weiß ich schon viel Himmlisches, beinahe alles zu beziehen, und wäre es auch nur zur Uebung des Geistes, ein solcher Versuch würde immer viel Nutzen bringen.

Nebenbei sind auch einige Gedichte gelungen, die für mich Werth haben, und für Freunde hoffentlich nicht werthlos bleiben sollen. [5]) Mehr kann ich wohl nicht verlangen, besonders da noch manches andere Gute als die unglaubliche Talentäußerung der

---

1) Lucas 7, 47.

2) Goethe war damals von feuriger Liebe zu einem Fräulein von Levezow ergriffen worden, und man sprach von einer Heirat. Vgl. Grüner a. a. O. S. 183. 185. Eckermann I, 70 f. H. Düntzer Studien zu Goethe's Werken S. 209 Note. Irrig ist die Angabe in der Schrift von W. C. (Ludecus) „Aus Goethe's Leben" S. 22 f.

3) Stadelmann und John. Vgl. oben S. 281.

4) Vgl. oben S. 262. 269.

5) Besonders ist die später in die Trilogie der Leidenschaft aufgenommene Elegie aus Marienbad gemeint. Vgl. Eckermann I, 70 ff.

Pianospielerin Madame Szymanowska mit Worten nicht anzudeuten ist. Sie hat ihren Weg nach Berlin genommen. Sollten Sie die so liebenswürdige als kunstfertige Frau sehen und hören, so werden Sie mir nicht verargen, von ihr entzückt gewesen zu sein. Auch Madame Milder hab' ich zum ersten Mal bewundert; aus vier kleinen Liedern hat sie das Größte gemacht über alle Erwartung. Den Complex dieser unschätzbaren Persönlichkeit hör' ich nun schon so lange rühmen, und da find' ich freilich die Einwohner einer großen Königsstadt höchst beneidenswerth, die an so herrlich besetzten Tafeln ohne Umstände sich niederzulassen berufen sind.

Und so hätt' ich denn doch aus der Fülle meiner beiden Monate diesem Blatt einigen Inhalt mitgetheilt. Möge ich doch bald mit guten Hoffnungen für die nächste Zeit beglückt werden!

Das Schöne zum Guten! [1]   G.

Eger, den 8. September 1823.

93.

Schultz an Goethe.

Salzbrunn, den 13. September 1823.

In Gesellschaft des Geheimerath B(eyer) und des Fräulein Albertine von F. kehrte ich heute auf einer Droschke vom Zeiskengrunde zurück, als eben die Sonne hinter den Adelsbacher Bergen untergegangen war. Da bemerke ich im Osten, dem Untergange der Sonne genau gegenüber, auf meist heiterem blauem, nur von wenigen horizontalen weißen Streifwolken durchzogenem Himmelsgrunde eine Radiation von zarten dunkelgrauen Strahlen, deren ich zwölf sehr deutlich, und ungefähr 30 Grade am Horizont hinaufgehend, wahrnahm. Das Centrum dieser Schattenstrahlen lag ungefähr um eben so viel unter dem Horizonte, als die bereits untergegangene Sonne im Westen, und schien dasselbe, da die Erscheinung wohl eine Viertelstunde lang deutlich beobachtet werden konnte, um eben so viel tiefer unter den Horizont zu sinken, als die Sonne im Westen tiefer hinabsank. So wurden denn die Schattenstrahlen im Osten um so schwächer, und nach einer halben Stunde ganz unsichtbar. Die Farbe derselben war der Farbe dunkler Wolken ganz ähnlich; sie zeigten jedoch durchaus keinen Körper, keine eigne Consistenz oder Form — ein luftiges, lineares, von einem unsichtbaren Centrum ausgehendes Wesen, welches selbst von den dünnen Streifwolken am östlichen Horizonte nicht unterbrochen wurde, sondern solche überstrahlte. [2] Der westliche Himmel, besonders der Untergang der Sonne, war mit dünnen grauen und weißen Streifwolken, die aus Norden her wie vom Winde gepeitscht erschienen, meistens überdeckt; der Süden war wolkenfrei und heiter. Kein

---

1) Später nebst dem Datum hinzugefügt.
2) Hier folgt eine kleine bildliche Darstellung.

Wind herrschte, die Luft war kühl und hell. Das Barometer fiel an diesem Tage um eine halbe Linie. Meine Begleiter und andere Personen der Gesellschaft nahmen die Erscheinung eben so, wie ich, wahr.

Den 14. September.

Am frühen Morgen eine ungewöhnlich warme, angenehme Luft, wie solche fast in diesem Jahre nicht stattgefunden hatte; der Himmel mehrentheils mit weißen Schäfchen bedeckt. Das Barometer ist abermals um mehr als eine Linie gefallen.

Den 15. September.

Das Barometer ist nochmals um eine halbe Linie gefallen. Die Luft wird immer schwüler. Ein Gewitter drohet am Abend, verzieht sich aber wieder.

94.

Goethe an Schultz.

Eilig und mit Wenigem vermelde, daß den 13. in Jena angekommen bin, und den 16. in Weimar sein werde. Von da an also sind Sie mir herzlich willkommen; ich richte mich ein, daß Sie bei mir wohnen können. Fahren Sie nur gleich am Hause an! Doch wäre mir's lieb, wenn Sie durch einen Brief mich erst benachrichtigen wollen. Mehr sage ich nicht, als daß mein achtwöchentlicher Aufenthalt in Böhmen mir sehr wohlgethan hat, und daß ich nur wünsche, daß körperliches Behagen und Freiheit des Geistes, wie ich mich jetzt fühle, auch zu Hause nachhalten sollen. [1]) Mögen auch Sie sich alles Guten erfreuen, und wir die Tage, die uns zusammen gegönnt sind, so froh als fruchtbar durchleben!

treu geeignet

G. [2])

Jena, den 14. September 1823.

Am 28. September kam Schultz nach Weimar, wo zu gleicher Zeit Graf Reinhard eintraf. Eckermann, eben von Jena herübergekommen, ward am 2. October von Goethe ihm vorgestellt. Mit dem Abguß des Kopfes der Juno Ludovisi, den Schultz von Berlin kommen ließ, machte er unserem Dichter ein überaus liebes Geschenk. Vgl. Nro. 100 S. 304. Fr. Tieck bittet in einem Briefe vom 4. October an Schultz diesen um Entschuldigung, daß die Büste, die er an das Industriecomptoir in Weimar adressirt hatte, noch nicht in seinen Händen sei, woran die Schuld am Industriecomptoir liegen werde, das

1) Am 24. August schrieb Goethe von Eger aus an Zelter, er habe die kurz vergangene Zeit in Marienbad ohne Unbilden, ja heiter und wie in's Leben zurückkehrend zugebracht, befinde sich auch jetzt so wohl, als er sich lange Zeit nicht gefühlt.

2) Schultz erhielt diesen Brief am 23. in Dresden.

er beauftragt habe, ihm sogleich nach seiner Ankunft davon Nachricht zu geben. „In einer der Kisten (wovon eine den Kopf, die andere den Fuß dazu enthielt) hat Rauch den Abguß einer Maske beilegen lassen", fährt Tieck fort, „welche wir uns aus Florenz haben kommen lassen. Es ist dies ein Bildniß nach dem Leben des Lorenzo Magnifico, welches sich in der letzten Zeit wieder aufgefunden hat, bei Gelegenheit als der Großherzog den Palast Ricardi angekauft hat, welches der ehemalige Mediceische war. Rauch hat diese Maske mit einlegen lassen, weil er glaubte, daß solche Goethe interessiren würde, da er selbige wahrscheinlich nicht kennt, und ich bitte daher recht sehr, ihm solche von Seiten Rauch's gefälligst zu überreichen. Schon so lange habe ich Goethe gern schreiben wollen, und habe eine Masse von kupfernen Münzen und Medaillen für ihn, unseres Brandt Arbeiten, um ihn zu bitten, falls er es der Mühe lohnend fände, ein paar Worte darüber zu sagen. — Aber leider habe ich immer nicht dazu kommen können. — Rauch arbeitet nun an dem Entwurf zur Statue Goethe's für Frankfurt." Am 9. October reiste Schultz über Leipzig nach Berlin zurück, wo er am 12. eintraf.

95.

Schultz an Goethe.

Berlin, den 18. October 1823.

Unmöglich kann ich den heutigen zweiten Posttag seit meiner Rückkehr vorbeigehen lassen, ohne Ihnen, hochverehrter, edelster Freund, für die mir in Ihrem lieben Hause erwiesene viele Güte nochmals Dank zu sagen. Die Besorgnisse, mit denen mich der heftige Husten auf die Reise sehen ließ, vermehrten meine Vorsicht unterwegs so, daß ich Sonntags Abends hier ankam, ohne daß das Uebel sich vermehrt hätte; und nachdem ich die mir in Weimar verordneten Mittel theils fortgesetzt, theils ausgesetzt habe, ist seit gestern beinahe keine Spur des Uebels zurückgeblieben. Wie sehr habe ich nur zu bedauren, daß dasselbe mir einen Theil der kostbaren Tage in Ihrer Nähe verdorben, und meinen Besuch noch lästiger gemacht hat, als es ohnehin der Fall sein mußte.

So wie man den Fuß in diese Stadt setzt, schwimmt man in einer Unendlichkeit von Verhältnissen umher, die kaum in einer Stunde des Tages festen Fuß zu fassen erlauben, und so bin ich beinahe eine Woche hier, ohne bisher der nächsten Standpuncte mich haben versichern zu können. In jetzigem Augenblick, wo in jeder Hinsicht große Entwickelungen zu erwarten stehen, muß man sich in eine solche Lage willig ergeben. Seine nächsten Beziehungen fest in's Auge zu fassen, und sich in der Hauptsache nicht irre machen zu lassen, darauf reducirt sich, was man in solchen Umständen thun kann. Im Ganzen geht es gut; dies fühlt sich durch alle Sinne.

Die großen Cadirer Nachrichten [1]), die wir in Weimar zwar nahe, doch immer noch nicht so unmittelbar nahe glaubten, ereilten mich, ehe ich Wittenberg erreichte.

Da ich aber heute nur einen Augenblick für diesen Brief habe, so darf ich das Wichtigste nicht versäumen, Ihre große Ausgabe [2]) betreffend. Ihrer Erlaubniß gemäß, habe ich mit dem Buchhändler Humblot davon gesprochen, als von einer noch sehr geheim zu haltenden Sache. Diesen Mann habe ich selbst und durch mehrere zuverlässige Personen als reell und raisonnabel kennen gelernt. Er bezeigte sich sehr dankbar für das Vertrauen, und wünschte eifrigst, daß diese große Unternehmung seiner Handlung zu Theil werden möchte. Er versicherte, eben so willig als fähig zu sein, alles zu leisten, was dieselbe erfordern und was irgend eine andere Handlung dafür leisten möchte; daher er nur wünschte, die Bedingungen näher kennen zu lernen, welche Sie entweder dafür festgesetzt haben, oder wenigstens diejenigen, welche Cotta bisher erfüllt hat, um ungefähr seine Proposition machen zu können. Er erinnerte zugleich, daß es nothwendig sein werde, die Rechte der früheren Verleger genau zu kennen, und zu erwägen, um deren Eingriffen vorbeugen zu können; z. B. die Rechte der hier in den Jahren 1800 bei Unger erschienenen Ausgabe [3]), welche Brockhaus in Leipzig an sich gekauft hat, und die wahrscheinlich dort weiter benutzt werden dürften.

Es würde mich sehr freuen, wenn es möglich wäre, dieses Geschäft zu Ihrer Zufriedenheit hier zu machen, da man in vieler Hinsicht dafür auf das Beste zu sorgen im Stande sein würde. Ich weiß nichts Wichtigeres und für uns Erfreulicheres. Haben Sie die Güte, mich direct oder indirect in den Stand zu setzen, weiter dafür wirksam zu sein; ich werde jeden Ihrer Winke befolgen.

Die Post will abgehen. Also nur nochmals meinen heißen Dank, nebst den treuesten Wünschen für Sie und die theuren Ihrigen.

Ewig Ihr Schultz.

96.

Goethe an Schultz.

Nur mit der schönsten, talentreichsten Frau ein paar Worte des freundlichsten Grußes. Madame Szymanowska, aus Warschau, Pianospielerin über alle Begriffe, anmuthig über allen Preis,

---

1) Am 3. October hatte das seit dem Juni belagerte Cadix sich den zur Befreiung des Königs aus den Händen der Cortes in Spanien eingedrungenen Franzosen ergeben. Vgl. oben S. 280.

2) Die beabsichtigte Ausgabe letzter Hand.

3) Goethe's neue Schriften waren in sieben Bänden in den Jahren 1792–1800 bei J. Fr. Unger in Berlin erschienen.

überreicht Gegenwärtiges. Behandeln Sie solche mit menschlich häuslichem Vertrauen; das ist, was sie bedarf; dafür bringt sie viel mit, wohin sie sich auch wendet. Ihr Brieflein ist angekommen. Nächstens manches in Erwiederung.

treulichst G.

Weimar, den 5. November 1823.

Zelter war auf der Rückreise vom Rheine am 24. November Mittags nach Weimar gekommen [1]), von wo er gleich am folgenden Tage an Schultz schrieb: „Goethe ist krank, sehr krank, und darf sich nicht legen, er muß auf dem Stuhle schlafen. [2]) Man verlangt durchaus, daß ich noch nicht von hinnen gehe. — Seit ich hier bin, hat es sich mit Goethe gebessert.“ In einem weiteren Briefe vom 30. meldet er: „Goethe's Zustand hat sich wunderbar schnell gebessert. Man macht mir die Freude, solches meinem Hiersein zum Theile zuzuschreiben. Ich wollte morgen abreisen. Er selbst und seine höchsten Oberen verlangen, daß ich noch bleibe, und so will ich gehorchen.“ Noch am 5. December lautet Zelter's Bericht an Schultz, dem Goethe mittlerweile sich selbst mitgetheilt hatte (Nro. 97), nicht sehr erfreulich. „Seine Besserung geht langsam von Statten“, schreibt er, „doch hat er seit drei Nächten im Bette liegend den unaufhörlichen Schmerz der rechten Seite überschlafen, und auch Nachmittags schläft er einige Stunden. Das größte Elend ist, daß er gar nicht arbeiten kann, kaum einen Brief dictiren. An Aerzten und Vorsorge fehlt es nicht; Rehbein und Huschke wechseln concertirend ab. Gestern hat man ihn ein Bad nehmen lassen, worauf er sich erleichtert fand, und erst morgen soll er ein zweites nehmen. Er selbst ist voll Hoffnung, und seit ich hier bin, nimmt er Arzenei, was er vorher, wie man mir sagt, nicht gewollt hat, ja er selbst sieht auf die Uhr, ein ihm sonst ungelegenes Werkzeug. Man hatte ihn in's Vorderhaus gebracht, in die Zimmer, welche sonst für Gäste offen sind, weswegen ich im „weißen Schwan“, dicht daneben, wohne. Nun ist er wieder hinten gezogen, wo es wärmer ist, da er an beständigem Froste leidet. Es ist eine Hitze bei ihm, daß ich davon ganz zusammenschrumpfe. Ottilie (Goethe's Schwiegertochter) ist (von Dessau, wo ein Onkel gestorben war) wieder zurück, dafür ist gestern Ulrike (von Pogwisch, Ottiliens Schwester) nach Dessau abgegangen, und nun wäre Platz genug im Hause, doch bin ich weniger genirt, wenn ich bleibe, wo ich bin.“ An demselben Abend wurde Zelter, als er „wie ein gekochter Krebs“ nach Hause kam, von einem Nesselfriesel überfallen, welches ihn mehrere Tage im Gasthofe zurückhielt, so daß er erst am 9. Goethe wieder besuchen konnte. „Goethe befindet sich nach und

---

1) Vgl. Briefwechsel zwischen Goethe und Zelter III, 379 f.

2) Später bemerkt er, er sei den Tag nach seiner Ankunft nahe daran gewesen, Weimar zu verlassen, um Goethe nicht sterben zu sehen, der eben so wenig liegen, als reden gekonnt habe.

nach so", schreibt er an diesem Tage an Schultz, „daß er zwar noch nicht arbeiten kann, doch ist der Localschmerz seiner rechten Seite wandelbar gegen die Schultern herauf, und ich denke, ihn so bald, als nur möglich, in guter Hoffnung zu verlassen." [1]) Erst am 14. schied Zelter von Weimar.

97.

Goethe an Schultz.

Seit Ihrer Abreise bin ich noch nicht zu mir selbst gekommen, und diesen November, fürcht' ich, wird es so fortgehen. D'Alton [2]) erwart' ich in diesen Tagen und von ihm manche Belehrung. Besonders hoff' ich abzuschließen über die bei Weimar im Tuff sich immerfort vorfindenden Elephanten-, Pferde-, Hirsch- [3]) und eines von der Erde verschwundenen Thieres Paläotherium, dessen Zähne besonders schön und merkwürdig sind.

Von München sind die Palmen des von Martius [4]) angekommen, ein merkwürdig schönes Werk, besonders aber ein geschriebener Aufsatz, höchst liebenswürdig, über den Wachsthum der Palmen, vom ersten Keim aus der Nuß an bis zu Blüthe und Frucht und bis zum neuen Fortwuchs und neuer Blüthe und Fruchtreichthum.

Von Ernst Meyer [5]) habe einen sehr bedeutenden Brief; mehrere junge Leute erscheinen trefflich.

Vom neuen Hefte Kunst und Alterthum geht heute der sechste Bogen zur Revision, zur Naturwissenschaft sind zwei, zur Morphologie einer abgedruckt. Wenn es in dieser Proportion so fortgeht, so müssen wir um Neujahr weit sein.

Die neue Ausgabe meiner Werke ist mit Cotta zur Sprache gekommen, der sich im Allgemeinen willfährig erklärt. Das Nähere wart' ich ab; sobald ich ein Resultat gewahr werde, erfahren Sie solches.

So klang es ohngefähr, als Madame Szymanowska wegging, wo ich Vorstehendes zurückhielt und gleich nachsenden wollte.

---

1) Mit dieser Darstellung vergleiche man Eckermann's nicht ganz zutreffenden Bericht I, 81—102 und Soret bei Eckermann III, 21—24.

2) J. E. d'Alton, der am Anfange des Jahrhunderts sich in Weimar und Jena aufgehalten, im Jahre 1807 vom Herzoge eine freie Wohnung in Tiefurt erhalten hatte, war nach längeren Reisen an der Universität Bonn angestellt. Seine meisterhaften osteologischen Kupferwerke machten ihn Goethe äußerst werth.

3) Das Wort Knochen ist aus einem beim Dictiren sehr gewöhnlichen Versehen stecken geblieben. Ueber die Sache vergleiche man zur Morphologie II, 2, 125 f. Goethe's Werke B. 36, 348 ff. (55, 294 ff.) [27, 259 ff.]

4) Genera et species palmarum von Dr. C. F. von Martius. Fasc. I. II. 1823. Vgl. B. 36, 158 ff. (58, 199 ff.) [27, 115 ff.]

5) Vgl. oben S. 275 f.

Doch so wohl ist mir's nicht geworden; denn seit jener Zeit hat mich ein katharralischer Zustand ergriffen, der, wenn er auch in mein Inneres nicht eindrang, mir doch von Außen und nach Außen gar vieles verkümmerte.

Zelter's Gegenwart hebt und trägt mich schon seit mehr als acht Tagen; der Druck meiner Hefte geht fort; zu gutem Vorrath kommt noch einiges Glück, und so tröst' ich mich in meinen Leiden. Am Ende des Jahrs wollen wir denn sehen, ob doch noch irgend ein löbliches Resultat von einer so genirten Existenz übrig bleibt. Alles Gute mit Ihnen! Zelter wird manches zu erzählen haben, und mein Schweigen suppliiren.

treu angehörig

Weimar, den 3. December 1823. J W v Goethe.

98.

Goethe an Schultz.

Von meinem unerfreulichen Zustand, in den ich bald nach Ihrer Abreise verfiel, und von dessen Besserung wird Zelter genugsame Nachricht überbracht haben. Seit seiner Abreise bin ich, in gewissem Sinne, recht wünschenswerth wieder hergestellt, aber freilich kann ich mich nur so erhalten, wenn ich mich für krank angebe. Die eigne Lebensweise, die ich in diesem Sinne ergriffen und mit Standhaftigkeit fortsetze, gibt mir die besten Hoffnungen wenigstens für die nächste Zeit. Meine gewohnten Thätigkeiten vermag ich zu verfolgen; nächstens erscheint ein neues Heft Kunst und Alterthum [1], worin der Zufall mich den Paria in seiner höchsten Würde vorführen läßt, gerade im Augenblick da er Berlin vom Theater herunter interessirt [2]; dies ist ein Gegenstand, den ich gewiß vierzig Jahre mit mir herumtrage, ohne ihn zur poetischen Erscheinung gebracht zu haben. [3] Dasselbe Heft bietet noch manches, dem ich Genuß wünsche; es ist kein Artikel drinne, dem es nicht Ernst sei, etwas zu geben oder zu versprechen, was nächstens zu halten ist.

Das naturwissenschaftliche Heft ruckt langsam vor, indessen hab' ich Glück; denn es sind mir fast in allen Capiteln von Außen günstig correspondirende Andeutungen entgegen gekommen, die mich anfragen, ja nöthigen, mit Entschiedenheit über gewisse Puncte mich abschließlich zu erklären. [4] Mögen Sie mir nicht über

1) IV, 3, welches Heft mit Goethe's Paria beginnt.

2) Der Paria von Michael Beer erschien damals auf der Berliner Bühne. Eine Beurtheilung dieses Trauerspiels von Eckermann nebst einem Zusatz von Goethe brachte Kunst und Alterthum V, 1, abgedruckt in den Werken unter den Anzeigen über deutsche Litteratur.

3) Vgl. B. 40, 445 f. (50, 95 f.) [30, 362.]

4) Besonders in Bezug auf Geologie.

den[1]) nach Außen wirksamen Phosphor des Auges[2]) die bedeutenden Erfahrungen mit wenigen weiteren Hinweisungen zu meinen Zwecken mittheilen?

Die Erinnerung, wie Sie sehen, an manches unter uns Verhandelte thut sich hervor in den einsamen Abenden, wie ich sie jetzt zu meiner Beruhigung im Stillen hinbringe. Eben vor wenig Tagen waren bei einem naturgeschichtlichen Gespräche Ihre Seepflanzen zur rechten Zeit bei der Hand.

Nun muß ich aber vor allen Dingen nach dem Ereterstein fragen[3]), dessen lebensgroßes Basrelief im kleinen characteristischen Eisenguß mir diese Zeit gar manches zu denken gegeben hat. Die in den bunten Sandstein eingearbeitete Einsiedelei findet sich in der Grafschaft Lippe. Nun wünscht' ich zu vernehmen: Welcher Künstler ist dort gewesen? Wer hat gedachte Kreuzabnahme abgebildet und in's Kleine gebracht? Nach welcher Himmelsseite steht das Basrelief, da es für sein hohes, vielleicht tausendjähriges Alter noch so leidlich erhalten ist? Hat es vielleicht einen chalcedonartigen Ueberzug gewonnen, welches diesem Sandstein zu begegnen pflegt, wenn er sehr lange der freien Luft ausgesetzt ist? Hat irgend Jemand über den Gegenstand in Berlin gedacht und geforscht?

An meine neue Ausgabe denk' ich ernstlich; Eckermann wohnt in Weimar und ist fleißig an der Redaction meiner Acten und Papiere; er fühlt mit Behagen dadurch seine Bildung beschleunigt, und mir ist es kein geringer Vortheil. Cotta erklärt sich willig; aber in welcher peinlichen Lage steht ein deutscher Autor gegen Verleger und Publicum! Freilich haben jene Vorfragen, die Sie mir neulich mittheilten, schon so manches Bedenkliche, was in dem alten Verhältnisse wegfällt. Das Nähere zu seiner Zeit!

Bei eintretendem Frost empfehle dringend, den schwarzen Glasspiegel auf die Fensterbank zu legen, und die aufthauenden baumförmig gestalteten Eisrinden darin zu beschauen, nach Anlaß des naturwissenschaftlichen Heftes B. II. S. 96.[4]) Es ist wohl eins der angenehmsten Schauspiele in der ganzen Chromatik.

treulichst

G.

Weimar, den 9. Januar 1824.

---

1) Den hat Goethe eigenhändig hinzugefügt, wie er im Folgenden das vom Schreiber gesetzte mit wenigem weitere änderte, auch früher in gewissem statt im gewissen und den ich statt dem ich schrieb.

2) Vgl. oben Nro. 90 S. 284.

3) Vgl. B. 31, 287 ff. (39, 304 ff.) [25, 212 ff.] Die vielverschlungene Untersuchung über dieses wunderbare Denkmal Altchristlicher Kunst dürfte neuerdings in der Schrift von Giefers (Paderborn 1852) ihren Abschluß gefunden haben.

4) „Neuer entoptischer Fall. Bei der großen eintretenden Kälte des vergangenen Winters waren die Fensterscheiben unbewohnter Zimmer sehr stark gefroren; man heizte ein, und die baumförmig gestalteten Eisrinden fin-

Bald darauf kam Goethe's Schwiegertochter auf längere Zeit nach Berlin, wo sie bei Nicolovius wohnte.[1])

99.

Schultz an Goethe.

Berlin, den 14. Januar 1824.

Um uns mit der Erinnerung an gehabte Noth nicht einen guten Augenblick zu verkümmern, lassen Sie mich, Theuerster, von dem Vergangenen schweigen, indem ich (mich) endlich zu Beantwortung Ihrer lieben Briefe vom 3. v. und 9. d. M. wende, welchen letzteren ich mit Freuden heute erhielt. Auch übergehe ich alles, was Sie besser durch Ihre vortreffliche Ottilie erfahren, und bleibe nur beim Nächsten stehen, was uns beiderseits in der Stille interessiren möchte.

[2]) Ihrem vorigen Briefe war ein Blatt beigefügt, auf welchem Sie dem Auszuge aus meinem Tagebuche über die bei Salzbrunn am 13. September v. J. Abends beobachtete Schattenstrahlung im Osten die Beobachtung des Bory de St. Vincent einer Lichtstrahlung unter gleichen Umständen haben gegenüber stellen lassen.[3]) Ueberraschend fand ich mich dadurch in die Mitte

---

gen an aufzuthauen. Zufällig lag ein schwarzer Glasspiegel auf der Fensterbank, in welchem ein Hinzutretender die sämmtlichen Zweiggestalten des aufthauenden Eises in herrlicher Abwechselung aller Farben glänzend erblickte. Dieses Phänomen erschien sodann mehrere Tage an allen aufthauenden Fensterscheiben, deren schmelzende Eisbilder man im untergelegten Spiel in völligem Glanz der apparenten Farben mehrere Stunden sehen konnte."

1) Vgl. Briefwechsel mit Zelter III, 386. 395. 398.

2) Die folgende Ausführung bis zu den Worten: Diese Sache erinnert mich war größtentheils schon am 13. December zum Behufe eines Briefes niedergeschrieben, welcher mit den Worten begann: „Ihr liebes Siegel wieder zu sehen, mit der gewohnten Aufschrift, war nach allen den beunruhigenden Nachrichten von Ihnen die Losung zu lautem Jubel für uns. Lassen Sie uns bald ganz vergessen, daß wir abermals um Sie peinliche Sorge gehabt haben. Zelter's Erzählung soll mir ersetzen, was ich so lange von Ihnen vermißte." Aber der Brief blieb unvollendet liegen.

3) Die von Goethe abschriftlich mitgetheilte Stelle aus der: Voyage dans les quatre principales îles des mers d'Afrique III, 285 lautet also:

Les premiers jours du Germinal furent calmes et chauds; nous faisions peu de route; il est vrai que le navire était très mauvais marcheur; et depuis, avec de très bon vent, nous n'avons jamais été bien vite.

Le soir du 2., nous vîmes un très beau phénomène lumineux. Le ciel était pur, surtout vers le couchant; et au moment où le soleil approchait de l'horizon, on distingua, du côté diametralement opposé, cinq ou six faisceaux de rayons lumineux. Ils partaient, en divergeant, d'un demi-disque pareil à un grand globe, dont l'horizon sensible eût caché la moitié. Ce demidisque était de la couleur du ciel, quand son azur brille du plus grand éclat. Les rayons paraissoient d'autant plus vifs, que le soleil était le plus près de disparaître.

Le couchant s'étant rempli de nuages, qui dérobaient la vue du soleil le phénomène lumineux ne cessa pas; l'instant où il fut le plus sensible, fut celui

der Sache geführt, indem die bloße Zusammenstellung beider Beobachtungen unmittelbar das Räthsel der Erscheinung aufschließt. Denn (um mit einem Worte Bild und Sache zugleich auszudrücken) in allem Sichtlichen, was nicht bloß erscheinen, sondern mit Bewußtsein erkannt werden soll, muß nicht allein Licht oder Schatten, sondern nothwendig beides zugleich wahrgenommen werden; und dieses hat mir jene glückliche Zusammenstellung zweier Beobachtungen geleistet, die sich einander wesentlich ergänzen.

Bory de St. Vincent sah nämlich die Erscheinung an dem völlig reinen Osthimmel, während die Sonne unterging, und zwar noch ehe sie völlig untergegangen war. Sie zeigte sich ihm als eine lichte Strahlung, ausgehend von einer am Horizont halbbedeckten Rundscheibe, deren Farbe sich von dem Blau des Himmels, wenn es in größter Lebhaftigkeit erglänzt, nicht unterschied; die Strahlen glänzten um so lebhafter, je mehr die Sonne unter den Horizont sank. Mir ist der Vortheil nicht geworden, einen Mittelpunct der Strahlung zu erblicken, wie Bory de St. Vincent, weil ich die Sonne schon untergegangen fand. Dagegen hatte ich den größeren Vortheil, daß der Osthimmel, an dem die Strahlung sich zeigte, nicht ganz rein, sondern von einigen leichten Streifwolken horizontal durchzogen war, welche mir ein tertium comparationis gaben, und mich dadurch von der Wesenheit der Erscheinung belehrten, die jener ohne dasselbe nicht zu erkennen vermochte. Denn diese Streifwolken wurden von den Schattenstrahlen, die ich wahrnahm, ganz deutlich überstrahlt, indem letztere in ihrer Richtung ununterbrochen blieben; dagegen wurde der zwischen den Schattenstrahlen liegende helle Raum von jenen Streifwolken unterbrochen, und bemerkte ich solchen daher nicht als wesentlich für die Erscheinung, wie er es denn auch wirklich nicht ist, während er von Bory für die Hauptsache angesehen wurde. Schon damals glaubte ich daher jene dunkle Strahlung als einen von der Sonne aus Westen gegen Osten hingeworfenen Schatten ansehen zu müssen, welche Meinung sich in mir bestärkte, als ich einige Tage später folgende Wahrnehmung in mein Tagebuch einzeichnete.

Kohlhöhe[1]) bei Jauer den 16. September.

„An dem meist heiteren Himmel ging die Sonne hinter aufgethürmten grauen und weißen Wolken unter, wobei das schöne Schauspiel einer, jedoch unregelmäßigen, breiten, hellen Strahlung erschien, wie man sie wohl den wässerigen Dünsten zuzuschreiben pflegt. Durch die Erscheinung vom 13. aufmerksam gemacht, beobachtete ich mit Sorgfalt den Ausgangspunct der hellen Strahlen von ihrem Centrum (der hinter den Wolken verborgenen Sonne),

---

où l'astre du jour dût être descendu sous l'horizon; dès-lors son éclat diminua et disparut peu à peu.

Le 15 le temps changea; nous avions la mer grosse depuis quelques jours.

1) Er hatte daselbst mit Graf Sedlnitzky die Baronin von Richthofen (vgl. S. 47.) besucht.

und wurde deutlich gewahr, daß sie nur als solche sich zeigen, weil die Wolken das Licht der Sonne auffangen und einen tiefen Schatten gegen den Himmelsraum werfen, der das hin und wieder durchdringende Sonnenlicht als helle Strahlung erscheinen macht. Eine der Ecken einer sehr dunkeln Wolke, an der das Sonnenlicht frei gegen den Himmel vorbei schien, gab deutlich in dem großen erhelleten Raume des Himmels einen weithin sichtbaren Schattenstrahl, so daß, wenn hiebei von Strahlen die Rede sein soll, die Frage entsteht, ob die Erscheinung mehr eine lichte oder eine schattige Strahlung sein möchte."

So finde ich denn keinen Anstand, nunmehr zu sagen, daß die von Bory de St. Vincent, und die von mir beobachtete Erscheinung eins und dasselbe, und zwar nichts weiter ist, als der durch das Sonnenlicht von Westen nach Osten hinübergeworfene Schatten von Wolken oder Dünsten in der den Horizont bedeckenden Luftschicht. Die sphärische Gestalt des atmosphärischen Himmelszeltes, gegen welches hin die Erscheinung nur sichtbar werden kann, verursacht die Concentrirung der Schattenstrahlen im Osten, wie solche vom Westen aus durch die Sonne divergirt wurden. Die halbe Rundscheibe, die Bory sahe, ist das Bild der untergehenden Sonne, welches sich durch den Schatten der Dünste, von denen die dunkle Strahlung veranlaßt wird, hindurchdrängt; es zeigt sich dasselbe auf dem blauen Hintergrunde des östlichen Himmels nebst der von Bory gesehenen hellen Strahlung, welche gleichfalls nichts ist, als eben derselbe blaue Himmelsgrund, scharf begränzt von der dunstigen Schattenstrahlung. Daß Bory jene vermeintliche helle Strahlung als den eigentlichen Gegenstand der Erscheinung, als das Positive derselben ansah, war natürlich:

1) weil im Zweifel allemal das Licht oder das Helle für positiv, der Schatten oder das Dunkle für negativ von unseren Sinnen angesprochen wird;

2) weil ihm das reine Blau des Himmels um so leuchtender erscheinen mußte, als er solches über dem von der Sonne abgewendeten dunkeln Meereshorizonte erblickte;

3) weil sich über seinem Horizonte kein bekanntes Object zeigte (wie bei mir die horizontalen Streifwolken), durch dessen Conflict mit der Erscheinung sich ihm ergeben hätte, ob dem hellen oder dunkeln Theile derselben Realität zukam. Wobei noch

4) zu bemerken ist, daß Bory die helle Strahlung um so lebhafter fand, je tiefer die Sonne hinabsank, weil mit dem Verschwinden der Sonne die Schatten der Dünste sich um so stärker, mithin der helle Zwischenraum um so abstechender zeigen mußte.

Für mich hingegen fand, außer der Gegenwart der weißen Streifwolken, noch ferner der vortheilhafte Umstand Statt, daß ich die Erscheinung nicht über einem dunkeln Meereshorizonte, sondern über einer vom Westhimmel stark erleuchteten hellgrünen Bergfläche sah, gegen welche der blaue Himmelsgrund keineswegs, wie gegen

jenen, hell abstach. Ein colorirtes Blatt, welches ich mir vorbehalte, Ihnen zuzusenden, sobald ein zweites Exemplar gefertigt ist, zeigt die Erscheinungen, wie beide Beobachter sie verschiedentlich sahen und erkannten. Nach obiger Erklärung wird man sie auf den ersten Blick für eine und dieselbe erkennen.

Da die Dünste, welche das Phänomen anzeigen, nur gegen den Horizont hin Körper genug haben, um Licht und Schatten deutlich (als Bild) darzustellen, so ergibt sich hieraus, warum dasselbe nur gegen den Horizont hin sichtbar ist.

Auch geht aus den Anführungen beider Beobachter hervor, daß die Erscheinung nur in einer gewisse bestimmte Veränderungen in der Atmosphäre anzeigenden Luftschicht, mithin nur unter selten übereintreffenden Umständen, Statt findet; weshalb sie denn nur selten wahrgenommen wird.

Diese Sache erinnert mich übrigens von Neuem an die schon in Weimar zur Sprache gebrachten sogenannten Wetterbäume; fächerartig vom Horizonte aufsteigende Entfaltungen leichter Wolken, welche fast jedesmal mit einer gleichen Erscheinung an der diametral gegenüber liegenden Stelle des Horizonts correspondiren, und oft am ganzen Himmelszelte hinauf sphärisch von Horizont zu Horizont ziehen. Ich habe deren mehrere auf der vorjährigen Reise in Schlesien beobachtet und aufgezeichnet. Eine ganz eigne Erscheinung dieser Art fand aber hier in Berlin am 26. v. M. u. J. um 3 Uhr nach Mittag bei heiterem gelindem Frostwetter Statt, wo ein weißer Wolkenstreif, 5 bis 6 Grade breit, von Nordnordost nach Südsüdwest von Horizont zu Horizont durch den Zenith zog, besonders an der Ostseite sehr scharf begränzt, und von mehreren unvollkommenen sphärischen Wolkenstreifen begleitet. Wetterveränderungen stehen mit solchen Phänomenen in Verbindung; mir scheint, daß der Stand der Sonne zu den local aufsteigenden Dünsten die Form derselben bestimmt.

Die Ankündigung des Inhalts Ihres dritten Heftes [1]) von Kunst und Alterthum hat mich mit Betrübniß erfüllt, indem darin des Registers über die vier Bände erwähnt wird, und mich dies an Ihren Vorsatz erinnert, dieses liebe Werk einstweilen abzuschließen. Ich käme mir wie verwaiset vor, wenn ich diese von Zeit zu Zeit so lehrreich erfreuenden und erweckenden Aufsätze fernerhin entbehren sollte. Allein ich kann dies nicht im Ernst befürchten; wie könnten Sie ein Interesse aufgeben, welches Ihnen je länger je theurer werden muß?

So können Sie es doch nicht lassen, nach dem Externsteine näher zu fragen. Mit der folgenden Post werde ich Ihnen von Rauch, welcher dort war und eine Zeichnung davon schon vor sechs Monaten versprochen hat, von dem ich auch den kleinen Eisenguß erhalten hatte, die gewünschte Auskunft ertheilen.

---

1) Des vierten Bandes. Die Buchhändleranzeige ist gemeint.

Den Phosphor im Auge so auszuführen, wie ich beabsichtigte, ist unter jetzigen Umständen unmöglich. Wenn Sie es aber für gut halten, und damit vorlieb nehmen mögen, entschließe ich mich wohl, in einem ausführlichen Schreiben den Zusammenhang dieser Erscheinung mit allen meinen Versuchen über das Sehen und mit den neusten physiologischen Erfahrungen gleichsam historisch darzustellen, um damit meinerseits die Sache abzuschließen. Dieses mag denn mit meinem Namen bezeichnet werden, damit ich mich nicht wie ein Dieb davon zu stehlen scheine. Sagen Sie mir, ob, und bis wann spätestens, Sie ein solches Schreiben für Ihr Heft annehmen wollen.

Daß Sie Ihre neue Ausgabe abermals in Cotta's Hände geben, ist zu sehr Ihrer Bequemlichkeit gemäß, als daß ich meine Wünsche und Hoffnungen Ihrem Beschlusse nicht unbedingt in der Ueberzeugung unterordnen sollte, daß es so besser ist. Jeder Antheil, den Sie uns an der Beförderung dieses großen Unternehmens zuweisen wollen, wird uns beglücken; inzwischen habe ich alles sistirt, bis Ihr Wille sich ausgesprochen haben wird.

Der Winter scheint so gelinde vorüber zu ziehen; wozu wir uns gegenseitig Glück wünschen mögen.

Ewig der Ihrige.
Schultz.

100.

Goethe an Schultz.[1])

Nun ist Ottilie wieder zurück, und hält Vorlesungen über ihr Tagebuch; sie hat freilich so viel herumgetrieben, viel gesehen und nach ihrer Weise Gutes genossen; haben Sie herzlichen Dank für alles, was Sie diesem lieben, wunderlichen Wesen an Aufmerksamkeit und Neigung gegönnt haben; sie ist von dem Strudel hingerissen worden, der eigentlich das Element der Frauen zu sein scheint, und dann ist doch eine so große, bedeutende Stadt mit acht Wochen nicht abgethan. Sie wird eine Zeitlang Nachgenuß haben, und uns daran Theil nehmen lassen.

Wie oft denk' ich nicht an Sie, verehrter Freund, an das, was Sie in diesen Zeiten zu leisten und zu leiden haben! Sagen Sie mir etwas von Ihrer theuren Gesundheit; ich halte mich still und mäßig so hin, und dennoch bin ich seit Ihrer Abreise doppelt angefochten worden. An meinen Heften wird fortgedruckt; nehmen Sie beikommendes[2]) indessen freundlich auf, und lassen sich irgend einen Theil des Inhalts gefallen!

---

1) Der Brief ist Anfangs März geschrieben. Man vergleiche den Anfang von Goethe's Brief an Zelter vom 8. März: „Ottilie ist glücklich zurückgekommen, und hält mich durch Erzählung in Berlin fest, wohin sie mich nun seit acht Wochen durch ununterbrochene (nach Weimar gesandte) Tagebücher redlich versetzt hat."

2) Kunst und Alterthum IV, 3.

Eckermann schleppt, wie eine Ameise, meine einzelnen Gedichte zusammen; ohne ihn wäre ich nie dazu gekommen; es wird aber gar artig werden; er sammelt, sondert, ordnet, und weiß den Dingen mit großer Liebe etwas abzugewinnen.[1])

Die Zeichnung des Exetersteins, die mir Ottilie mitbringt, ist mir ein großes Geschenk; gleich die Vorstellung im Eisenguß gewann meine Neigung, das Bild interessirte, intriguirte mich; ein kleiner Aufsatz ist geschrieben, der freilich jetzt erst Gestalt erhält.[2]) Kann man sich nicht erwehren zu glauben, daß etwas Zarteres in der Ausbildung dem Künstler des neunzehnten Jahrhunderts angehöre, so ist die Anlage doch vortrefflich und bewundernswerth, deren Verdienst dem Alterthum nicht abgesprochen werden kann.

Den meteorologischen Dingen bin ich eifrig im Geiste gefolgt; unser junger Mathematiker[3]) hat gleichfalls auf seinem Wege fortgearbeitet; er nimmt keine Notiz von meinem Grundsatz, und ich benutze um desto lieber und besser sein über alle Begriffe sorgfältiges Bemerken und Zusammenstellen, und so hoffe ich Weniges, aber Bedeutendes im nächsten Hefte vorzulegen. Erhalten Sie auch diesem Bemühen eine aufmerksame Gunst!

Ein kleines Schauspiel von Immermann las ich im Berlinischen Taschencalender, überschrieben: die Brüder.[4]) Ich will es meinen jungen Leuten übergeben; denn ich weiß mich in solche Dinge nicht mehr zu finden. Es spricht ein eignes Naturell aus dieser Production; dann aber spürt man so viele äußere Einwirkung bis auf die modernste; Iffland und Kotzebue spuken denn doch durch's Ganze. Es ist mit allen Künsten und besonders auch mit dieser ein wunderlicher Zustand. Nur durch meine Kinder vernehm' ich noch etwas vom Theater, und Ottilie hat von Berlin her manches wohlgesehene Gute mitgebracht.

Nun aber zu dem *A* und *Ω*, das ich Ihnen ewig verdanke. Mehrere Wochen war ich nicht in das große und durchkältete Zimmer gekommen, und als ich wieder hineintrat, erstaunt' ich zum Erschrecken, so trat mir das erhabene einzige Götterbild[5]) entgegen.

---

1) Vgl. Goethe an Graf Reinhard Nro. 128.

2) Vgl. Kunst und Alterthum V, 1, 130 ff. oben S. 298 Note 3.

3) D. Ludwig Schrön. Vgl. zur Naturwissenschaft II, 2, 217 ff.

4) Nicht bloß durch Schultz (vgl. oben S. 274 mit Note 1), sondern auch durch Zelter war Goethe auf Immermann aufmerksam gemacht worden. Vgl. Briefwechsel mit Zelter III, 353. Eckermann I, 98. 100.

5) Der von Schultz ihm geschenkte Abguß des colossalen Kopfes der Juno Ludovisi, der auf einem hölzernen Fußgestell im ersten Zimmer des ersten Stockes, in dem von ihm genannten Junozimmer stand. Vgl. oben hinter Brief 94 S. 292. Seine innigste Verehrung dieses herrlichen Idealkopfes, wovon Goethe in Rom einen Abguß besaß, den er bei seiner Abreise an Angelica Kaufmann schenkte, hat er in der Italiänischen Reise im Briefe vom 6. Januar 1787 und im Berichte vom April 1788 ausgesprochen.

Nun seh' ich es wieder täglich, und immer wieder mit neuem Eindruck.

so auch immergleich der Ihrige [1])
Goethe.

101.

Schultz an Goethe.

Berlin, den 12. Juni 1824.

Da ich gestern in der Hamburger Zeitung [2]) gelesen habe, daß ich meine Dienstentlassung gefordert, so halte ich für Pflicht, Sie, theurer Verehrtester, über diese Nachricht zu beruhigen, wenn ich hoffen darf, Ihren freundschaftlichen Antheil an mir durch mein langes Stillschweigen nicht verscherzt zu haben. Sie kennen die schwierige Lage, in der ich mich seit fünf Jahren behaupte; Sie können sich also denken, was dazu gehört, um die mühsam errungene Frucht eines so langwierigen Kampfes zu sichern. Haben Sie jedoch keine Sorgen wegen meiner Person; was ich wagen kann, habe ich von jeher richtig gefühlt, und ich fürchte nicht, vor dem Hafen zu scheitern. Nach mühevollen, unlustigen Zeiten lebe ich jetzt in der heitersten Ruhe, und wenn ich nicht wüßte, daß der größte Theil meiner Freunde zu schwach ist, um diese Heiterkeit zu begreifen und mit mir zu genießen, würde ich mich in der unbefangensten Mittheilung für die herben Entbehrungen schadlos halten, die ich mir selbst aufzulegen genöthigt war. Je mehr ich aber das Gewicht der Dinge fühle, die ich trage, um so weniger verdenke ich es irgend Jemanden, der sich scheuet, auch nur von Weitem solchen Gefahren sich zu nahen; ein anderer Theil ist mehr oder weniger im Conflict mitbegriffen; so lebe ich also mitten in dem belebtesten Orte in einer völligen Einsamkeit, indem ich aus der Noth eine Tugend mache. Aus einem solchen Zustande entspringen die befremdendsten Erfahrungen, doch keine unangenehmen, in soweit es mir gelungen ist, diesem Zustande den Grad von Reinheit und Würde auch äußerlich zu vindiciren, der ihm von jeher seine bedeutende innerliche Kraft gegeben hat. Ganz eigenthümlich ist es dieser Lage, und gewährt mir ein besonderes Vergnügen, mich auf der Straße wie ein Fremder zu fühlen, der mit ganz neuen Augen, mit dem Reize der unbefangensten Jugend, im Frieden mit sich und der Welt, an den bedeutendsten Gegenständen vorübergeht, und daran genießt, was die Einheimischen selbst nie inne geworden sind.

So mögen denn auch Sie, edelster verehrter Freund, von mir, als einem Fremden in Berlin, nichts Neues, am Wenigsten etwas Wahres, in Bezug auf hiesige Tagesgeschichte erwarten; nur in meinem Hause bin ich einheimisch, aber auch mehr als jemals.

---

1) Diese Worte sind von Goethe's eigner Hand.
2) Dem Hamburger Correspondenten.

Denn das Glück hat mich wunderbar begünstigt, indem es mir auf das Reichlichste alle Mittel zuwies, um der äußeren Bedrängnisse mich überheben zu können.

Ehe ich aber weiter von mir selbst rede, lassen Sie mich gestehen, daß die größte Entbehrung, die ich mir zumuthen müssen, die war, mich Ihnen nicht anvertrauen zu können; denn was hätte ich von so verworrenen Dingen Ihnen sagen sollen? Und wie ich mich auch anstellen wollte, konnte ich davon zu reden vermeiden, so lange ich im heftigsten Kampfe war? Um so dankbarer empfand ich Ihre Güte in mehreren Schreiben, und in der Zusendung des 12. der kleinen Hefte [1]), nach deren stets erneuerter Erscheinung ich mich mehr sehne, als nach dem Mondschein zur Reise. Denn diese Heftchen haben sich mir, wie die mildeste Nahrung, unentbehrlich gemacht; lassen Sie mich ja nicht fürchten, daß Sie dieselben durch das Register, wenn auch nur auf kurze Zeit, abgeschlossen haben wollen. Dabei erinnere ich mich denn gleich des herrlichen Geschenkes, welches uns Hofrath Meyer mit seiner Kunstgeschichte [2]) gemacht hat, die ich zu lange entbehrt habe und nun täglich genieße. Denn daß nur Meyer dasjenige schreiben konnte, was so ganz mein Bedürfniß erfüllte, wußte ich längst, und ich bin beruhigt und befriedigt, nachdem endlich, wenn auch nicht das Ganze, doch ein so köstlicher Theil desselben erschienen ist. Wer anders hätte aus jenen Trümmern die Herrlichkeit der alten Kunst so vor uns aufbauen können? Nur wer so die Sache versteht, kann ihre Geschichte schreiben. Muntern Sie ihn ja auf, dabei nicht stehen zu bleiben; denn die Fortsetzung muß die Lehre, wie die Probe das Rechnungsexempel, bestätigen, und um so mehr zu den Sinnen sprechen, als die spätere Zeit an übrig gebliebenen Werken so viel reicher ist.

Von den chromatischen Beobachtungen hatte ich noch im Winter einige Freude [3]); seitdem ist mir aber jede Spur davon entschwunden. Da möchte ich denn noch in der Erinnerung rasend werden, über den Possenreißer R. (Rauch), dem ich eine kleine Zeichnung für Sie übertragen hatte, von den Erscheinungen des Sonnenbildes am Osthorizonte bei Sonnenuntergang, welche ich in Salzbrunn und Bory de St. Vincent, wie Sie mir gütigst mittheilten, auf dem Africanischen Ocean beobachtet haben. Das Blättchen sollte in Aqua tinta gestochen werden [4]), und ich gedachte

---

1) Kunst und Alterthum IV, 3.

2) Geschichte der bildenden Künste bei den Griechen von ihrem Ursprunge bis zu ihrem höchsten Flor. Die beiden ersten Theile erschienen in diesem Jahre. Goethe gedenkt dieser unter seiner thätigen Beihülfe und Besprechung entstandenen Arbeit in den Annalen unter den Jahren 1811—1813 und 1822.

3) Professor Osann hatte ihm noch im Januar einiges über die Wirkung des Phosphors mitgetheilt.

4) Vgl. Nro. 99 S. 302.

es mit meiner Exposition davon zu Ihrem naturwissenschaftlichen Hefte einzuschicken; vor lauter Possen hat aber der Freund diese kleine Arbeit nicht machen können, bis ich endlich dies und alles andere, was ich Ihnen schreiben und schicken wollte, zu vergessen genöthigt war. Vielleicht kommt es einmal wieder zum Vorschein.

Aber um von dem vielen Guten, was mir in dieser Zeit zu Theile geworden, noch einiges zu sagen, muß ich besonders von der für mich unschätzbaren kleinen Gemäldesammlung sprechen, welche das Glück mir auf die wunderbarste Art in's Haus geführt hat. Es sind an vierzig durchaus gut erhaltene Gemälde, zum Theil von den größten Meistern, die durch die Laune des Zufalls in solchen Unwerth gekommen waren, daß ich leicht unter meinen Kupferstichen vierzig Stück aussuchen könnte, welche mir mehr kosten als diese Gemälde. Zwar war es für den Augenblick für meinen geringen Fonds dennoch eine zu große Ausgabe; ich habe mich aber mit Freuden in diese Verlegenheit gestürzt, um dadurch einer größeren Noth zu entgehen, und mir für das ganze Leben einen Schatz zu erwerben. Ich nenne Ihnen aus jener Zahl folgende Stücke:

1) Zwei Landschaften von Caspar Poussin, die eine den schwülen Sommerabend mit sich zusammenziehendem Gewitter, die andere, den heftigsten Sturm und Ausbruch des Gewitters vorstellend.

2) Büßende Magdalena, halbe Figur, lebensgroß, von Parmegianino, mit der größten Meisterschaft des Pinsels, in der Kraft des Helldunkels nur dem Correggio zu vergleichen.

3) Die Schenkung des Rosenkranzes, Skizze zu einem großen Altargemälde, von Guido Reni.

4) Mercur, Argus und Jo, in der köstlichsten Abendlandschaft, von Hannibal Carracci.

5) Ruhe auf der Flucht nach Egypten, von Hannibal Carracci.

6) Die heilige Catharina, halbe Figur, Großleben, von Bernardino Luino (Luini), der größte Stil, der mir in Leonardo da Vinci's Schule vorgekommen ist.

7) Verkündigung von Peter von Cortona, mit allen Vorzügen und Flüchtigkeiten dieses Meisters, vorzüglich schöne harmonische Farbencomposition.

8) Diana mit den Nymphen im Bade unter einer großen Buche, nebst Actäon und den Hunden, von Dominichino. Ein außerordentliches Werk.

9) Heilige Familie, von Federigo Baroccio. Ist für Correggio ausgegeben worden.

10) Grablegung Christi, Skizze von Andreas Mantegna.

11) Madonna mit dem Kinde, von Sebastian del Piombo, 1515. Von einer Würde in Zeichnung, wie in Colorit, die ich nicht gekannt habe.

12) Zwei Bildnisse von Pordenone 2c.[1])

Ich kann unmöglich so zu catalogiren fortfahren; es müßte Sie nur langweilen, und gewährt auch mir nur Schmerz, anstatt Vergnügen, da ich Ihnen doch die Sachen nicht zeigen kann. So erfahren Sie wenigstens, wie ich habe existiren können. Und so denn mit dem herzlichsten Wunsche, daß Ihr Wohlbefinden, von dem ich stets mit Freuden gehört habe, ununterbrochen fortdauern möge,

Tausend Grüße an Ihr werthes Haus! ewig der Ihrige.
Schultz.

102.

Goethe an Schultz.

Ihr liebwerther Brief hat mir die größte Freude gebracht; denn wie Ihr langes Stillschweigen auszulegen sei, wußt' ich doch nicht ganz zurecht zu stellen; doppelt erfreulich ist es mir nun, Ihre alten Gesinnungen abermals erprobt und Sie in Ihrem gegenwärtigen Zustande beruhigt zu sehen; ob ich gleich Ihr Schreiben mit dem, was Rauch[2]), wohlgesinnt und freundlich, erzählt, nicht in Harmonie bringen kann. Mögen Sie mir Ihren Zustand etwas deutlicher einsehen lassen, so werden Sie meine immer treue Anhänglichkeit schönstens erwiedern.

Auf meinem Wege bin ich unverrückt fortgegangen; die ungeschickt eingetretenen catarrhalischen Uebel haben mich für gewisse Zeit in mich selbst geschlossen, wo ich im Geheimen den Faden immer verfolgen konnte, der durch mein Leben durchgeht.

Auch in der Witterungslehre ist mir geglückt, wenigstens für mich, das Gewisse vom Ungewissen zu sondern, wodurch ich in einem so problematischen Capitel schon viel gewonnen glaube. Uebrigens hab' ich manchen stillen Aerger bei mir beschwichtigt über die vom wissenschaftlichen Tag und Stunde inseparable Charlatanerie. Ich habe mir aber fest vorgenommen, wenigstens gegen den Einzelnen nichts merken zu lassen.[3])

---

1) Das aus dem Juli des folgenden Jahres stammende Verzeichniß seiner Gemäldegallerie enthält fünfzig Nummern, veranschlagt zu 5220 Thaler, wo nur die beiden Bildnisse von Pordenone fehlen. Die Gemälde sind dort meist sehr ausführlich und eingehend beschrieben und beurtheilt. Den höchsten Werth legt er in jenem Verzeichniß Nro. 6 und 8 bei, die er auf 500 Thaler anschlägt; ihnen zunächst stehen Nro. 3 zu 400, Nro. 1 (jede einzelne der beiden Landschaften) und 11 zu 300 Thaler veranschlagt. Die höchsten Preise hatte er für Nro. 3 und 8 gegeben, für jedes von beiden Stücken mit dem Rahmen 20 Friedrichsd'or; die übrigen sind zu beträchtlich billigeren Preisen, zum Theil für wenige Thaler von ihm angekauft worden.

2) „Rauch geht nun ab", schreibt Goethe am 26. Juni an Zelter; „ich hätte ihn gern noch einige Tage länger besessen."

3) Die Worte merken zu lassen schrieb Goethe eigenhändig über das von ihm dictirte vorzunehmen.

Nun aber sagen Sie mir ein Wort von Ernst Stiedenroth! Die Unterhaltung mit seiner Psychologie[1]) macht mich schon seit vier Wochen glücklich. Es ist gar zu angenehm, sein inneres Leben, Streben und Treiben so außer sich gesetzt zu sehen; es ist mir noch nie vorgekommen, diese Vermittlung des Abstracten, ja des Abstrusen mit dem gemeinen Menschenverstand, der uns doch eigentlich im Innern allein behaglich macht; es ist eine unglaubliche Totalität in diesem Vortrag, und mag (es) übrigens mit der Sache sein, wie es will, so glaubt man auf einen Augenblick das Unbegreifliche zu begreifen.[2])

Der treffliche Rauch wird von meinen Zuständen nähere Nachricht geben können. Schenken Sie seinen Relationen freundliche Aufmerksamkeit! Ueber das Modell haben wir uns vereinigt, so daß von diesseits der Ausführung nichts weiter entgegen steht. Sehen Sie es an, und unterhalten sich darüber mit dem denkenden, in großer Freiheit wirkenden Künstler.[3])

Grüßen Sie Schubarth, danken ihm für die Sendung[4]) und sagen mir doch auch wieder einmal etwas von seiner Lage.

Hiebei das neuste Heft von Kunst und Alterthum[5]), welches zu secretiren bitte. Es sind Aushängebogen, das Heft selbst kann erst in einiger Zeit ausgegeben werden. Lassen Sie mich ja bald wieder von sich hören. Auch ich werde manches mitzutheilen haben. Ueber meine Sommerreise bin noch ganz ungewiß.

und so fort treulich Goethe.

Weimar, den 27. Juni 1824.[6])

103.

Goethe an Schultz.[7])

Gefällig zu gedenken.

Die Vorbereitungen zu einer neuen Ausgabe meiner Werke gehen ununterbrochen fort, wobei mir mehr um die Sicherung meines litterarischen und biographischen Nachlasses für künftige Zeiten und um die Brauchbarkeit desselben, auch ohne mein Zuthun, be-

---

1) Psychologie zur Erklärung der Seelenerscheinungen. Erster Theil. Berlin 1824.

2) Vgl. B. 3, 208. 40, 414ff. (49, 94. 50, 42ff.) [3, 198. 30, 336ff.]

3) An Zelter schreibt Goethe, sie seien über Bild und Gleichniß einig geworden, und er bittet, sie möchten das Begonnene freundlich anschauen und weiter helfen. Er hatte damals sich über sein für Frankfurt beabsichtigtes Standbild mit Rauch besprochen. Vgl. oben Nro. 73 S. 253.

4) Paläophron und Neoterpe II, 1.

5) V, 1.

6) Die Datirung und die Worte und so fort treulich sind von Goethe's Hand.

7) Ward als Beilage zum folgenden Briefe abgesandt.

sorgt bin [1]), als um ein eiliges Hervortreten. Schon sind zerstreute Papiere gesammelt, Entwürfe redigirt und gestaltet, daher denn alles, was als Manuscript oder außer Verbindung da lag, nunmehr schon brauchbar und einzuordnen ist. Manches jedoch bleibt zu thun übrig.

Woran ich jetzt aber vor allem zu denken habe, ist die Revision der schon gedruckten Werke, sowohl der zwanzig Bände als der später herausgegebenen. Es wäre darum zu thun, diese Bände mit grammatischem Aug' durchzugehen, mit critischem Scharfsinn zu prüfen, ob vielleicht irgend ein Druckfehler verborgen liege; dann wäre eine Conjectur zu notiren, und so das Ganze rein in sich herzustellen, wie es bleiben soll, ohne daß man sich bemühte, manches besser auszudrucken, wenn es auch leicht geschehen könnte.

Eben so wäre die Interpunction mit Milde zu behandeln, und allenfalls nur die überflüssigen Unterscheidungszeichen, die zu jenen Zeiten im Schwang waren, auszulöschen.

Sowohl hier als in Jena finden sich wohl Personen, denen ich dergleichen Geschäft allenfalls anvertrauen könnte; vor allen aber würde ich erst anfragen, ob unser Schubarth sich dazu entschlösse; was mich alles auf seine Seite neigt, wird er selbst und seine nächsten Gönner ohne meine weitere Ausführung sich gar bald entwickeln.

Die Anfrage, in wiefern er als Mitarbeiter an der neuen Ausgabe erscheinen und nicht nur in dem erstem Gemeldeten, sondern auch in manchem Anderen thätig und beirathend sein möchte, sei also vorläufig gethan; wobei ein billiges Honorar sich von selbst versteht.

Im Bejahungsfall wäre das Nähere zu bereden. Ich sendete nach und nach, wie das Geschäft vorwärts ruckt, die Bände der letzten Ausgabe, und erhielt' dagegen jedesmal die nachfolgenden, wie sie zum Abdruck nöthig sind; eine andere Ordnung würde eingeführt, worüber denn auch zu consultiren wäre.

Was mir an diesem Vortrag als das Reizendste erscheint, ist die Eröffnung eines neuen thätigen Bezuges zu Schubarth und ein fortwirkendes Verhältniß zu Ihnen, und so eine wahrhafte Belebung an einer fruchtbaren würdigen Communication. Dieses Gegenwärtige, ob es gleich ausführlicher und besser könnte gestellt sein, halte nicht zurück, weil ich mich immer mehr überzeuge, fürderhin sei nicht mehr zu zaudern.

Vertrauend und hoffend G.

Weimar, den 28. Juni 1824.

---

1) Goethe erinnerte sich nicht mehr des vorhergehenden mir, wobei ihm ein zu thun ist vorschwebte.

104.

Goethe an Schultz.

In Gefolg meines letzten eiligen fahre sogleich fort nur noch auszusprechen, daß Herrn Rauch's Gegenwart mich in allem Guten nochmals gegründet, gekräftigt und gefördert hat.

Ueber das Musterstück Ihres Gemäldeverzeichnisses bin ganz erstaunt; denn ich weiß recht gut, was es heißen will, wenn Sie solche Namen aussprechen. Es ist wirklich ein ganz unerwarteter und unwahrscheinlicher Glücksfall, dessen Bedingungen mir nicht denkbar sind.

Wenn Meyer's Kunstgeschichte uns in ihrem ganzen Umfange frommt, so haben wir ein Großes gewonnen; nicht einem jedem, besonders nicht den Künstlern wird es so sein. Der lebende Künstler neuerer Zeit steht, mit allem Talent, in einer mißlichen Lage; er ist nicht im Fall, sich an ein entschieden Sicheres anzulehnen, und seine besten Bestrebungen stocken, entweder an denen so unzulänglichen als heftigen Forderungen der Mitwelt, oder an den unaufgeklärten Velleitäten seines eignen, nicht hinlänglich ausgebildeten trefflichen Innern. Alles eigentlich Gute, das zum Vorschein kommt, war nur im Fluge erhascht, aus dem Stegreife gefesselt, und so steht's doch immer als eine nicht ganz behagliche Erscheinung.

Hieran liegt es, daß so viele Jüngere sich in die Frömmelei flüchten und an ältere unvollkommene Muster; das Letzte läßt sie getrost sagen: „Wir sind ja Strebende, das Gute, das Vortreffliche Suchende", und das Erste gibt ihnen den Vortheil, statt an eine Schule, sich an eine Partei anzuschließen. Wie ekelhaft dies aber sei, muß ich fast täglich empfinden; nur mit einer gewissen Härte lehnt man die pfuscherhaften Anmaßungen ab, die, bei dem gewissenlosesten Verfahren, ein Heiliges zu Hülfe rufen und unter dem Mantel der absurdesten Gleißnerei sich für geborgen, so wie ausgestattet halten; auch fürchtet sich das Gezücht vor mir, und probirt doch manchmal ein Vidi zu erhaschen.

Doch sollte ich mich hierüber nicht ereifern, da mir Stiedenroth auch hierüber die hinreichenden Lichter aufgesteckt hat. Ich bin eben daran, Marginalien zu seinem fließend-zusammenhängenden Vortrag zu schreiben. Sagen Sie mir ja das Nähere von diesem vorzüglichen Manne.

Mit Rauch bin ich zu keinem allgemeinen Kunstgespräch gekommen; unter der Arbeit, bei Beschauung einzelner Werke, wie ich sie ihm vorlegen konnte, ließ sich wohl mit ihm übereinkommen; sein Aufnehmen wie sein Ablehnen war einer verständigen Individualität, auch deren Leben- und Kunstgang völlig gemäß, und so mir wahrhaft erfreulich.

Ueber das, was man Maximen heißt, habe ich mich dergestalt abgewöhnt zu sprechen, daß sie mir sogar bei vertraulicher

Unterhaltung unter vier Augen nicht mehr einfallen, in größeren Gesellschaften gar nicht. Die Mädchen schmücken sich mit Rosen und Kornblumen, den Kindern schmecken die Pfirschen fürtrefflich, das gewahr' ich alle Tage, und sie haben weder von perianthium noch percicarpium einen Begriff, und doch sind diese ja selbst nur äußere, einen höheren Sinn verhüllende Erscheinungen.

Verzeihen Sie, daß ich mit meiner Rede hin und her schweife; Sie werden die Mittellinie schon finden.

Die Skizze der Frau von Arnim ist das wunderlichste Ding von der Welt; man kann ihr eine Art Beifall nicht versagen, ein gewisses Lächeln nicht unterlassen, und wenn man das kleine, nette Schooßkind des alten impassiblen Götzen aus seinem Naturzustande mit einigen Läppchen in den schicklichen befördern wollte, und die starre trockne Figur vielleicht mit einiger Anmuth des zierlichen Geschöpfs sich erfreuen ließe, so könnte der Einfall zu einem kleinen hübschen Modell recht neckischen Anlaß geben.[1]) Doch mag es bleiben, wie es ist; auch so gibt es zu denken.

Das naturhistorische Heft mußte ruhen; ich lasse jetzt wieder daran drucken; einiges Fremde[2]) hab' ich aufgenommen, einiges Frühere von mir zugleich redigirt; doch ist hier eine gar zu wichtige Beschäftigung, an die man sich desultorisch nicht wagen sollte, besonders da treffliche Menschen in der neueren Zeit so folgerecht darin verfahren. Gewonnen hab' ich in diesem Fache, das darf ich mir wohl sagen, aber es wird mehr für mich allein bleiben; am Tagesbetrieb ist sehr viel zu billigen, aber auch zu mißbilligen, und wie soll man da eingreifen?

Zu dem beigelegten Blatte[3]), welches mit Schubarth zu überlegen bitte, darf nicht hinzufügen, was mir den Vorschlag annehmlich macht; seine innige Bekanntschaft mit meinen Arbeiten gäbe ihm dabei die leichteste Uebersicht, sein bleibendes Interesse daran würde durchaus fördern, und keine Ermüdung befürchten lassen. Auch Sie, mein Theuerster, würden in dem friedlichen Zustand,

---

1) Frau von Arnim übersandte diese bei Gelegenheit der beabsichtigten Frankfurter Statue Goethe's entstandene Skizze dem Dichter selbst mit einem vom 1. Januar 1824 datirten Briefe (Goethe's Briefwechsel mit einem Kinde II, 319 ff.), worin sie sich über den Sinn derselben näher ausspricht. Der mit nacktem Oberkörper abgebildete, in Olympischer Ruhe dem Zeus ähnlich thronende Dichter hält in der Rechten den Lorbeerkranz, in der Linken eine Leier, deren Saiten die an ihn sich anschmiegende nackte beflügelte Psyche (Mignon, wie Bettine sie bezeichnet) spielend rührt. Die Skizze findet sich vor dem zweiten Theile des „Briefwechsels mit einem Kinde". Ein kleines Modell in Gips ward im Jahre 1825 hiernach angefertigt. In colossalem Maßstabe hat neuerdings Steinhäuser diese Idee in Marmor ausgeführt. Der Großherzog von Weimar hat dieses großartige Kunstwerk für das neue Museum angekauft, dessen Vorhalle es schmücken soll. Um so anziehender ist die vorliegende Aeußerung des Dichters selbst über Bettinens Skizze, die einer so kalten Aufnahme derselben am wenigsten gewärtig war.

2) Von Nöggerath und Soret.

3) Dem vorigen Briefe, den Schultz am 7. Juli an Schubarth sandte.

den Sie mir schildern, an diesem Geschäft eine neue Unterhaltung, und die Sammlung früherer Ausgaben, die wenigstens begonnen war [1]), würde hier schon eine zweckmäßige Anwendung finden.

Eckermann hat den Winter über sich in Redaction, Zurechtstellung gar manches Actenstückes thätig erwiesen, und mein täglich sich vervollständigendes Archiv ist sogar in ein Local gebracht, wo es übersehbar und schon [2]) catalogirt für eine gute Weile verharren kann. [3])

Ich selbst fahre an einer sogenannten Chronik meines Lebens fort, wo ich die laconische Abfassung, die schon durchaus vollständig ist, nun zu erweitern und aufzuklären hoffe. Dabei tritt der wichtige Umstand ein, daß die Schillerische Familie mir meine Briefe an diesen hohen Freund bis auf das letzte Billetchen übergeben hat, die ich nun mit seinen, gleichfalls heilig aufgehobenen Briefen und Blättern in einander arbeite, und dem gewiß allgemeinen Wunsch, von einem solchen Verhalten Kenntniß zu nehmen, entgegen arbeite. Alle Freunde, die Schiller's Briefe von 1802, jetzt in Kunst und Alterthum [4]) abgedruckt, gesehen [5]), haben sogleich gewünscht, meine Erwiederungen dagegen zu lesen. Diese sind freilich zur Aufklärung und Belebung höchst nothwendig, aber im innern und selbstständigen Werth kommen sie den Schillerischen nicht bei; er war geneigter zum Reflectiren über Personen und Schriften, als ich, und seine höchst freien brieflichen Aeußerungen sind als unbedingter augenblicklicher Erguß ganz unschätzbar. Unser beiderseitiges munteres Leben und redliches Streben stimmt zu freudiger Heiterkeit, die freilich leider auch durch Leiden und Quengeleien des Tags dem Beschauer oft verkümmert wird; doch dadurch wird es ja ein wahres Bild des beschatteten buntgrauen Erdenlebens. Die Correspondenz geht ununterbrochen von 1794 bis 1805. Die ersten Jahre höchst reich und prägnant, weil wir uns erst begreifen mußten und, an verschiedenen Orten lebend, briefliche Unterhaltung ernstlich zu pflegen genöthigt wurden. Späterhin hatte sich die Gesinnung schon ausgeglichen, wir wohnten an einem Orte, und so ist wenig Schriftliches übrig geblieben.

Aus jenen Jahrzahlen sehen Sie, daß sich diese Documente unmittelbar an die Campagnen [6]) anschließen, und also ohne Wei-

---

1) Vgl. oben S. 271 Note 5.

2) Schon hat Goethe eigenhändig hinzugefügt.

3) Schultz wußte dies bereits aus einer in Kunst und Alterthum IV, 1, 172 ff. erschienenen Anzeige, die in die Werke unter der Ueberschrift: Entstehung der biographischen Annalen, übergegangen ist.

4) V, 1, 42—83.

5) Gesehen hat Goethe eigenhändig beigefügt.

6) Goethe versteht hierunter die Darstellung der Campagne in Frankreich und der Belagerung von Mainz, die im Jahre 1822 als fünfter Theil der zweiten Abtheilung der Schilderung: Aus meinem Leben erschienen waren. Vgl. oben S. 249. 254.

teres den Freunden, die an meiner Vergangenheit Theil nehmen, eine willkommene ausführliche Gabe versprechen.

So eben vernehme, daß Herr Graf Sternberg [1]) in diesen Stunden ankommen wird. Von diesem trefflichen Manne erwarte mir sehr viel Belehrung, besonders über Steinkohlenformation und die damit verknüpften Vegetationsreste, nicht weniger über Steinsalz und Sohle. Nächstens manches Zurückgebliebene.

und so fürder [2]) G.

Weimar, den 3. Juli 1824.

105.

Schultz an Goethe.

Berlin, den 7. Juli 1824.

Ihre liebreichen Schreiben vom 27. v. M. und 3. d. M. haben mich um so herzlicher gerührt, als ich treuer Freundessprache, je länger je mehr, entwöhnt werde. Großmüthig sein kann freilich nicht ein Jeder; in ungewöhnlichen Lagen lernt man erst sein Verhältniß zur Welt und zu Anderen kennen. Beunruhigen Sie sich aber auf keine Weise, wenn Sie auch hören sollten, daß der Druck, der auf mich fällt, noch immerfort zunimmt. Wäre es meine persönliche Sache, die so auf mir lastete, dann freilich könnten meine Schultern wohl nicht widerstehen; aber es ist ja, wie Sie wissen, eine große Weltangelegenheit, die hier unter meinem geringen Namen personificirt wird; zur rechten Zeit wird sie sich, und mir, wieder Luft machen: veritas premitur, non opprimitur. Dabei muß Ihnen und Jedem, welcher von Weitem davon hört, wunderlich vorkommen, daß die Angelegenheit selbst mächtige Fortschritte macht; um diese zu sichern, hat man für nöthig gefunden, die Sache als eine persönliche darzustellen, und einzelnen Personen das ganze Odium davon auf den Hals zu werfen, die hoffentlich Kraft genug haben werden, es so lange zu tragen, bis die Sache Kraft genug hat, es selbst auf sich zu nehmen. Unter diesen Kreuzesträgern bin ich der erste, und von Rechts wegen; ich weiß sehr wohl, was ich gethan habe, und trage diese Bürde als eine Würde, für welche geboren zu sein, mich stolz machen könnte. Den Geist der Lüge zu bannen oder zu binden, ist ein ungeheures Unternehmen; da tobt er und raset, je näher man ihm auf das Leib kommt, und gegen den am ärgsten, den er am Mehrsten zu fürchten hat. Nachdem ich nun aber seit fünf Jahren Vorkämpfer gewesen bin, sehne ich mich wohl mit Recht, aus diesem Kampfe abgelöset zu werden,

---

1) Vgl. oben Nro. 74 S. 257. Von ihm brachte das nächste Heft zur Naturwissenschaft (II, 2) eine Mittheilung über die Gewitterzüge in Böhmen.

2) Diese Worte sind von Goethe's eigner Hand.

und, wo nicht ganz austreten, doch in's zweite Glied zurücktreten zu dürfen. Darauf stehet nun mein ganzes Wünschen und Hoffen.[1])

Den 8.

Daß Ihnen Stiedenroth so viele Freude macht, ist ihm, so wie mir, eine große Genugthuung. Dieser wackere junge Mann hat hier seit fünf Jahren Vorlesungen gehalten, und immer Zuhörer gefunden, die, nach meinem Urtheile, wußten, was sie wollten; auch waren alle mit ihm wohl zufrieden. Besonders fanden die Vorlesungen über Psychologie, die er nun als ein Ganzes herausgibt, einen gegründeten Beifall, und stifteten sichtbar Nutzen. Wiederholte Anträge von meiner Seite auf verdiente Anerkennung seiner Bemühungen fanden jedoch bei der Oberbehörde keinen Eingang; Hegel's überwiegender Einfluß stand ihm entgegen. Zuletzt mußte ich selbst ihm anräthig sein, sich nach einer auswärtigen Anstellung umzuthun; denn er gerieth, je länger je mehr, in drückende Noth: auch dies schlug fehl. Seit Erscheinung seiner Psychologie ist man, wie es scheint, im Ministerium zu einer besseren Meinung über ihn gelangt; man spricht davon, ihn nach Halle oder Greifswalde zu schicken. Doch traue ich nicht, daß redlicher Wille da sei; besonders da man weiß, daß mir sein Fortkommen am Herzen liegt. Finden Sie Gelegenheit, auf sein Schicksal wohlthuend einzuwirken, können Sie darauf rechnen, daß er thätig, willig und von guten Gaben ist. Den einfachen beobachtenden Gang, durch den er die Seelenerscheinungen wissenschaftlich entwickelt, haben Sie mit Vergnügen erkannt. Ich bin auf den zweiten Theil begierig, in sofern ich mir die Sachen anders zurecht gelegt habe, als er, und nun wissen möchte, wie er das Ganze zusammenfassen wird. Gewiß ist, daß noch Niemand vor ihm diese Beobachtungen so rein und vollständig dargelegt hat.

Auf dem Gesundbrunnen, den 10.

Wie bei jeder Stadt, haben wir auch bei Berlin einen sogenannten Gesundbrunnen, der ein wenig eisenhaltiges Wasser hat. Die Lage aber ist allerliebst; schattenreich, zwischen den frischesten Wiesen und Feldern. Hier habe ich ein paar einsam belegene Zimmer mit der heitersten Aussicht gefunden, um den Sommer nicht ganz ungenutzt vorübergehen zu lassen. Ich höre die Jahreszeit schelten, als wäre es ein schlechter Sommer; ich begreife aber nicht, was die Leute alles verlangen. Daß es häufig regnet, ist wahr; aber der Regen ist milde, und seitdem die Frühjahrskälte uns verlassen hat, haben wir immer warmes Wetter gehabt. Was kann man vom Sommer Besseres erwarten, als daß alles in frischem Leben grünt und blüht und zur Reife gedeiht? Möge er aber auch

1) Am vorigen Abend hatte er die Cabinetsordre erhalten, durch welche er von seinem Auftrage als Regierungsbevollmächtigter entbunden wurde. Vgl. S. 100.

Ihrer Gesundheit so förderlich sein, wie der meinigen, und besonders Ihrem Reiseplane, von dem Sie mir seiner Zeit gütige Nachricht mittheilen wollen. Ich hoffe bis zum Herbste Muße zu behalten, um etwas vorzunehmen, was mich Ihnen wieder näher bringt, und bitte, Ihnen mit meinen Briefen auch in größere Entfernung folgen zu dürfen.

Rauch war einen Abend bei mir, in einem gewissen höheren Gefühle, welches ich auch an Anderen, die von Ihnen kamen, bemerkt habe, ja selbst mir persönlich bewußt geworden bin. Es ist etwas Aehnliches von Verklärung und Standeserhöhung, oder vielmehr Heiligung. Damit mag es nun sein, wie es will; mir that es sehr wohl, daß er mir die Objectivität dieses Zustandes von Neuem bestätigte, und ihn auch in mir von Neuem erregte. Sein Modell werde ich erst bei der nächsten Rückkehr zur Stadt sehen können.

Das große Leiden, welches Rauch uns von Fräulein Ulrike erzählt hat, ist uns ganz unbekannt geblieben; wir beklagen es aufrichtigst wie unser eignes.[1]) Wie sehr wünschte man nicht, jeden schmerzlichen Anlaß von Ihnen entfernt zu halten, und nur Glück und Freude von Ihnen und den Ihrigen zu erfahren!

Schubarth ist seit dem 1. d. M. nach Schlesien abgereiset, und dürfte vor dem Herbste nicht von dort zurückkehren.[2]) Da man die Grausamkeit hat, ihn in das dritte Jahr mit halben Hoffnungen hinzuhalten, und seiner steigenden Noth zu spotten, um mich dadurch zu peinigen, so können Sie denken, wie herzlich dankbar ich Ihnen für den Vorschlag bin, ihn an der Herausgabe Ihrer Werke Theil nehmen zu lassen. Ich habe geeilt, ihm das betreffende Blatt Ihres Briefes zu überschicken, und weiß im Voraus, daß er diesen Beweis Ihres Vertrauens als das höchste Glück schätzen und mit allem Fleiße zu rechtfertigen suchen werde. In solcher Lage läßt sich fühlen, welchen Werth ein so theures Vertrauen hat; es wird ihn ganz wieder aufrichten, und mit seinem Schicksale aussöhnen. Seine äußere Bedrängniß ist es weniger, die mich gekümmert hat, als die innere; sich von der Welt auf allen Seiten zurückgestoßen zu sehen, kann wohl den festesten Mann zuletzt außer Fassung bringen, und das Schicksal schien unerbittlich, nachdem er die ersten Schritte versäumt hatte. Kam er, anstatt im Herbste 1821, das Jahr vorher zu uns, wie Sie ihm riethen, so war er auf alle Weise längst geborgen; that er im Winter 18²¹/₂₂ das Nothwendigste, was geschehen mußte, um den letzten Augenblick der Gunst zu nutzen, wie ich ihn so dringend bat, war

1) An Zelter schreibt Goethe am 8. März: „Ulrike hat im letzten Cotillon — einen harten Fall auf das Hinterhaupt gethan, von welcher Erschütterung das Gehirn sich noch nicht wieder hergestellt hat."

2) Der Minister von Altenstein hatte ihn wegen einer gewünschten Anstellung abschläglich beschieden.

er geborgen. Sein scheues, starres Wesen ist zu hart gestraft worden; denn wer hätte eine solche Grausamkeit, eine solche Verzögerung der wichtigsten Interessen, an welche zuletzt das seinige geknüpft war, voraussetzen können? Und was ich zu seinem Besten wagen mochte, schlug vielleicht um so mehr zu seinem Nachtheile aus. So schien alles verloren, und ich konnte zuletzt nur noch darauf bestehen, sich endlich von mir zu trennen. Daß ich zu seinem Vortheile hätte Concessionen gegen meine Pflicht machen sollen, ist er zu rechtschaffen gewesen, zu verlangen.[1])

Den 11.

Man muß durch schmerzliche Erfahrungen inne werden, daß, je größer die sittliche Kraft in einem Individuo, um so gefährlicher für dasselbe der kleinste Fehler wird, der gewöhnlichen Menschen ganz ungestraft hingeht; und Märtyrer zu werden, ist nicht immer ein Verdienst.

Die Erscheinung vom 1. Hefte des 5. Bandes Ihres Kunst und Alterthum in unserer Zeitung zu lesen, als eben vor wenigen Tagen ich Ihnen meine Sehnsucht darnach ausgesprochen hatte, war mir überraschend, und schon finde ich mich durch Ihre Güte im Besitz desselben. Nun haben die vergeßlichen Kinder es mir in der Stadt zurückgelassen, da ich vorhatte, es hier mit Muße nochmals durchzugehen und Ihnen einiges darüber zu äußern; was nun zum Nächsten aufgeschoben bleiben muß.

Seit ich mehr und mehr in's Einsame zurückgezogen lebe, hat mein Sammlergeist sich nach mehreren Seiten zu ergehen angefangen, und so trage ich unter anderem die Sprüchwörter aus allen Sprachen, die mir verständlich sind, zusammen. Das geht bald in die Tausende, und wird, gehörig rubricirt, sehr interessant. So sucht man Mittel, die ganze Welt in seine vier Wände zu concentriren.

Ich sende Gegenwärtiges ab, um zu Ende der Woche so fortzufahren.

Es ist gerade Gelegenheit da, den Brief in die Stadt zu senden.

Ewig der Ihrige. Schultz.

---

[2]) Den 12.

Die Gelegenheit nach der Stadt wurde gestern Abends, weil die Kinder draußen waren, in der glücklichsten Laune versäumt, und den Kindern wollte ich den Brief nicht anvertrauen. Da soll er denn heute Abends gewiß fort, und um mich nicht auf etwas Ernsteres nochmals einzulassen, erlauben Sie, daß ich hier einige Sprüchwörter, mit denen ich mich gerade erlustige, beifüge. Besonders die Italiäner sind durch Laune und Witz hierin ausge-

1) Vgl. Briefwechsel zwischen Goethe und Zelter III, 439 ff.
2) Auf einem besonderen Octavblatt.

zeichnet; ein überwiegender Hang zu einer gewissen Niederträchtigkeit, durchaus aber mit Humor und Weltklugheit ausgestattet, gibt allerliebste Erscheinungen.

1. Dammi pane, e dimmi cane.

2. Muove la coda il cane,
Non per te, ma per il pane.

3. Se Dio dà la lepre, darà ancora l'herba.

4. Con arte e con inganno
Si vive mezzo l'anno;
Con inganno e con arte
Si vive l'altra parte.

5. L'Aprile fà 'l fiore, ma'l Maggio n' ha l'honore.

6. Chi non rubba, ha non robba.

7. Chi ha robba, ha parenti.

8. Poca robba, poco pensiere.

9. Lega la balla bene, e lasciala andare.

10. Lega l'asino, dove vuol il Padrone.

11. L'asino punto convien' che trotti.

12. L'asino che non ha fatta la coda in trent' anni, non la farà mai.

Die Sprüchwörter vom Esel sind ohne Zahl. Aber es gibt auch vorzüglich feine und edle Gedanken in den Italiänischen Sprüchwörtern.

13. Le ciregie a loro danno s'imbrunano.

14. Le discorsi sono come le ciregie, che l'una tira l'altra.
Ein allerliebstes Bild.

15. L'aquila non piglia mosche.

16. Buona ancudine non teme martello.

Und so ohne Ende. Schultz.

106.

Schultz an Goethe.

Berlin, den 27. August 1824.

Das anliegende Schreiben des Professor von der Hagen ist mir von demselben vor etwa acht Tagen nebst einem Pracht-Reisewerke des Grafen von Raczynski [1]) für Sie überbracht worden. Meine Abwesenheit von der Stadt hat die Absendung derselben verhindert. Damals, und bis zum heutigen Tage wiederholt, kamen Freunde mit der Bitte zu mir, am morgenden Tage eine frohe Feier Ihres theuren Geburtsfestes zu veranstalten, oder wenigstens Theil daran zu nehmen; aber ein schweres Schicksal erlaubte mir diese Freude nicht. Die seit 1½ Jahren, mit einer Unterbrechung von fünf Monaten, stets im Zunehmen begriffene Krankheit meines ältesten Sohnes [2]) drohte seinem unschuldigen Leben ein Ende zu machen; welches denn am 25. in der Nacht ruhig erfolgt ist. Es ist nichts Reineres in der Natur, als solch ein Tod; wir sind in großer Wehmuth. Er war die Freude und Liebe seiner Mutter, die Tag und Nacht nicht von seinem Krankenbette kam; er war die Stütze seiner Geschwister, die ihn als ihren Lehrer und Führer verehrten; er, der nächste, theuerste Freund seines Vaters, der ihn erzogen hatte, um mit ihm durch's Leben zu gehen, mit dem er alles theilte — der sich nun wieder einsam — nein nicht einsam! mit sieben Kindern und einer solchen Frau kann man sich nicht einsam nennen. Und bin ich an die Welt zurückgewiesen, die ich Unrecht that gering zu schätzen, so soll mein Leben künftig nur um so reicher werden, als ich das in sich ganz vollendete Leben des theuren Verstorbenen in mich aufgenommen habe — ein Schatz, der mir und den Meinigen unendliche, süße Früchte bringen wird. Vor vier Wochen hatten wir seinen achtzehnten Geburtstag an seinem Krankenbette gefeiert; gute und böse Zeichen sahen wir an diesem Tage, Hoffnung und Zweifel wechselten seitdem in uns. Jetzt, da wir den Ausgang kennen, beziehen wir jene auf den Himmel, diese auf die Erde. Er litt seit mehreren Monaten wahre Kreuzesmarter; aber keine Klage hörte man von ihm; seine Standhaftigkeit war nur mit der Reinheit seines Herzens, mit der Klarheit seines Geistes zu vergleichen, sonst unbegreiflich.

Mag Ihre liebevolle Freundschaft, theurer, edler Mann, mir zu Gute halten, daß ich, anstatt Ihnen nur meine Freude an der

---

1) Graf Eduard Raczynski's malerische Reise in einigen Provinzen des Osmanischen Reichs. Aus dem Polnischen durch von der Hagen. Breslau 1824. Man vergleiche die kurze Anzeige des Werkes in Kunst und Alterthum V, 3, 177. Werke B. 32, 411. (45, 403 f.) [26, 287 f.]

2) Bernhard.

Wiederkehr des morgenden schönen Tages zu bezeugen, Ihren Antheil an meiner Trauer in Anspruch nehme. Aber Sie wissen die Wahrheit des Lebens zu schätzen, wie sie erscheine; und so sei Ihnen der Freund nicht weniger lieb, der sich, obzwar von Wehmuth tief ergriffen, Ihnen dankbar und froh hoffend nahet. Möge die Allmacht Ihre Tage auf Erden verewigen, wie Sie längst schon als der Stern am Firmamente glänzen, der den Besseren durch die Dunkelheit unserer Zeit vorleuchtet. Darum führen Sie ihn längst schon in Ihrem Wappen, und als ich vor drei Jahren bei Ihnen war, mochte ich es wagen, ihn auch mir zuzueignen.

Von Schubarth erhielt ich schon vor mehreren Wochen die dankbarste Erklärung auf Ihre gütige Aufforderung zur Theilnahme an der Bearbeitung Ihrer neuen Ausgabe. Er bereitet sich eifrig dazu vor; die bei mir zusammengebrachten Ausgaben Ihrer Werke ist (sic) sehr interessant, und wird (sic) gewiß sehr nützlich zu diesem Zwecke sein. Sobald Schubarth zurückkommt, welches in drei bis vier Wochen zu erwarten ist, erfahren Sie genau, was wir leisten können, und was noch zu wünschen wäre.[1])

Herr Varnhagen, der heute bei mir war, hat die Veranstaltung der Versammlung Ihrer Verehrer morgen übernommen. Ich gehe morgen mit meiner Frau und einigen Kindern auf's Land; von dort schreibe ich binnen acht Tagen mit Uebersendung des Raczynski'schen Werkes, wozu ich heute nicht Muße gehabt habe.

Ewig der Ihrige.

Schultz.

Am 4. September schreibt Zelter an Schultz: „Goethe ist und bleibt nach seinem letzten Briefe vom 24. August d. J.[2]) in Weimar. So viel in der Eil. Gott tröste Sie und Ihr treues Weib!"

---

1) Schubarth hatte am 20. Juli auf die am 7. erfolgte Mittheilung von Schultz aus Heidau bei Parchwitz erwiedert: „Wie sollte ich mich nicht sehr gern bereitwillig und dankbar für das Anerbieten Goethe's erweisen? Erklären Sie gütigst Goethen, daß ich zu jeder Theilnahme an der Ausgabe seiner Werke bereit bin, worin er mitzuwirken mich für geeignet und fähig halten sollte. Ich erbitte mir und erwarte bloß seine Instructionen hierüber. Zu dem Geschäft der Durchsicht der Werke, zur Befreiung von allen typographischen, grammatischen Verunstaltungen derselben kann ich mich schon jetzt so ziemlich vorbereitet erklären, als ich mancherlei der Art in der letzten Ausgabe wahrzunehmen häufig veranlaßt gewesen bin. Ich hoffe, es wird möglich auf bloß brieflichem Wege sein, daß ich mir von Goethe's Absichten bei einer solchen Unternehmung den vollständigsten Begriff verschaffe, ohne daß es einer Reise bedürfen wird, die wohl nach meiner gegenwärtigen Lage nicht gut thunlich sein dürfte." Die gehoffte baldige Rückkunft Schubarth's nach Berlin erfolgte nicht.

2) Vgl. Nro. 430.

107.

Schultz an Goethe.

Berlin, den 30. September 1824.

Verehrtester, theurer Freund!

Da ich während der ländlichen Muße, in der ich die schönen Tage des Spätsommers zubrachte, mit dem Raczynski'schen Kupferwerke, welches Herr von der Hagen Ihnen durch mich hat zukommen lassen wollen, Bekanntschaft machte, gereuete es mich, es übernommen zu haben, da ich kaum hoffen kann, daß Ihnen damit eine besondere Freude zu Theil werden wird. Die mehrsten Kupferplatten hätten füglich ungestochen bleiben können. Ich wollte nun eine Gelegenheit abwarten, um es Ihnen auf die leichteste Art zu übersenden; sie hat sich aber bis jetzt nicht gefunden, und ich sende das Werk daher ab, um es nicht in die neue Wohnung, die ich morgen beziehe, mitzunehmen, und Sie Ihres Geschenkes nicht länger zu berauben. Die Unruhe, welche diese häusliche Veränderung mit sich bringt, entschuldige mich heute bei Ihnen, wenn ich kurz bin. Fallen Ihre liebevollen Augen einmal auf den Plan von Berlin, so denken Sie an mich, wenn Sie den Wilhelmsplatz finden. Dort werde ich in der nächsten Zeit wohnen, der Statue des Feldmarschall Kleist gegenüber, der mir als steinerner Gast beim Mondenscheine künftig in die Fenster gucken wird.

Möchte ich doch bald von Ihnen die glücklichsten Nachrichten hören! Ich theile bei fernerer Muße nächstens mehreres mit.

Ewig der Ihrige.

Schultz.

108.

Goethe an Schultz.

Endlich, mein theurer, verehrter Freund, muß ich denn doch einmal aussprechen, daß mir der gänzliche Mangel von Nachrichten, die so lange unterbrochene Mittheilung jeder Art sehr unbehaglich werden will. Kaum wüßte ich der Zeit mich zu erinnern, als ich zum letzten Mal ein freundliches Wort von Ihnen vernommen. Möge Gegenwärtiges in einem leidlichen Befinden Sie antreffen; denn wir sind ja auch wohl zufrieden, wenn das Leben nur einigermaßen ruhig genutzt und in der Hauptsache ungestört, wenn auch manchmal gehindert und abgelenkt, seinen Weg sachte verfolgen kann.

Meine neusten Hefte zu Kunst und Alterthum und Naturwissenschaft [1]) haben Sie erhalten. Diese Mittheilungen werd' ich wohl einige Zeit aufgeben müssen, indem ich der neuen Ausgabe meiner Werke alle Aufmerksamkeit schuldig bin. Ich werde

1) Kunst und Alterthum V, 2. Zur Naturwissenschaft II, 2.

von trefflichen Freunden des ästhetischen und critischen Fachs hiebei unterstützt; ich dachte Schubarth heranzuziehen, allein es wollte sich denn doch nicht fügen. [1])

Mit dem Theaterbrande [2]) sind nun alle sinnlichen Documente meiner früheren Thätigkeit dieser Art verschwunden; denn das Haus nicht allein, sondern auch Bibliothek, Garderobe bis auf die Requisiten herab enthielten noch Spuren meines früheren Antheils. Das wird nun alles neu werden und anders; ich bin zufrieden, daß meine Rechnung in diesem Capitel geschlossen ist. Beikommendes Blatt ist merkwürdig genug. Der Zufall hat manchmal Lust, sich sibyllinisch zu gebärden. [3])

Das, was ich nicht recht zu nennen weiß, was aber wohl auf ein paar Bände anschwellen möchte, sind Notizen aus meinem Leben; sie gehen durch alle Jahre durch bis auf die neuste Zeit, bleiben dem Sinne nach dieselbigen, der Ausführung nach möchte man sie bald Chronik, bald Annalen, Memoiren, Confessionen, und wer weiß, wie sonst noch? nicht mit Unrecht benennen; sie streifen in ihrem einfachen Gang an die Weltgeschichte,

---

1) Am 19. October 1824 hatte Schubarth an Schultz geschrieben: „Ich freue mich, daß Goethe nun endlich mit seiner Ausgabe vom Wort zur That kommt! Sehr angenehm ist es mir zugleich, durch die aufgetragene Revision des Textes eine glückliche Ableitung von einer eignen litterarischen Conception zu erhalten, die mich bisher zwar lebhaft beschäftigt hat, der ich aber noch nicht zu meiner völligen Zufriedenheit ihre fixe Gestalt auf dem Papiere habe geben können. — Da ich von Goethe'schen Schriften nichts außer den Wahlverwandtschaften und der kleinen Ausgabe des Faust mit habe, so wird es allerdings nöthig sein, daß Freund Lange aus meinen Büchern die Theile von Goethe's Werken derjenigen Sendung älterer Ausgaben beilegt, die ich von Ihrer Güte erwarte. Wollten Sie mir zugleich ein Schema im Kleinen von Ihren Gedanken, zur besseren Einsicht und Uebereinstimmung in Aufzeichnung der Varianten, gefälligst zukommen lassen, so würde mir das so angenehm als förderlich sein." Und am 3. December dankte er Schultz für die übersandten Bücher zum Zwecke der Revision der Goethe'schen Gedichte. „Ich habe mich", meldet er, „vorerst an die Auszeichnung des Inhalts sämmtlicher Gedichte gemacht und dazu die Parallelen der früheren Ausgaben geschrieben. Nach diesem Ersten, wodurch mir die Uebersicht gegeben ist, wo und wie viel Mal ich die Vergleichung des Textes anzustellen habe, wird diese nunmehr unaufhaltsam vor sich gehen Ich sende davon nächstens eine Probe. Nun aber füge ich auch die angelegentliche Bitte der Anzeige an Goethe hinzu, daß ich die Arbeit begonnen habe. Ich wünsche diese Anzeige darum, damit mir die Ausführung derselben versichert bleibe." Er bittet ihn, seine Verhältnisse Goethe mitzutheilen, und nimmt das Anerbieten des nicht von Goethe, sondern von Cotta zu zahlenden Honorars dankbar an. Aber die gespannten Berliner Verhältnisse hinderten zunächst jede Verbindung zwischen Schultz und Goethe. Eckermann und Riemer übernahmen die Durchsicht des schon Gedruckten.

2) Am 22. März. Vgl. Eckermann III, 59 ff.

3) Das hier angezogene, dem Briefe beiliegende Blatt ist fast ganz wörtlich dasselbe, welches Goethe am 27. März an Zelter sandte. Vgl. den Briefwechsel mit Zelter IV, 9. Nach dem Worte angebräunt steht hier noch übrig, im ersten Fragment V. 4 nicht, im dritten V. 3 offenbar irrig sich auf. Jene angebrannten Stücke einer Rolle aus Goethe's Tasso hatte Eckermann gefunden.

oder die Weltgeschichte, wenn man will, streift an sie, und so bewegen sie sich von unbedeutenden Einzelnheiten bis zu dem wichtigsten Allgemeinsten, und vielleicht gewinnt gerade diese tadelnswerthe Ungleichheit den sonderbaren Heften einige Gunst.

Unser Hofrath Meyer hat einen großen Verlust erlitten; seine Gattin ist gestorben [1]), die völlig in sein Leben verwachsen war, allen seinen Wünschen zuvorkam, und alle seine Bedürfnisse haushälterisch befriedigte. Er hält sich freilich, wie es jeder in solchen Fällen thut, allein ich freue mich denn doch, daß er sich entschlossen hat, baldmöglichst nach Carlsbad zu gehen. Reise und Wasser wird ihm körperlich, Zerstreuung geistig zusagen.

In der Naturwissenschaft habe manches Einzelne gefördert; doch bleibt immer die Witterungsbetrachtung das Vorzüglichere. Der einfache Grund aller atmosphärischen Erscheinungen, dem Sie, als ich ihn gedruckt aussprach [2]), einen freundlichen Beifall gönnten, wird mir täglich bedeutender und werther. Alles hängt wahrhaft nur an einem Zwirnsfaden, und ich wundere mich täglich (oder ich wundere mich, um recht zu sagen, nicht mehr), wie die Menschen ihr Interesse an die augenblicklichen Erscheinungen verschwenden.

Ich habe nach meiner Ueberzeugung einen umständlichen Aufsatz niedergeschrieben, der nur darum weitläufig geworden, weil ich das Mannichfaltigste an das Einfachste heranzuziehen suchte. Leider bedarf dieser Aufsatz noch eines zweiten Durcharbeitens, und ich werde ihn deshalb so bald nicht mittheilen können. [3])

Von unserem Jenaischen meteorologischen Betrieb sende ein vollgültiges Zeugniß [4]); ich lasse dies seinen herkömmlichen Gang hingehen, und bin sehr vergnügt, Angestellte neben mir zu haben, die meine Fragen beantworten und gewisse allgemeine Forderungen im Besondern durchführen mögen; ohne dies wäre ich nicht so weit vorwärts gekommen. Jetzt würde ich sehr weit von solchen Betrachtungen abgelenkt, müßt' ich nicht tagtäglich, wenn ich nur über mich sehe, wieder an alles im Breiten und Tiefen gedenken.

In Absicht auf bildende Kunst habe ich eine höchst erfreuliche Erscheinung anzuzeigen. Sie erinnern sich aus Kunst und Alterthum [5]) des neugriechischen Gedichtes, wo Charon als flüchtiger Reuter durch Nebel und Wolken saust, die Seelen vor sich hintreibt und andere nachschleppt. Im Stuttgarter Kunstblatte [6])

1) Seit dem Jahre 1802 war Meyer mit Amalia Caroline Friederike von Koppenfels verbunden.

2) Vgl. oben S. 262.

3) Der in diesem Jahre entstandene Versuch einer Witterungslehre erschien erst 1833 in Goethe's nachgelassenen Werken B. 11.

4) Den zweiten Jahrgang der von L. Schrön zusammengestellten meteorologischen Beobachtungen im Großherzogthum Weimar.

5) IV, 2, 49 f. Vgl. Werke B. 2, 337 f. (3, 231 f.) [2, 417.]

6) Vom 19. Januar 1824.

war, auf Anregung in Kunst und Alterthum, ein Preis auf die Ausführung dieses Gegenstandes gesetzt. Fünf mißglückte Versuche liegen vor mir, und geben genug zu denken; der sechste aber ist über alle Erwartung fürtrefflich, so daß er nichts weiter zu hoffen und zu erwarten übrig läßt. Ich denke, man wird das Bild auf irgend eine Weise vervielfältigen; denn mit Worten ist ihm nicht beizukommen. Wie sehr wünsche ich es Ihnen zu einsichtiger Theilnahme vorzulegen!

Merkwürdig sind die Versuche, die man mißlungen nennen muß; ich schildere sie mit wenigen Worten[1]):

1) Irdisch, allzureal, roh, daher widerwärtig.

2) Himmlisch, fromm, weichlich, unbedeutend, also auch auf etwas ganz anders zu deuten.

3) Imaginativ, die einzelnen gewaltsam sich gebärdenden Figuren nicht glücklich zusammengestellt.

4) Mäßig, aber allzuberuhigt, und nicht erfreulich.

5) Etwas belebter, nicht ohne Verdienst, aber unbefriedigend.

6) Fürtrefflich, so daß man es sehen muß, weil nach Worten keine Einbildungskraft sich's erzeugen könnte. Und so kommt denn auch wieder einmal etwas Erfreuliches, das Urtheil in älterem höheren Sinne Aufregendes!

Eilig abschließend

treulichst[2]) Goethe.

Weimar, den 31. Mai 1825.

109.

Schultz an Goethe.

Daß Zelter sich wegen Ihrer Anfrage, edelster Freund, vom 6. d. M. an mich gewendet[3]), gibt zu erkennen, daß er es mir mehr, als sich zutraut, ohne Rückhalt über eine Personnage von großen Verbindungen zu sprechen, indem er die Verantwortung nicht übernehmen möchte, Ihnen die Wahrheit verhehlt zu haben. Ich erfülle diese Aufforderung als eine mich nahe angehende Pflicht. Aus eigner Erfahrung, wie nach allen mir bekannt gewordenen Zeugnissen seit zwanzig Jahren, muß ich sagen, daß ein jeder sich Glück zu wünschen hat, welcher den Lockungen, sich mit demselben einzulassen, entgangen ist. Das Bedenkliche davon in vielfacher Beziehung ausführlicher darzuthun, könnte nur mündlich geschehen; aber es würde mir um Ihre und der Ihrigen Ruhe und Wohl-

1) Vgl. Kunstblatt 1826 Nro. 10. 11. Goethe's Werke B. 31, 235 ff. (44, 81 ff.) [25, 175 ff.]

2) Die Worte Eilig abschließend treulichst nebst der Datirung sind von Goethe's eigner Hand.

3) In Goethe's Brief an Zelter vom 6. Juni ist diese Anfrage vom Herausgeber unterdrückt worden. Goethe betrieb damals die Erlangung des Oestreichischen, Preußischen und Baierischen Privilegiums gegen den Nachdruck seiner Werke in der Ausgabe letzter Hand. Das Preußische ist vom 23. Januar 1826. Vgl. unten S. 332 Note 1.

fahrt, so wie um des allgemeinen Interesses wegen gar leid sein, wenn Sie, auf seine Vorschläge vertrauend eingehen sollten. Was hinter diesem soliden, liberalen, schmeichelnden Scheine verborgen liegt, macht erstarren, wenn man es zu spät erfährt. Mehr nicht für jetzt! Ich beklage von Herzen, daß Ihre frühere Hoffnung wegen dieses Geschäftes nicht in Erfüllung gegangen ist; wie sehr Sie Ursache haben, darin vorsichtig zu sein, habe stets erkannt, und wünsche das Beste.

Hiebei nur zwei Worte auf das theure Schreiben vom 31. Mai. Ihre liebreichen Zusendungen sind ihrer Zeit bei mir wohl angekommen: milde Thautropfen auf die Zunge des Dürstenden in der Wüste. Und nun erschrecken Sie mich mit der Drohung, daß diese Heftchen für immer aufhören sollen! O, sagen Sie das nicht — nie! Rauben Sie uns niemals die Hoffnung dieser fortlebenden Gemeinschaft mit Ihrem Geiste! machen Sie es möglich! Verfügen Sie unbedingt über die Kräfte Ihrer redlichen jüngeren Freunde, um des Mechanischen, Materiellen, Historischen, kurz des Todten, was [1]) nur als Boden, als Substrat höherer Thätigkeit dient, überhoben zu werden. Ich jammere oft im Stillen, daß Sie selbst sich damit plagen müssen. Ertheilen Sie Aufgaben solcher Art! Sie kennen ja Ihre Leute, und wissen, was sie leisten könnten, was nicht. Lassen Sie sich das Eingehende vorlesen, werfen Sie, schneiden Sie das Unnütze weg, dictiren Sie, was Ihnen bei dem als Material Gutbefundenen zu sagen scheint — und sogleich ist ein unschätzbarer Werth gewonnen. Nur die Hingebung, wie sie Ihnen gewidmet ist, vermag ein solches Unternehmen möglich zu machen; nur durch Sie kann es Werth erhalten, also auch nur Ihnen angehören. Jeder, den Sie zur thätigen Theilnahme berufen, wird sich durch diese Gunst so belohnt als angespornt fühlen. Dic, age [2])!

Ewig der Ihrige. Schultz.

Zwischen diesen und den folgenden Brief fällt die Uebersiedelung nach Wetzlar. Auf der Hinreise Anfangs August sprach Schultz mit den Seinigen bei Goethe ein, wo er sich der freundlichsten Theilnahme und der zutraulichsten Mittheilung zu erfreuen hatte.

110.

Schultz an Goethe.

Bad Ems, den 28. August 1825.

Madame Wolff [3]), welche in einigen Tagen von hier nach Berlin zurückreiset, will die Güte haben, die Berliner Medaille,

---

1) Im Entwurf steht hier: „was mit aller Geistesarbeit verknüpft ist und was nur", wie Z. 10: „ihrer Zeit in meiner Einsamkeit wohl".

2) Hindeutung auf Hor. carm. III, 4, 1.

3) Amalia Wolff, geborene Malkolmi, die sich zu Weimar unter Goethe's

welche dem heutigen Tage gewidmet ist [1]), an Sie, edelster, theuerster Freund, zu überbringen. Von Seiten der Kunst und Ausführung sehen Sie daran, was man in Berlin will, kann und nicht kann; wenig Erfreuliches. So ist es ja aber in unserer Zeit überall. Auf meiner jetzigen Reise sehe ich mannigfaltige Gepräge von Münzen, von fünfzig Jahren her bis zum heutigen, aus allen deutschen Landen, aus Frankreich, England und Holland. Auf allen diesen Münzen zeigt sich derselbe Mangel an Bildungsvermögen, dieselbe Armuth im bildlichen Denken und Erfinden, ja Sinnlosigkeit und Unverstand, aber dieselbe oft recht preiswürdige mechanische Vollendung und Glätte. Und das nimmt von Jahr zu Jahr mehr überhand, wie man seit funfzig Jahren nicht nur, sondern noch mehr, seit hundert und dreihundert Jahren nachweisen kann. Das war in der alten Welt nicht so; die höchste mechanische Vollendung war dort nur der höchsten Kunst zu Dienste; als diese sank, nahm auch jene ab, anstatt daß jetzt die eine steigt, während die andere sinkt. Doch ist zu bemerken, daß die Herrscher, insbesondere die Römischen Kaiser, welche den Verfall der Kunst zu hemmen gedachten, den mechanischen Theil derselben von Zeit zu Zeit über ihre angemessene Stufe zu erheben wußten; wodurch denn jenes, typische Gestalten durch mehrere hundert Jahre wiederholende Handwerk entstand, welches der endlich erwachten neueren Kunst zur Grundlage diente. Doch was rede ich von Dingen, welche Sie und Andere schon längst besser einsahen und gesagt haben! Lassen Sie mich heute, wo ich mich nur mit Ihnen ganz insgeheim unterhalten mag, bei dem Anblicke einiger hundert alter Münzen, die ich wie gestohlen mit mir führe und immer im Stillen wieder beschaue, nur noch sagen, was man sonst ungestraft Niemanden sagen dürfte, daß am jüngsten Gerichte eine Münze Constantin's mehr gelten wird, als eine heutige Medaille.

Den 1. September.

Alles verläßt uns hier, wir bleiben fast allein noch vierzehn Tage zurück, eine Zeit, auf die ich mich recht freue, wenn das Wetter so herrlich fortdauert. Jetzt werde ich erst inne, wie schön die Gegend ist. Bisher waren diese hohen waldigten Berge, diese prallen Felsen, schattigen Thäler und Thälchen nur Coulissen zu der eng begränzten Scene, in der man sich mehr als je auf den Brettern befand. Es waren hier schöne Leute beisammen, und noch kreuzt ein allerliebstes Wesen durch die einsame Promenade am Arm ihres Bruders. Aber je enger man hier bei einander ist, um so ungeselliger; das gehört wohl zur guten Lebensart. Man fürchtet gewiß, sich zu nahe zu kommen, wenn man sich erst für einander interessirte. So ist es besser, wir quälen einander nicht länger,

---

Leitung zur Schauspielerin gebildet hatte, damals mit ihrem Gatten am Berliner Hoftheater.

1) Von Schadow. Vgl. Schuchardt II, 183.

und scheiden. Die hiesigen Bäder geben mir ein nie gekanntes Gefühl von körperlichem Behagen; eine milde Existenz, ein freundlich beruhigender, ein wenig ermattend und doch stärkender Genuß. Ich wüßte nichts Wohlthätigeres für mich, der so lange wie ein Fisch auf dem Trocknen lebte. Meine Absicht war, diesen Brief durch Madame Wolff an Sie zu senden, welche den 6. oder 7. in Weimar ankommen will. Ich gedachte die Nachrichten über Mantegna's Triumphzug aus meinen Papieren, die ich hieher mitgenommen, beizufügen, weil Sie es gewünscht; aber die Zerstreuung hat mir noch nicht gestattet, sie zusammenzustellen; in der Einsamkeit, die nun folgt, werde ich mich damit beschäftigen, und noch von hier aus Ihnen dienen können. [1])

Nichts macht mich glücklicher, als die Erinnerung an das Wohlbefinden, in dem ich Sie wiedergesehen habe; es ist mir wie ein Traum: denn seit acht Jahren, da ich Sie zum ersten Male sahe, habe ich Sie nicht so erfrischt, so erneuert gesehen; ich fürchte mich zu sagen, daß Sie mir verjüngt erschienen, weil Sie es für Schmeichelei halten möchten, und doch ist es so. Daher konnte ich es meiner Frau um so weniger verdenken, daß Sie über die Anmuth Ihrer Erscheinung ganz außer sich war, und auf Rauch ernstlich böse ist, der Ihr Bildniß durch so harte Züge entstellt hat.

In Gotha, wo ich unwillkürlich fast einen ganzen Tag verweilen mußte, nachdem ich mich darauf eingelassen, die Münzen und die Gemäldesammlung [2]) zu besuchen, sind so außerordentliche Kunstschätze beisammen, daß ich darauf denke, bei nächster Gelegenheit dort länger zu verweilen. Wegen der bequemen und freundlichen Art, mit welcher die wohlunterrichteten Aufseher diese Kostbarkeiten zeigen und genießen lassen, ist daselbst mehr als in größeren Hauptstädten zu lernen.

Nach so mancher schönen Gegend, die wir, vom besten Reisewetter begünstigt, ohne allen Unfall durchzogen hatten, war uns die Gegend von Wetzlar, als wir uns auf dem oberen Wege von Gießen her dem Lahnthale näherten, so überraschend in ihrer Lieblichkeit und Größe, daß uns alle eine wahre Rührung ergriff, die selbst durch den Anblick der häßlichen, ängstlich engen Straßen nicht verscheucht wurde. In einer so reichen, wenn auch beschränkten, Umgebung fanden wir uns unter gutwilligen Menschen bald gerne einheimisch; binnen acht Tagen war meine häusliche Einrichtung gemacht, und schon am 16. Abends war ich mit meiner Frau und zweiten Tochter hier. Muß ich schon im Exil leben, damit erfüllet werde, was geschrieben stehet, so bestätigt mir alles die tröstliche Zuversicht, daß eine milde Gottheit mein Schicksal leitet.

Herr Oberbergrath Cramer, der in Wetzlar wohnt, war ab-

1) Wir geben den betreffenden Aufsatz im Anhang an dritter Stelle. Vgl. unten Nro. 112.

2) Im dortigen Museum.

wesend; wollen Sie mir einige Zeilen für ihn gütigst zusenden, werde ich Ihnen dafür verbunden sein.[1] Erhalten Sie dem jetzt so stillen verwaiseten Orte einige Zuneigung im Andenken an frühere glückliche Zeiten[2], welche wir uns dort in Ihrer Seele auf jedem Spaziergange vergegenwärtigen!

Daß ich Ihren lieben Sohn diesmal gar nicht zu sehen bekommen, und auch von der liebenswürdigen jungen Frau unverabschiedet wegging, fiel mir recht auf's Herz, da ich, ohne zu wissen, wie, mich auf der Straße nach Erfurt befand. Tausend Liebes an Sie und alle die Ihrigen, zugleich im Namen meiner Frau, die sich zu freundlichstem Andenken empfiehlt.

Ewig der Ihrige. Schultz.

111.

Goethe an Schultz.

Ein baldiges Schreiben, theuerster Freund, hat mich sehr erfreut; lassen Sie manches andere folgen! ich erwiedere gleichfalls von Zeit zu Zeit, damit Ihre Einsamkeit uns Beiden zu Gute komme. An Mittheilungen verschiedener Art soll es auch nicht fehlen.

Madame Wolff hat die Medaille meinen Kindern abgegeben; ich habe die Freundin leider nicht gesehen; denn ich lag zu Bette, um die Folgen der Jubelfeierlichkeiten[3], denen ich mit wärmeren Gesinnungen, als rüstigen Kräften zum Theil beiwohnte, schnell zu übertragen; auch habe ich, indem ich dieses schreibe, mich schon wieder auf die Füße gestellt.

Die freundliche Medaille ist mit Dank anzunehmen. Wir müssen freilich die Aeußerungen der Mitlebenden wie ein anderes Tageserzeugniß auch so eben hinnehmen, und wenn fromme Seelen sich nach einer frohen Ewigkeit umsehen, so haben wir uns an den unerreichbaren Verdiensten der Vergangenheit zu erfreuen, und können uns im Stillen etwas darauf zu Gute thun, daß uns Auge und Sinn dafür gegeben ward.

Unter Mitwirkung der Herren Rauch und Tieck hat Medailleur Brandt in Berlin eine lobenswerthe Denkmünze für das Großherzogliche Jubiläum[4]) gefertigt; ich sende sie nächstens, und wünsche, daß sie Ihnen auch als Tageserzeugniß nicht mißfallen möge.

---

1) Goethe hatte diesen kenntnißreichen Mann im Jahre 1814 zu Wiesbaden kennen lernen, wie er in den Annalen und in der Reise am Rhein erzählt.

2) Von Ostern bis zum Herbste 1772, wo die Werther'sche Sentimentalität in ihm zum Durchbruche kam.

3) Am 3. September, an welchem der Großherzog vor funfzig Jahren die Regierung angetreten hatte.

4) Mit dem Bildnisse des Großherzogs. Goethe hatte sich an dieser Medaille lebhaft betheiligt, wie er auch bald darauf an der auf die Großherzogin

Das Emser Bad wird, wie ich hoffen kann, Ihnen und den lieben Ihrigen wohlgethan haben; es wirkt durchaus besänftigend und mildernd, was wir denn doch alle mehr oder weniger nöthig haben.

Es freut mich, daß Sie die Gothaischen Schätze mit einiger Muße gesehen; ich kenne die Grundlage dieser nunmehr methodisch aufgestellten Sammlungen seit vielen Jahren, indem ich mit Herzog Ernst in genauer Verbindung stand und seiner Besitzlust gar manches Bedeutende zuwenden konnte.[1]) Es thut mir leid, sie beim Abschluß nicht recapituliren zu können.

Da in Wetzlar die allgemeine Zeitung gewiß gehalten wird, und also auch das angeschlossene Kunstblatt dort zu finden ist, so bitte Folgendes geneigt zu beachten. Aufgefordert durch Herrn von Cotta, haben mehrere Künstler sich zu bildlicher Darstellung des neugriechischen Gedichtes Charon entschlossen. Herr Leybold, aus Stuttgart gebürtig, nach mehrjährigem Aufenthalt in Wien und Rom wieder daselbst wohnhaft, möchte wohl das Ziel am Besten getroffen haben. Als Beilage zu gedachtem Kunstblatt finden Sie nächstens den Umriß des gemeldeten Bildes und das Urtheil der Weimarischen Kunstfreunde, das hoffentlich auch diesmal von dem Ihrigen nicht abweichen wird.[2]) Sagen Sie mir ein Wort erfreulicher Uebereinstimmung.

So viel für diesmal! Möge dieses Blatt Sie bei Ihrer Rückkehr[3]) begrüßen; ich schließe solches an Herrn Bergrath Cramer ein, und sage ihm auch ein freundliches Wort um Ihretwillen, dessen es wohl nicht bedürfte. Es ist ein wackerer Lebemann, der seine Thätigkeit, auch aus den Geschäften zurückgezogen, schwerlich lassen wird.

Und da Sie vom Gothaischen Medaillencabinet sprechen, fällt mir ein, daß mir in frühster Zeit erlaubt war, durch den Hofbildhauer Döll einige auffallend schöne Münzen abformen zu lassen. Die Gipsformen sind noch vorhanden, ich lasse sie ausgießen, und bin überzeugt, Ihnen dadurch eine wahre Freude zu machen.

Mit herzlichsten Grüßen an die lieben Ihrigen

treulichst

J W v Goethe.

Weimar, den 11. September 1825.[4])

---

zum Andenken an den 14. October 1806 geprägten großen Antheil nahm. Vgl. (Fr. von Müller) Goethe's goldner Jubeltag S. 6.

1) Vgl. Eckermann III, 188. Goethe's Werke B. 31, 340. (39, 314 f.) [25, 252 f.]

2) Vgl. oben Nro. 108 S. 323 f.

3) Nach Wetzlar.

4) Die Datirung ist von Goethe's Hand.

112.

Schultz an Goethe.

Wetzlar, den 2. November 1825.

„Zögern heißt anfangen zu vergessen.“ Da ich dieses heute las, wollte ich keinen Augenblick länger säumen, Ihnen, theuerster Freund, auf das liebreiche Schreiben vom 11. September zu antworten. Denn worauf sollte man warten, wenn man nicht ewig warten will? Sagten Sie nicht selbst schon längst so schön und wahr [1]):

Suche nicht vergebne Heilung!
Unsrer Krankheit schwer Geheimniß
Schwankt zwischen Uebereilung
Und zwischen Versäumniß!

Also das Nächste zur Hand und ungesäumt dem Freunde zugesendet, der mit allem zufrieden ist, was sich ihm wahr und treu zu erkennen gibt!

In Ems war die zweite Hälfte meines Aufenthalts nicht bequemer als die erste. Denn obgleich die Gesellschaft sich zuletzt bis auf wenige Personen verminderte, so waren diese durch unfreiwillige Fügung um so enger an einander geknüpft; jeder einzelne schien die Last der Langeweile der ganzen Brunnengesellschaft übertragen zu müssen. Die Nachrichten über Cäsar's Triumphzug von Mantegna aus meinen dazu mitgebrachten Papieren für Sie zusammenzutragen, wollte leider auch nicht von der Hand, weil noch manches genauer nachzuschlagen war, was mir dort fehlte. So war ich denn sehr froh, endlich den 15. September hieher zurückkehren zu können. Hier begünstigte mich vier Wochen hindurch das schönste Wetter, und täglich suchte ich neue Puncte auf, um in jedem Lichte die reizende Mannigfaltigkeit dieser lieblichen Landschaft zu genießen.

Die Sorgen einer neuen häuslichen Einrichtung, besonders die vielen Bekanntschaften, die man dazu machen muß, nehmen freilich kostbare Stunden und Tage hinweg; doch konnte ich im Ganzen zufrieden sein. Unter allem, was ich von Personen und Sachen hier sah, ist jedoch nur eins, was mich mit lebhaftem Interesse an sich zog, ein bedeutendes Bauwerk der Römer [2]), dessen

1) B. 3, 21 f. (2, 250.) [3, 23.] Die Verse erschienen zuerst im Jahre 1815.

2) Auf dem Kalsmunt. Vgl. Nro. 114. Diese Meinung hat später ihre Bestätigung gefunden. Vgl. Wigand Wetzlarische Beiträge für Geschichte und Rechtsalterthümer I, 87 ff. 308. S. auch H. Düntzer Studien zu Goethe's Werken S. 95. Ueber die Bauart der alten Römischen Wartthürme in Deutschland hat Sebastian Mutzel in den Abhandlungen der Königlich Baierischen Academie 1851 die sorgfältigsten Untersuchungen mitgetheilt. Director Wigand fand die dort aufgestellten Baunormen bis auf die einzelnsten Maße und Verhältnisse am Mittelthurme auf dem Kals-

Bekanntschaft unverhofft zu machen mich um so mehr überraschte, als es das erste antike Bauwerk ist, welches ich zu sehen gewürdiget werde, und um so mehr, als ich mit so geringer Kenntniß des Alterthums der erste sein mußte, der dieses Werk auf den ersten Blick für das erkannte, was es ist. Eine an sich so werthe, zugleich so schmeichelhafte Ueberraschung mag mich bei Ihnen entschuldigen, wenn —[1])

113.

Goethe an Schultz.

Das Jahr darf nicht zu Ende gehen, ohne daß ich mein Andenken bei Ihnen, verehrter Freund, erneuert hätte. Die Zeitungen haben Ihnen gesagt, in welchem Drang von Feierlichkeiten ich beinahe seit vier Monaten lebe[2]), und ich gestehe gern, es war einige Fassung nöthig, um so viel Gutes zu überstehen. Kaum erhole ich mich von dem Wünschenswerthesten, so tritt das ungeheure Weltereigniß herein[3]), das, in's Ganze von gränzenloser Wirkung, uns im Innersten berührt, und den zartesten persönlichen Antheil unbarmherzig verletzt.

Sagen Sie mir, wie Sie diese Zeit in Ihrer Abgeschiedenheit zugebracht, wie Sie sich mit Ihrer lieben Familie befinden, und ob Sie sich in dem alten Wetzlar nunmehr einheimisch fühlen.

Mit der fahrenden Post kömmt ein wohl emballirtes Kästchen, worin die versprochenen Gipsabgüsse[4]) sich befinden. Leider war der Gips des Bildhauers zu alt und die Formen zu trocken, deshalb denn die Exemplare nicht gut gerathen sind, doch send' ich sie einstweilen, weil der Kenner ja auch aus der einigermaßen abgeschliffenen Münze den hohen Werth derselben herauszuahnen weiß.

Eine kleine Schachtel ohne Adresse liegt bei, welche ich Herrn Bergrath Cramer einzuhändigen bitte. Will er mir dagegen ein mäßiges Stück Goethit[5]) zusenden, so werde ich es dankbar anerkennen, indem ich mich ihm zu geneigtem Andenken bestens empfehle.

---

munt vollkommen wieder. Auch Carl Ritter und Mone haben sich für den Römischen Ursprung dieses Thurmes erklärt. Die von Schultz gewünschte, durch den Wetzlarer Verein erfolgte Aufräumung des Thurmes hat freilich keine Römischen Alterthümer zu Tage gefördert, doch lassen die in der Gegend von Wetzlar vereinzelt gefundenen Römischen Münzen keinen Zweifel, daß die Römer auch auf dem linken Ufer der mittleren Lahn Fuß gefaßt hatten.

1) Die Fortsetzung des Entwurfs fehlt.

2) Auf die Jubelfeier des Regierungsantrittes (am 3. September) und der Vermählung (am 3. October) des Großherzogs, woran sich am 14. October die Ueberreichung der Denkmünze an die Großherzogin anschloß, war am 7. November Goethe's Dienstjubiläum gefolgt.

3) Der am 1. December erfolgte Tod des Kaisers Alexander, welcher den verwandten Weimarer Hof in große Trauer versetzte.

4) Vgl. Nro. 111.

5) „Wohlwollende Männer auf dem Westerwald", schreibt Goethe, „ent-

Bald hoffe ich wegen Ausgabe meiner Werke das Nähere zu melden. Die Privilegienangelegenheit [1]) ist im Laufe des Jahres so gut als zu Stande. Ein kurzer Termin, verhältnißmäßig zu den Wegen, welche sie hat machen müssen.

Schreiben Sie mir doch einige Worte zur Schilderung der Societät, wie sie den dortigen Club zusammensetzt, auch ob noch irgend Jemand von meiner Zeit und wer sich dort befindet. Jene Localitäten und Verhältnisse bleiben mir eine wundersame Erinnerung.

treu angehörig Goethe.

Weimar, den 18. December 1825.

In das Jahr 1825 muß auch ein unvollendeter Entwurf eines Briefes von Schultz an Goethe fallen, welcher mit den Worten beginnt: „Ungewiß, ob dieses oder jenes davon Ihrer Ueberzeugung mehr oder weniger zusagen dürfte, sehe ich mich genöthigt, Ihnen das Ganze, wie es mir entgegengekommen ist, vorzulegen. Die geschichtlichen Nachrichten und Vermuthungen über den Triumphzug des Julius Cäsar von Andreas Mantegna, welche ich Ihnen, Verehrtester, aus den von mir schon im vorigen Jahre gesammelten Notizen mitzutheilen versprochen habe, lassen sich nicht in den gewöhnlichen Gränzen eines Briefes zusammenfassen. Um eine gewisse Ordnung in den Vortrag zu bringen, erlauben Sie mir, den Gegenstand, so weit ich ihn verfolgt habe, in mehrere Puncte abzusondern. Manches Wesentliche beruhet freilich auf einer unsicheren Critik widersprechender Angaben, die nur durch Induction aus übereinstimmenden Umständen ein wahrscheinliches Resultat ergeben kann, nachdem die Vorzeit versäumt hat, uns das Gewisse zu überliefern. Allein auch in der Lage, in der wir uns hierunter befinden, scheint es immer der Mühe werth, sich auf dem von mir eingeschlagenen Wege der Wahrheit zu nähern, wenn man einmal erkannt hat, welche bedeutende Rolle Mantegna's Werk in der Kunstgeschichte spielt. Vielleicht gelingt es dereinst, durch einen aufmerksamen Reisenden an Ort und Stelle diese Spuren verfolgen zu lassen, und zu einem völlig befriedigenden Resultate zu gelangen." Nachdem er dann in anderer Ordnung die Ergebnisse seiner Forschung mitgetheilt, die sich in dem unten abgedruckten Aufsatze ausführlicher dargestellt finden, fährt er fort: „Betrachtet man hiernächst die Art,

decken ein schönes Mineral und nennen es mir zu Lieb und Ehren Goethit; den Herren Cramer und Achenbach bin ich dafür noch vielen Dank schuldig, obgleich diese Benennung auch schnell aus der Oryctognosie verschwand. Es hieß auch Rubinglimmer, gegenwärtig (im Jahre 1819) kennt man es unter der Bezeichnung Pyrosiderit. Mir war es genug, daß bei einem so schönen Naturproduct man auch nur einen Augenblick an mich gedacht hatte." Vgl. B. 36, 114ff. (58, 144ff.) [27, 83f.] Ein schönes Stück Goethit auf Braunerz (Hollerter Zucker) aus dem Westerwalde findet sich in Goethe's Mineraliensammlung.

1) Vgl. Goethe an Reinhard Nro. 135. 136 und den Briefwechsel zwischen Goethe und Gentz in den Schriften des Letztern B. 5, 277ff. oben S. 324.

wie Mantegna diesen Gegenstand behandelte, so erscheint sein künstlerisches Genie in seinem höchsten Lichte. Eine ungeheure, unübersehliche Masse von Gegenständen sollte vor Augen gebracht werden; es sollte ein anschaulicher Begriff derselben gegeben werden, um einen der Größe des Vorganges angemessenen sinnlichen Eindruck zu machen. War nun der Künstler durch die an sich gegebene Beschränkung des Raumes genöthigt, die Masse zusammenzuziehen, so näherte er sich dadurch der symbolischen Darstellungsweise der Alten. Allein die neuere Kunst verstand den höheren Sinn dieser Darstellungsweise nicht; ihr Ziel war Wirklichkeit, und diese ließ sich doch bei einem so ungeheuren Gegenstande selbst im beschränktesten Maße nicht leisten." Hiemit bricht der Entwurf ab.

114.

Schultz an Goethe.

Wetzlar, den 26. August 1826.

Nehmen Sie, unschätzbar Verehrter, dieses kleine Lebenszeichen, welches ich nur auf freundliches Zureden der wohlmeinenden Ueberbringerin [1]) von mir zu geben mich entschließe, mit Ihrer gewohnten Liebe und Güte auf!

Ich habe seiner Zeit Ihre wohlwollenden Schreiben nebst den Münzabgüssen dankbar erhalten. Hier aber lebe ich von Innen heraus ein ganz neues Leben, während ich äußerlich in einer nie gekannten wunderlichen Stellung mehr schwebe als verharre. Daher kann ich weder von diesem noch von jenem Kunde und Ausdruck geben; ich lasse schweigend die Natur walten, die treulich arbeitet, meine schweren Stunden gründlich auszuheilen. Jeder Tag in diesem Verlaufe läßt mich mehr und mehr erkennen, daß ich in ein anderes Leben eintrete; gewiß war es hohe Zeit, endlich Mann zu werden.

Was Ihnen während dessen Erfreuliches und Schönes, auch was Ihnen Trübes geschehen, habe ich mit eigenster Theilnahme erfahren und mitgefühlt. Mußte ich auf vieles willig verzichten, war es mir doch schwer, die anmuthig belebende Anregung Ihrer zwiefachen Hefte zu entbehren; da ließ ich mir denn genügen, die vorhandenen wieder und wieder zu lesen, und mir dadurch mehr und mehr den B griff einer Höhe der Cultur zu vergegenwärtigen, die seit den Alten nicht vorhanden war. Ob die Welt es wohl weiß, welchen Culminationspunct sie gerade jetzt durchschreitet? Unterlassen Sie ja nicht, in Ihrer großen Ausgabe auch das unscheinbarste Wort mit aufzunehmen, was davon Zeugniß geben kann.

---

1) Emma Froriep, Tochter des Obermedicinalraths L. Fr. Froriep, die in Goethe's Haus oft und gern gesehen war.

Ich schreibe dies in nächtlicher Stunde, um morgen in größter Frühe, obwohl nicht eben gern, mit einer hohen Dame nach Frankfurt [1]) zu reisen. Mein eignes Interesse an dieser Reise ist allein, die Pfeiler der dortigen Mainbrücke und die Ufermauern genauer anzusehen, ob ich daran gar nichts von der herrlichen Römischen Rustica entdecken sollte, wie ich sie zu meinem freudigen Erstaunen hier, auf dem alten Schlosse Kalsmunt, sodann zu Münzenberg, Gelnhausen, in Vilbel, vorzüglich aber in Coblenz, Andersnach, Engers, Linz und Bonn gefunden, als ich flüchtig, doch mit festem Auge, diese Orte vor Kurzem besuchte. Die große Zerstreuung, in der die Besten mehrentheils leben, erklärt es mir, daß man diese kostbaren Baureste bisher nicht erkannt hat; unfehlbar finden sich deren in Deutschland, und wahrscheinlich weiter hinein bis zur Elbe hin, unzählige. Aber Barbaren nenne ich die, welche sie nicht erkennen, nachdem ich sie darauf hingewiesen; die, aus Stumpfsinn oder Neid gegen das Große jener ungeheuren Vorzeit, solche Werke aberwitzig lieber den Franken oder sonstigen rohen Völkern zuschreiben, und uns die Kenntnisse verkümmern, welche eine sorgfältig prüfende Untersuchung derselben uns gewähren würde.

Während ich so im Stillen und ohne alle Theilnahme mich an diesen wunderbar erhaltenen Mauerresten ergötze und erbaue, gehe ich damit um, die sogenannten cyclopischen Mauern, davon, zu meiner steigenden Verwunderung, in aller Welt Enden je länger je mehr aufgefunden werden, mit scharfem Lichte zu beleuchten, und wahrscheinlich wird manchem enthusiastischen Verehrer solcher Uralterthümer der Spaß verdorben werden. Ueberhaupt muß ich mich gar sehr gegen die ganze Classe der mir zu zahlreichen ältesten, oder gar uralten Werke erklären; wo nicht alle, doch die mehrsten bis auf sehr wenige werden uns bei zureichender Untersuchung den Beweis an die Hand geben, daß sie kaum alt zu nennen sind.

So lasse ich mich denn morgen mitschleppen, äußerlich passiv, wie jetzt immer, doch in einer halben heimlichen Hoffnung; es muß doch irgend ein Interesse sein, wodurch der Geist gereizt wird.

Tausend Liebes an Ihre Lieben! Ich bin ewig

der Ihrige.
Schultz.

115.

Goethe an Schultz.

Ein freundliches Lebenszeichen, welches vor Kurzem erhielt, und mir den Beweis gab, daß der verehrte Freund sich, auch in gegenwärtiger Abgeschiedenheit, immer thätig verhalte und sich für

---

1) Es ist wohl die in Wetzlar wohnende Herzogin Albertine von Würtemberg, geborene Prinzessin von Schwarzburg-Sondershausen gemeint, mit welcher Schultz in näherer Verbindung stand. Auch eine Gräfin von Solms lebte zu Wetzlar.

würdige Gegenstände fortwährend interessire, war mir höchst erfreulich. Also zu schneller Erwiederung! Was die antike Rustica betrifft, darf ich ein altes, von mir für Römisch durchaus geachtetes Monument, den viereckten Thurm auf der Festung zu Eger [1]), anführen. Hier ist nun diese Art, vier Seiten des Steins zu behauen, recht am Platze, da nämlich wo sie unmittelbar an einander stoßen, die fünfte äußere nur so viel, als zur richtigen Fügung nöthig ist, zu bearbeiten, die innere sechste ganz roh zu lassen. Bei einem äußerst festen Gestein, einem lavaähnlichen Basalt, gab sich die Sache ganz natürlich und macht, wie alles Gute und Nützliche, wohl auch durch den mannigfaltigen Anblick eine treffliche Wirkung. Ich lege ein Stück von dem Gestein bei, woraus das Zweckmäßige gedachter Mauerart hervorgeht.

Das neue Heft von Kunst und Alterthum [2]) empfehle ich zu herkömmlich freundlicher Aufnahme. Die Herausgabe meiner sämmtlichen Werke, wovon einige Anzeigen beiliegen, hielt mich ab, früher damit hervorzutreten, indessen hoffe, daß ich meine Zeit auch zur Freude meiner werthen Abwesenden verwendet habe, wie ich denn besonders die ersten fünf Bände vorzüglich auszustatten glücklich genug bin.

In die Natur konnt' ich nur Seitenblicke werfen, aber auch so schon haben sich meine früheren Ansichten bestätigt und erweitert. An Mitarbeiter ist in dieser wunderlichen Zeit nicht zu denken; jeder will sich den Weg durch den Wald selbst durchhauen und denkt nicht, daß er sich und Anderen größeren Vortheil brächte, wenn er den einmal eingeleiteten recht gut chaussirte und fahrbar machte. Ist mir ein längeres Leben gegönnt, so hoff' ich noch manches so zu stellen, daß es den Nachkommen zu Gute gereiche, d. h. daß die wahre Ansicht sich nur durch den practischen Nutzen bewähre.

Baldige Erwiederung hoffend, das Weitere nächstens zusagend

treulich

Weimar, den 28. September 1826. Goethe. [3])

116.

Schultz an Goethe.

Wetzlar, den 4. December 1826.

Theuerster Verehrter!

Die Rückkehr der Mlle Froriep von Weimar wurde mir ein großes Fest, indem sie bei Uebergabe des lieben inhaltschweren Schreibens vom 28. September zugleich als Augenzeugin Ihr voll-

---

1) Vgl. Grüner a. a. O. S. 5. 28 f.
2) V, 3.
3) Von den Worten baldige Erwiederung an von Goethe's eigner Hand.

kommenstes Wohlbefinden melden konnte. Ich berühre hier die einzelnen Vorkommenheiten nicht, die inzwischen unser Leben leidlich fortgeführt haben; sie geben doch eigentlich nur den Rahmen zu dem Bilde; mehr oder weniger glänzend, einfach oder verziert, so oder so, ein Rahmen ist es immer nur. Was Gestalt gewinnt, was uns bewegt, an einander knüpft, Motiv eines gemeinsamen ernsten Lebens und Handelns wird, das allein bleibt zu besprechen; und so mich meiner Lage fügend, beschränke ich mich auf weniges. Tausend Dank, daß Sie mich mit theilnehmender Aeußerung über die antike Rustica erfreut haben! Die Sache hat mich seit einem Jahre sehr beschäftigt — aber um so mehr von den Menschen entfernt; denn Niemand will etwas davon hören. Alle stoßen mich zurück; nur an Ihnen finde ich auch hierin Trost und Hoffnung. Ich lege Abschrift eines Briefes an Schinkel in Berlin bei, aus welchem Sie das Nähere ersehen, wie trostlos derselbe mir nach der Rückkehr von seiner Reise über den Gegenstand geantwortet hat. Seinen Brief erhielt ich eben, als ich von Frankfurt zurückkehrte, wo ich die Freude gehabt hatte, meine alte Rustica an den Ufermauern des Main's zugleich mit den alten Bogenstellungen, auf denen sie ruhen, aufzufinden. Der Wasserstand war gerade so niedrig, daß ich das ganze Römische Fundament sehen konnte, so weit der erhöhete Flußboden es nicht bereits verschüttet hat. Ich nehme keinen Anstand, auszusprechen, daß Frankfurt das Munimentum Traiani ist, dessen Ammianus Marcellinus [1]) gedenkt. Meine Gründe werde ich ausführlich entwickeln. Professor Klein in Coblenz hat vor einem Jahre drucken lassen [2]), daß diese Stadt, deren Lage in der Welt nicht herrlicher gefunden werden kann, unter den Römern weder befestigt, noch überhaupt ein Ort von einiger Bedeutung gewesen. Weder die antiken Ufermauern noch die Brückenpfeiler in der Mosel hat er gesehen und erkannt. Man sagt dem Johannes Trithemius ungescheut nach, und wiederholt es überall, daß die Moselbrücke bei Coblenz vom Erzbischof Balduin zwischen 1330—1340 gebaut worden sei, woraus man den Beweis nimmt, daß die Rustica, wie solche an den Fundamenten der Brückenpfeiler zu sehen ist, keineswegs Römisch, sondern aus dem vierzehnten Jahrhundert sei. Es scheint aber Niemand die Mühe angewendet zu haben, den Trithemius nachzuschlagen, sonst hätte man gefunden, daß er sagt: Construxit pontem lapideum de novo. Also *de novo!* ein kostbares *de novo!* Balduin erneuerte die Brücke, welche bereits zu den Römerzeiten gestanden hatte, seitdem aber zerstört worden war. Und so sehen wir sie noch jetzt auf den Resten der

1) XVII, 1, 11. Vgl. unten Nro. 117.

2) Im ersten seiner beiden Programme (1825. 1826.): „Ueber die Altrömischen Confluentes". Vgl. dagegen F. Deycks „Coblenz als Römerstadt" in den „Jahrbüchern des Vereins von Alterthumsfreunden im Rheinlande" Heft 2 (1843).

Römischen Pfeiler gegründet! Ich zweifle kaum, daß es mit der Frankfurter Mainbrücke, die 1342 erbaut sein soll, dieselbe Bewandtniß haben wird. (Wie sehr wünschte ich die Ufermauern und Brückenpfeiler in der Tiber untersuchen zu können!)

Sie sehen, wie interessant mir hiernach Ihre Nachricht sein mußte, daß Sie in Eger einen Thurm derselben Bauart angetroffen haben und ihn ebenfalls für Römisch achten! Das ist doch wohl ein Zeuge des Feldzugs des Sentius Saturninus gegen Maroboduus, dessen Vellejus Paterculus lib. II. cap. 109. 110 erwähnt. Dort befestigte sich der Römische Feldherr, bis Tiberius vom Süden herannahen würde, um den Feind mitten in Böhmen gemeinschaftlich anzugreifen. Da der Aufstand in Pannonien es verhinderte, verließ man eilig die Stellung, und die Deutschen fanden das Castrum leer; so blieb es erhalten. Merkwürdig ist es, daß Friedrich Barbarossa in dem Römischen Castell zu Eger eben so ein Palatium gehabt hat, wie in dem Römischen Castell zu Gelnhausen; ich könnte mehrere Beispiele dieser Art anführen. Da erkenne man, wie armselig es um die vorgebliche Herrlichkeit des Mittelalters und seiner Kunst aussah!

Nach Erzählungen von Personen, deren Urtheil ich jedoch nicht trauen möchte, soll der Kyffhäuser Thurm oder, nach anderen, die Rothenburg, unfern Kelbra in Thüringen, ein eben solches Gemäuer sein; möglich ist es. Sie werden darüber sicherere Nachricht erhalten können; es wäre doch lustig, wenn wir bis zur Elbe die längst vergessenen Spuren jener Weltherrscher wiederfänden. Die große Thüringer Straße über Erfurt, die Straße von Cassel durch die goldene Aue, und die Straße von der Weser über Braunschweig zur Elbe dürften hiebei in's Auge zu fassen sein. Andererseits werden auch in Franken z. B. auf der Burg zu Nürnberg, Würzburg, Bamberg 2c., diese Spuren nicht ganz erloschen sein. Ein alter Freund, Generalcommissair von Doernberg zu Regensburg, mit dem ich von Ems aus die Reise nach Bonn machte, und dem mein Forschen nach Römermauern Anfangs unbequem war, zuletzt Antheil abgewann, versicherte mich, daß ein Thurm von gleicher Rustica sich in Regensburg vorfinde, und von einem dortigen Kenner für Römisch erkannt worden sei; ich hoffe darüber das Nähere zu erhalten.

Leider ist mir der Stein von dem Thurme zu Eger, den Sie Ihrem lieben Briefe gütigst haben beifügen wollen, nicht mit behändigt worden. Die Ueberbringerin des Briefes versichert, ihn nicht erhalten zu haben, und hat deshalb, wie es scheint, vergeblich, an ihren Bruder in Weimar geschrieben; er wird wohl unbeachtet verworfen sein! Ein solcher lavaartiger Basalt, wie Sie ihn an dem Thurme zu Eger fanden, bricht auch in der Gegend des Laacher See's bei Andernach, und ist von den Römern zu den Ufer- und Brückenbauen am Rhein und der Mosel im Rustica-Stil vorzüglich verwendet worden. In hiesiger Gegend ist es ein

anderes hartes Uebergangsgebürge, Glimmerschiefer oder Wacke, dessen sie sich zu den Castell-Thürmen bedient haben; seltener findet man Sandstein oder Kalkstein angewendet. Je weicher die Steinart, desto schlechter verbindet sie sich mit dem Mörtel, wie Vitruv warnend lehrt. Eine vorzügliche Sorgfalt aber haben sie auf die Wahl des besten Kalks zum Mörtel, auf die Mischung desselben mit Sand, Puzzolane, Ziegelmehl und kleinen Bruchsteinen, und das eigenthümlichste Verfahren in der Löschung des Kalks und dessen Mischung zum Mörtel beobachtet. Vitruv's confuser Vortrag ist Ihnen bekannt. Man muß öfters aus eigner Anschauung die Sache kennen, ehe man sie aus ihm verstehen lernt. Der deutsche Uebersetzer des Vitruv, Rhode, auf den Hirt sich so ungeschickt wie unglücklich gegründet hat, verfährt in dem Texte mit unstatthafter Willkür. Lib. II. cap. 6, wo Vitruv begreiflich machen will, wie aus dem gebrannten Kalk mit Puzzolane und Bruchsteinen eine so fest bindende Kraft hervorgeht, finden wir repente recepto liquore und ieiunitas aqua repente satiata. Niemand wird dieses zweimal so bedeutend angebrachte repente für gleichgültig ansehen; Rhode erlaubt sich dasselbe beide Male in der Uebersetzung zu übergehen, und Hirt weiß daher auch nichts davon. In diesem repente liegt aber das ganze Geheimniß der Mörtelbildung zu den sogenannten Gußmauern der Alten; dies und Lib. VII cap. 2 von der Maceration des Kalks zum Abputzen und Weißstück, nebst dem Wenigen, was Plinius nach Cato beibringt, enthält genug, um uns zu lehren, den Kalk zu jeder Anwendung eben so vollkommen zu behandeln, wie die Alten. Alles vergebens! Der Aberwitz gehet so weit, uns überreden zu wollen, daß, weil zufällig ein und anderes neueres Gebäude eine fast gleiche Haltbarkeit mit den Bauresten der Alten zu zeigen scheint, der Erfolg hiebei vom Zufall abhänge, und daß die Dauer jener Baureste sich erkläre, wie das Scherzwort: „Wer achtzig Jahre Wasser trinkt, wird alt.“ Indessen scheinen unsere Nachbarn, die Franzosen, die Sache ernster zu nehmen, und ich zweifle kaum, daß wir von dort bald eine ausreichende Theorie der Behandlung des Mörtels der Alten bekommen werden. Dazu gehören zeit- und kostspielige Versuche; ohne diese bleibt unser Betrachten und Nachdenken unbestätigt. Was mir darüber klar geworden, will ich, um es nicht bloß meinen Wänden anzuvertrauen, Ihnen mittheilen, Sie mögen es lesen oder nicht. Alles kommt darauf an, daß die Löschung des gebrannten Kalks ohne Zutritt der Luft und dessen Vermischung im Augenblicke der Löschung mit den luftleersten, daher härtesten und ausgedörrtesten Körpern erfolge. Dies kann auf mehrere Art geschehen, je nach der Verschiedenheit der Anwendung. 1) Vitruv spricht VII, 2 von der Maceration des gebrannten Kalks in Gruben, um ihn zum Abputz und Weißstück mild zu machen, so daß die nicht hinreichend gebrannten Theile durch die Hitze in der Grube sich brennen, und keine ungelöschte

Klumpe übrig bleiben, welche beim Eindringen der Luft Pusteln aufwerfen. Hier vergißt er, uns zu sagen, was die Hauptsache ist, nämlich daß die Maceration in der Grube unter einer starken Decke von Sand und Erde geschehen muß, so daß die Feuchtigkeit nur langsam und ohne Zutritt der Luft in den Kalk bringe. Wie Plinius anführt, mußte, nach einer alten Bauverordnung, der Grubenkalk, ehe er gebraucht wurde, drei Jahre alt sein; wahrscheinlich war also das Verfahren der Maceration auf drei Jahre abgemessen, um bei stricter Beobachtung die vollkommenste Wirkung zu erreichen. Beim Verbrauch des macerirten Kalks mußte die Löschung durch nochmaligen Zusatz von Wasser während der Beimischung der trockenen Stoffe vollendet werden, wobei alles auf das von Rhode so sündlich übergangene repente ankommt. 2) Beim Vermauren und zu Gußgewölben mußte der Mörtel täglich während der Arbeit gemischt werden, und zwar im Kübel, indem der gebrannte Kalk mit der abgemessenen Quantität Sand, Puzzolane oder Ziegelmehl bedeckt, und darauf nur gerade so viel Wasser zugegossen wurde, als zur Sättigung des Kalks nöthig war, gleich bei dem Aufbrausen aber unter nochmaligem Zugießen von Wasser die Mischung vorgenommen, diese feuchte Masse nochmals mit Sand bedeckt und nun unmittelbar verbraucht wurde. Wie auch hiebei das *repente* die Hauptsache ist, ergibt sich von selbst. 3) Die sogenannten Gußmauern oder das Mörtelfüllwerk zwischen Futtermauern am Bruche oder Quadersteinen, so daß das Ganze wie aus e i n e m Stück erscheint, ist die großartigste Anwendung dieses Verfahrens, und daher zu allen Kriegs- und Wasserbauten unbedingt vorgeschrieben gewesen. Hievon finden wir hier am Rhein und wahrscheinlich bis tief im Osten von Deutschland (Eger!) noch die herrlichsten Reste unverwüstlich dastehen. Diese Arbeiten wurden von den Truppen ausgeführt, deren eine Hälfte unter den Waffen stand, während die andere, Schild und Speer abgelegt, das Schwert an der Seite, in Abtheilungen zum Bau commandirt war. Eine Abtheilung brach die Steine, die andere richtete sie zu, die dritte trug die Materialien zum Bauplatze, die vierte verrichtete den Bau. (Vid. Trajanssäule von Bartoli, Blatt 13. 14. 29. 40. 41. 45 rc.) Es läßt sich auf Tag und Stunde berechnen, wie ein Thurm, wie der hier vor mir stehende auf dem Kalsmunt, binnen zwei Monaten von zwei Cohorten fertig aufgerichtet wurde. Täglich wurde eine Steinreihe an der äußeren wie an der inneren Futtermauer aufgesetzt; täglich wurde diese doppelte Futtermauer schichtweise, durch die in Abtheilungen ankommenden Soldaten, zuerst mit gebranntem Kalk, darüber mit Sand, darauf mit Bruchsteinen ausgefüllt, und darüber Wasser gegossen. Der sich so von selbst bildende Mörtel drang, indem das überflüssige Wasser zwischen den Fugen der äußeren Futtermauer ausfloß, zugleich in alle Fugen der Futtermauern ein, und verband diese binnen vierundzwanzig Stunden auf das Festeste mit der Füllung, und

so stieg das Werk wie ein Felsen bis zu den Zinnen hinauf. Dazu war bei Quadermauern keine Holzrüstung weiter nothwendig, als ein schmales Zimmerwerk mit den nöthigen Leitern, um die Materialien heraufzutragen. (Vid. Trajanssäule Blatt 69) Oben war Platz genug, und alles stand von selbst. Wo die Futtermauer aber aus kleinen Bruchsteinen bestand, mußte eine Holzwand die Steine zusammenhalten, bis der Mörtel erhärtet war; dies erforderte ein festgezimmertes Gerüste. Die Gußmauern aus der Carolingischen Zeit zeigen noch von sechs zu sechs Schuhen die durch die ganze Mauer gehenden Rüstlöcher; die Gerüste, welche die Holzwände zusammenhielten, waren also schwebend angebracht; diese Mauern sind nur 4—5 Schuh dick (die Römischen nicht unter 6—9 Schuh), und der ganze Bau zeigt sich in allen Verhältnissen kleinlich, obwohl die Sorgfalt, besonders in Auswahl der Materialien, daran löblich ist, und denselben vor dem Gußmauerbau des zehnten bis zwölften Jahrhunderts auszeichnet, der ungeachtet der ungeheuren Dicke der Mauern (10—12 Schuh) fast durchgängig sehr ruinös ist, weil die Behandlung desselben wahrhaft liederlich und unwissend erscheint. Von Rustica ist aber weder in der Carolingischen Zeit noch in dem Mittelalter eine Spur, und wo dergleichen vorkommt, sind es Steine, die von destruirten Römischen Werken genommen, und oft gegen allen Sinn und Zweck angebracht sind. Denn diese Weise, die Steine zu behauen und zu versetzen, ist nichts Willkürliches, sondern aus dem Zweck und der Bauart nothwendig Hervorgehendes. Durch die hervorspringenden, roh belassenen Außenseiten der Steine, von denen nur um die Fugen herum starke 2 Zoll in der Breite vertieft und glatt behauen wurden, sollten die Fugen gegen den Stoß der Mauerbrecher, der Eisfluthen, und selbst an gewöhnlichen Gebäuden, in Ermangelung des Abputzes, gegen den Wetterschlag geschützt werden. Es war solches um so nöthiger, als die Fugen, besonders die Stoßfugen, absichtlich nicht scharf geschlossen, sondern, um dem Wasser aus der Mauer Abfluß zu geben, die Verbindung des Mörtels mit den Steinen zu befördern, und um dem Mörtel den zur schnellen Verhärtung nöthigen Luftzug zu gestatten, fast zollweit offen belassen wurden. Daß dieses nicht „aus Liederlichkeit", sondern aus richtiger Absicht geschah, kann ich an dem hiesigen Thurme beweisen, dessen innere Futtermauer, weil er zur Bewohnung trocken gehalten werden mußte, auf das Feinste glatt behauen ist, und die dichteste Fügung darstellt, während die äußere Rustica-Mauer jene nachlässig scheinende Fügung zeigt. Allerdings sehen wir auch den Sudler einen kecken Pinsel führen, und mit Recht nennen wir sein Verfahren frech und liederlich; wenn aber der Meister, der die Elemente beherrscht, sich über die Sorgfalt im Unwesentlichen hinweggehoben weiß, so sollen wir mit Ehrfurcht vor seinem Werke stehen und alle Sinne öffnen, um uns daran belehren zu lassen. Ich dürste zu lernen, auch vom Geringsten; aber es ergrimmt mich, das Große beharrlich verkannt zu sehen!

Da kehre ich nun immer zu Ihrem lieben Briefe zurück, und bin höchlich ergötzt. Sie sagen, diese Bauart machte, wie alles Gute und Nützliche, wohl auch durch den mannigfaltigen Anblick eine treffliche Wirkung! Gewiß ist die Wirkung trefflich, wo wir das Rechte ohne alle kleinliche Nebenrücksicht mit Freiheit ausgeführt sehen; denn ein solches ist auch stets mannigfaltig, selbst im Einfachsten. Bei diesem Bau ist's einerlei, ob die Steinreihen gleich hoch sind oder nicht, ob lange und kurze Steine mit einander abwechseln oder auf einander folgen; einzige Bedingung ist, die Lagerfugen wagerecht, die Stoßfugen lothrecht und nicht auf einander aufstoßend vorzurichten. Da kommen also größere und kleinere Steinreihen, kurze oder lange Steine ohne strenge Folge auf und neben einander; und wenn bei der Eile des Baues eine höhere und eine niedere Steinreihe auf derselben Sohle aneinanderstießen, so war das auch kein Unglück, sondern man half sich in der darüber zu legenden Reihe dadurch, daß der Stein, welcher die Fuge zwischen den aufeinanderstoßenden ungleichen Steinen decken sollte, um so viel winkelrecht ausgeschnitten wurde, als nöthig war, um die Sohle über dieser zweiten Steinreihe wieder gleich zu machen. Indem nun ungleiche und doch gleichartige Theile [1]) zu einem Ganzen zusammentreten, muß ein so einfacher als mannigfaltiger Anblick entstehen, und indem jeder Theil sich auf das Kräftigste vom anderen absetzt, indem der Zweck des Werkes sich auf's Klärste vor Augen stellt, prägt sich eine Größe in unsere Sinne, die uns vor dem Geiste jener entschwundenen Welt zittern macht.

Es ist wahrhaft liebenswürdig, wie die Alten in ihren Bau- und Kunstwerken die Strenge der Symmetrie zu vermeiden beflissen waren; hat doch die Natur den Menschen selbst, damit er leben konnte, nicht streng symmetrisch geschaffen! Unsere Berliner finden gewiß zu tadeln, daß diese Rustica sich nicht, wie ein Cattunmuster, streng regelmäßig zeigt, und so haben die Herren denn meinen Thurm und das Gelnhauser Castell, welches auf meine Veranlassung besehen worden, zu liederlichen Werken heruntergeurtheilt, an denen „man sehr bald eine bloße Nachahmung und Affectation Römischer großer Werke erkennt“. So sollten sie also mit Schmach bedeckt ganz von der Erde verschwinden?

Haben Sie Gelegenheit, mir über den Thurm zu Eger, dessen Maße, Bauart, innere Einrichtung, seine besondere Lage, ob er zu einem größeren Castell derselben Bauart gehört habe, und was etwa davon noch vorhanden ist, Nachricht zu verschaffen, so würden Sie mich sehr erfreuen. Ich sammle diese Dinge, damit doch einer da sei, der seine Muße der Wiederbelebung des Bildes jener würdigen Vergangenheit aus ihren zerstreuten Resten widme. Leider ist der Sinn unserer besseren Zeichner durch die übermäßige Aufmerksamkeit, welche den mehr scheinbaren Baureften des Mit-

---

1) Hier folgt eine das Gesagte veranschaulichende Zeichnung.

telalters gewidmet wird, so verwöhnt, ja verschroben, daß meine Bemühung bisher vergeblich war, einen für die Römischen Thürme und Castelle zu gewinnen, damit man durch den Steindruck Mittel mache, sich in größerem Kreise über die Sache zu verständigen. Das einzige Werk, worauf ich verweisen kann, um einstweilen die Aufmerksamkeit auf den Gegenstand zu erregen, ist Hundeshagen's Gelnhausen, Tafel I. II. und III. Hier ist, wenn auch nicht die Sache, doch ein ungefähres Bild, an dem man sich (sic?) erkennt. Was wird aber der gute Mann sagen, daß ich ihm seine Träume so ganz anders deute!

Da ich oben der Franzosen rühmlich gedenken mußte, fiel mir Ihr neustes liebes Heft ein, welches, so wie die anderen werthen Beilagen Ihres Briefes, mich unendlich erquickt hat. S. 135 machen Sie uns mit einem Französischen Beurtheiler Ihrer Werke [1]) bekannt, dem ich mich voll Rührung an die Brust werfen möchte. [2])

Wir lassen hier die betreffenden Briefe zwischen Schultz und Schinkel folgen.

Wetzlar, den 22. März 1826.

Mein liebster Schinkel!

Herr Bauinspector Hedemann gibt mir Gelegenheit, mich Ihrem freundschaftlichen Andenken zu erneuen, um Ihnen eine Sache zu empfehlen, die Ihrem Interesse an den Denkmalen des Alterthums ohnehin nicht fremd bleiben könnte. Als ich im vorigen Herbste hier ankam, und durch die Cur zu Ems mich so gestärkt fühlte, daß ich selbst höhere Berge langsam zu erklimmen den Muth hatte, bestieg ich (es war den 28. September) mit Jenny, Onny und beiden Jungens den merkwürdigen Basaltkegel, an dessen Fuße Wetzlar liegt, und der die Ruine des alten Schlosses Kalsmunt auf seiner Spitze trägt. Die Umfassungsmauern dieser Burg sind schwach und meistens ganz zerfallen; nur ein ansehnlicher Thurm, gegen 50 Fuß hoch, steht wohlerhalten mitten in der Ruine. Die Chronik des Orts und die allgemeine Stimme der hiesigen Alterthumsforscher besagt, daß die Ruine eine ehemalige Burg Carl's des Großen sei, der hier ein Palatium gehabt habe. Als ich hinauf kam und die schlechten Umfassungsmauern sah, hielt ich sie keiner Aufmerksamkeit werth; aber wie wurde mir, als ich den großen Thurm näher in's Auge faßte? Ich traute meinen Sinnen nicht, und ging wie unklug dreimal um ihn herum, indem jeder Stein daran mich überzeugte, daß dieses Bauwerk Römisch sei. Ich schien mir bei dieser Entdeckung aus den Wolken gefallen; denn daß ich Römerwerke diesseits des Rheins finden sollte, daran hatte ich

---

1) Im Globe 1826, 55—64. Vgl. B. 33, 64 ff. (46, 102 ff.) [26, 367 ff.]

2) Hier bricht der Entwurf des Briefes mit einer durchstrichenen Stelle ab.

nicht entfernt gedacht. Daß aber dieser Thurm von den Römern gebaut, ja daß der ganze Umfang der jetzt zerfallenen Burg ein Römisches Castell für eine Cohorte gewesen, darüber ist nicht der mindeste Zweifel. Ich ersuchte sogleich, nachdem ich durch einige Leute eine Oeffnung in den Thurm, die schon vor Alters gemacht worden, hatte wieder aufgraben lassen, den Bauinspector Hedemann, eine treue Zeichnung im Grundriß, Aufriß und Durchschnitte von dem Thurme zu nehmen. Die üble Jahreszeit verspätete das Unternehmen; demungeachtet hat Hedemann mit großem Eifer und eigner Liebe zur Sache sich meinem Wunsche unterzogen. Ich theile Ihnen anbei die drei Zeichnungen, nebst dem Aufsatz, den er auf mein Ersuchen darüber zu Papier gebracht, zur Einsicht mit, und bemerke nur, daß der Aufriß in der Hinsicht nicht ganz richtig gezeichnet ist, daß die schwere Rustica, in welcher die äußere Wand des Thurmes gehalten ist, gar nicht angedeutet, auch das Fußgesimse nicht ganz richtig angegeben ist. Von dem Baulichen wird Ihnen Herr Hedemann persönlich nähere Auskunft geben; doch bitte ich ihm nicht merken zu lassen, welche Ausstellungen ich gegen seine Zeichnung gemacht habe. Ich ehre seinen guten Willen. Ich habe den Winter über viele Studien über diesen Gegenstand in historischer sowohl als artistischer Hinsicht gemacht, und bin zu unerwarteten Aufschlüssen gelangt, welche nicht ohne Folgen bleiben werden. Ich habe in dieser Zeit mehr alte Autoren gelesen, als in meinem ganzen Leben zusammen; besonders hat mich Vitruv sehr beschäftigt, über den wir hier einige ganz neue Erkenntnisse erhalten. Zugleich wurde ich durch diese Entdeckung angespornt, meine Augen in einem weiteren Kreise umhergehen zu lassen, und da kam ich zu der sicheren Vermuthung, daß ein ähnliches Römer-Castell zu Gelnhausen gewesen sein müsse. Das Prachtwerk, welches Hundeshagen von dem Palatium Friedrich's Barbarossa in Gelnhausen vor längerer Zeit herausgegeben, war mir bisher nicht zu Gesicht gekommen; ich wünschte nun vergeblich, es zu sehen. Endlich fand ich es in Braunfels, als ich am 1. Januar daselbst dem Fürsten [1]) einen Besuch machte. Gleich die erste, zweite und dritte Kupfertafel dieses Werks, so wie die Beschreibung dazu, bestätigten vollkommen meine Vermuthung, und es ist unbegreiflich, daß ein Baumeister sich so ausführlich mit diesen Ruinen beschäftigen konnte, ohne nur zu ahnen, daß er hier zwei, im Alter um 1200 Jahre verschiedene Bauwerke vor sich habe. Denn das Römer-Castell zu Gelnhausen, von dem noch ein Thurm und der ganze Umfang der Umfassungsmauer stehet, ist wahrscheinlich unter Drusus oder doch vor des Varus Niederlage, also um Christi Zeit, gebauet (eben so wie auch unser Thurm und Castell bei Wetzlar); dagegen ist das Palatium, welches Friedrich Barbarossa in die Mauern des Castells nothdürftig hineinflickte, nach Technik und Stil, als ein Werk des Mittelalters, von jenem antiken Bau himmelweit verschieden. Ich habe seitdem mehrere Personen, die in

1) Dem Prinzen Carl zu Wied.

dortige Gegend zu kommen Gelegenheit haben, ersucht, mir eine nähere Auskunft von dem Gelnhauser Castell zu verschaffen; aber vergebens. Nun gebe ich heute unserem Hedemann einen ganzen Bogen voll Anfragen mit, die er mir bei seiner Durchreise in Gelnhausen zu beantworten die Güte haben will. Vielleicht findet sich dort ein geschickter Baubediente, der mir nähere Zeichnung und Beschreibung davon geben kann. [1])

Andere Römerwerke, auf deren Spuren ich durch jene Studien geführt worden, werde ich in diesem Sommer untersuchen lassen; wäre es nicht zu kostspielig, würde ich meine Muße anwenden, selbst dahin zu reisen. Nach Gelnhausen werde ich vermuthlich doch bald zu kommen suchen.

Nun ist es aber für die Geschichte und das Studium der alten Baukunst von großem Interesse, daß man diese Werke nicht ununtersucht liegen lasse. Der Thurm auf dem Kalsmunt ist inwendig bis zur zweiten Etage hinauf verschüttet; auch der Fuß dieses Bauwerks ist auf zwei Seiten hoch verschüttet. Wahrscheinlich liegen in diesem Schutte nicht nur die herabgestürzten Theile des Kranzgesimses, sondern es dürften auch andere antike Gegenstände, Inschriften, und vielleicht auch eine kleine Statue, welche in dem Larario (wofür man die Nische mit den beiden roh ebauchirten Säulen (Zeichnung III) im dritten Stockwerke halten kann) gestanden haben mag, in der Tiefe zu finden sein. Hedemann hat auf meine Veranlassung die Kosten der Ausgrabung des Schuttes veranschlagt, und auf 150 Rthlr. angegeben. Es wäre aber zu wünschen, daß der ganze äußere Umfang des Castells, in welchem sich auch ein unterirdisches Gewölbe nebst Treppe findet, aufgegraben würde; da würden also wenigstens 200 Rthlr. nöthig werden.

Nun ergeht meine Bitte an Sie, liebster Schinkel, ob Sie den Gegenstand da zur Sprache bringen wollen, wo Hoffnung zur Unterstützung dieses Wunsches wäre, um die Kosten bewilligt zu erhalten. Sehen Sie zu, was Sie ausrichten können. Ich werde das Meinige thun, um die Sache in das würdige Licht zu stellen, und fahre noch mit meinen Arbeiten darüber im Stillen fort. Nur müßten neue Zeichnungen gemacht werden; wenigstens theilweise. Man hat mir Hoffnung gemacht, hierunter von Darmstadt aus durch Moller unterstützt zu werden; ich kann mich aber nicht darauf verlassen. Möchte doch der Bauinspector, der an Hedemann's Stelle kommt, ein zu solchen Dingen qualificirter Zeichner sein! Hedemann's Arbeiten sind Sie wohl so gut, mir, nach gemachtem Gebrauche, bald zurückzuschicken.

Möchten Sie mit den lieben Ihrigen sich so wohl befinden, als wir es wünschen! Wir haben hier den Winter nicht angenehm zugebracht; mein Glück war, daß ich mich in die Studien des Alterthums vertiefen konnte. Jetzt aber, da der Frühling hervorbricht, hat alle Noth ein Ende; die Gegend ist paradiesisch schön, und wir haben den herrlichsten Garten inne, welcher hier vorhanden ist. Hedemann

1) Vgl. Ruhl Gebäude des Mittelalters zu Gelnhausen (1831).

mag Ihnen das Nähere mittheilen. Grüßen Sie alle unsere Freunde, die es geblieben sind. Auf die Fortdauer Ihrer Freundschaft baue ich fest, und bleibe eben so stets

der Ihrige. Schultz.

Geehrtester Freund!

Zuvörderst ein Paar Worte der Entschuldigung für ein so langes Ausbleiben der Antwort auf einen so freundschaftlichen und seinem Inhalte nach so interessanten Brief, wie der vom 22. März 1826, auf welchen von meiner Seite damals nichts weiter erfolgte, als daß ich, dem geäußerten Wunsche gemäß, die auf den Brief Bezug habenden Zeichnungen durch Herrn Hedemann an Sie zurückgehen ließ. Der König hatte mir unmittelbar den Befehl ertheilt, nach Paris zu gehen, die dortigen Einrichtungen des Museums kennen zu lernen, und an diesen Auftrag schloß sich eine Bewilligung für eine Reise durch England, welches ich noch nicht kannte; die Abreise war vor der Thür, als ich Ihren lieben Brief empfing, und tausend Anordnungen sowohl für die Reise selbst als für den Fortgang meiner Bauten und Arbeiten während meiner Abwesenheit, ließen mich nicht zu einer ruhigen Stimmung kommen, und raubten jede Zeit, um einer so freundlichen Aufforderung zur Mittheilung Genüge zu leisten. Ganz besonders aber hielt mich der Gedanke davon ab, daß ich wahrscheinlich auf meiner Reise zuvörderst den Palast zu Gelnhausen und dann mehrere andere, in diese Categorie fallende Gegenstände selbst sehen und Ihnen dann meine Ansichten über diese Gegenstände besser mitzutheilen im Stande sein würde. Seit vorgestern Abend von dieser Reise zurückgekehrt, kann ich nicht unterlassen, sogleich in diesen Zeilen, lieber zu spät als gar nicht, meine Schuld abzuthun, ganz im Vertrauen auf Ihre freundschaftliche Nachsicht.

Bei meiner Hinreise nach Paris habe ich Gelnhausen gesehen, dann die Römischen Werke in Trier; bei meiner Rückreise durch die Niederlande, Niederrheingegenden, Westphalen, Braunschweig und Magdeburg sah ich mancherlei wichtige Ueberbleibsel Römischer Werke und die Bauten aus den Carolingischen und Sächsischen Kaiserzeiten. Diese Anschauungen, zusammengehalten mit dem Wenigen, welches in dieser Beziehung auch in England noch zu betrachten ist, haben mir über die Zeit und den Stil dieser verschiedenen Ueberbleibsel, wie ich glaube, ganz sichere Resultate gegeben. Hiernach ist nun erstens in Rücksicht auf Stil bei den Bauwerken der Carolinger, der Sächsischen und Schwäbischen Kaiser, als welche besonders viel mit Italien verkehrten und einen Theil antiker Bildung wieder hervorsuchten, sehr scharf zu unterscheiden der Burgstil vom Kirchenstil. Alle diese Herrscher, auf welche nunmehr der Rang der ehemaligen Römischen Kaiser übergegangen war, wollten so wie ihre nächsten Vorgänger, die Gothischen Könige in Italien z. B. Theodorich, in einem Palatium residiren, der, wo möglich, dem alten Römischen ähnlich sein sollte. In dieser Art

ist z. B. die Anlage des Palästs, welchen Theodorich auf der Höhe bei Terracina baute, noch vollkommen erkennbar. Das rüstike Quaderwerk, welches äußerlich die starken Mauern der antiken Römischen Werke dieser Art bekleidete, ist an geeigneten Orten in allen Zeiten nachgeahmt worden, und steht im Mittelalter oft sehr contrastirend neben dem Bau glatter Wände und tief und reich gegliederter Gesimse, Thür- und Fenstereinfassungen, welcher an kirchlichen Gebäuden Anwendung fand. Festungsbauten, Unterbaue und Umfassungen von Palästen aus den früheren Jahrhunderten, vorzüglich bis zum dreizehnten hinab, haben daher oft noch den Altrömischen Anstrich und Stil. Hiebei muß aber die Critik besonders von der Untersuchung der Technik geleitet werden. In den nördlichen Gegenden weichen die Pratiken in der Construction des Mauerwerks bald weit stärker von den alten ab, als in Italien. So ist in Rom das Mauerwerk aus der Zeit der Saveller und überhaupt des eilften und zwölften Jahrhunderts, wenn es aus Füllwerk und Backsteinbekleidung besteht, sehr schwer von dem antiken aus den Zeiten des Caracalla, und selbst früher bis zum Titus hinauf, zu unterscheiden; nur gewisse Maße in der Breite der Fugen und der Steine in geringen Abweichungen geben darüber das Nähere über die Zeit der Erbauung an; in den Gegenden diesseits der Alpen hören die besseren Constructionen der Füllmauern mit Backsteinbekleidung im Mittelalter weit früher auf, und der Bau von Bruchstein wird bei Weitem häufiger. Spuren von feiner Backstein-Construction als Ueberzug der Füllwerksmauern dürften schon in Carolingischen Zeiten schwer mehr zu finden sein. Dagegen fuhr man an wichtigen Denkmalen noch fort, den Bau mit Quadersteinen gut auszuführen, und aus den Zeiten der Carolingischen und Sächsischen Kaiser findet sich noch manches Werk, in welchem die Fügung der Steine sowohl in den Lagen- als Stoßfugen so fein ist, wie die aus den Zeiten der Römischen Kaiser der späten Periode. Ein vorzügliches Exempel davon ist das Aeußere der Altarnische der Kirche von Königslutter im Braunschweigischen, wo das Grab König Lothar's ist. Die Fügung ist hier fast noch besser, als an der Porta nigra zu Trier. Mit der Periode der letzten Sächsischen Kaiser hört aber diese Technik auf, nämlich mit der Zeit, wo das Gliederungswesen und ein künstliches Detail in die Architectur einzutreten beginnt, und die Ausarbeitung der Details am schon aufgerichteten Gebäude selbst zu beschwerlich wird, folglich die einzelnen Baustücke in den Bauhütten bearbeitet und nach der Bearbeitung versetzt werden. Die Versetzung wurde nun weit beschwerlicher, man hatte nicht mehr die Freiheit des festen Aufeinanderschleifens der Lagerfugen, und so sehen wir, daß in dieser Beziehung die schönsten Werke des Mittelalters, ganz besonders der Cölner Dom, aber selbst der Straßburger Münster rc., so weit hinter jenen älteren Bauten zurückstehen. Alle Fügung an diesen Werken ist mit dicken Kalkfugen besorgt, und höchstens an einzelnen Gliedern und Einfassungen, welche ohne Zusammenhang mit der Masse bearbeitet werden konnten, genauer und feiner bearbeitet.

Betrachte ich nun in dieser Beziehung die große gequaderte Umfangsmauer und den viereckten Thurm in Gelnhausen, so zeigt seine Technik eine große Versunkenheit und eine höchst liederliche Behandlung; man erkennt sehr bald eine bloße Nachahmung und Affectation Römischer großer Werke darinnen. (Deshalb wünschte ich gar sehr, daß Sie sich selbst durch den Anblick davon überzeugten.) Wie es in dieser Beziehung mit dem Thurme von Kalsmunt steht, werden Sie am Besten beurtheilen können. An dem Schwanenthurme zu Cleve, der nach einer Inschrift vom Anfange des funfzehnten Jahrhunderts, als der alte Thurm eingestürzt und ein neuer aufgeführt worden war, von Julius Cäsar gebaut worden sein soll, und wenn auch dies nicht gegründet wäre, doch wohl gewiß zu einem Römischen Castell gehörte, hat man unterhalb durch die 9 Fuß dicke Mauer eine Oeffnung neuerdings für eine Stallthür eingebrochen, und in dieser unteren Region zeigt sich deutlich der Ueberrest Römischer Construction in dem Mauerwerk, welches rauhe Mauerfüllung mit abwechselnden Lagen von Backsteinen sehen läßt, in der Art wie man so vieles in den Kaiserzeiten baute, und wie es auch in Trier vorkommt. Diese Construction ist gewiß bei den Castell-Bauten der Römer, die keine Prachtgebäude sein sollten, weit mehr in Anwendung gekommen, als der Bau in Quadersteinen. Was ich in England der Art hie und da sah, hatte auch diese Construction, und so findet sie sich auch in vielen Gegenden von Frankreich und von den Niederlanden.

Es ist nun allerdings sehr wünschenswerth, immer mehr über alle diese Gegenstände in's Reine zu kommen, und die Untersuchungen fortsetzen zu können. Die Geldmittel hiezu müssen auf irgend eine Weise herbeigeschafft werden, und wie ich hier höre, ist sogar dazu eine nahe Aussicht, indem durch häufiges Antragen von Seiten der Oberbaudeputation für Erhaltung interessanter Gebäude des Mittelalters und der früheren Zeit, wenn sie auch keine Bestimmung mehr haben, etwa in der Art, wie es in England geschieht, als Ruine mit Wegnahme des Holzwerks der Dächer und durch Schützung der Mauern mittelst einer Steinabdachung in der Mauerstärke, die Sache im Staatsministerio jetzt verhandelt wird, und die Streitigkeit, ob Herr von Schuckmann als Bauminister oder Herr von Altenstein als Kirchenminister und Wächter der öffentlichen Monumente diese Partie allein haben und ihm Gelder dazu bewilligt werden sollen, bald entschieden werden wird. Dies würde dann der Zeitpunct sein, über die in Ihrem Briefe genannten Gegenstände Anträge zu machen, und Sie würden sich sehr verdient machen, wenn Sie fortfahren möchten, sich für diese Partie zu interessiren und uns hier mannigmal auf wichtige Entdeckungen aufmerksam zu machen.

Von den vielen neuen, sonderbaren, schönen ꝛc. Eindrücken, welche ich auf meiner Reise nach Frankreich, England, Schotland und den Niederlanden empfangen habe, muß ich Ihnen eigens einmal etwas mittheilen; heute sehe ich das Papier schon sehr gefüllt und keinen Raum mehr dafür. Ich wünschte nur, daß Sie gütigst meine oben

gegebenen Ansichten prüfen und mir Ihre einsichtsvolle Meinung mittheilen wollten.

Meine Frau empfiehlt sich Ihnen und Ihrer lieben Frau Gemahlin auf's Angelegenste. Ich bitte ergebenst, mich auch in's Gedächtniß Ihrer Frau Gemahlin zurückzurufen, und versichert zu sein von der Freundschaft und Ergebenheit Ihres

Schinkel.

Bei der Durchreise nach Frankreich habe ich in Weimar Goethe gesehen, der sich viel an Sie erinnerte, und gern Nachricht haben wollte, die ich, so gut ich konnte, gab.

Berlin, den 25. August 1826.

Wetzlar, den 3. November 1826.

Verehrter Freund!

Ihr schätzbares Schreiben vom 25. August ist mir um so werther, je mehr ich beklage, Ihnen mit meiner Zudringlichkeit in einem Zeitpuncte beschwerlich geworden zu sein, der für Sie so unendlich viele Sorgen vereinigte, indem Sie Ihren wichtigen Geschäftskreis verließen, um eine nicht minder wichtige Reise in so kurzer Zeit zu vollenden. Mit dem wärmsten Danke habe ich zu erkennen, daß Sie sogleich nach Ihrer Rückkehr meiner gedacht haben, zumal Sie gewiß zu sein glaubten, daß ich über den Gegenstand meines Schreibens in völligem Irrthume sei. Obwohl ich nun diesen Irrthum nicht einräume, so enthielt Ihr liebes Schreiben doch so viel Lehrreiches für mich, daß ich es für meine Forschungen als einen der wichtigsten Beiträge ansehe, wenn ich hoffen darf, daß Sie mir die Bitte erlauben, mich, sobald Sie einen müßigen Augenblick finden, nochmals mit weiteren Aufschlüssen zu beglücken.

Mit einiger Beklommenheit muß ich freilich gestehen, daß meine Ansicht von dem Römischen Ursprunge des alten Rustica-Gemäuers in Deutschland von allen, und gerade von den sachverständigsten Personen, nämlich von den Technikern, verworfen worden ist. Herr Oberbaurath Moller in Darmstadt will solches den Franken zuschreiben; Herr Bauinspector de Lassaulx zu Coblenz behauptet, daß diese Architectur bis in's vierzehnte Jahrhundert hinunterreiche. Für mich ist Niemand als mein ruhiges Auge und mein einsamer Fleiß. Ich habe mit Beharrlichkeit die historischen Gründe dieser mir entgegenstehenden Behauptungen aus den ältesten Historikern bis zum Mittelalter hin untersucht, und bis jetzt nur Beweise für meine Ansicht gefunden. Ich werde, so lange mir diese köstliche Muße bleibt, in diesen Untersuchungen fortfahren, und gedenke in den nächsten Wintermonaten alle Spuren, welche die Geschichtschreiber darüber von Tacitus bis zum sechzehnten Jahrhundert ergeben, zusammenzutragen. Im Frühjahr hoffe ich nochmals einige Excursionen machen zu können, die mich ganz in's Klare setzen sollen. Die Ausbeute meiner diesjährigen kleinen Reisen

war für den Gegenstand nicht gering. Vorzüglich Bonn, Andernach und Coblenz, bei welchem letzteren Orte die Brückenpfeiler in der Mosel bis auf 5 — 15 Fuß über dem Wasser, so wie beträchtliche Ufermauern Römische Rustica sind, haben mich höchlich belohnt. In Bonn stehen noch herrliche Reste von Bollwerken und Uferbauten von solcher Rustica. Professor Welcker, den ich an Ort und Stelle davon unterrichtete, überzeugte sich von der Wahrheit meiner Ansicht, und versprach nähere Aufmerksamkeit darauf. Die Ansicht der Universität in ihren Jahrbüchern, auf die mich vornehm Professor von Schlegel verwies, wonach das Römische Bonn nichts weiter gewesen sein soll, als das kleine Castrum, welches vor sechs Jahren bei Wichelshof aufgegraben wurde [1]), ist grundfalsch. In Mainz ist fast kein Stein auf dem anderen geblieben, und daher, außer der Zahlbacher Wasserleitung, sehr wenig wirklich Römischer Bau noch vorhanden. Doch ist selbst dieses Wenige lehrreich. Viele Castelle am Rhein, z. B. in Bingen und Rüdesheim, die bisher für Römisch galten, kann ich nicht dafür ansehen; sie sind aus den Raubzeiten des zehnten bis zwölften Jahrhunderts. Die Technik des Gußmauerwerks der Römer, der Franken und des Mittelalters unterscheidet sich wesentlich und läßt keinen Zweifel übrig. In Vilbel bei Frankfurt erblickte ich unerwartet dicht an der Heerstraße ein Römisches Haus von Rustica-Quadern mit einem großen, den ganzen Umfang des Gebäudes einnehmenden Kellergewölbe, vermuthlich ein Vorrathshaus oder Weinlager. Das obere Geschoß ist destruirt. In Frankfurt selbst fand ich, vorzüglich interessant, einen bedeutenden Theil der Mauer des Kai's am Main, unter der schönen Aussicht, nicht nur in den unteren Lagen von Römischen Rustica-Quadern, sondern, weil gerade der Wasserstand sehr niedrig war, sogar die Bogenstellung, auf der die Kaimauer aufliegt, wie man dergleichen Ufer auf Bogen auf der Trajanssäule siehet. Diesen Bau spreche ich unbedingt für Römisch an; der obere Theil dieser Kaimauer ist später ganz renovirt. Auch das Gemäuer des oberen Krahngebäudes in Frankfurt, vom Wasserspiegel etwa 15 Fuß hoch, ist Römische Rustica. Selbst die Brücke über den Main, obwohl daran kein alter Stein mehr zu sehen ist, dürfte, wenn man den Kai als ursprünglich Römisch anerkennen muß, für Römische Anlage anzuerkennen sein. Eine nähere Critik der diesfälligen geschichtlichen Nachrichten wird mich vielleicht in den Stand setzen, dies eben so bestimmt zu behaupten, wie ich auf solchem Wege in derselben Behauptung über die Moselbrücke bei Coblenz bestätigt worden bin.

Das größte noch vorhandene Gemäuer dieser Art, welches ich bisher sah, ist das Castell zu Münzenberg, wohin man von hier über Butzbach etwa 5 Stunden hat. Dort findet man noch eine 150 Schritt lange, zum Theil 40 Fuß hohe Umfassungsmauer im größten Stile der Rustica, zum Theil noch mit den Römischen Zinnen, die aber in späterer Zeit vermauert worden sind. Nahe dabei entdeckte ich eine

1) Diese Meinung hatte Ruckstuhl im „Jahrbuch der Preußischen Rhein-Universität" I, 211 ff. ausgeführt.

Römische Heerstraße, die, wohlerhalten, noch mehrere Stunden fortgeht. Das Innere des Castells enthält mannigfache Gebäude des schönsten Stils aus dem dreizehnten bis sechzehnten Jahrhundert mit Verzierungen, welche vor denen des Palatiums des Friedrich Barbarossa zu Gelnhausen den Vorzug verdienen dürften. Von allen diesen Bauwerken, so weit ich sie für Römisch anspreche, ist jedoch keins zugleich im Innern so wohl erhalten, als der Thurm hier auf dem Kalsmunt; daher es mir recht leid thut, daß derselbe nicht näher untersucht wird. Wir könnten dadurch mit Einem Schlage eine für die Geschichte höchst wichtige Frage entschieden zu sehen hoffen.

Wenn Sie aber, verehrter Freund, die Umfassungsmauern und den Thurm des Palatiums zu Gelnhausen nicht für Römisch halten, und zwar weil die technische Behandlung dieses Baues so höchst liederlich sei, so entschuldigen Sie, wenn ich Ihnen sage: Sie haben nicht erwogen, wovon eigentlich die Rede ist. Hier ist nämlich die Rede von Bauwerken, welche die Legion-Soldaten, in einem fremden Lande, entblößt von allen Vortheilen, welche der vollendeten Technik der Friedens- und Prachtbauten das reiche, durchaus cultivirte Römische Reich darbot, aufführen mußten — mit nicht mehreren Kenntnissen und Fertigkeiten, als solche alle Römischen Bauern auszuüben verstanden — Bauwerke, die von diesen Leuten, unter Anleitung weniger technisch gebildeter Officiere, in ungeheuren Massen, in kürzester Zeitfrist, ja in unmittelbarer Gegenwart des Feindes, sogar stets gerüstet zum täglichen Kampfe, und endlich nur zum momentanen Zwecke der dringend nöthigsten Vertheidigung zu Stande gebracht werden mußten. Welche Forderungen von Sorgfalt und Sauberkeit in der Ausführung wollen Sie an solche Werke machen? Geben Sie aber diese Forderungen auf, so will ich Sie leicht an Stelle und Ort unwiderleglich überzeugen, daß jene so roh erscheinenden Baureste ein volles Zeugniß von der ganzen Größe und Geisteskraft der alten Zeit vor Augen stellen, einer Practik, für die wir keinen Maßstab in unserer schwächlich nachahmenden Zeit finden. Mich däucht, die Güte der Technik ist allein nach ihrer Zweckmäßigkeit zu beurtheilen; der Erfolg muß uns in letzter Instanz darüber belehren, und wo wäre ein größerer Erfolg bei so einfachen Mitteln nachzuweisen, als an diesen Werken, die nach 1800 Jahren noch mit unerschütterlicher Festigkeit stehen? Auch schätzt ja die wahre Kunst ein großes practisches Verfahren mit Recht höher als die fleißigste Ausführung des Einzelnen; und ich behaupte, in der ganzen Baukunst seit den Römerzeiten finden wir kein Beispiel einer so ungeheuren Practik, wie sie der hier gegenwärtige Thurm zeigt, wenn wir auch ungern daran die feinere Bildung der Werke jener Zeiten vermissen.

Was Sie von dem Thurm in Cleve schreiben, ist mir sehr interessant, und ich bin mit Ihnen überzeugt, daß er Römisch ist. Aehnliches Mauerwerk ist mir an einem Thurm auf dem Königstein (4 Stunden von Frankfurt) und an einem Theil der Kirchhofsmauer zu Wiesbaden vorgekommen, die ich beide für Römisch halte. Das Guß-

werk sowohl als die Futtermauern stimmen völlig mit den Vitruvischen Principien überein, und unterscheiden sich wesentlich von ähnlicher Technik des Mittelalters. Diese Construction geschah ohne Zweifel zwischen stückweise angelegten Holzwänden, die nach Verhärtung des Mörtels abgenommen wurden, wie solches auch von der aus schlechten kleinen Bruchsteinen mit Gußfüllung erbauten Zahlbacher Wasserleitung bei Mainz ersichtlich ist. Wo die Römer aber Quadersteine in der Nähe brechen konnten, zogen sie den Rustica-Bau zum Behuf ihrer Festungs- und Strombauwerke mit Recht vor, weil solcher schneller und sicherer geführt werden konnte, mehr Dauer gegen den Angriff der Mauerbrecher und des Eises, durch Deckung der Fugen, gewährte, und weniger Umstände erforderte, indem beinahe alle Holzrüstung dabei überflüssig war.

Von größter Wichtigkeit aber erschien mir Ihre Nachricht, daß die äußere Seite der Altarnische der Kirche zu Königslutter, wo das Grab König Lothar's ist, Rustica sein soll. Von meiner Ansicht ausgehend, und der Nachricht des Florus vertrauend, daß die Römer zu Drusus' und Tiberius' Zeiten Castelle bis zur Elbe hin erbaut haben, kann ich nur der Meinung sein, daß, wenn dieser Bau zu Königslutter wirklich so alt und wahre Rustica ist, die Nische entweder Rest eines Römischen Wartthurms, oder solche später aus Steinen zusammengebaut sein dürfte, die von einem zerstörten Römischen Thurme entnommen sind, wie ich dergleichen Beispiele, vorzüglich aus der Carolingischen Zeit, mehrere kenne. Haben Sie die Güte, mir das Nähere über diesen Bau gefälligst zu schreiben, damit ich Gestalt, Stärke, innere Construction, so weit Sie davon Kenntniß erhalten konnten, zu erwägen im Stande sei.

Theodorich's Palatium zu Terracina haben sicherlich die Römer, nicht die Gothen, gebaut, und haben sie dabei ihre gewöhnliche Rustica angewendet, weil der Barbar für die höhere Architectur, deren die Römer selbst damals nicht mehr mächtig waren, keinen Geschmack zeigte. Auch an die Rustica aus den Zeiten der Saveller kann ich kaum glauben, in sofern sie der antiken gleichkommen soll. Vermuthlich sind alte Trümmer und neuer Bau verbunden, wie in Gelnhausen. Alles spätere Nachahmungswesen aus der wiedererstandenen neueren Kunstperiode unterscheidet sich generisch von dem Antiken. Dagegen finde ich selbst in der so einfachen Rustica-Architectur, so weit ich sie kennen gelernt, ein Sinken des Geschmacks vom Großen bis zum Manierirten, welches uns durch zwei bis drei Jahrhunderte zu führen scheint. Von den Gebäuden in Trier scheint die Moselbrücke aus der ersten großen, die Porta nigra aus der spätesten manierirten Zeit zu sein.

Doch genug! Sie haben bei diesem langen Briefe schon so viel den Kopf zu schütteln gefunden, daß ich Ihre freundschaftliche Geduld nicht länger auf die Probe stellen darf. Belehren Sie mich; ich will mich corrigiren. Ach, könnte ich nur einen lieben Abend bei Ihnen

zubringen und alles hören, was Sie, nach so beneidenswerthen Reiseerfahrungen, mitzutheilen haben!

Leben Sie wohl! Mit den herzlichsten Wünschen rc.

Ihr treuer Freund
Schultz.

P. S. Es wäre doch traurig, wenn ich für meine Römische Rustica durchaus Niemand gefunden hätte, der sie anerkennte. Aber Einen habe ich gefunden, und zwar Einen für Alle, Goethe, der in Eger einen eben solchen Thurm gesehen hat und ihn gleichfalls für Römisch hält. Also in Eger und in Königslutter Römische Thürme! welche unerwartete Blicke in jene dunkle Zeit! So finden wir gewiß auch in Thüringen und bis zur Elbe dergleichen Spuren. Lassen Sie es sich nicht leid sein, zu ihrer Aufklärung beizutragen!

117.

Schultz an Goethe.

Bad Ems, den 2. August 1827.

Mir ist, wenn ich aufgefordert werde, an Sie, theuerster Verehrter, einen Brief mitzugeben, im ersten Augenblick so, wie einem pauvre honteux zu Muthe sein mag, der nicht ausweichen kann, einen Wechsel auf einen reichen Freund auszustellen. Wird er nicht protestirt werden? und wie stehst du dann da? Ich habe Ihre Güte gegen mich stets als einen heiligen Schatz bewahrt, den ich nur den Vertrautesten mittheilen mochte; aber es ist vergebens, zu glauben, daß er geheim bleiben könnte. Vielmehr erfahre ich jetzt wieder, wie schon so oft, daß, wenn ich, dankbar begnügt, still und zurückgezogen zu leben gedachte, um so gewaltiger das Schicksal auf mich eindringt, mich aus meinem Geheimniß hinauszutreiben, als wüßte es besser, was ich soll. Und es hat Recht! — Wahrscheinlich sind es die liebenswürdigen Gräfinnen von Egloffstein und ihre treffliche Mutter, durch die hier in einem Kreise vorzüglicher Personen, besonders Russischer Herrschaften, verbreitet worden, daß Sie mir wohlwollen, und da Ihr theurer Name unter denselben in höchster Achtung stehet, so genieße ich, ohn' alles Verdienst, mit von Ihrer Ehre. So kommt eben Herr von Towgueneff, Russischer Kaiserlicher Wirklicher Staatsrath Excellenz, den ich ganz kürzlich kennen und verehren gelernt habe, und erbietet sich, morgen diese Zeilen an Sie mitzunehmen. Warum sollte ich säumen? ein solcher Anstoß war mir längst Bedürfniß. Was Ihr liebreiches Schreiben vom 28. September v. J. auf meine Einsamkeit in Wetzlar gewirkt hat, werden Sie, hoffe ich, mit Zufriedenheit vernehmen. Konnte ich nicht in den Wegen, in denen es mein Wunsch war, mit Ihnen und für Sie thätig sein, so sind mir wunderbar neue Wege angewiesen worden, um

in Ihrer Richtung fortzuwandeln, und da ich stets wußte, daß in großen Dingen nichts von unserer Willkür abhängt, so habe ich das Dargebotene ohne Widerstreben, und ausschließlich alles Anderen, ergriffen. Es ist die Geschichte der Römer in Deutschland, darauf bezügliche Litteratur und Baureste, was sich mir mit einem Reichthume aufgeschlossen hat, der überraschend. Eine neue Welt hat sich im Alterthume aufgethan, und Irrthümer, seit tausend Jahren in der Geschichte eingewurzelt, machen der klaren und lehrreichen Wahrheit Platz. Pfaffentrug war es, der diese Irrthümer schuf und heiligte; falsche Münzen, falsche Urkunden, ja ein ganzer Autor, der als classisch untergeschoben wurde (Pomponius Mela, wie er genannt wird), mußte die Lügen schützen und belegen. Das Alles ist vor der Fackel der Wahrheit in sein Nichts zurückgeschwunden, und noch zu rechter Zeit; denn noch stehen die herrlichsten Baureste zum Belage der Wahrheit da. Die Brücke zu Coblenz, die Brücke und das Castell zu Frankfurt (munimentum in Alamannorum solo conditum, quod Traianus suo nomine voluit appellari, Amm. Marcellin. XVII, 1, von Julian erneuert und wahrscheinlich nach seiner Gemahlin Helenopolis genannt), diese und eine Menge anderer Puncte stehen noch in ihren Grundrissen nicht nur, sondern in ihren Fundamenten bis 10 Fuß und mehr über Erde und Wasser, ja Thürme und Castelle über 40 Fuß hoch, wie sie unter Trajan gestanden. Trier sinkt in die späte Kaiserzeit zurück, und schwindet ganz aus dem ersten Jahrhundert, so lange Coblenz als alte Hauptstadt der Trierer (Colonia Trevirorum des Tacitus, antiquum nobilitate caput des Venantius Fortunatus) dastand. Eben so verändert sich Zeit und Name für das Römische Cöln. Der Thurm, den Sie in Eger als Römisch anerkannt haben, schließt herrlich den Kreis der Macht Trajan's gegen Deutschland, der letzten Römischen Größe vor dem Verfall.

Ich habe in diesem Jahre den Rhein bis Cöln aufmerksam bereiset; über acht Tage gehe ich nach Trier und auf der Mosel zurück. Ausonius ist mir lieb geworden; denn er hat mächtig geholfen, die Wahrheit zu sehen. Dafür will ich ihn als Dichter vor unverdienter Schmach retten. Dieses spätere Zeitalter hat noch eine Schönheit, die, weil sie unaufhaltsam im Sinken war, mit inniger Trauer erfüllt. Auch die Geschichte der alten Baukunst kommt in einigen Puncten zu neuer Klarheit; Hirt wird sich verdrießen; denn er hat verdient, tüchtig gescholten zu werden. Die Philologen möchten toll werden, daß ein Ungelehrter ihnen einen ganzen classischen Autor wegstreicht; es hilft aber alles nichts, sie müssen sich sämmtlich darein ergeben, und wenn dagegen ein schändlich gemißhandelter, nicht genug zu preisender Autor, Plinius major, in das reinste und schönste Licht von mir heraufgehoben wird, so hat die Welt ein Resultat errungen, welches der wahren Critik Ehre macht.

In solche Dinge hatte ich mich seit einem Jahre versenkt

— aber es ist nicht der Ort, hier fortzufahren. Ich bin, das fühle ich, Ihnen schuldig, mehrere Auskunft zu geben, und da dies nur mündlich geschehen kann, so hoffe ich, im Herbste Sie in Weimar zu sehen, wenn Sie es genehmigen.

Dies geschehe nun oder nicht — ich muß hier schließen; mit welchen herzlichsten Wünschen wissen Sie.

Ewig der Ihrige.
Schultz.

Durch die Güte der Gräfin von Egloffstein habe ich einen Theil des überraschend herrlichen Neuen kennen gelernt, was die erste Lieferung Ihrer neuen Ausgabe gebracht hat. Es war noch nicht bis zu uns gekommen, als ich Wetzlar verließ, und ich kann kaum erwarten, nach Hause zu kommen, um alles Uebrige vorzufinden.

118.

Goethe an Schultz.

Das werthe Schreiben aus Ems, verehrter Freund, hat mir eine ganz besondere Freude gemacht; denn ich erhalte zwar von Berlin wöchentlich, ich möchte manchmal sagen täglich, die angenehmsten Mittheilungen, doch in den Fächern, in den(en) wir uns begegneten, ist durch Ihre Abreise eine Lücke entstanden, die sich schwerlich ausfüllen wird. Auch hat Jedermann so viel mit den Obliegenheiten zu thun, die der Tag von ihm fordert, daß er weder rechts noch links hinsehen kann, sondern sich auf sein eigentlichstes Geschäft beschränken muß. Auch mich nöthigt die Herausgabe meiner Werke zu großer Sparsamkeit der Stunden; die dadurch entstehenden Forderungen zu leisten waren wohl nur jüngere Tage hinreichend. In Physicis und Chromaticis ist mir manches aufgegangen, doch darf ich mich von den Ansichten nicht hinreißen lassen, und die Aussichten nicht verfolgen.

Lassen Sie mich an Ihren gegenwärtigen Betrachtungen und Studien Theil nehmen. Aphoristisch sage Folgendes. Der viereckte Thurm auf der Eger Citadelle ist vielleicht das Festeste an Gestein und Bauart; dagegen ist mir der runde in Kinsberg als das Eleganteste vorgekommen, was ich in dieser Art gesehen habe. Eine Stelle aus meinem gedruckten Tagebuche [1]) stehe hier zu bequemerer Uebersicht.

„Wir begaben uns auf das Schloß Kinsberg am Fuße der Höhe von Laurette; es ist auf stark durchquarztem Thonschiefer gegründet. Der ganz erhaltene, auf dem Fels unmittelbar aufruhende runde Thurm ist eines der schönsten architectonischen Monumente dieser Art, die ich kenne, und gewiß aus den besten Römi-

1) W. 40, 284 f. (51, 164 f.) [30, 234.] Zuerst gedruckt zur Naturwissenschaft II, 2, 142 f.

schen Zeiten. Er mag hundert Fuß hoch sein, und steht als prächtige Toscanische Colossal-Säule, unmerklich kegelförmig abnehmend.

Er ist aus Thonschiefer gebaut, von welchem sich verschiedene Reihen gleichförmiger Steine horizontal herumschlingen, der Folge nach, wie sie der Bruch liefern mochte; kleine röthliche, die man fast für Ziegel halten könnte, behaupten ringförmig die mittlere Region; graue plattenartige größere bilden gleichfalls ihre Cirkel oberwärts, und so geht es ununterbrochen bis an den Gipfel, wo die ungeschickt aufgesetzten Mauerzacken neuere Arbeit andeuten. [1])

Den Diameter wage ich nicht zu schätzen, doch sage ich so viel, daß auf dem Oberboden des anstoßenden Wohnhauses durch eine ursprüngliche Oeffnung sich in den Thurm nothdürftig hineinschauen läßt, da man denn innerlich eine eben so schöne Steinsetzung, wie außen, gewahr wird, und die Mauer schätzen kann, welche 10 Fuß Leipziger Maß halten mag. Wenn man nun also den Mauern 20 Fuß zugesteht, und den innern Raum zu 40 annimmt, so hätte der Thurm in der Mittelhöhe etwa 60 Fuß im Durchmesser; doch hierüber wird uns ein reisender Architect nächstens aufklären: denn ich sage nicht zu viel, stünde dieser Thurm in Trier, so würde man ihn unter die vorzüglichsten dortigen Alterthümer rechnen; stünde er in der Nähe von Rom, so würde man auch zu ihm wallfahrten."

Kinsberg finden Sie auf jeder Karte, und Sie werden bemerken, wie dieser Thurm gerade auf der Gränze von Böhmen und Baiern stand. Vielleicht ist Ihnen schon bekannt, was rechts und links, nach Franken und Baiern zu, von dergleichen Befestigungswerken gebaut war. Ich habe versäumt, mich hiernach zu erkundigen, doch wünschte ich Ihre Andeutung, und werde mich wegen des letzteren bei meinen Böhmischen Freunden erkundigen.

Wie beurtheilen Sie die Arbeiten Dorow's, besonders sein Werk über das Neuwieder Castrum? Dieses scheint sehr früh angelegt und sich lange erhalten zu haben. In welche Zeit würden Sie die Gründung desselben setzen?

Nun aber bitte um einige Andeutung, wie der Verdacht auf Pomponius Mela gefallen, daß das nach demselben genannte Werk ein untergeschobenes sei? Wie verschwinden so wunderbar die Autoritäten nach und nach, oder werden wenigstens zweifelhaft! Das Studium der Kunstwerke scheint am Ende noch die größte Sicherheit zu gewähren, doch muß man es still für sich treiben, wie so manches Andere. Wie denn die neuere Zeit, statt Theilnahme zu erzeugen, Widerspruch ausheckt.

Vorstehendes blieb länger liegen, als billig, da ich Sie noch immer auf der Reise glaubte, und solches, nebst dem das vorige Mal zurückgebliebenen Stein, Fräulein Froriep mitgeben wollte.

---

1) Vgl. Grüner a. a. O. S. 81 f.

Nun aber möge dieses Sie zu Hause begrüßen, mir eine baldige Nachricht von Ihrem Befinden bringen, zugleich auch, ob Sie nach einer so langen Reise noch Lust empfinden, uns im Laufe des Herbstes zu besuchen. Kein Zimmer kann ich Ihnen anbieten, aber in meiner Nachbarschaft steht eine ganz artige Wohnung bereit. Wahrscheinlich kommen Sie gerade zu Erneuung meiner Großvaterwürde.[1])

Alles Gute und Erwünschte!

treu verbunden

Weimar, den 8. October 1827. Goethe.

119.

Schultz an Goethe.

Wetzlar, den 31. December 1828.

Sollte es auch erst am letzten Tage geschehen, so durfte dieses Jahr doch nicht vorübergehen, ohne Ihnen, theuerster Mann, meine herzliche Verehrung zu bezeigen, da seit so vielen Lustren kein Tag vergeht, an dem ich nicht im Stillen dankbar Ihrer gedächte.

Im vorigen Jahre, als ich, Ihrer Zustimmung froh, mich bereitete zu Ihnen zu kommen, trafen mich in wenigen Wochen nach einander sehr betrübende Ereignisse.[2]) Unverweilt nach anderen Richtungen zu reisen genöthigt, mit neuen Sorgen zurückkehrend, verging mir auf geraume Zeit der Muth, über meinen nächsten Kreis hinauszublicken. Um meiner wieder mächtig zu werden, versenkte ich mich hastig in das einsamste Studium, welchem die Bitterkeit des Geistes, an der ich litt, förderlich wurde, indem es mich nach und nach davon befreite. So erhielt ich meine Heiterkeit wieder, und fand mich über die Ereignisse hinweggehoben; zugleich aber waren ungeahnete Resultate gewonnen, die nicht ohne Folgen bleiben können.

Inzwischen war ich begnügt, aus der Ferne zu hören, daß Sie fortfahren, in erwünschtem Wohlsein treu die Arbeiten zu fördern, welche der Welt den Werth Ihrer Erscheinung sichern. Frohe und traurige Ereignisse[3]), welche Sie berührten, habe ich redlich mitempfunden. Was Sie uns seitdem schenkten, daran habe ich mich um so herzlicher erquickt, als der hiesige Aufenthalt mir diesen Genuß nur in großer Beschränkung zuläßt.

Bei Lesung Ihrer Novelle im fünfzehnten Bande[4]) — wie athmeten wir Himmelsluft! Diese zarten Anklänge finden in un-

---

1) Goethe's Enkelin Alma wurde in diesem Jahre geboren.

2) Der Tod seiner beiden Schwäger Marcel Püttmann zu Mainz und Mirus in Berlin dürften besonders gemeint sein.

3) Die Geburt von Goethe's Enkelin Alma und der Tod des Großherzogs sind gemeint.

4) B. 19, 385 ff. (15, 299 ff.) [16, 533 ff.]

ferer zu irdischen Atmosphäre kaum einen Wiederklang; aber sie werden nicht aufhören, immer heller zu tönen und die reinsten Gefühle zu wecken und zu stärken, so lange es Menschen geben wird. Der Briefwechsel mit Schiller ist ein unscheinbares Büchlein; ich kann aber nicht enden, es zu lesen und wieder zu lesen, und indem ich gestehe, dadurch so tief erbaut als berichtiget zu sein, hoffe ich, die Welt werde es ihrerseits auch gestehen, wenn auch in anderem Sinne.

So lebe ich, wie ich kann; doch eigentlich ein herbes Leben. Ich soll und muß ein Egoist werden, wenn es so fortgeht. Recht verstanden, ist das vielleicht das Rechte.

Wetzlar, den 2. Januar 1829.

Hiemit wären wir in ein neues segensreiches Jahr eingetreten, und ich fahre fort, wie im vorigen:

Sie fragten mich in Ihrem letzten lieben Briefe, was mich veranlaßt, an der Aechtheit des Pomponius Mela zu zweifeln. Dies, und was weiter daraus gefolgt ist, säume ich nicht länger anzuzeigen; es war das Interesse, welches mich wach erhielt.

[1]) Sie erinnern sich, daß ich bei meiner Ankunft im Jahre 1825 hier oberhalb einen alten Thurm für Römisch erkannte, daß ich, dadurch zu Nachforschungen angeregt, im folgenden Jahre die Pfeiler der Moselbrücke zu Coblenz ebenfalls für Römisch angesprochen, und daß sich mir, nachdem ich die dortige Gegend mit dem Tacitus in der Hand untersucht, die Gewißheit ergeben hatte, daß Coblenz, nicht Trier, wie man so lange dafür gehalten, die Colonia Trevirorum sei, von der Tacitus im vierten Buche der Historien spricht. Es hatte sich hiebei ferner ergeben, daß Trier nicht früher als unter Vespasian zur Colonia Augusta könne erhoben worden sein.

Dieser Behauptung widersprach zuletzt allein die Erwähnung der Augusta Trevirorum im Pomponius Mela, weil dieser, nach der bisherigen Annahme, unter Claudius geschrieben haben soll; ich mußte daher zweifeln, daß diese Annahme richtig sei. Die Gründe derselben wurden streng untersucht, der Autor selbst mit seinen nächsten angeblichen Zeitgenossen, vorzüglich mit Plinius dem Aelteren, der beschuldigt wird, ihn spoliirt zu haben, auf das Sorgfältigste verglichen, und es ergab sich alsbald die Gewißheit, daß Pomponius Mela weit später mußte geschrieben haben, daß Pomponius Mela, nicht Plinius, der Plagiarius sei, und daß er überhaupt ein untergeschobenes, nicht vor dem sechsten Jahrhundert compilirtes Machwerk sei.

So weit war ich im Sommer 1827, ehe ich nach Trier gerei-

---

1) Im Wesentlichen dieselbigen Mittheilungen hatte Schultz einem Briefe vom Juli an Hegel auf einem für D. Böcking bestimmten Blatte beigelegt. Dasselbe Blatt wollte er am 18. Juli an Goethe senden, wurde aber, wir wissen nicht wodurch, davon abgehalten. Vgl. oben S. 110 ff.

ſet war. Dort und auf der Moſel, die ich einſam im Kahne bis Coblenz hinabſchwamm, ihre Ufer mit Muße durchforſchend, beſtätigte ſich nicht nur alles Obige, ſondern es wurde zugleich klar, daß Trier erſt unter Hadrian zur Colonia Augusta, und wahrſcheinlich erſt unter Antoninus Pius zur Augusta Trevirorum, zur Hauptſtadt der Treviri, erklärt worden.

Dieſe Reiſe war für mich ſo angenehm als lehrreich, indem ſie mich in die Geheimniſſe und Geſchichte der Technik der Römiſchen Structur einführte, beſonders den Unterſchied und ſpäteres Uebergehen derſelben in das Mauerweſen der Franken und des Mittelalters mir deutlich offenbarte. Von allen dieſen Epochen und Uebergängen zeigen ſich längſt der Moſel die ſicherſten Ueberreſte; es wäre ein Jammer, wenn ſie ganz verſchwinden ſollten, ehe man über das, was ſie lehren, zur Klarheit gekommen!

[1]) Im vorigen Winter ergriff ich dieſes Studium mit Macht. Obwohl die Unterſuchungen über Pomponius Mela fortgeſetzt wurden, war doch zunächſt Vitruv der wichtigſte Gegenſtand meiner Arbeiten. Denn, nachdem ich längſt, und um ſo mehr, je mehr man ſich über Römiſches Bauweſen faſt allein auf ihn zurückgewieſen ſieht, gegen dieſen angeblichen Baumeiſter Auguſt's Verdacht geſchöpft hatte, konnte ich nicht länger umhin, auf jene Zweifel eine ernſtliche Unterſuchung zu gründen, zumal Plinius, wie in Betreff des Pomponius Mela, ſo auch in Betreff des Vitruv, der ſchmählichſten Ausſchreiberei beſchuldigt wird, und mir ſichere Gründe beiwohnten, dieſe wie jene Beſchuldigung für unwahr zu erklären. Dieſe Unterſuchungen waren bis zum verwichenen Frühjahr mein Geſchäft, da ich ſodann Folgendes auszuſprechen mich berechtigt hielt:

1) Pomponius Mela de situ orbis, wie es vor uns liegt, iſt ein muthwilliges Jugendwerk des Giovanni Boccaccio, des Dichters des Decamerone, der dabei wahrſcheinlich eine im neunten oder zehnten Jahrhunderte unter obigem Namen auf Monte Caſſino compilirte Skizze zum Grunde gelegt hat.

2) Vitruvius iſt im zehnten Jahrhundert, wahrſcheinlich von Papſt Silveſter II, als Abt Gerbert zu Bobbio, aus Griechiſchen und Römiſchen, zum Theil ſeitdem verlorenen oder aus dem Arabiſchen entnommenen Nachrichten und Bruchſtücken unter jenem Namen compilirt und urſprünglich Otto II. oder vielleicht erſt Otto III. dedicirt worden, wobei ein Entwurf ſolcher Art in Griechiſcher Sprache, wahrſcheinlich aus dem fünften Jahrhundert, hauptſächlich zu Grunde gelegen haben dürfte.

Aehnliche Reſultate haben ſich nebenher in Betreff einiger an-

---

1) Auch die folgenden Mittheilungen, welche er im angeführten Briefe an Hegel weſentlich in derſelben Weiſe macht, wollte er bereits am 18. Juli an Goethe gelangen laſſen.

derer, minder bedeutender Römischer Schriftsteller [1]) ergeben, welche jedoch bis zum Abschlusse zu verfolgen ich mir habe versagen müssen, um mich zusammenzuhalten.

Die Philologen, mit denen ich hierüber mündlich und schriftlich verkehrte, Osann in Gießen, Welcker in Bonn, Weber zu Frankfurt [2]), haben sich endlich, obwohl ich nur den kleinsten Theil meiner Beweise, den Pomponius Mela betreffend, habe mittheilen können, darin ergeben, diesen als unächt aufzuopfern. Wegen des Vitruv, über den nichts Näheres mitzutheilen ist, ehe das Ganze vorgelegt werden kann, scheinen sie mir aber nicht hold zu sein, und vielleicht wird man ihn vertheidigen wollen. Ein großer Scandal dürfte kaum zu vermeiden sein. Am mehrsten fürchte ich ihn mit Hirt, der gar zu übel wegkommt, nachdem er sich an die Spitze derer gestellt, welche diesen Vitruv für den Baumeister August's erklären. Wüßte ich guten Rath, wie er zu schonen wäre, ohne der Wahrheit Abbruch zu thun, ich wäre aus großer Verlegenheit; je breiter er in seiner plumpen Selbstgefälligkeit sich gemacht hat, um so weniger kann man vermeiden, an allen Enden auf ihn zu stoßen. Man weiß sich des Lachens und des Jammers nicht zu erwehren, wenn man, über Vitruv einmal klar geworden, sieht, wie die Kunstgelehrten, vor allem aber Hirt, sich mit Reverenzen und Entschuldigungen gegen diesen Schelm gebärden, während sie, ehrlich gesprochen, auf jeder Seite gestehen müßten, daß er sie in Verzweiflung setze.

Erinnere ich mich recht, so haben Sie sich ehedem irgendwo über Vitruv zweifelhaft und unwillig ausgesprochen [3]); es muß jedem so ergehen, der gesunden Sinn hat. Die verdrießliche Pflicht, diesen Kampfplatz zu betreten, vergütet daher die Hoffnung, eine reinere und fruchtbarere Bahn denen zu eröffnen, welche sich unbefangen an alter Baukunst erfreuen. Die niederdrückende Autorität dieses Pseudo-Vitruv soll den klaren Blick auf die Reste des Alterthums nicht ferner verwirren, und das Aechte, ewig Schätzbare, welches der barbarische Compilator mit den Armseligkeiten seiner abgeschmackten Unwissenheit verunreinigt und fast unkennbar gemacht hat, wird eine hellsehende Critik, nachdem ihr die Binde von den Augen genommen worden, alsbald herauszusondern wissen.

Diese Dinge, deren Darstellung mannigfache Partien hat, und durchweg ein lebhaftes Interesse darbietet, nach und nach an's Licht zu fördern, ist meine tägliche Arbeit. Mit der Hauptsache bin ich fertig; wobei die Bemühung, mich zu einem so umfassenden Studium mit den unentbehrlichen Hülfsmitteln zu versehen, das Be-

---

1) Eutrop, Jornandes, Orosius, die Itinerarien u. A.

2) Die vollendete Abhandlung über den Pomponius Mela sandte Schultz gleichzeitig mit unserem Briefe an Welcker, später an Weber, zuletzt an Osann.

3) Am 12. October 1786 schreibt Goethe von Verona aus: „Vitruv liest sich nicht so leicht (als Palladio); das Buch ist an sich schon düster geschrieben, und fordert ein critisches Studium.“

schwerlichste war, und noch jetzt die Vollendung hemmt. Ich habe nicht unterlassen, alle Bibliotheken in meiner Nähe zu besuchen. Im Herbste war ich einige Wochen zu Frankfurt, wo die sehr einsame, aber mit den Grundwerken der älteren Gelehrsamkeit wohl versorgte Bibliothek mir alle Bequemlichkeit und Hülfe leistete. Doch werde ich vielleicht nicht umhin können, im Frühjahr nach Göttingen zu reisen, um endlich zum Schlusse zu kommen, wonach ich mich sehr sehne.

Möge dieser Brief Sie und die lieben Ihrigen, denen ich bestens empfohlen zu sein wünsche, wohl und heiter antreffen! möge das neue Jahr mit unzähligen folgenden Sie ungestört in dem reinen Bewußtsein Ihres hohen Werthes erhalten!

Ewig der Ihrige.
Schultz.

120.

Goethe an Schultz.[1]

Die Freude, welche mir Ihr letzter Brief gebracht, verehrter geliebter Freund, möcht' ich gern so frisch, als möglich, wieder zu Ihnen hinüber klingen lassen; darum Folgendes eilig ohne Vorbereitung, wie es mir in den Sinn kommt.

Ich habe Sie nie aus den Gedanken, wenn auch schon einige Zeit aus den Augen verloren, war aber immer dabei überzeugt, daß Sie sich derweilen sowohl selbst als auch zugleich anderen manches zu Liebe thun würden. Sie setzen mich nunmehr von Ihrer Thätigkeit in Kenntniß; nehmen Sie dafür meinen besten Dank.

Die critische Zwietracht, die Sie erregen werden, muß uns allen willkommen sein. Ich ehre und liebe das Positive, und ruhe selbst darauf, in sofern es nämlich von Uralters her sich immer mehr bestätigt und uns zum wahrhaften Grunde des Lebens und Wirkens dienen mag. Dagegen freut mich, nicht etwa die Zweifelsucht, sondern ein directer Angriff auf eine usurpirte Autorität. Diese mag Jahrhunderte gelten — denn sie schadet einem düsteren, dummen Volk nicht, das ohne sie noch übler wäre dran gewesen —; aber zuletzt, wenn das Wahre nothwendig wird, um uns das entschieden Nutzende zu verleihen, da mag rechts und links fallen, was da will, ich werde mich darüber nicht entsetzen, sondern nur auf's Genauste aufmerken, welche Aussicht ich gewinne, wenn das alte Gehege zusammenstürzt. Manches der Art ist mir in meinem langen Leben schon geworden.

Glück und Heil also zu Ihrem Unternehmen! Den Pompo-

1) Wegen der Trauer um den am 14. Juni 1828 verstorbenen Großherzog sind die erste und fünfte Seite des auf zwei in Quart gefalteten Halbbogen geschriebenen Briefes mit einem schwarzen Rande versehen.

nius Mela muß ich Ihnen ganz überlassen; ich habe ihn auf meinem Lebenswege niemals berührt. Von Vitruv kann ich sagen, und habe es immer gesagt, daß mir öftere Versuche, durch ihn mich der älteren Architectur zu nähern, jedesmal mißlungen sind. Ich konnte nie in das Buch hineinkommen, noch mir daraus etwas zueignen; davon gab ich mir die Schuld. Und, genau besehen, führte mich mein Weg eigentlich an der Römischen Architectur nur vorbei gegen die Griechische, die ich denn freilich in einem ganz anderen Sinne zu besuchen, und zuletzt immer wie eine fremde erhabene Feenwelt zu betrachten hatte.

Das von Ihren Untersuchungen zu Erwartende ist positiv, worauf Sie Ihre Gerechtsame, das bisher Geglaubte, Gewähnte zu bestreiten, kühnlich in den Grund legen; erklären Sie nur den Krieg, je eher je lieber, damit ich, für mein übriges Leben höchst Friedliebender, doch auch noch einigen Erfolg des Streitens und des Gelingens zu genießen habe.

Ich selbst werde noch einige Zeit in der Mühsamkeit gehalten, die eine Redaction jeder Art, wenn man abschließen soll, mit sich führt; mögen die Wanderjahre in der neuen Form, wie sie Ostern erscheinen werden, auch Ihnen irgend eine gute Stunde bereiten. Zu diesem Unternehmen, aus innerer Nothwendigkeit, aus äußerer Veranlassung, aus Ueberzeugung und Grille getrieben, mußte mein Bestes thun, was ich vielleicht besser hätte anwenden können.

Indeß gereicht es mir zur angenehmsten Empfindung, daß die Novelle freundlich aufgenommen wird; man fühlt es ihr an, daß sie sich vom tiefsten Grunde meines Wesens losgelöst hat. Die Conception ist über dreißig Jahre alt; es müssen sich Spuren davon in der Correspondenz finden. 1)

Und eben diese Correspondenz würdigen Sie vollkommen richtig. Man könnte sagen, ich sei sehr naiv, dergleichen drucken zu lassen; aber ich hielt gerade den jetzigen Zeitpunct für den eigentlichen, jene Epoche wieder vorzuführen, da wo Sie, mein verehrter Freund, und so manche andere treffliche Menschen jung waren und strebten und sich zu bilden suchten, da wo wir Aelteren aufstrebten, uns auch zu bilden suchten und uns mitunter ungeschickt genug benahmen; solchen damals Gleichzeitigen kommt es eigentlich zu Gute, d. h. zu Heiterkeit und Behagen. Denn was kann heiterer sein, daß es beinahe komisch wird, die Briefe mit der pomposen Ankündigung der Horen anfangen zu sehen, und gleich darauf Redaction und Theilnehmer ängstlich um Manuscript verlegen!

Das ist wirklich lustig anzuschauen, und doch wäre damals der Trieb und Drang nicht 2) gewesen, den Augenblick auf's Papier

---

1) Vgl. H. Düntzer Studien zu Goethe's Werken S. 48 ff. unten Nro. 123.

2) Nicht hat Goethe mit eigner Hand hinzugefügt.

zu bringen, so sähe in der deutschen Litteratur alles anders aus. Schiller's Geist mußte sich manifestiren; ich endigte eben die Lehrjahre, und mein ganzer Sinn ging wieder nach Italien zurück. Behüte Gott, daß Jemand sich den Zustand der damaligen deutschen Litteratur, deren Verdienste ich nicht verkennen will, sich [1]) wieder vergegenwärtige! thut es aber ein gewandter Geist, so wird er mir nicht verdenken, daß ich hier kein Heil suchte. Ich hatte in meinen letzten Bänden bei Göschen das Möglichste gethan [2]), z. B. in meinem Tasso des Herzensblutes vielleicht mehr, als billig ist, transfundirt, und doch meldete mir dieser wackere Verleger, dessen Wort ich in Ehren halten muß, daß diese Ausgabe keinen sonderlichen Abgang habe. [3])

Mit Wilhelm Meister ging es mir noch schlimmer. Die Puppen waren den Gebildeten zu gering, die Comödianten den Gentlemen zu schlechte Gesellschaft, die Mädchen zu lose; hauptsächlich aber hieß es, es sei kein Werther. Und ich weiß wirklich nicht, was ohne die Schillerische Anregung aus mir geworden wäre. Der Briefwechsel gibt davon merkwürdiges Zeugniß. Meyer war schon wieder nach Italien gegangen, und meine Absicht war, ihm 1797 zu folgen. Aber die Freundschaft zu Schiller'n, die Theilnahme an seinem Dichten, Trachten und Unternehmen hielt mich, oder ließ mich vielmehr freudiger zurückkehren, als ich, bis in die Schweiz gelangt, das Kriegsgetümmel über den Alpen näher gewahr wurde. Hätt' es ihm nicht an Manuscript zu den Horen und Musenalmanachen gefehlt, ich hätte die Unterhaltungen der Ausgewanderten nicht geschrieben, den Cellini nicht übersetzt, ich hätte die sämmtlichen Balladen und Lieder, wie sie die Musenalmanache geben, nicht verfaßt, die Elegien wären, wenigstens damals, nicht gedruckt worden, die Xenien hätten nicht gesummt und im Allgemeinen wie im Besonderen wäre [4]) gar manches anders geblieben. Die sechs Bändchen Briefe lassen hievon gar vieles durchblicken.

Indem Sie diesen Brief erhalten und lesen, so denken Sie sich, daß Ihr liebes Blatt auf einmal mir das Bedürfniß erregte, mich wieder mit Ihnen zu unterhalten. Ein stiller Abend gab die Gelegenheit, und so nehmen Sie freundlich, was ich eilig gebe. Gedenken Sie mein zu jeder guten Stunde, und lassen mich, wo möglich, von Ihren Hauptargumenten in dem wichtigen, so weit schon vorbereiteten Streite das Nöthigste wissen.

Hier aber will ich schließen, damit die nächste Post meinen

---

1) Das doppelte sich steht im Briefe.

2) B. 5—8 der ersten Ausgabe der Werke (1787—1790).

3) Aber Göschen hatte auch wider Goethe's Wissen und Willen gleichzeitig eine wohlfeilere Ausgabe in vier Bänden erscheinen lassen, wie Goethe selbst an Schiller Nro. 965 klagt.

4) Wäre und vorher worden hat Goethe mit eigner Hand hinzugefügt.

Dank für Ihr liebwerthes Schreiben überbringe, und den Wunsch künftig kürzerer Pausen andringlich ausspreche.

unwandelbar

Weimar, den 10. Januar 1829. J W v Goethe.

121.

Schultz an Goethe.

Wetzlar, den 6. Mai 1829.

Theuerster, Verehrter!

Ihr liebes Schreiben vom 10. Januar, welches mich mit der Gewißheit Ihrer unveränderten liebreichen Theilnahme beglückte, war mir ein mächtiger Sporn, darauf zu sinnen, wie ich den Weg abkürze, auf dem ich Ihnen wegen des Vitruv genugthun könnte. Der Plan meiner Arbeiten mußte deshalb verändert werden; ich hoffe, in die rechte Bahn gekommen zu sein. Erlauben Sie, daß ich mich darüber ausführlich erkläre.

Sie erinnern sich, daß es mich quälte, nicht zu wissen, wie ich eine harte Polemik gegen Hirt vermeiden könne [1]), indem ich die Unächtheit des sogenannten Vitruv darzuthun mich anschicke. Um die Sache hinauszuschieben und mir zu erleichtern, beabsichtigte ich, zuerst die fertig liegende Arbeit über Pomponius Mela in die Welt treten zu lassen; ich hatte dazu um so mehr Grund, als ich erst durch die Unächtheit des Pomponius Mela auf die unseres Vitruv geführt worden war, und die philologischen Beweise gegen diesen zum Theil in der Deduction gegen Pomponius Mela schon mit enthalten sind. Es schien daher zweckmäßig, den ursprünglichen Weg meiner Untersuchungen in der Darstellung ihres Resultats beizubehalten. Nun aber hat Ihr Wunsch, je eher je lieber zu erfahren, woran man über Vitruv sei, mich veranlaßt, Pomponius Mela einstweilen ruhen zu lassen, und mit dem Angriff auf den Hauptgegenstand in folgender Weise ungesäumt vorzugehen.

Zur Untersuchung über Vitruv war vor Allem nothwendig, daß ich des Frontinus commentarius de aquaeductibus urbis Romae auf das Genaueste durchforschte, weil dieser Schriftsteller es sein soll, der eben den Vitruv, den wir haben, als Baumeister August's anerkennt und bezeugt. Indem ich so auf dieses mir unbekannte kleine Werk geführt wurde, erlebte ich ein höchst überraschendes Glück. Auf das Lebendigste brachte dasselbe mir einen Gegenstand, über den ich von Jugend auf mit Vorliebe nachgedacht hatte, wieder vor die Seele, und erwärmte zugleich alle die Gefühle, mit welchen in späteren Jahren der redlichste Eifer für den Staatsdienst mich erfüllt hat. Diese Erscheinung ist in ihrer Art unter den Resten des Alterthums einzig und unschätzbar. Der

1) Vgl. oben S. 359.

Verfasser, einer der Ersten Rom's, gibt öffentlich Rechenschaft vom Wesen, Zweck und Erfolge seiner Verwaltung. Entwickelt sehen wir Ursprung, Wachsthum und Ausbildung dieses Dienstzweiges, die ganze Einrichtung bis in's kleinste Detail, historisch und practisch, technisch und theoretisch, administrativ und rechtlich, nicht eine Schilderung, nicht ein Bild, die Sache selbst unmittelbar in vollem Leben liegt vor uns. Um ganz einzudringen, muß man freilich in mehreren Fächern zu Hause sein, und es traf sich besonders günstig, daß einige derselben sich in mir zusammenfanden. Der Philolog als solcher kann mit der Schrift wenig anfangen; der Wortverstand fordert hier wesentlich technische Kenntnisse, daher denn das Werk bisher nur oberflächlich bearbeitet worden ist.

Nun aber gibt Frontin, wie ich ihn alsbald erkannte, weit entfernt, das Augusteische Zeitalter unseres Vitruv zu bezeugen, vielmehr den unumstößlichen Beweis, daß derselbe ein unwissender Compilator ist, der dem Römischen Alterthume fremd ist, der von dem Gegenstande, den er behandelt, kaum die rohesten kindischen Begriffe hat, und der im Bewußtsein der Unwissenheit sich das Ansehen gründlicher Kenntnisse nur durch ein scholastisch-sophistisches Geschwätz zu verschaffen sucht; ein unwürdiges Geschwätz, welches nur verblendeten oder trägen Geistern imponiren kann.

Es war im vorigen Herbste, als ich der Versuchung nicht widerstehen konnte, eine treue Uebersetzung von Frontin's Commentar anzufertigen; was eine schwierige, aber sehr belebende Arbeit war, weil sie mich nöthigte, mir eine vollständige Sachkenntniß zu verschaffen, um die Mißverständnisse aufklären zu können, in welchen die Interpretatoren befangen geblieben waren.

Um also ohne persönliche Polemik, rein aus der Fülle einer würdigen Sache, die für sich selbst spricht, den Angriff zu beginnen, will ich diese Uebersetzung mit einem berichtigten Texte des Frontin und mit einer ausführlichen Abhandlung über Frontin und das Wasserleitungswesen der Alten erscheinen lassen, daran eine kurze Critik der Wasserleitungslehre des Pseudo-Vitruv anschließen, und für's Erste nur summarisch nachweisen, wie weit derselbe hinter dem gesammten Alterthume liegt, und wie in jedem Betracht unwürdig er ist, mit den kostbaren Resten desselben auf Eine Linie gestellt zu werden.

Dieses Unternehmen, welches bis zum Herbste gedruckt erscheinen kann, soll mich mit Hirt nicht entzweien, und dennoch soll es ihn nöthigen, alles zurückzunehmen, wodurch er dem Aufkommen reinerer Einsichten über die Kunst so sehr hinderlich geworden ist. Ich werde ihm die Schrift zuschicken, und ihn ersuchen, sich darüber gegen mich zu erklären, und ehe ich mich über die Sache weiter ausspreche, mit mir gemeinschaftlich durchzuprüfen, was, wenn Vitruv wegfällt, von seiner bisherigen Kunstlehre haltbar bleibt, und was zurückzunehmen ist. Es würde so illiberal als unklug sein, wenn er nicht darauf eingehen wollte, und in diesem Falle

wäre ich der Pflicht, ihn zu schonen, überhoben. Geht er ein und hält er Stich, so hoffe ich ihn schrittweise bis aus der letzten Schanze herauszutreiben, da ich klar zu erkennen glaube, daß alle seine Platitüden nur im Vitruv ihre Wurzel haben. Hiebei bliebe ihm die wohlverdiente Ehre, freiwillig das Bessere anzuerkennen. Wollte er aber vornehm thun und sich verhärten, so bliebe mir das Recht, ihn scharf zu behandeln, wobei er nicht gut fahren sollte. So oder so, denke ich, werden wir, wenn mir die Muße bleibt, im Laufe des künftigen Jahres auf's Reine kommen.

Damit Sie aber selbst urtheilen mögen, wie es mit Vitruv steht, will ich einiges aus dem 6. (ed. Schneider, vulgo 7.) Capitel des 8. Buches zum Besten geben, Wasserleitungen betreffend.

1) Dort heißt es im §. 1, wenn das Wasser in gemauerten Rinnen geleitet werde, müsse man auf 100 Fuß wenigstens ½ Fuß Gefälle geben (*ne minus* in centenos pedes semipede). Also wäre das gewöhnliche Gefälle für solche Leitungen etwa 1—2 Fuß auf 100? Die Wahrheit ist, daß die großen Römischen Leitungen unter der Erde zu August's Zeiten kaum 6 Linien oder 1/24 Fuß Gefälle auf 100 Fuß hatten; über der Erde und besonders auf den Bögen hatten sie nicht wohl über 2 Linien oder 1/72 Fuß. Und selbst dieses ist noch nicht das Minimum, welches man ihnen geben kann, und oft gegeben hat. Eine gemauerte Leitung mit Vitruvischem Gefälle würde nicht nur stets trübes und schlammiges Wasser liefern, sondern sich durch die Gewalt des Stromes bald zerstören. Man dürfte bei den Römern kein Beispiel finden, wo das Minimum dieses Vitruv je als Maximum wäre angewendet worden, selbst nicht bei den Leitungen der Naumachien, wo es doch keineswegs auf ein reines und ruhiges Wasser, sondern nur auf schnelle Füllung eines großen Raumes ankam, und die in der Regel ganz unter der Erde geführt wurden. Plinius, welcher nur der Curiosität wegen über Baugegenstände spricht, und der diese Kenntniß nicht der Praxis, sondern fremder Mittheilung verdankte, wußte doch ziemlich genau das Wahre, indem er L. XXXI s. 31 sagt: Libramentum aquae in centenos pedes sicilici minimum erit. Also ¼ Zoll oder 3 Linien war nach ihm in der Regel das geringste Gefälle auf 100 Fuß, wobei er jedoch Röhrleitungen im Sinne gehabt zu haben scheint, welche ein stärkeres Gefälle bedürfen, als gemauerte Leitungen. Sonach hätte Pseudo-Vitruv das Minimum des Gefälles wohl um 30—40mal zu groß angegeben.

2) Weiter §. 4 spricht er von bleiernen Röhren und sagt, fundantur, sie werden gegossen. Bei den Römern wurden aber die bleiernen Wasserleitungsröhren nicht gegossen, sondern aus ebenen Platten rund getrieben, und der Länge nach zugelöthet, weil gegossene Röhren nicht verzinnt werden können. Seltsam ist's, daß Pseudo-Vitruv am Schlusse dieses §. selbst der Verfertigung von

bleiernen Röhren aus Platten erwähnt, ohne daß weder er selbst noch seine Commentatoren die contradictio in adiecto merken.

3) Eben an diesem Orte sagt er, die Namen der Röhren würden nach der Breite der Platten bestimmt, aus denen sie verfertigt worden. Dies ist die famose Stelle, welche sämmtliche Antiquare zum Beweise anführen, daß unser Pseudo-Vitruv eben der Vitruv sei, den Frontin (de aquaed. §. 25) als Urheber der von ihm erwähnten Wassermodul nenne. Die Herren sind zu bequem gewesen, um den Inhalt der Modul Frontin's und derer des Pseudo-Vitruv gegeneinander zu berechnen; sonst würden sie, anstatt der vollkommenen Uebereinstimmung, die sie wähnen, eine ungeheure Differenz gefunden haben. Es sind nämlich die Modul des Pseudo-Vitruv nicht weniger als achtmal größer, wie die Modul Frontin's; wodurch schon allein gewiß ist, daß dieser Vitruv von dem, den Frontin nennt, himmelweit verschieden ist. Der ganze Calcul, den Frontin seinem Kaiser und dem Volke vorlegte, wäre ja sonst lächerlich; und wie hätte, da August diese Modul gesetzlich verordnet hatte, zu derselben Zeit Vitruv achtmal größere Modul einführen können? Der Compilator suchte offenbar eine äußere Uebereinstimmung mit dem, was Frontin von Vitruv sagt, zu beobachten, um sich diesen gefeierten Namen beilegen zu dürfen, ohne daß er die Sache verstanden hätte, von der die Rede ist; und die gelehrte Welt beruhigt sich gar zu gern bei einem Scheine, der ihr bequem ist.

4) Im §. 7 erfahren wir zu unserem Erstaunen, daß Pseudo-Vitruv bleierne Röhrleitungen mehrere Meilen weit zu führen vermeint; denn er will dazu alle 200 Actus (24,000 Fuß) ein Castell angelegt wissen. Meilenweite bleierne Röhrleitungen sind wohl nie und nirgend in der Welt vorgekommen. Die Römer wußten so gut, wie wir, daß Blei eine theure, dem Diebstahl sehr ausgesetzte Waare sei; daher sie nur in der Stadt, wo es nothwendig ist, bleierne Röhren legten, außer der Stadt aber entweder gemauerte Leitungen hatten, oder sich, wie wir, thönerner oder hölzerner Röhren bedienten. Gewiß, dieser Pseudo-Vitruv hat nie eine Wasserleitung im Großen gesehen, noch weniger selbst eine angelegt. Denn so eifert er

5) weiterhin §§. 10—11 in seiner salbaderischen Art gegen die bleiernen Röhrleitungen wegen ihres Nachtheils für die Gesundheit, ohne nur zu ahnen, daß diesem Nachtheil durch Verzinnung abgeholfen werden könne, wenn sie stets zur rechten Zeit erneuert wird; und daß die Römer hiezu die zweckmäßigste Veranstaltung getroffen hatten, deren Verdienst wir gerade dem wahren Vitruv zuschreiben dürfen, kann aus der eigenthümlichen Form ihrer Röhren dargethan werden.

Es scheint überflüssig, mehreres dergleichen anzuzeigen. Plinius, der ohne Beruf, bloß für die Neugierde, eins und das andere über Baugegenstände anführt, beschämt unseren großen Archi-

tecten überall, wo sie zusammentreffen; und doch soll Plinius, nach Meinung der Gelehrten, ihn geplündert haben. So spricht

6) unser Pseudo-Vitruv §§. 12 — 13 von der Anlegung von Brunnen, und sagt zuletzt: Cum ad aquam erit perventum, tunc sepiatur structura, ne obturentur venae, was so, wie es dasteht, eine Albernheit ist. Es ist eine bekannte Sache, daß man im Grunde des Brunnens, um die Quellen nicht zu verstopfen, mit offenen Fugen mauren muß, also ohne Mörtel; diese Vorschrift fand der Compilator richtig bei Plinius, aber er verstand sie nicht. Plinius sagt L. XXXI s. 28: Cum ad aquam ventum est, *sine arenato* opus surgit, ne venae obstruantur. Hiebei ist das sine arenato (ohne Mörtel) die Hauptsache, und gerade diese Hauptsache übersah der Lehrer der Architectur.

Es würde Sie langweiligen, wenn ich ausführlicher der Mißverständnisse erwähnen wollte, welche dem Compilator aus Unkenntniß der alten Sprachen begegnet sind. Aus dem mißverständlichen Gebrauche des Wortes *materia* für Mörtel läßt sich aber erweisen, daß Pseudo-Vitruv später als Palladius, und selbst später als der Verfasser des compendii architecturae geschrieben hat. Dieses letztere ist stets für einen Auszug aus Vitruv gehalten worden; wahrscheinlich ist es im 7. Jahrhundert von Isidorus Hispalensis verfaßt, und gerade eine der Hauptquellen unseres Pseudo-Vitruv gewesen. Es ist zum Lachen, wenn man die Veranlassung jenes Mißverständnisses vor sich sieht; aber auch ohne sie gefunden zu haben, sollten die Gelehrten sich fragen, ob es möglich sei, daß ein Architect Bauholz und Mörtel mit einem und demselben Ausdrucke unmittelbar neben einander benennen könne?

Solche und ähnliche Tollheiten gehen durch das ganze Werk. Dieser Pseudo-Vitruv, der so treuherzig mit dem Kaiser spricht, als wenn er ihn auf den Armen getragen hätte, will Kriegsbaumeister gewesen sein („ein ehrwürdiger Veteran des Julius Cäsar", sagt Hirt); und doch hat er die dürftigen Beschreibungen einiger Kriegsmaschinen, die im 10. Buche vorkommen, wörtlich und mit solcher Unkenntniß der Sprache wie der Sache aus dem Athenäus Mechanicus (einem späten Alexandrinischen Compilator) übersetzt, daß er oft nicht begreift, wovon jener spricht, und den klaren Sinn desselben in Unsinn verkehrt. Da wir diesen Athenäus noch besitzen, und täglich vergleichen können, so hätte man sich über den ehrwürdigen Veteran Cäsar's längst besser unterrichten sollen.

Wie zuverlässig seine Nachrichten über den Prachtbau der Griechen und Römer sind, davon möge man sich aus Lib. IV cap. 1 §. 2 in der Kürze belehren, wo er sagt, daß die Corinthische Ordnung kein eigenthümliches Gebälke habe, sondern man sich für dieselbe des Dorischen oder des Jonischen Gebälkes bedienen möge. Wen dies nicht aus dem Traume zu wecken vermag, der ist weiterer Belehrung nicht werth.

Zweifeln Sie also nicht, daß wenn Sie den Vitruv jederzeit

unverstanden aus der Hand legten, es Ihre treffliche Natur war, die Ihnen zurief: Respue, quod non es.[1]) Glücklich, wen sein Genius an allen falschen Autoritäten schweigend vorüberführt! Mir fällt die Last des Schicksals schwer, diese Götzen zertrümmern zu müssen, um freie Bahn zu erhalten.

Daß Erzbischof Gerbert zur Abfassung des Pseudo-Vitruv mit Hand angelegt habe, hat sich mir durch weitere Nachforschungen bestätigt. Zwar scheint es, daß er die Materie des Werkes großentheils nicht selbst bearbeitet, sondern sich dazu eines untergeordneten Geistes bedient habe, dem er aus der Menge der aus Spanien und Constantinopel herbeigeschafften Manuscripte die Fragmente, aus denen es compilirt werden sollte, hingab, um sie auszuziehen, zu übersetzen und zusammenzustellen. Die Form aber, den Guß des Ganzen, und manche einzelne Theile, besonders die Vorreden und sophistischen Ausführungen, hat er selbst dem Werke gegeben; der eigenthümliche Umfang seiner Gelehrsamkeit, seine eigenthümliche Art der Beredtsamkeit, seine Sprache bis auf personalissima hin, ja seine Absichten bis auf seine Liebhabereien sogar, sind durch das ganze Werk zu erkennen. Und zwar, wie ich den Gang seiner vielseitigen Thätigkeit verfolgt habe, scheint es, daß das Werk um das Jahr 970 in der Einsamkeit zu Bobbio angelegt, doch erst um das Jahr 996—98 zu Stande gekommen sei; nämlich in der Zeit, wo Gerbert, gezwungen, den Erzbischöflichen Stuhl von Rheims zu verlassen, sich dem jungen Kaiser Otto III., seinem Schüler, den er mit der Begierde, den alten Glanz des Römischen Reiches wiederherzustellen, erfüllt hatte, in die Arme warf, und alle Künste spielen ließ, um sich der Person desselben ganz zu bemächtigen. Gerbert ging damals mit dem Kaiser nach Italien; das Geschenk eines so wichtigen, für verloren geglaubten Autors mußte diesen höchlich erfreuen, und ihn in der Meinung bestärken, daß Gerbert allein der Mann sei, der auf dem Patriarchalischen Sitze zu Rom seine Träume von Wiederherstellung der alten Herrlichkeit verwirklichen könne. So ward Pseudo-Vitruv im Jahre 999 Papst, und die Welt hätte in dem neuen Jahrtausend wahrscheinlich einen anderen Schwung genommen, wenn nicht er selbst so wie sein junger Kaiser bald darauf um's Leben gebracht worden wären. Gern wollen wir daher auch die mildere Ansicht gelten lassen, daß der außerordentliche Mann gehofft habe, durch diese Art der Wiederbelebung des Namens Vitruv zugleich den Geschmack an der alten Baukunst kräftiger in's Leben zurückzurufen, als wenn er die alten Bruchstücke in ihrer Integrität gelassen hätte, die ohnehin sämmtlich nur von sehr bedingtem Werthe gewesen sein können.

Und hiemit genug davon, um nur noch zu bitten, daß Sie unserem Freunde Meyer darüber einige Nachricht geben mögen, an den ich oft gedacht habe.

---

1) „Verschmähe, was du nicht bist." Pers. IV, 51.

Wahr ist es, daß, wenn ich in neuesten Zeiten gegen Hirt einen Unmuth empfinde, den ich zu bekämpfen Mühe habe, sein insolentes Benehmen in den Berliner kritischen Jahrbüchern [1]) gegen unseren Freund und gegen Sie selbst, Verehrtester, mich dazu aufgeregt hat. Auf dem Throne, auf dem Hirt sich dort niedergelassen, als wäre er von Gottes Gnaden zum Gesetzgeber der Kunst berufen, muß es ihm gar arg vorkommen, sich in Ihrer Correspondenz mit Schiller [2]) nicht eben so glänzend abgespiegelt zu finden; und doch sollte er anerkennen, daß Sie ihn mit einer Milde behandelt haben, die er später nicht verdient hat!

Findet mein Unternehmen mit Frontin Ihre Billigung, so darf ich vielleicht hoffen, daß, wenn Sie oder Meyer, oder wer sonst dazu behülflich sein will, des Alberto Cassio Corse delle acque antiche portate da lontane contrade fuori e dentro Roma sopro 14 acquedotti ꝛc. In Roma 1756, oder etwanige spätere Untersuchungen über diesen Gegenstand von Fea ꝛc. zur Hand hätten, Sie gütigst veranlassen möchten, mir solche, unter Vorausnahme der Kosten durch Postvorschuß, auf kurze Zeit zukommen zu lassen. Diese neueren Quellen sind hier nirgend zu erlangen, und ich entbehre sie schmerzlich; alles Aeltere ist hinreichend vorhanden. Auch gibt es eine Italiänische Uebersetzung des Frontinus de aquaeductibus, Perugia 1805., die einzige, welche bis jetzt davon existirt; ich habe sie vergeblich zu erhalten gesucht. Vielleicht ist sie in Weimar!

Welche erquickende Nahrung mir die Fortsetzungen Ihres Briefwechsels mit Schiller geben, fühlen Sie selbst. Wie freue ich mich nun zunächst auf die große Epoche der Propyläen! Alles entwickelt sich auf das Heiterste; und so genießen wir nun dieses uns Jüngeren verborgen gebliebene herrliche Leben in voller Gegenwart mit, sehen die leibliche Klarheit dessen, was uns zwischen den Wolken einer verworrenen Zeit oft nur ungewiß entgegenstrahlte, finden uns ausdrücklich belehrt, bestärkt und bestätigt in dem, was wir oft kaum ahnen konnten. Zieht die Welt von diesen Lehren nicht allen Vortheil, so hat es wenigstens nicht an liebevoller Sorgfalt gefehlt, sie ihr eindringlich zu machen; ja man möchte sich jetzt ein recht langes Leben wünschen, um nachholend benutzen zu können, was so lange unverstanden hinter uns zurückgeblieben war.

Sagen muß ich es, daß Schiller erst jetzt mir so werth geworden ist, wie ich sonst immer bedauerte, ihn nicht schätzen zu können. Jetzt erst tritt er in das wahre Verhältniß, wo er uns lieb und theuer wird, wie er war und wie er schien. Denn nur so konnte er sein, nur so begreift man ihn und mag ihn gelten lassen. In dem falschen Lichte, in dem die Menge ihn hielt, ge-

1) Den seit 1827 erscheinenden Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik, an denen später auch Goethe mitarbeitete.

2) Nro. 330 ff.

stehe ich, daß seine Erscheinung mir meistens wehe that, und ich selten reine Freude an ihm finden konnte. Sie vermögen nicht zu erkennen, wie es unser einem damit ergehen mußte; aber genießen Sie um so reiner den Dank, uns Schiller'n als den gezeigt zu haben, der er zu sein verdiente. Für mich ist er eine neue Person; und ist es nicht ein Großes, seine Zeit um einen solchen Mann reicher zu finden?

Da mir die Muße heute ausgeht und ich doch baldigst wieder schreiben muß, so beschließe ich diesen langen Brief, und frage nur noch an, ob Sie wohl das Bruchstück, welches Bürger vom Homer übersetzt hat, mir nachzuweisen wüßten; es soll irgendwo gedruckt sein. Professor Wiedasch hieselbst, der alljährlich im Gymnasium fast den ganzen Homer durcharbeitet, ein sinniger, geschickter Kenner der Griechischen und unserer Sprache, hat sich an eine neue metrische Uebersetzung der Odyssee gemacht, von der schon sechs Gesänge vorliegen. Er weiß, daß Sie Bürger's Versuch in Ton und Geist gebilligt haben, und wünschte sehr, sich daran zu orientiren; ich erwarte viel Gutes davon.

Möchte ich Ihnen diesmal nicht beschwerlich gefallen sein! Mit den besten Wünschen und Hoffnungen bleibe ewig

der Ihrige. Schultz.

Sie haben auf dem Couvert bemerkt, daß ich endlich so vernünftig geworden bin, mich Ihrer Portofreiheit zu bedienen.

122.

Goethe an Schultz.[1]

Ihr gehaltreiches Schreiben, mein Allerwerthester, kann ich aus mancherlei Drang und Drängen nur eilig beantworten. Bleiben Sie ja dabei, vorerst den Frontin zu geben: auf einer vorhergehenden Bejahung findet die Verneinung einen besseren Grund. Leider ist weder das gewünschte Buch noch auch die Uebersetzung auf unserer Bibliothek. Im Fea will ich nachsehen lassen.

Ich darf hoffen, Ihr Antheil an dem Schiller'schen Briefwechsel wird sich mit den nächsten Bänden steigern; die letzteren, obschon durch unser Zusammensein in Weimar magerer ausfallend, werden doch immer dadurch interessant sein, daß daraus ein reines, redliches, mäßiges, selbstbewußtes Streben hervorgeht, welches überall erfrischend und belebend wirkt.

Bürger's Versuch liegt im Merkur von 1776 vor[2]), auch ist er in dessen Werke, in deren zweiten Band, aufgenommen. Der

---

1) Wie Nro. 120, auf schwarzgerändertem Papier.

2) Im Maihefte. Vgl. H. Düntzer Freundesbilder aus Goethe's Leben S. 316 f.

damalige Antheil von Weimar und seinen Genossen an dieser Arbeit zeigt von dem guten Willen, den man hatte, alles zu fördern, was sich nur irgend Hoffnungsvolles hervorthat. Seit so viel Jahren hab' ich diese Bemühungen nicht wieder angesehen, und wüßte, wenn ich sie wieder vornehmen sollte, wahrscheinlich nicht viel darüber zu sagen. Möge Herrn Professor Wiedasch, bei so gesteigerter Cultur in Verständniß und Rhythmik, etwas recht Vorzügliches gelingen!

Unser Berliner Farbenfreund, Herr von Henning, läßt nichts weiter von sich hören; er ist einigemal in Thüringen gewesen, ohne bei mir einzusprechen. Ich begreife recht gut, daß das entscheidendere Leben ihn aus einem so weiten und gränzenlosen Felde zurückrief.

Wahrscheinlich finden Sie in einer dortigen Lesegesellschaft das Morgenblatt, und unter dem 12. Januar dieses Jahrs, wenn ich nicht irre, Bemerkungen über das Colorit, in Bezug auf Goethe's Farbenlehre.[1]) Es wird Sie gewiß freuen, daß diese Samenkörner, wenn auch langsam, doch kräftig hie und da aufzugehen anfangen.[2])

In Genf ist eine Französische Uebersetzung meiner Metamorphose der Pflanzen[3]) herausgekommen. Nachdem dieses Büchlein vierzig Jahr in der Welt ist, und mannigfaltig gewirkt hat, so glauben die Franzosen ganz unschuldig, sie seien a posteriori auf gleiche Gedanken gekommen. Läugnen kann man nicht, daß ihnen die Anwendung der Maxime sehr wohl gerathen ist.

Wie vieles Andere hätte ich noch zu sagen, doch ich sende dieses Blatt in Hoffnung baldiger Mittheilungen von Ihrer Seite. Die hohe Staatsmaxime: Eile mit Weile! gilt in meinen Jahren nicht mehr.

Und so fortan![4]) treulichst

J W v Goethe.

Weimar, den 16. Mai 1829.

123.

Schultz an Goethe.

[Wetzlar, den 22. Mai 1829.

Die anmuthigsten Frühlingstage hatte ich seit einigen Wochen verschlendert, nachdem wir in den Garten herauszogen, und schon

1) Der betreffende Aufsatz befindet sich nicht im Morgenblatte, sondern in dem mit diesem verbundenen Kunstblatt Nro. 5 und 6 des Jahrganges 1829.

2) Vgl. Goethe's ausführlichere Aeußerung an Zelter vom folgenden Tage.

3) Essai sur la Métamorphose des Plantes, par I. W. de Goethe. Traduit de l'Allemand sur l'edition originale de Gotha (1790), par M. Fréderic de Gingins-Lassaraz. 1829. Vgl. B. 36, 182. 187 ff. (58, 229. 235 ff.) [27, 132. 136 f.]

4) Diese Worte eigenhändig von Goethe.

erhalte ich Ihr liebes Schreiben vom 16. in Antwort auf das meinige vom 6. Tausend, tausend Dank für so treue Aufmunterung! Habe ich doch inzwischen fast nur mit Ihnen gelebt; denn der dritte Theil Ihrer Correspondenz, den ich ungebunden nur flüchtig durchlaufen hatte, ist, seitdem erst geheftet, nicht aus meinen Händen gekommen, und die beiden früheren mußten nun abermals durchmustert werden. Eine bessere Gesellschaft, interessantere Unterhaltung ist doch nicht zu wünschen möglich. Da gibt es tausend Berührungen, die man nicht genug sich vergegenwärtigen kann; ganze Massen werden aufgeschlossen, und was todt vor uns und in uns lag, fühlt sich zu einem organischen Leben erweckt.] [1])

Wetzlar, den 4. Juni 1829.

Die Reihe der anmuthigsten Frühlingstage, welche wir seit Mitte vorigen Monats hier im Garten genossen, scheint nun von einer Folge von trüben und rauhen Tagen beschlossen zu werden, was mich denn zur rechten Zeit wieder zum Schreibtisch zurückführt, und den in's Innere zurückgedrängten Sinn sich in der Ferne zu ergehen veranlaßt. Vor allen daher zu Ihnen, theuerster würdigster Mann, und zu dem lieben Briefe vom 16., den Sie mir selbst unter eignen Störungen so unverzüglich haben gönnen wollen.

Die Desiderate zu Frontin, zu denen auch Ihre Güte mir nicht hat verhelfen können, hofft Herr Varrentrapp zu Frankfurt noch herbeizuschaffen. Ich bin darauf gefaßt, sie zu missen, und hatte auch von Anfang an meinen Plan darnach gemacht. Es kommt nicht sowohl darauf an, daß die Sache historisch vollständig erscheine, als daß sie in soweit, als sie vorgelegt werden kann, vollkommen klar und überzeugend sei, und da ich die endliche Berichtigung des Topographischen der Aquäducten-Archäologie ohnehin denen überlassen muß, welche an Stelle und Ort sind, so kann ich denselben überhaupt das Geschichtliche des Gegenstandes mit den Mitteln, die ihnen näher liegen, als mir, weiter zu führen anheimstellen. Wer Frontin in der bisherigen Lage kannte, oder gar nicht, wird überrascht sein, ihn als etwas ganz Neues kennen zu lernen, und die Frage über Vitruv wird sich dadurch ohne weitere Bemühungen als entschieden zeigen.

Hirt hat, wie ich aus der Berliner Zeitung ersehe, Verdruß gehabt, indem er von der Commission des Museums abgetreten ist. Er bleibt unveränderlich derselbe; ich kann ihn aufrichtig bedauren. Daß Herr von Humboldt an die Spitze dieser Commission gesetzt worden, ist unfehlbar vom glücklichsten Einflusse; es läßt sich nun etwas hoffen, was unserer Zeit Ehre machen wird. Wäre nur die Aegyptische Ueberschwemmung dort nicht so über alles Maß eingedrungen! Wie ich die Sache von hier übersehe, ist seitdem ein erfreuliches Verhältniß dieser Sammlungen fast un-

1) Dieser entworfene Anfang fiel im Briefe selbst ganz weg.

möglich geworden. Wir müssen ja gegen vierzig Mumien haben; ist das nicht zum Erschrecken? Das Griechische Alterthum, dessen wir ohnehin so wenig haben, verliert sich nun vollends in so tristen Umgebungen. Der Hauptschatz für die Bildung werden also die Gipsabgüsse sein und bleiben.

Daß Herr von Henning der Farbenlehre untreu wird, ist mir nicht unerwartet. Er selbst verliert mehr dabei, als die Sache, der wenigstens auf seine Art weder genug gethan, noch wesentlich geholfen wurde. Sein Auftreten damit in Berlin hat indessen den Samen weiter verbreitet, der in Kurzem doch hier oder da Wurzel schlagen und kräftiger emporkeimen muß. Soll Ihre Farbenlehre schon in unseren Tagen das leisten, was sie unfehlbar leisten wird, nämlich:

die mathematischen Theorien aus den Theilen der Physik zu verbannen, in welchen sie Erkenntniß, anstatt zu fördern, verhindern, und in welchen die mathematische Behandlung nur durch die Einseitigkeit der Entwickelung der neueren wissenschaftlichen Bildung eine so verkehrte Anwendung gefunden hat,

so ist zweierlei nothwendig. Das Erste ist, und dies hoffte ich von Herrn von Henning, wenn er aus dem Wortschwall, in dem sein ingenium sich einwickelt und verwickelt, zur Klarheit über einen so großen Zweck kommen würde,

an dieser Ihrer Lehre für alle Folgezeit darzuthun, welches der wahre Weg der Naturforschung sei, wie derselbe auf dem einfachsten Fortgange der Beobachtung beruhe, wie Beobachtung zum Versuch zu steigern sei, und wie dieser endlich zum Resultat führe, was Mathematik sei, wozu sie der Naturforschung wesentlich dienen könne, wo hingegen sie nicht hingehöre, und in welche klägliche Abirrung Wissenschaft und Kunst durch ihre falsche Anwendung seit deren Regeneration gerathen sei.[1])

Für einen tüchtigen philosophischen Kopf, der sich seinem Gegenstande unterzuordnen weiß, müßte eine solche Aufgabe zu finden ein Schatz für's ganze Leben sein, durch den seine Kunst für Welt und Nachwelt den höchsten Werth erwerben würde. Ich kann nicht aufhören, sie für eine Hauptaufgabe unserer Zeit zu betrachten, und werde nicht ruhen, mich ihrer Lösung selbst oder durch andere zu nähern. Gewiß bereue ich deshalb ernstlich, philosophische Schulübung stets von mir abgelehnt zu haben.

Das Zweite ist, daß Ihre Farbenlehre zur unmittelbaren empirischen Anwendung compendiarisch bearbeitet, und dadurch, trotz dem Widerstreben der mathematischen Schulphysiker, in allen den Kreisen eingeführt werde, in welchen Theorien ohne Anwendung

1) Vgl. Goethe's vom 12. November 1826 datirten Aufsatz über Mathematik und deren Mißbrauch B. 40, 468 ff. (50, 167 ff.) [30, 381 ff.] und die weiteren Bemerkungen über Mathematik und Mathematiker B. 3, 319 ff. (50, 186 ff.) [3, 296 ff.]

keine Autorität haben können. Indem so die Realität und Unabhängigkeit Ihrer Lehre sich practisch erwiese, müßte die Schultheorie alsbald in ihrer Leerheit erkannt werden. Zu einer solchen Arbeit gehört aber ein eignes Talent, welches mir noch nicht aufgestoßen ist. Man müßte sich unter den Lehrern der Physik in Bürger- und Gewerbschulen umsehen, die zum populären Vortrage derselben berufen sind, und die sich die Mittel dazu selbst suchen müssen. In unserem Staate, wo in Folge der erlebten heftigen Bewegungen fast in allen Richtungen eine gewisse Uebertreibung im Unterrichtswesen eingetreten ist, die mich oft an Ihre alte Geschichte vom Zauberlehrling erinnert, scheint eine natürliche Reaction nicht ausbleiben zu können, die uns auch im Schulunterrichte der Physik dem wahren Wege nähern dürfte.

Das bezeichnete Morgenblatt habe ich im Januarhefte nicht gefunden [1]; hoffentlich wird es mir noch weiterhin aufstoßen.

Schmerzhaft ist mir, daß Ihre neuen Wanderjahre noch immer ausbleiben; jeden Sonntag sehe ich verlangend dem Boten von Gießen entgegen.

Die Spur Ihrer Novelle im 15. Bande [2]) habe ich in der Correspondenz Nro. 326 und 327 allerdings erkannt. Damals hatten Sie ein Epos im Sinne; nun mag man sich wundern, wie aus der Idee eines Epos zuletzt eine Novelle geworden. Es ist nichts lehrreicher, als an vorhandenen gelungenen Werken zu erkennen, wie Form und Behandlung in jeder Kunstgattung den Stoff zu der ihr eigenthümlichen Wirkung benutzen können. Die Briefe in Gegenwart Ihrer beiderseitigen Werke geben darüber unendliche Anregungen und Aufschlüsse.

Nichts aber hat mich so festgehalten, und ist mir oft so ungeheuer erschienen, als was in den Briefen Nro. 349 und 359 vorkommt, wo Sie das Bedeutende im Objecte erkennen, Schiller solches aber nur für einen Act des Subjectes anerkennen will. [3])

---

1) Vgl. oben S. 371 Note 1.

2) Vgl. oben S. 356 f. 361.

3) Im Entwurfe des Briefes findet sich hier noch folgende bezeichnende Stelle: „Hier zeigt sich, wie hoch wir Schiller'n zu verehren haben, den ich selbst das Symbol seiner und unserer Zeit nennen möchte. Das, was diese Zeit in ihrem tiefsten, edelsten Wesen ist und vermochte, spricht er klar und sicher aus, und darum mag man wohl begreifen und recht finden, daß er dieser Zeit so werth geworden: aber auch warum Ihr Wesen als ein Wesen einer anderen Welt mehr geahnet, gefürchtet und angestaunt, als erkannt und aufgenommen wurde, liegt vor Augen. Riesenstapfen sind es, die Sie in diese Zeit gemacht haben, und durch die Sie in künftige Jahrhunderte hinübertreten, Stapfen, welche die Nachwelt einst finden wird, wie wir die Roßtrappe anschauen und uns Märchen davon erzählen. Denn das Bedeutende im Object oder es im Subject zu finden, ist ja der ganze Unterschied zwischen der alten und neuen Welt, zwischen der Welt, ehe man schrieb und seitdem man schreibt. Denn wenn es gewiß ist, daß Homer nicht geschrieben hat, so müssen wir bekennen, daß die großen Principien der alten Welt vor jener Zeit sind ausgebildet worden, und müssen wir Homer als Gipfelpunct ihrer Wirksamkeit erkennen, die

Diese Differenz konnte so nicht zwischen Ihnen stehen bleiben. Die Propyläen, die hier überall schon im Beginn liegen, mußten das von Ihnen Ausgesprochene, von dem eine große Epoche zu datiren ist, auf's Klare bringen. Schiller, so trefflich er sich selbst und seine Zeit ausspricht, begriff noch nicht, wo Sie damit hin wollten, und wie er Sie zurecht zu weisen glaubt, drückt er den Gegensatz aus, der die alte und die neue Zeit auseinanderhält!

Den 17. Juni.

Das Vorstehende hat mir so unablässig zu sinnen gegeben, daß ich zuletzt doch bedenklich finde, Sie damit zu belästigen, und lieber diese verspäteten Blätter abgehen lasse, wie sie liegen. Vielleicht darf ich ein andermal meine vollgekritzelten Schreibtafeln in einen Brief ausleeren.

Sie haben indessen vielbewegte Tage verlebt. Theure Unterpfänder der innigsten Gemeinschaft hat Weimar durch die beiden trefflichen Prinzessinnen unserem Lande gegeben [1]; wie hoch es sich dadurch um die Welt und um unsere Zukunft zunächst verdient gemacht, ahnen wir in frohester Zuversicht. Wer könnte Tage so schöner Hoffnungen ohne die herzlichste Theilnahme vorübergehen lassen!

Vor Allem erhalte der Himmel uns Sie! Lassen Sie dies Ihre erste und letzte Sorge sein, wie es unser erster und letzter Wunsch ist.

Ewig der Ihrige.

Schultz.

---

seitdem, durch Ausbreitung schwächer und schwächer werdend, stufenweis, wie wir geschichtlich wissen, dem Untergange entgegensank, der letztlich durch die Völkerwanderung vollendet wurde. Damals wurde die Welt der geistig-großen Grundlagen der alten Zeit bis fast auf die letzten Spuren beraubt, ja sie wäre ihrer ganz beraubt worden, wenn nicht das neue Glied in der Kette, die Schreibekunst, eben die, welche die alte Welt zerstört hat, die Retterin der Keime geworden wäre, aus denen die neue Zeit langsamer und schwerer, wegen der weiteren räumlichen Ausdehnung, aber sicherlich dereinst nicht minder groß als die alte hervorgehen wird. Eine Schätzung unserer Gegenwart gibt uns hiernach die höchste Ursache zur Zufriedenheit; dieser Moment ist wohl eine der größten Stufen, auf denen die Zeit bisher wieder aufzusteigen angefangen hat, und auf dieser Stufe wird Ihr Stapfen der sein, den die Nachwelt, indem sie sich nach und nach zum Symbol in Leben, Kunst und Wissenschaft erhebt, staunend als den ersten anerkennen wird, mit dem dieses große Princip wieder in die Welt getreten ist. Es werden in unberechenbaren Zeiträumen Nachfolger Ihres Geistes und Ihrer Kraft kommen, die in Ihre Fußstapfen treten, die sich verdoppeln und vermehren werden, bis zu dem Gipfel hin, den diese Weltepoche zu erreichen vermag; denn nur durch Einzelne, nicht durch die Menge, wie Sie oft gesagt haben, rückt die Zeit vor. Sich als Mitbürger und Zeugen dieser Gegenwart zu erkennen, ist genug, um gelebt zu haben. Dies haben mir Ihre Briefe mit Schiller'n offenbart."

1) Die Prinzessin Marie Luise Auguste Catharine hatte sich mit dem Prinzen Wilhelm Friedrich Ludwig von Preußen vermählt, wie zwei Jahre früher die Prinzessin Marie Luise Alexandrine dem Prinzen Friedrich Carl Alexander von Preußen angetraut worden war. Vgl. Goethe's Briefe an Zelter vom 5. Juni und 18. Juli, und Goethes Gedichte an beide Prinzessinnen, B. 6, 52 f. 181. (4, 91, ff. 47, 58.) [6, 60 ff. 226.]

124.

Goethe an Schultz.

Ihr Werthestes, verehrter Freund, geschlossen am 17. Juni, trifft mich gerade in einem operosen Momente, wo ich an auswärtige Naturfreunde gar manches expedire [1]), und da geht mir der, wie ich hoffe, glückliche Gedanke bei, Ihnen das allenfalls Willkommenste mundiren zu lassen, auch einiges davon unmittelbar an Sie zu richten. Sie sind zur Vielseitigkeit so geeignet als geneigt, und einiges weckt Sie gewiß zu erneuerter Theilnahme.

Unser Freund Hirt erfährt nun, was Napoleon erfahren mußte: „Wer den Menschen allzu unbequem wird, hat zu erwarten, daß sie sich doch zuletzt zusammenthun und ihn beseitigen.“ Dabei glaubt denn doch ein solcher mit festem Gefühl, man thue ihm durchaus Unrecht.

Ich hoffe, meine Wanderjahre sind nun in Ihren Händen, und haben Ihnen mancherlei zu denken gegeben; verschmähen Sie nicht, mir einiges mitzutheilen. Unser Leben gleicht denn doch zuletzt den Sibyllinischen Büchern; es wird immer kostbarer, je weniger davon übrig bleibt.

Die wunderliche verworrene Mannigfaltigkeit beikommender Blätter verzeihen Sie; sie sind eine treue Abbildung meiner noch wunderlicheren Zustände.

und so fortan! [2])

Weimar, den 29. Juni 1829. G.

Mit der Metamorphose der Pflanzen ist es wunderlich gegangen; diese Idee, wie man sie wohl nennen darf, wirkt nun schon, im Stillen und Halbverborgenen, durch Deutschland seit beinahe funfzig Jahren, und die Franzosen glauben erst neuerlich a posteriori, wie man's heißt, darauf gekommen zu sein. [3]) Genau genommen, so haben sie solche eigentlich nur genutzt; sie ist in ihren Vorträgen wohl enthalten, aber nicht lebendig, welches mir zu wichtigen Betrachtungen Anlaß gegeben hat. Kann ich mich umständlicher und genauer hierüber erklären, so theile solches mit.

Was meiner Farbenlehre eigentlich ermangelt, war, daß nicht ein Mann wie Chladni (sie) ersonnen, oder sich ihrer bemächtigt hat; es mußte einer mit einem compendiosen Apparat Deutschland bereisen, durch das Hocuspocus der Versuche die Aufmerksamkeit erregen, einen methodischen Zusammenhang merken las-

1) Vgl. in H. Döring's Sammlung von Goethe's Briefen Nro. 975.
2) Eigenhändig von Goethe.
3) Vgl. oben Nro. 122 S. 371.

sen, und das Practische unmittelbar mittheilen, das Theoretische einschwärzen, den Professoren der Physik überlassen, ihrer verworrenen Bornirtheit gemäß sich zu betragen, nach ihrer Weise die Sache zu läugnen und sich ihrer heimlich zu bedienen, und was dergleichen mehr ist. Auf solche Weise wäre die Sache lebendig geworden, irgend ein paar gute Köpfe hätten sich derselben bemächtigt und sie durchgeführt.

Ueberhaupt aber ist es das Schlimmste, daß Jeder auf seinem eigenen Weg in die Sache gekommen sein will; Niemand begreift, daß es irgendwo eine bequeme, vielleicht einzige Stelle gibt, wo auf dieser Insel zu landen sei. (Die Franzosen brauchen hier das hübsche Wort aborder une question.) Auch hierüber wäre ein fruchtbarer Lebenspunct von Betrachtungen zu entwickeln, wozu jetzo weder Fassung noch Zeit noch Sprache zu finden ist. Ueberlassen Sie sich solchen Gedanken im frei(en) Garten zu schöner Stunde, und dabei dem Andenken an mich!

Die Kaiserliche Academie der Wissenschaften zu Petersburg hat am 29. December 1826, als bei ihrer hundertjährigen Stiftungsfeier, eine bedeutende physicalische Aufgabe, mit ausgesetztem anständigen Preise, den Naturforschern vorgelegt.

Nachdem ich das Programm gelesen, welches mir, als neuernannten Ehrenmitgliede, alsobald zukam, erklärte ich klar und unumwunden meiner Umgebung: die Academie wird keine Auflösung erhalten, und hätte sie eigentlich nicht erwarten sollen. Sie verlangt, die verschiedenen Hypothesen, die man über die dem Licht, wie man glaubt, abgewonnenen Eigenheiten und Eigenschaften nach und nach ausgesprochen, abschließlich vereinigt, versöhnt, subordinirt, unter einen Hut gebracht zu sehen. Niemand wurde gewahr, daß sie alle mit einander mit Farbenerscheinungen verknüpft sind; man dachte nicht, daß die Phänomene, worauf jene Hypothesen gegründet sind, nochmals müßten revidirt werden, ihre Reinheit, Congruität, Einfachheit und Mannigfaltigkeit, Ursprüngliches und Abgeleitetes erst noch müßte untersucht werden.

Obige meine Weissagung ist eingetroffen; die Academie erklärte am 29. December 1828, sie habe in diesen zwei Jahren kein einziges Mémoire erhalten, prorogirt jedoch den Termin bis in den September d. J., wo gewiß auch keine Beantwortung eingehen kann und wird.

Ich setzte vor zwei Jahren im ersten Anlauf eines aufgeregten Interesses mehrere Puncte auf's Papier. [1])

Ihre Ahnung, mein Theuerster, von Dissemination des In-

1) Vgl. B. 40, 85 ff. (55, 70 ff.) [30, 69 ff.]

teresses an diesen Erscheinungen hat sich aber auch schon vorläufig erfüllt, indem ich vom Rande des Continents, aus Ostfriesland, von Jever, Nachricht einer Freundesversammlung erhielt, die in Berlin die erste Anregung gewann, und diese Angelegenheit nunmehr mit Neigung zu behandeln fortsetzt; aber auch dorthin ferner zu wirken wird mir leider unmöglich. [1])

Das alles, wovon ich hier sprach, findet sich in ein Fascikelchen zusammen, welches ich nächstens sende; es gibt Ihnen gewiß zu den wichtigsten Betrachtungen Anlaß. Könnte man einen solchen Chladni dorthin senden, so würde er eine gar feine, löbliche Kirche stiften. Wie er in Petersburg würde aufgenommen werden, weiß ich nicht.

Uns anderen ist es immer ein Wunder, wie man sich mit bloßen Worten und Truggespinnsten in der mathematisch-physicalischen Welt beschäftigt. Decomposition und Polarisation des Lichts neben einander zu denken, finden die Herren keine Schwierigkeit. Nun hat Frauenhofer noch einiges Absurde hinzugethan, woran man glaubt, darauf hält, und was doch, wie man es wirklich versucht, zu Nichte wird. Mir ist genug, daß Frauenhofer ein vorzüglicher practischer Mann war; daraus folgt aber nicht, daß er ein theoretischer Geist gewesen sei. [2])

Er durfte sich mit der herrschenden Kirche nicht entzweien, und hat, genau besehen, eigentlich nur noch ein Ohr in die schon genugsam zerknitterte Karte geknickt, die demohngeachtet gegen reines Beobachten und geregelten Denksinn verlieren muß.

Nicht allein farbige Lichter, sondern sogar eine Unzahl schwarzer Striche soll das reine Licht enthalten. Kluge deutsche Naturforscher sehen schon den Ungrund der ganzen Sache deutlich ein, daß nämlich alles auf eine microscopische Beschauung der paroptischen Linien, im Zusammenhange mit dem Farbenspectrum, hinauslauft. Niemand hat es noch laut gesagt, Niemand hat noch öffentlich dargethan, daß die höchst complicirte Vorrichtung zu dem Zweck, die Differenz der Gläser in Absicht auf Brechung und Farbenerscheinung zu finden, keineswegs tauglich ist. Ich habe den Versuch selbst mit aller gehörigen Vorsicht anstellen lassen, habe in dem verlängerten Farbenspectrum die schwarzen Striche gesehen, und bin dadurch von dem oben Gesagten nur noch mehr überzeugt worden. Der freie Geist, der jetzt aufträte, das wahrhaft Erkannte sogleich practisch benutzte, müßte Wunder thun.

Von meteorologischen Betrachtungen hätte Folgendes zu melden. Ich habe vergangenen Sommer, auf den Dornburger freien

---

1) Vgl. Mundt's Freihafen 1842 IV, 1 ff.
2) Vgl. B. 3, 322. 40, 75. (55, 189 f. 60, 111 f.) [3, 299. 30, 60.]

Höhen, täglich und stündlich den atmosphärischen Phänomenen meine Aufmerksamkeit gewidmet.[1]) Wie ich mir selbst davon im Stillen Rechenschaft gebe, läßt sich nicht sogleich folgerecht aussprechen.

Der größte Gewinn unserer meteorologischen Anstalten[2]) war mir die Anerkennung des entschieden gleichförmigen Ganges der Barometer, in Bezug auf ihre Höhenstellung über dem Meere. Ebendasselbe sagt die Vergleichung aller von mir sorgfältig gesammelten auswärtigen Beobachtungen. Ich finde mich im Stande, diese Gleichförmigkeit von Dublin bis Charkow nachzuweisen, und bin davon so überzeugt, daß ich unsere Beobachter darnach controlire, und Tag und Stunde zu wissen glaube, wo nicht genau beobachtet worden, deshalb mir denn auch die von den Ihrigen angegebenen Abweichungen verdächtig sind. Hiebei dient denn freilich zur freieren Uebersicht die graphische Darstellung.

Ich kann ein sehr hübsches Beispiel anführen. Ein Beobachter hatte einen unverhältnißmäßig tiefe(re)n Barometerstand als ein anderer angegeben; es fand sich bei genauerer Untersuchung, daß der Erste die ganze Nacht durch beobachtet hatte, der Andere nur bis 10 Uhr. Der tiefste Stand war Morgens um 3 Uhr, und früh, wo der Zweite wieder zu beobachten anfing, war das Quecksilber schon wieder um ein Gutes gestiegen.

Man spricht daher schon von vielen Seiten ganz richtig aus, daß eine allgemeine und nicht eine besondere Ursache zum Grunde liege, und ich setze hinzu, es ist keine äußere, sondern eine innere. Die Erde verändert ihre Anziehung, dadurch wird die Atmosphäre leichter oder schwerer, das Quecksilber steigt oder fällt von mehrerem oder minderem Drucke. Ich wiederhole dieses längst gedruckte Glaubens- und Ueberzeugungsbekenntniß[3]), zu dem man wohl einladen, aber nicht nöthigen kann.

Die Winde stehen hiezu durchaus in Bezug: Nord und Ost gehören dem steigenden, West und Süd dem sinkenden Barometer an; jene zehren die Feuchtigkeit in der Atmosphäre schneller oder langsamer auf, diese begünstigen die Wassererzeugung so wie den Niedergang der Gewässer. Leider überwiegt schon seit einigen Jahren das Letztere, und wir erleben grausenhafte Wasserbildung, die wir zunächst immer noch zu befürchten haben.

Indem Vorstehendes abgesendet werden soll, erfüllt sich bei uns, und leider in einem weiten Umkreise, jene Weissagung.

Am 28. Juni war ein drohendes Wetter schon um 1 Uhr von Süden heraufgestiegen; es zog sich nach Westen, rückte aber

1) Vgl. B. 27, 515 ff. (60, 304 ff.) [21, 385 ff.] Briefe an Zelter vom 10. Juli bis 11. September 1828. an Knebel Nro. 654.
2) Zu Jena, Ilmenau und auf der Wartburg.
3) Vgl. zur Naturwissenschaft II, 1, 64. oben S. 262. 223.

sachte, doch unaufhaltsam auf uns heran; es entlud sich sodann mit heftigem Regen und Schlossen, wobei Fenster und Pflanzen übel fuhren, und dauerte, nachdem es mit anhaltenden Blitzen und Donnern wohl eine Stunde fern umhergezogen, wohl noch einige Stunden immerfort, doch weniger wetterleuchtend und donnernd, den ganzen Himmel überziehend, bis gegen 7 Uhr; die heftigsten Schläge waren nicht in der Nähe niedergegangen.

Es war nach einigen Tagen hohen Barometerstandes und großer Hitze das Quecksilber sehr tief gesunken; den 27. füllte sich die Atmosphäre, und brach den folgenden Tag das Unheil gewaltig los. Den 29. bei gleichem Barometerstande der Himmel gewitterhaft bedeckt, und das Weitere zu erwarten.

Nachschrift.

So viel für diesmal! Geben Sie diesen Mittheilungen Beifall, so erfolgt von Zeit zu Zeit mehr dergleichen. Schließlich aber darf ich nicht unbemerkt lassen, daß ich auf Ihre Anregung die Briefe 349 und 359 [1]) wieder gelesen; fürwahr hier ist die Achse, um die sich der Correspondenten uneinige Einigkeit bewegt. Ruf' ich mir jenen Gegenstand zurück, so war er wahrlich ein Object, an dem man fast ein halbes Jahrhundert abspinnen konnte, und es thut mir leid, daß ich mich damals davon abwendete. Es ist ein eignes Ding! Der Dichter weiß allein, was in einem Gegenstande liegt, der ihm seines Antheils werth erscheint.

treu angehörig

Weimar, den 29. Juni 1829. Goethe.

Am 22. Juli 1831 kam Schultz auf der Rückreise von Berlin mit Zelter in Weimar an, wo er sich von Goethe, der eben ernstlich mit der Vollendung des Faust beschäftigt war, herzlichster Aufnahme zu erfreuen hatte. [2]) Damals versprach er auch Goethe's Schwiegertochter Beiträge zu der von dieser herausgegebenen, nur für den Kreis der nächsten Bekannten bestimmten Zeitschrift Chaos, an der sich auch Goethe selbst betheiligte. [3]) Eine hierfür bestimmte Sendung von drei kleinen Gedichten (1. Badegelahrtheit. 2. Sängers Scheiden. 3. Liebe ist Glück), begleitete Schultz mit folgenden an die verehrte Herausgeberin gerichteten Worten: „Sie waren, verehrte Gnädige, ohne meine Versicherung überzeugt, daß die so freudig von mir angenommene Aufforderung, an dem Chaos mitzuarbeiten, mir Lust machen werde, die Elemente der Unterhaltung recht von Grund

---

1) Vgl. oben S. 374.
2) Vgl. Briefwechsel mit Zelter VI, 241. 244. 248.
3) Vgl. Weimar's Album S. 205 ff.

aus umzurühren; denn Sie wissen, ich arbeite mit Ernst und gründlich. In der That waren es solcherlei gigantische Plane, mit denen ich von Weimar den hiesigen Quellen zureisete. Aber im Bade wird man schwach; die stärksten Vorsätze weichen dem körperlichen Unbehagen. Bedenken Sie überdem den heutigen verworrenen Weltlauf, so wundern Sie sich nicht, wenn ich, alle Plane aufgebend, von der chaotischen Bewegung mit fortgerissen, an mir selbst irre geworden bin, und, lebenslang gehegter Ueberzeugung zuwider, endlich noch dichterische Versuche wage. Nehmen Sie des armen Fronto Badebeschäftigungen nachsichtig auf; es ergeht ihm, wie anderen Giganten: der Elemente nicht mächtig, gedachte er sie zu beherrschen; sie aber trieben mit ihm ihr Spiel. Zuletzt bleibt der Trost übrig, daß lächerliche Giganten für uns eben so wohl „zeitgemäße" Erscheinungen sind, als das Chaos selbst, und also, anständig costümirt und wohl gebauet, sich darin auch wohl darstellen dürfen. — Vom Scherze aber endlich zur Wirklichkeit zu kommen, muß ich bekennen, daß unser Aufenthalt hier recht traurig war, indem Cäcilie [1]), anstatt in den Bädern Heilung zu finden, so krank wurde, daß wir uns glücklich schätzen werden, sie übermorgen nach Wetzlar zurückzubringen. Dennoch haben wir den ehegestrigen Festtag [2]) mit den innigsten Wünschen vielmaliger froher Wiederkehr zu feiern nicht unterlassen. Ich würde selbst an den theuersten Vater zu schreiben mir nicht versagen, drängte sich nicht vor der Abreise noch so viel Störendes zusammen. Von Wetzlar aus geschieht es aber alsbaldigst. Gegen Ende September's, vielleicht schon um den 20., wird der Hinüberzug nach Bonn Statt finden, wo ich bereits einige Tage zugebracht habe, um eine Wohnung zu miethen und Einrichtung zu treffen. Dahin und zurück war die Rheinfahrt von dem schönsten Wetter begünstigt; die Farbe der Landschaft, oder vielmehr ihr Ton, ändert aber, wie ich diesmal recht inne wurde, mit den Gefühlen, die uns beherrschen. — Meine Frau empfiehlt sich mit mir zum Schönsten. Wie immer,

gehorsamst Schultz.

Wiesbaden, den 30. August 1831."

125.

Schultz an Goethe.

Verehrtester, theuerster Freund!

Diese letzten Augenblicke meines hiesigen Aufenthalts bringen so viel Wehmüthiges über mich, daß ich äußerer Mittel bedarf, um einen heiteren Abschied nehmen zu können. So wende ich mich

1) Die älteste Tochter.
2) Goethe's Geburtstag.

denn zunächst an Sie mit dem innigsten Danke für die Liebe, die Sie auch hier mich im Stillen haben mitempfinden lassen. Ihr Geist war es, der mich auf allen diesen Höhen, in allen Thälern, in Gärten, auf Wiesen und Weiden beglückte: ich war nirgend ohne Sie.

Möchte doch ein Landschafter von Talent dieser anmuthigsten Gegend seine Studien widmen! Käme ihm dann, wie mir, bei jedem Tritte Ihr jugendlicher Geist entgegen, so würde ihm die Bedeutung aller der unendlich schätzbaren Einzelnheiten im rechten Momente inne werden, an denen die Menschen stumm vorübergehen.

Hiebei fällt mir sehr gelegen Ihr Brief an Schiller Nro. 349 wieder bei, auf welchen dieser Treffliche Nro. 359 Ihnen nicht genug that, und über den ich, wie über vieles, Ihnen schon vor Jahren Antwort schuldig geblieben. Da ich mich dieses Falles, der mir damals zu eigner Entwickelung eines der Hauptbegriffe verhalf, durch welche Sie unsere Zeit auf eine erhöhete Bildungsstufe gehoben haben, nunmehr klar erinnere, so erlauben Sie, daß ich mich darüber ausspreche.

Sie hatten bei jenem Aufenthalte zu Frankfurt [1]), der Sie innerlich so tief erregte, zum ersten Mal mit Bewußtsein das Bedeutende als ein Objectives erkannt; eine Wahrnehmung, die, als bewußte, vielleicht seit Anbeginn der Griechischen Kunstepoche nicht wieder gemacht worden war, unbewußt aber von jeher aller Kunst zu Grunde lag. Sie schrieben solche einer Art von Sentimentalität zu, und dies scheint Schiller irre geführt zu haben, indem er Ihren Begriff des Objectiv-Bedeutenden oder Symbolischen nicht zu fassen wußte, sondern alles Bedeutende lediglich in die Empfindung des Subjects setzte. Gewiß würde Schiller späterhin die Schwäche seines Räsonnements erkannt haben, und in den folgenden Briefen scheint er, von der Sache ergriffen, versucht zu haben, Ihren Spuren nachzukommen; aber es gelang ihm damals nicht. Durch Ihre Propyläen muß er aber unfehlbar damit auf's Reine gekommen sein. Wie wäre das Bedeutende zur Anschauung zu bringen, wenn es nur vom anschauenden Subjecte abhinge? Wie wäre Kunst überhaupt alsdann möglich? Und eben so wenig kann das Bedeutende, wie Schiller meint, überall vorhanden sein, wo das Subject es zu empfinden in der Stimmung ist; es ist vielmehr nur da vorhanden, wo es an seiner Stelle ist, oder wo seine Stellung es bedeutend macht. Diese Stellung, in der das Bedeutende allein als bedeutend erscheint, sei sie in der Zeit, das heißt in der Succession, wie in den Fällen, die Ihr Frankfurter Brief bezeichnet, und wie in der Poesie es überhaupt nur möglich ist, oder im Raume, wie in der bildenden Kunst, gegeben, so ist es eben des Poeten, des Künstlers glück-

1) Im August 1797.

licher Beruf, sie zu finden, zu erkennen und zur Kunstdarstellung anzuwenden. Kein Wort, keine Linie, keine Figur können Poet und Künstler anders als in diesem mehr oder weniger bewußten Sinne hinstellen; nichts gilt, nichts wirkt in der Kunst, wobei nicht zunächst die Bedeutung intendirt würde. Alle Realitäten als solche liegen außer der Kunst; daher auch das Characteristische nicht, wie Hirt noch letzthin that[1]), mit dem Bedeutenden verwechselt werden kann, da es an sich real ist und erst durch die ihm angewiesene Stellung bedeutend wird.

Um gegen Schiller gerecht zu sein, sagen wir jedoch, daß allerdings das Subject durch seine Behandlung das gleichgültigste Object zur Bedeutung zu erheben vermag; dies geschieht aber nur eben durch bestimmte Anweisung der Stelle in Zeit oder Raum, in der es bedeutend erscheint, und die in der natürlichen Erscheinung nicht Statt fand oder nicht klar wurde.

Es gibt aber Potenzen oder Steigerungen des Bedeutenden; die Benennung des Symbolischen möchten wir vorzugsweise der höchsten Potenz desselben vorbehalten. Hierüber wäre vieles zu sagen; Schiller aber, so trefflich er in dem Briefe Nro. 360 über die Mißgriffe unserer realistischen, idealistischen und phantastischen Künstler und Poeten spricht, so richtig er findet, daß die Schwierigkeit darin liegt, einen realen Gegenstand zum Kunstgegenstande zu erheben, scheint damals den in Ihrem Briefe angedeuteten eigentlichen Weg dazu nicht gewahr worden zu sein. Ihre Reise in der Schweiz verhinderte Sie, ihm darüber zu antworten; und so mußte dieses wichtigste aller Themata für dasmal auf sich beruhen bleiben.

Kehre ich nun zu meiner hiesigen Gegend zurück, die mich seit sechs Jahren beglückt hat, so leistet sie reichlich und überreichlich alles, um mit wenigem Davon- und Dazuthun eine Reihe der bedeutendsten Landschaften, von der idyllischen bis zur heroischen, zu componiren. Caspar Poussin hat wohl kaum irgendwo bequemer gelegene Studien zu machen gefunden; und welche Wirkung eine so auf Stegen und Wegen ansprechende Localität auf den poetischen Geist übt, ersehen wir ja mit innigstem Genusse aus Ihrem Werther.

Und so nehme ich denn in schmerzlich getrübten Tagen mit herzlichster Dankbarkeit von dieser wundervollen Natur Abschied, und weiß es, daß ich diesen Dank zunächst Ihnen schuldig bin. Aus der stillen Beschränkung dieses Ortes trete bald in die große Welt der Rheingegenden, und so soll auch mein Fleiß nicht ferner einsam auf seinen eignen Zweck beschränkt bleiben.

Klagen muß ich Ihnen aber doch, weil ich so oft daran er-

---

1) In seinen 1830 erschienenen Kunstbemerkungen. Schon in den Propyläen, in dem Aufsatze: Der Sammler und die Seinigen, hatte Goethe gegen Hirt's Lehre vom Characteristischen sich gewandt.

innert werde, wie sehr wir entbehren, seit Sie Ihre lieben Hefte über Kunst und Alterthum [1]) nicht mehr fortsetzen. Ist die Welt so ganz in den Jammer der thörichtsten Selbstvernichtung versunken, daß sie diese kostbaren Anregungen nicht mehr zu schätzen weiß? Die politische Krankheit unserer Zeit wird sie, fürchte ich, ihrer edelsten Kräfte berauben; aber es ist so vergebens, an die Rettung des Ganzen zu denken, daß der Einzelne mit größter Besonnenheit kaum sich selbst zu retten hoffen darf.

Vor einigen Tagen, um 1 Uhr Mittags, sah ich von einer steilen Höhe herab, bei mildem Regen mit Sonnenschein, einen Regenbogen auf der tief unter mir liegenden Fläche des Thales, welcher beinahe einen vollständigen Kreis beschrieb.

Für heute schließe ich, um von Bonn aus, wohin wir gegen Ende des Monats zu gelangen hoffen, nach überstandener Unruhe, fortzufahren. Zelter vertraute mir zu spät, daß Sie gerade, als wir zu Ihnen kamen, mit Arbeiten beschäftigt wären, die zu unterbrechen mir sehr leid that. [2])

Lassen Sie uns bald froh vernehmen, wie Ihr sich stets erneuernder Genius uns zu beglücken nie ermüdet.

Ewig treu ergeben

Schultz.

Wetzlar, den 12. September 1831.

126.

Goethe an Schultz.

Weimar, den 18. September 1831.

Auf Ihr so werthes, treubedeutendes Schreiben alsobald einiges zu erwiedern, fange ich, verehrter Freund, folgendermaßen an.

Auf dem freien Platze meinem Hause gegenüber steht ein großes anständiges Wasserbecken, welches von einer stark fließenden Röhre hinreichend genährt wird. Dahin kommen, besonders Morgens und Abends, Frauen, Töchter, Mägde, Gesellen, Kinder, das nothwendige Ingredienz ihres Daseins abzuholen. Hier ist das Geschäft einfach, und doch mannigfaltig: aus dem Becken wird geschöpft, in Butten gegossen, zum Reinigkeitsgebrauche auf dem Rücken fortgetragen. Zum Trinken werden Krüge unter die Röhre gestellt, zu Koch- und feinerem Bedürfniß Eimer untergeschoben. Dabei ist nun die Haltung der Handelnden und Abwartenden nie dieselbe; die Mannigfaltigkeit der Gebärden ist unendlich; die Stellung (sowohl) derjenigen, die im Besitz des Empfangens ist, als der Anderen, die auf den Augenblick paßt, bis die Reihe an sie kommen soll, zeigt keine Spur von Ungeduld, alles geht im Tact, und doch ist ein feiner Unterschied zwischen Einer und der Anderen

1) Das letzte Heft, VI, 2 war im Jahre 1828 erschienen.

2) Mit dem Abschlusse des Faust.

zu bemerken. Salat an Ort und Stelle zu waschen, ist jetzt streng policeilich verboten. Schade! das gab recht artige häusliche Stellungen, und doch bleibt noch genug übrig, von der früh ankommenden Einsamen bis zum Gedränge der höheren Tagesstunden, bis zuletzt die ganze Anstalt wieder verlassen dasteht, und doch endlich noch ein Knabe auf den Rand des Beckens bis zu dem Pfeiler hinaufsteigt, um sich, über die Röhre gebückt, unmittelbar aus derselben zu erquicken.

Hier wäre nun Gelegenheit, wo der bildende Künstler beweisen könnte, was er zu sehen, zu fassen, zu wählen und nachzubilden im Stande sei. Eine nothwendige unerläßliche Handlung der Menschheit in allen ihren Momenten zu studiren, wo jeder bedeutend ist, aber manchmal auch ganz pertinent, schön, graziös und vom besten Sinn und Stil sein kann. Und so hätten wir einen Fall für tausend, woraus evident ist, daß ohne unmittelbare Vereinigung von Object und Subject kein lebendiges Kunstwerk zu Stande kommen kann.

Ich danke der critischen und idealistischen Philosophie, daß sie mich auf mich selbst aufmerksam gemacht hat; das ist ein ungeheurer Gewinn: sie kommt aber nie zum Object; dieses müssen wir so gut, wie der gemeine Menschenverstand zugeben, um am unwandelbaren Verhältniß zu ihm die Freude des Lebens zu genießen.

Vorstehendes eiligst Verfaßte möge den verehrten Freund bei glücklicher Ankunft in Bonn begrüßen, und ihn veranlassen, von Zeit zu Zeit von seinem theuren Befinden und seinen würdigen Gedanken Meldung zu thun. Denn selbst auf jenen ersten Brief, der mich zu dem Gegenwärtigen veranlaßte, habe noch manches zu erwiedern, und würde sehr erfreut sein, verschiedenes mir am Herzen Liegende im Vertrauen mittheilen zu können, da man mit der Menge und Masse des Tags sich nicht gern weiter befassen möchte.

Und somit Glück zum Eintritt! in Hoffnung freudiger Folge, stetiger Behandlung und Mittheilung längst begonnener würdiger, wichtiger Unternehmungen, und also für das Nächste und Künftige das Beste!

treu angehörig

Weimar, den 18. September 1831. J W v. Goethe.

127.

Schultz an Goethe.

Bonn, den 30. September 1831.

Die erste Dinte, die mir hier in mein altväterliches Schreibzeug eingegossen worden, soll sogleich, Verehrtester, Ihre freundlichst überraschenden Zeilen vom 18. erwiedern. Denn wie auch die Loose fallen, die Stetigkeit gemeinsamen Nachdenkens über wür-

dige Gegenstände bleibt der höchste Werth und die festeste Stütze der Ruhe, deren Erhaltung wir suchen.

Die Reise, die ich auf dem Schiffe Helena von Dietz mit zwölf Personen und gesammtem Hab' und Gut auf der Lahn und dem Rheine binnen drei Tagen zurücklegte, hatte unter den Umständen, die sie begleiteten, etwas Wundersames, und alle die Noth, der ich mich und die Meinigen, unter denen eine tödtlich Kranke, auszusetzen gewagt hatte, die Hindernisse, mit welchen die kurzen Tage bei niedrigem Wasserstande und bei so manchem übeln Willen, dem man in solcher Lage begegnet, die Reise erschwerten, alles wurde von oben her durch die mildeste, freundlichste Witterung ausgeglichen. Die belebende Gegenwart der mannigfaltigsten Naturschönheiten, und das Glück, sich einem tüchtigen, biederen und heiteren Schiffmanne und seinen redlichen Gesellen anvertraut zu haben, überhob uns sogar des Verdrießlichen augenblicklicher quälender Sorgen, und so wurde über alle Erwartung und Hoffnung ein mit so schwerem Herzen gewagtes Unternehmen zu einer der schönsten Begebenheiten des Lebens, die an prägnanten Bildern zu reich war, um sie sich sogleich ganz zurückrufen zu können. Noch heute, am zweiten Tage nach der Ankunft, sind alle zu sehr in Bewegung und Spannung, als daß das eben so herrlich Erlebte uns beschäftigen könnte; da Ihr theures Schreiben mir aber half, mich sogleich wieder in die beschauliche Stimmung der früheren Tage zurückzuversetzen, so — [1])

Am 24. März 1832 theilte Eckermann die Nachricht von Goethe's Heimgang dem altbewährten Freunde mit. Der Brief lautet:

„In Auftrag der Frau von Goethe soll ich Ihnen das Hinscheiden ihres Schwiegervaters, welches vorgestern Donnerstag Mittag eilf Uhr nach einer Krankheit von wenigen Tagen sanft und ruhig erfolgte, schuldigst anzeigen. Sie standen dem hohen Verstorbenen im Leben so nahe, daß Sie wohl einige Nachricht von uns Hinterbliebenen erwarten dürfen.

Die Ursache seiner Krankheit war eine Erkältung, die er sich wahrscheinlich Donnerstag den 15. auf einer Spazierfahrt zugezogen. Anfänglich litt er bloß an einem leichten Erkältungsfieber, welches jedoch Dinstag einen gefährlichen Character annahm, so daß der Arzt einen Nervenschlag befürchtete. Dieses ereignete sich zwar nicht, allein das Uebel warf sich auf die Brust, und der Kranke hatte nicht Kräfte genug, es zu überwinden. Völlig angekleidet in seinem Lehnstuhl sitzend, schlummerte er nach und nach sanft hinüber.

---

1) Die Fortsetzung des Entwurfs fehlt. Wahrscheinlich blieb der Brief unvollendet liegen.

Vom herannahenden Tode schien er kein Gefühl zu haben[1]); denn er sprach noch wenige Stunden vorher von den bevorstehenden guten Tagen des April, wo er sich durch häufige Spazierfahrten vollkommen zu erholen hoffe.

Man hat den schönen Körper, an dem gar kein Verfall zu spüren ist[2]), in Eis gelegt, um ihn bis Montag Nachmittag, wo er in der Fürstlichen Gruft neben dem verstorbenen Großherzog beigesetzt werden soll, frisch zu erhalten.

Seine Angelegenheiten sind alle in großer Ordnung hinterlassen. Sein Testament wird man nächsten Dinstag eröffnen. Seinen Faust hat er glücklicherweise vorigen Sommer ganz beendigt, so daß an diesem unsterblichen Werk nichts Lückenhaftes geblieben ist. Merkwürdig ist, daß der Faust mit den Worten schließt(?):

Es kann die Spur von meinen Erdetagen
Nicht in Aeonen untergehn!

die man nun wohl mit Recht auf den hohen Verstorbenen selbst anwenden könnte.

Außerdem haben ihn in der letzten Zeit vorzüglich Naturstudien beschäftiget. Eine abermalige Redaction des historischen Theils der Farbenlehre war mit mir gemeinschaftlich im Werk, so daß ich weiß, wie er es damit haben wollte.

Ich habe das Glück, Ihnen, verehrter Herr Geheimerath, persönlich bekannt zu sein, und ich hoffe, daß, wenn Sie über dieses oder jenes in Betreff Goethe's und seines Hauses einige Auskunft wünschen, Sie sich geradezu an mich wenden.

Ich denke, man kann das Andenken des großen Todten nicht besser ehren, als wenn man in seinem Sinne fortzuleben und zu wirken sucht."

Das Antwortschreiben von Schultz liegt uns leider nicht vor. Eckermann erwiedert darauf am 29. April:

„Ihr werthes Schreiben vom 31. v. M. habe ich Frau von Goethe mitgetheilt, und es ist uns Beiden tröstlich, zu denken, daß die Freundschaft bedeutender Männer gegen den Verewigten auch gegen seine nächsten Hinterlassenen in Kraft bleibt."

Nachdem er seines ihm durch Testament zur Herausgabe anvertrauten litterarischen Nachlasses gedacht hat, fährt er fort: „Sollten Sie im Laufe des Sommers Ihre Notizen zum historischen Theil der Farbenlehre hervorsuchen, so würde mir ihre gelegentliche Uebersendung willkommen sein, und ich würde sehen, in wiefern sie dem Gedruckten anzuschließen wären. —

Jede Bemerkung, die Sie, verehrter Herr Geheimerath, mir in Bezug auf die Herausgabe des Nachlasses zu machen geneigt wären, würde mir willkommen sein."

1) Vgl. dagegen K. W. Müller Goethe's letzte literarische Thätigkeit, Verhältniß zum Ausland und Scheiden" S. 26.
2) Vgl. Eckermann's Gespräche II, 360.

Am 10. Juni ward Schultz vom Canzler Fr. von Müller um die Erlaubniß gebeten, mit seinem Briefe an Goethe vom 12. September 1831 und Goethe's heiterer, geistesfrischer Antwort das letzte Heft von Kunst und Alterthum (VI, 3) schmücken zu dürfen. Bei Uebersendung des vollendeten Heftes am 16. October spricht derselbe den Wunsch aus, daß sein gehaltreicher Briefwechsel mit Goethe zu baldigster Veröffentlichung gelangen möge, welche die litterarische Welt mit einem neuen Schatze gediegener Urtheile und geistvollen Ideentausches bereichern werde.

Anhang.

Aufsätze von Schultz zur Farbenlehre und Kunstgeschichte.

I.

Ueber physiologe Gesichts- und Farbenerscheinungen.[1])

§. 1. Das Nahe und das Helle haben die gemeinschaftliche Eigenschaft, von durchsichtigen Medien in directem Verhältnisse weniger gebrochen zu werden, als das Ferne und das Dunkle. In Rücksicht auf Brechung kann daher Hell und Nah, Fern und Dunkel als gleichbedeutend angenommen werden.

§. 2. Der brechenden Medien gibt es mehrere im menschlichen Auge, und zwar wirken sie alle concentrisch. Alle diese bringen daher den Focus für das Ferne und Dunkle näher an der Linse, für das Nahe und Helle ferner von der Linse und näher an der Retina zusammen. Woraus beiläufig folgt, daß das mit dem Hellen zugleich wahrgenommene Dunkle undeutlicher erscheinen muß, als das Helle, indem es mit diesem nicht auf derselben Fläche geschaut wird.

§. 3. Auch haben das Nahe und das Helle auf die Pupille dieselbe Wirkung, indem beide sie verengen, wie Gegentheils das Dunkle und das Ferne sie erweitern; wobei nun zur Frage käme, ob diese Einwirkung auf die Vitalität von jener physicalen Wirkung der brechenden Medien, oder ob umgekehrt diese von jener bedingt wird.

§. 4. Wird ein Helles nebst dessen dunkeln Begränzung oder ein Dunkles nebst dessen hellen Begränzung gleichzeitig wahrgenommen (d. h. ein Bild), so nimmt man ein Körperliches gewahr, einen Unterschied von Nähe und Ferne in Bezug auf das Subject. Da nun der Focus für das Nahe im Auge weiter ist als für das Ferne, so wird dadurch in unserem Auge ein Vor und Hinter des Hellen und des Dunkeln bewirkt, welches die Farbe gibt, die daher um so kräftiger ist, je größer der Unterschied des Hell und Dunkel.

§. 5. So ist also Farbe (die momentane Vereinigung des Nahen und des Fernen für das Subject, I[2]) §. 20.) der Ausdruck des Körperlichen auf der Fläche. Als Kunstmittel gehört daher

---

1) Vgl. Brief 17—20.

2) I deutet auf den ersten Aufsatz von Schultz in Schweigger's Journal.

Farbe eben so ausschließlich der Malerei an, als der Sculptur die Erhebung und Vertiefung. Der Sculptur Farbe oder der Malerei Körper geben, heißt beide Kunstgattungen aufheben. Die Natur vereinigt zwar Farbe und Körper in ihren Productionen; eben die Absicht, welche die Natur hiebei hat und erreicht, ist aber der Absicht der Kunst gerade entgegen und vernichtet diese.

§. 6. Der Verstand, das Bewußtsein der Entfernung, hebt zwar in zarten Fällen die Farbenwirkung des gleichzeitig geschauten Hell und Dunkel meistens auf, so daß geschwächte Augen die Farbe nicht erblicken; man muß aber bemerken, daß eben die Anstrengung, sich der Entfernungen immer bewußt zu sein, und die vitale Einwirkung derselben auf unser Auge sowie die physische Farbenergänzung in demselben dadurch aufzuheben, das Auge abstumpft und unempfindlich macht; daher sogenannte Träumer meistens bessere Augen haben, als fleißige Leute.

§. 7. Da nun, wie Alhazen und vor ihm wahrscheinlich die Griechen schon bemerkt haben, die Retina zwar die letzte, aber nicht die einzige Fläche im Auge ist, welche die Bilder empfängt und zur Empfindung bringt, vielmehr die vor der Retina belegenen Medien diesen Dienst gleichfalls, obwohl weniger vollkommen, verrichten, so ist es einleuchtend, daß ein merklicher Unterschied in der Empfindung des auf der Retina vereinigten hellen und des in den vorderen Medien vereinigten dunkeln Bildes Statt finden muß, und dieser Unterschied in der Empfindung wird in Absicht des Nahen und des Fernen ganz in derselben Art Statt finden, da diese von den Medien ganz in derselben Art als das Helle und Dunkle afficirt und zur Empfindung gebracht werden.

§. 8. Wir werden also, wenn wir uns nicht zuvor der wahren Entfernung der Gegenstände bewußt worden, das Dunkle in dem Maße für entfernter halten wie das Helle, als jenes diesem an Lichtintensität nachstehet, und umgekehrt das Helle um so viel näher, als es an Lichtintensität stärker ist wie jenes.

Die Vermuthung, daß ein Helles entfernter sei, als ein Dunkles, findet im unbewußten Zustande nicht Statt, indem sie der sinnlichen Empfindung widersprechen würde. (Hienach fällt der Nachsatz I §. 19. von d a h e r bis e r s c h e i n t gänzlich weg, indem solcher eine übereilte, unbegründete Schlußfolgerung ist. Vergleiche hiemit weiter unten §. 11.)

§. 9. Wenn wir nun einen nahen dunkeln Gegenstand in der Größe, in welcher er sich dem Organe darbietet, in die Ferne rücken, einen entfernten hellen Gegenstand eben so in seiner unveränderten Größe näher heranziehen, muß jener in der Ferne größer, dieser in der Nähe kleiner erscheinen, als sie wirklich sind, und zwar beides in dem durch die Perspective festgesetzten Maße mehr oder weniger, wie nach dem Verhältnisse der Lichtintensität das Nahe als fern, das Ferne als nah gedacht wird.

§. 10. Dieser Täuschung sind wir im unbewußten Zustande

unbedingt unterworfen; es ließen sich darüber aus dem täglichen Leben unzählige Beispiele anführen. Wer geübt ist, die inneren Vorgänge von den Wirkungen des Aeußeren zu trennen und beide in solcher Trennung deutlich wahrzunehmen, wird davon Rechenschaft geben können. Die sichtbaren Gespenstererscheinungen beruhen wenigstens auf dieser Täuschung.

§. 11. Sind wir uns hingegen der Entfernung der Gegenstände bewußt, so daß die sinnliche Empfindung uns nicht täuschen und das nahe Dunkle in die Ferne, das entfernte Helle in die Nähe rücken kann, so wird durch dieses Bewußtsein doch die Verschiedenheit der vitalen Einwirkung des Hellen und des Dunkeln nicht aufgehoben, und das entfernte Helle wird in dem Maße seiner größeren Lichtintensität stärker auf die sensible Sphäre des Organs wirken als das nahe Dunkle. Hiedurch entsteht nun das Gegentheil der §. 9 angezeigten Wirkung im unbewußten Zustande; nämlich das Helle erscheint uns größer, das Dunkle kleiner, jedoch nicht in dem Maße der verschiedenen Lichtintensität, welches nicht absolut wirken kann, weil wir mit dem Bewußtsein die wahre Entfernung festhalten und darnach die Factoren im Auge reguliren, sondern bloß nach dem relativen Maße der vitalen Einwirkung von Hell und Dunkel auf das Organ, wovon die Verengung und Erweiterung der Pupille den Ausdruck gibt (I §. 54.).

§. 12. Wenn nun gleich die Perspective, als die durch den Verstand ausgebildete Fähigkeit, die räumlichen Verhältnisse vermöge unseres Augenpaares zu erkennen, allein nicht hinreicht, uns des Orts der Gegenstände zu versichern, sondern die Erfahrung von der muthmaßlich wahren Größe derselben hinzukommen muß, um nach ihrer scheinbaren Größe die wahrscheinliche Entfernung beurtheilen zu können, so ist doch durch alle Erfahrung so viel gewiß, daß wir im ganzen Umfange des Gesichtsfeldes die wahre Richtung und Lage der Gegenstände gegen unser Auge vollkommen sicher erkennen.

§. 13. Nach der bisherigen Lehre der Optiker vom Sehen würde dieses aber unmöglich sein. Denn darnach besteht das Sehen lediglich in einem Empfangen des Bildes auf der Retina, nachdem dasselbe durch die Medien des Auges auf dieser Membrane vereinigt worden. In sofern nun bloß von dem Bilde eines der Achse des Auges gegenübergestellten Gegenstandes die Rede ist, wie solches durch die gewöhnliche demonstrative Figur in allen optischen Lehrbüchern dargestellt wird, wollen wir für's erste dagegen nichts erinnern; was geschieht aber mit den Bildern, welche von der Seite einfallen, so daß sie zuletzt kaum die Hornhaut tangiren, dennoch einwärts zur Linse gebrochen und von dieser auf die Retina gebracht werden?[1])

---

1) Späterer Zusatz:
Diesen Einwand hat schon d'Alembert (Opusc. math. I, 265) gemacht,

§. 14. Alle mehr oder weniger von der Seite einfallenden Bilder würden nach der bisher herrschenden Vorstellung von der Richtung und Lage der Gegenstände keine Kunde geben können. Denn da hiernach der Eindruck des Bildes auf der Retina wegen der Brechungen in einer ganz anderen Richtung erfolgt, als in der, in welcher der Gegenstand liegt, die Empfindung auf der Retina aber nur die Richtung, in welcher das Bild zu ihr gelangt, für die wahre Richtung des Gegenstandes angeben kann, so würden alle seitwärts einfallenden Bilder in einer unrichtigen Lage erscheinen, und zwar der Achse näher, als sie wirklich sind.

Alhazen und seine Vorgänger scheinen der Mangelhaftigkeit dieser Vorstellung durch die Annahme ausweichen zu wollen, daß sämmtliche vorliegende Medien im Auge den Durchgang des Bildes zur Retina mitempfinden, also dadurch die Empfindung in der eigentlichen Richtung empfangen, in der das Bild gegen das Auge steht. Die Optiker des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts, wenn ich nicht irre, auch schon Roger Baco, nahmen außer dem radius visualis, in dem die Bilder zur Retina kommen, noch einen radius visorius an, welcher, gleichsam durch eine Thätigkeit des Auges, von der Retina aus die wahre Richtung des Gegenstandes bezeichnet, ohne jedoch auszusprechen, wie dieser radius visorius zu Stande komme.

§. 15. Wenn aber das beste Sehen anerkannt dasjenige ist, welches in der Achse des Auges erfolgt, wie soll denn die bisherige Vorstellung davon, die wir §. 13 noch haben bestehen lassen, sich erhalten können, nachdem bereits vor dreißig Jahren durch Sömmering gerade in der Achse des Auges ein Loch in der Retina

---

wogegen Klügel (Geschichte der Optik von Priestley II, 503) erinnert, daß die Erfahrung hinreiche, uns von der Lage der seitwärts einfallenden Bilder richtig zu belehren. Ich finde diese unwissenschaftliche Abfertigung eines so wesentlichen und wissenschaftlich sehr begründeten Einwandes gegen die bisherige unvollständige Theorie des Sehens von dem sonst so gewissenhaften und scharfsinnigen Manne befremdend, und bin keineswegs damit einverstanden. Denn daß es nicht Erfahrung, sondern körperliche Sensation ist, welche uns von der richtigen Lage der seitwärts einfallenden Bilder belehrt, geht schon daraus hervor, daß kleine Kinder über die Richtung derselben eben so wenig als Erwachsene irren, die doch sonst in Absicht der Entfernungen (weil zu deren Beurtheilung die Erfahrung unentbehrlich ist) und in Absicht der Perspective, welche von der Kenntniß der Entfernungen abhängig ist, den größten Irrthümern unterworfen sind. Dies wird durch die Erfahrung an blindgeborenen, durch Operation sehend werdenden Menschen bestätigt, die von den Entfernungen und Größen der Gegenstände, zu deren Kenntniß die Erfahrung allein führen kann, Anfangs zu urtheilen ganz außer Stande sind, die Richtung, in der sie sich befinden, aber wohl erkennen. Es muß also die Conception des Bildes im Auge seiner Richtung außer dem Auge vollkommen entsprechen. Auch würde, wenn Erfahrung die Lage der Bilder berichtigen sollte, der älteste Mensch kaum im Stande sein, richtig davon zu urtheilen, da von der Achse bis zur äußersten Peripherie des Gesichtsfeldes jeder Punct der Incidenz unter einem anderen Winkel gebrochen wird, mithin die Möglichkeit der Verschiedenheit der Winkel durch Erfahrung gar nicht zu erschöpfen wäre.

entdeckt worden, mithin der focus principalis auf die Choroidea fällt?

§. 16. Jene herkömmliche Vorstellung des Sehens ist aber auch dem Begriffe nach defect. Das Sehen ist ein Empfangen, eine Empfängniß, conceptio; mithin nicht bloß ein Leiden, wofür man es nahm, sondern eine Thätigkeit, ein Umfangen des von dem Objecte dargebotenen Bildes von Seiten des Subjects. Der Act des Sehens muß daher ganz neu construirt werden, weshalb es nöthig wird, hier auf die Grundursache der Gesichtserscheinungen zurückzugehen.

§. 17. Alle Gesichtserscheinungen beruhen auf der Wirkung und Gegenwirkung heller und dunkler Flächen gegen einander, welches die Spiegelung ist. Brechung ist ebenfalls Spiegelung, aber eine zusammengesetzte, indem die helle Fläche den Widerstand der dunkeln zwar überwindet und in das Medium eindringt, in demselben jedoch von der dunkeln Fläche, oder in prismatischen Körpern durch die conspirirende Kraft der sämmtlichen dunkeln Flächen vom geraden Wege ab in die gebrochene Richtung gespiegelt wird.

§. 18. Da jede Lichtfläche durch Schatten, jede Schattenfläche durch Licht begränzt sein muß, so wird mit dem durch das Medium gehenden Lichte allemal auch dessen schattige Begränzung fortgeführt und umgekehrt, und da das Dunkle, wie wir oben §. 1 bemerkt haben, eine stärkere Brechung erleidet als das Helle (vielleicht eben weil dasselbe mit der brechenden dunkeln Fläche homogen ist und sich vielmehr ihr anzuschließen als mit ihr zu kämpfen strebt), so rückt das Dunkle dem hellen Bilde an den Rändern vor- und hinterwärts in den Weg, trübt dasselbe, und das Trübe bewirkt die Farbe.

§. 19. Das Trübe bewirkt aber darum Farbe, weil es als solches, nicht in Bezug auf sich selbst, sondern nur in Bezug auf ein dahinter liegendes, mit ihm zugleich gesehenes Object erkannt wird. Es ist ein Nahes, entweder heller oder dunkler, als das Entferntere, welches gleichzeitig hiedurch gesehen wird. Es findet also hier eine Vereinigung von Nähe und Ferne im Momente Statt, d. h. eine Farbenerscheinung (s. §. 20.) Eben dies ist es, was bei der beschriebenen Refraction Statt findet.

§. 20. Wenn also jede Refraction eines Bildes Farbe hervorbringen muß, so muß dieses auch im Auge beim Empfangen des Bildes auf der Retina Statt finden, indem, nach der bisherigen Beobachtung, eine Achromasie, wie sie durch Zusammensetzung entgegenbrechender Medien bewirkt werden kann, im Auge nicht vorhanden ist, vielmehr alle Medien desselben in einer Richtung, nämlich gegen die Achse zu, brechen. Wirklich zeigen sich auch diese prismatischen Farben bei dem abnormen (bewußtlosen) Sehen mit großer Deutlichkeit (vergleiche I, wobei zu bemerken, daß der Begriff des abnormen Sehens nunmehr berichtigt und näher bestimmt wer-

den wird), und die Farbenerscheinungen, welche Blendung hervorbringt, zeigen sich dem Beobachter nicht minder als prismatisch.

§. 21. Dagegen lehrt die Erfahrung, daß das normale (bewußte) Sehen wirklich vollkommen achromatisch ist, welches, da es nicht auf dioptrischem Wege bewirkt wird, nur auf catoptrischem Wege zu erfolgen scheint.

§. 22. Erkennen wir nun, daß das Auge nicht eine, sondern mehrere hohle Flächen zur Spiegelung darbietet, daß durch die Zurückwerfung des eindringenden Bildes aus der spiegelnden Hohlkugel der gebrochene radius visualis zum radius visorius, als der Richtung, in welcher der Gegenstand liegt und erscheint, rectificirt, und daß dadurch zugleich der Begriff des Sehens als einer lebendigen Empfängniß, vermöge der mitwirkenden Thätigkeit des Subjects, erst vervollständigt wird, so fühlen wir uns gedrungen, auszusprechen, daß das Sehen ein Spiegeln ist, und es kommt nur noch auf die Untersuchung an, auf welcher der spiegelnden Flächen im Auge der Sitz des normalen Sehens anzunehmen ist.

§. 23. Sogleich erinnern wir uns des alten Streites der Academisten gegen Mariotte über das organ immediat de la vue, der von Mariotte zu Unterstützung seiner Behauptung, daß die Choroidea, nicht die Retina, dieses organ immediat sei, beigebrachten schönen Entdeckung der blinden Stelle der Insertion des Sehnerven, und der durch diese Entdeckung veranlaßten leisen Andeutung des de la Hire (Histoire de l'Academie de Paris 1711. S. 102), um diesen Streit zu vergleichen; welches alles unsere Annahme bestätigt, und um so mehr Erwähnung verdient, als diese interessanten Untersuchungen, seitdem Newton's optische Lehre herrschend geworden, mit allen anderen früheren Forschungen über die Natur des Sehens, unbeachtet geblieben sind, so daß man nach Entdeckung des Centrallochs nicht einmal darauf aufmerksam wurde, wie dadurch der Streit für Mariotte entschieden zu sein schien, da der focus principalis nun nicht auf die Retina, sondern auf die Choroidea fällt. Ja selbst können wir nicht umhin, uns hier, mit Hoffnung eines zu rettenden Verständnisses, der Platonischen Lehre vom Sehen durch Emission des Augenlichts zu erinnern.

§. 24. Vornehmlich aber erwächst diese unsere Annahme zur festen Ueberzeugung, indem wir uns dadurch mit einem Male in die Mitte der Erklärung aller jener mannigfaltigen Erscheinungen versetzt sehen, welche physiologe Farben genannt werden, wenn wir dabei die §. 3 erwähnte vitale Einwirkung des Hellen und des Dunkeln in Betracht ziehen.

§. 25. Hier wird es nun mehr als wahrscheinlich, was wir oben dahingestellt sein ließen, daß die vitale Einwirkung des Lichts und des Schattens, der Nähe und der Ferne auf das Organ nicht von den physischen Wirkungen derselben im Auge, sondern die letzteren von ersterer bedingt

werden, indem dadurch jene zur organischen Thätigkeit erforderliche Compensation der entgegengesetzten vitalen Systeme (I §. 76.) erfolgt; und wenn sich die durch einen glücklichen Schnitt, perpendiculär auf die Perforation der Choroidea durch den Sehnerven, veranlaßte Vermuthung bestätigt, daß die Choroidea hier einen Sphincter um den Sehnerven bilde [1]), so bleibt für die Construction des normalen Sehens, so wie der abnormen Gesichts- und Farbenerscheinungen kaum noch etwas zu wünschen übrig.

§. 26. Denn da ein Sphincter um den Sehnerven, bei dessen Insertion in den Bulbus, keine andere Wirkung haben kann, als durch Contraction und Expansion auf die der Retina und den übrigen durchsichtigen Medien des Auges sich mittheilenden Masse des Sehnerven zu wirken, sie zu verdichten und zu verdünnen, zu trüben und zu klären, so erkennt man, wie von dieser Fraction die wichtigsten Erscheinungen des Sehens abhängen müssen, indem hiedurch zugleich die lebendigste Verkettung aller Glieder des sensibeln und des irritabeln Systems im Auge gegeben ist.

§. 27. Eben jene Einwirkung des Lichts und des Schattens, der Nähe und der Ferne auf das irritable System im Auge, welche sich durch Verengung und Erweiterung der Pupille manifestirt, wird also durch jenen Sphincter zugleich auf die dem sensibeln Systeme angehörigen Medien wirken, und diese mit den in Thätigkeit gesetzten Gliedern des irritabeln Systems zur organischen Function verknüpfen.

§. 28. Es wird die Dichtigkeit und die Durchsichtigkeit der Medien durch diese vitale Einwirkung modificirt, die Dimension der Theile mannigfaltig abgeändert werden, insbesondere wird dieses bei der Retina sehr bedeutend sein, auf welche durch den Sphincter des Sehnerven zunächst gewirkt würde. Und da Blumenbach die Bemerkung gemacht hat, daß das Centralloch sich nur bei dem Menschen und denjenigen Quadrumanen vorfinde, bei welchen die Augen in parallelen Achsen liegen, woraus zu schließen sei, daß solches die Augen vor Blendung behüte, indem es sich öffne, um das Uebermaß des Lichts zu absorbiren, so acceptiren wir diese Annahme vorläufig, da solche mit der I §§. 78. 79. 80 geäußerten Vorstellung von der die Bewegung der Pupille der Iris compensirenden Gegenbewegung der Pupille der Retina übereinstimmt.

§. 29. Endlich darf nicht übergangen werden, daß das schwarze Pigment im Auge phosphorisch ist, wovon die Funken in krankhaften Fällen, und die hellen Ringe beim Druck in den Augenwinkeln sichere Ueberzeugung geben.

§. 30. Wir hätten also im Auge:

a) mehrere concentrische Brechungen, die durch die äußere Einwirkung, je nach dem Bedürfniß des Organs, ihren Focus verengen und erweitern können,

---

1) Vgl. oben S. 154.

b) mehrere concentrische durchsichtige Medien, die mehr oder weniger verdichtet und getrübt, dünner und klärer gemacht werden können,

c) mehrere concentrische Flächen, welche nach den Umständen Licht und Schatten durchzulassen und zurückzuwerfen geschickt sind,

d) eine äußere und eine innere Oeffnung, die Licht und Schatten einlassen, ausschließen, begränzen, vermindern und vermehren können, und endlich

e) eine Quelle inneren Lichts in der letzten Hinterwand des Auges, in dem Sitze des uns eingebornen Schattens, dem Pigmente.

§. 31. Wir haben die Kenntniß der Wirkung des Fern und Nah, des Hell und Dunkel gegen einander, worüber wir uns auf §§. 1—4 beziehen, insbesondere haben wir die, wie es scheint, alles abschließende, jüngst gewonnene Einsicht: das Wesen der entoptischen Farben, als eines Erzeugnisses des directen und indirecten Lichts und Schattens, dessen Zurückwerfung und Durchlassung, woraus auf objectivem Wege die Anschauung aller jener Erscheinungen hervorgehet, welche wir unter Bedingungen im Inneren des Auges wahrnehmen, und alsdann physiologe Farben heißen, mit allen ihren geforderten Gegensätzen, Umkehrungen und Successionen;

§. 32. wir haben endlich ein Bewußtsein, welches diese Erscheinungen im Organe auf das Deutlichste zu unserer Kenntniß bringt —

und so dürfen wir hoffen, die physiologen Gesichts- und Farbenerscheinungen in ihrem ganzen Umfange gründlich zu erkennen — licet non omnino![1])

Weimar, den 15. August 1817.

II.

Die subjectiven Höfe.[2])

Man bemerkt sie Nachts um Kerzenlichte, wenn selbige in einiger Entfernung vor einem dunkeln Hintergrunde stehen. Auch werden sie oft sehr farbig um die Sonne gesehen, wenn diese Abends durch einen dichten Schatten herscheinet, und selbst zur Mittagszeit ist ein subjectiver Hof um das Sonnenbild gesehen worden, wenn dasselbe durch eine enge Oeffnung zwischen den Blättern hoher Bäume in tiefem Schatten sichtbar wurde, und das Sonnenlicht sich darin nur schwach wirkend zeigen konnte.

---

1) Die Worte licet non omnino sind aus dem von Goethe ihm mitgetheilten Ausspruche des Campanella entnommen. Vgl. oben S. 153.

2) Vgl. Brief 67. 73. In Goethe's Farbenlehre werden die subjectiven Höfe §. 89—100 abgehandelt.

Die Bedingung ist, daß das Licht, welches zum Auge dringt, von einem Puncte ausgehend, sich kräftig auf der Retina verbreite, ohne zu blenden.

Da die Ursachen des subjectiven Hofes dieselben sind, es möge solcher um das Kerzenlicht erscheinen oder vom Sonnenlichte bewirkt werden, die Beobachtung am ersteren aber deutlicher und vollständiger gemacht werden kann, so wollen wir bei dieser stehen bleiben, und solche nach vielfachen Versuchen in folgender Art beschreiben:

1) Der Hof, in dessen Mitte sich das Bild der Flamme befindet, besteht aus zwei Kreisen,

2) wovon der innere, näher um die Flamme, die Hälfte des Durchmessers des äußeren Kreises hat.

3) Der kleinere innere Kreis ist heller und weniger farbig, als der größere äußere Kreis.

4) Beide Kreise verhalten sich übrigens in sofern gleich, daß sie von Innen nach Außen die Farben blau, gelb, orange, roth zeigen.

5) Beide Kreise verengern oder erweitern sich in constantem directem Verhältnisse der Entfernung des Lichts vom Auge zu dem Durchmesser der Kreise. Dieses Verhältniß dürfte bei den mehrsten gesunden Augen für den äußeren Kreis 6 zu 1, für den inneren Kreis 6 zu ½ betragen, so daß bei

3 Fuß Entf. des Lichts vom Auge der äußere Kreis 6 Zoll der innere 3 Z.
6 = = = = = = = = = 1 Fuß = = 6 =
12 = = = = = = = = = 2 = = = 1 F.

im scheinbaren Durchmesser haben werden.

6) Je größer die Entfernung des Lichtes und der Umfang des Hofes, um so deutlicher treten die ad 4 angegebenen Farben hervor, indem zugleich die Helligkeit des Hofes abnimmt, bis sich die Farben im Dunkel verlieren.

Alles dieses erklärt sich in folgender Art:

1) Das Bild des Kerzenlichtes dringt in der Achse des Auges central durch die Cornea, Pupille und Linse zur Retina.

2) Das von der Kerze divergirend ausgehende Licht dringt

a) einestheils nahe um das Centrum der Cornea so durch die Pupille ein, daß es, ohne sich zu kreuzen, zur Linse kommt, und, von dieser einwärts gebrochen, möglichst nahe der Achse auf die Retina gebracht wird; dieses gibt den inneren stärker erleuchteten kleineren Kreis des Hofes, in dessen Mitte sich das Flammenbild befindet,

b) anderntheils auf der ganzen Fläche der Cornea zerstreut, wird das Licht der Kerze, nachdem es von der Cornea einwärts gebrochen worden, so in die Pupille gebracht, daß es sich kreuzen muß, um zur Linse zu gelangen, und indem es daher die äußersten Ränder derselben berührt, wird es von dieser gegen die Achse zu gebrochen, auf der Retina vereinigt; hiedurch entsteht der größere minder erleuchtete Kreis des Hofes, welcher auf der Retina wahrscheinlich den ganzen Umfang des gelben Flecks einnimmt.

3) Die inverse Farbenreihe von Innen nach Außen, blau, gelb, roth, erklärt sich nach Goethe's Lehre durch das Uebergreifen des Dunkeln über das Helle, indem das Licht von der Linse einwärts gebrochen, mithin das helle Bild auf der Retina verkleinert wird.

4) Die scheinbare Erweiterung des Hofes bei größerer Entfernung des Kerzenlichtes, rührt lediglich daher, daß das Bild des Kerzenlichtes sich nach dem Gesetz der Perspective auf der Retina verkleinert, je weiter die Kerze entfernt wird, während die Lichtkreise, welche es durch die Cornea und Pupille auf die Retina bringt, stets von derselben durch die Oeffnung der Pupille bestimmten Größe bleiben, mithin im directen Verhältniß der Entfernung und der damit gegebenen Verkleinerung des Lichtbildes und anderer in dessen Nähe befindlichen Gegenstände sich scheinbar vergrößern müssen.

5) Daß die Farben mit der größeren Entfernung zunehmen, während die Helligkeit der Höfe abnimmt, erklärt sich von selbst, da das Licht im Quadrat der Entfernung schwächer wird, die Farben aber, da sie schattiger Natur sind, bis auf einen gewissen Grad um so mehr zunehmen.

Das auf beifolgendem Blatte nach der Natur gegebene Bild dieser Erscheinung in der Entfernung von 3, 6 und 12 Fuß des Kerzenlichtes vom Auge wird vorstehende Erklärung rechtfertigen.[1])

Renndorf, den 1. August 1821.

III.

Geschichtliche Nachrichten und Vermuthungen, den Triumphzug des Julius Cäsar, gemalt von Andreas Mantegna, betreffend.[2])

In Plutarch's Leben des L. Aemilius Paulus findet sich eine Beschreibung des Triumphs, den dieser an drei auf einander folgenden Tagen über den König Perseus von Macedonien hielt, die ausführlichste Beschreibung eines solchen Siegesfestes, die in den alten Schriftstellen überhaupt vorhanden sein dürfte. Mit Ueberraschung erkennt man darin fast Wort für Wort die Quelle, aus welcher Mantegna den reichen Inhalt seines den Gallischen Triumph des Julius Cäsar vorstellenden großen Gemäldes entnommen hat. Die Geschichtschreiber, welche des letzteren Vorganges Erwähnung thun, konnten schon deshalb, weil sie ungleich weniger ausführlich sind, dabei nur hilfsweise benutzt werden.

Es versteht sich von selbst, daß Mantegna die drei Triumphtage des Aemilius Paulus in Einem Zuge zusammengestellt, und

---

1) Die von Schultz beigegebene bildliche Darstellung wird man leicht entbehren.

2) Vgl. S. 327. 330.

daß er die ungeheuren Massen, welche Plutarch uns im Geiste vorführt, gleichsam nur im Auszuge, im Symbol, vor Augen bringt, da sonst kein Raum sie darzustellen hingereicht, kein Sinn sie zu fassen vermocht haben würde.

Um diesen Zweck, gemäß der in das Gebiet der Kunst eingetretenen Wirklichkeitsforderung, auf möglichst rationale Weise zu erreichen, erschuf unser Künstler eine ganz neue Art der Darstellung. Schon früher ist die Meinung geäußert worden, daß dieses Werk, wie man aus Vasari's Anzeige schließen darf, zu Mantua in einem Saale des Markgräflichen Palastes bei St. Sebastian auf der Mauer ausgeführt worden ist, und daß die jetzt in Hamptoncourt befindlichen neun Gemälde in Wasserfarben auf Papier bloß in der Absicht angefertigt worden sind, um als Cartone zur Nachahmung desselben in gewirkten Tapeten zu dienen. Diese Vermuthung scheint durch die eigenthümliche perspectivische Anordnung des Werkes bestätiget zu werden. Der Augenpunct ist nämlich darin so tief genommen, wie vor Mantegna wohl kein Maler gewagt hat, tiefer als die Fläche selbst, auf welcher die dargestellte Scene vorgehet. Durch dieses Mittel erhielt der Künstler den doppelten Vortheil für die Localität und die Ausführung des Werkes,

1) daß dasselbe, als eine Aussicht in's Freie, ununterbrochen fortgeführt werden konnte. Es fand nämlich dabei die Annahme Statt, daß der Triumphzug auf einer erhöheten Straße hinter einem Säulengange gesehen werde, der zugleich die Decke des Saales zu tragen und auf einem bedeutenden Unterbau zu ruhen scheinen sollte, in welchem die Thüren des Saales geräumig und architectonisch wohlgeordnet angebracht werden konnten. Dieser Unterbau wird also etwa neun Fuß hoch dargestellt worden sein; wonach, da das Gemälde ebenfalls neun Fuß hoch war, mit dem Säulengebälk und der Wölbung der Decke eine Höhe von etwa zweiundzwanzig Fuß herauskommt, welche zu der Länge des Saales von etwa zweiundneunzig Fuß (so viel dürfte anzunehmen sein, wenn man zu den neun in Hamptoncourt befindlichen, neun Fuß langen Gemälden die Breite der dazwischen befindlichen Säulen oder Pilaster hinzurechnet) eine schickliche Breite von etwa vierzig Fuß ergeben würde. Die im Gemälde Statt findende Perspective scheint mit diesen Maßen übereinzustimmen, welche sodann für die Absicht des Künstlers den ferneren Vortheil gewährte,

2) daß nur die ganz vorne befindlichen Gegenstände vollständig gesehen werden, alles dahinter Befindliche aber, tiefer abweichend, sich dem Auge mehr und mehr entzieht, mithin durch wenige Objecte, mehr durch Andeutung als durch Ausführung, dem Zuschauer der Begriff einer unübersehbaren Masse und Mannigfaltigkeit von Gegenständen der Pracht und Macht gewährt wird.

Vasari hat den kühnen Fortschritt der Kunst in dieser Darstellungsweise, und Mantegna's eigenthümliches Verdienst darum zu schätzen gewußt. Wir aber würden, wenn es der Ort hier

wäre, vielmehr darzuthun uns veranlaßt finden, wie Mantegna, als Erfinder des di sòtto in sù (der Ansicht von Unten), den Grund zum schnellen Untergange der neueren Kunst gelegt hat, indem durch dieses, von seinem großen Schüler Correggio in's Gränzenlose hinausgeführte Mittel die Malerei, dem ersten Grundsatz der alten Kunst entgegen, sich von der Architectur ablösete, dieselbe für die Anschauung verneinte, zerstörte, und so ihren eigensten Boden untergrub.

Wir kehren zu den geschichtlichen Quellen des vorliegenden Werkes zurück, welche Mantegna, wie man bald gewahr wird, im ganzen Umfange der alten Litteratur aufgesucht hat.

Ursprünglich, scheint es, hatte er ohne nähere Beziehung nur die Absicht, jenen Siegeseinzug des Aemilius Paulus darzustellen, welcher für Italien die ewig denkwürdige Epoche bezeichnet, durch die es der Schätze und Wohlthaten der Griechischen Kunst und Wissenschaft theilhaft wurde. Außer Plutarch benutzte er dazu den Livius und den Diodor von Sicilien. Wie weiter unten näher ausgeführt werden soll, ist zu vermuthen, daß Mantegna um vieles später, auf Anlaß des Römerzuges, den Kaiser Maximilian im Jahre 1507 mit Heeresmacht zu unternehmen beschloß, um zugleich Italien von den Franzosen zu befreien, den Auftrag erhalten habe, zu Ehren dieses kunstliebenden Kaisers den gedachten Triumphzug in Farben auszuführen, und ihm eine nähere Beziehung auf diesen Anlaß zu geben. Nun arbeitete der Künstler jenen Entwurf in eine Darstellung des Gallischen Triumphs des Julius Cäsar um, indem er aus den Historikern hervorstechende Einzelnheiten und Inschriften hinzufügte, welche diese Absicht bezeichnen. Sueton, Appian und Dio Cassius sind es, welche Mantegna zu diesem besonderen Zwecke benutzte.

Mit nachfolgenden Zahlen sollen hier also die erwähnten Quellen, in Bezug auf Andreani's Blätter, in der Kürze angezeigt werden, um anzudeuten, aus welchen derselben die hauptsächlichsten historischen Züge entnommen sind.

Den Triumph des Aemilius Paulus betreffend, I. Plutarch, II. Livius, III. Diodorus Siculus; die Triumphe des Julius Cäsar betreffend, IV. Suetonius, V. Appianus, VI. Dio Cassius.

Blatt 1. Die vorangehenden Trompeter, III. Schlachtengemälde, V.

— 1 und 2. Statuen, Gemälde, Colosse, auf zweihundert und funfzig Wagen, I. auf fünfhundert Wagen, III.

— 2 und 3. Die schönsten und kostbarsten Waffen, mit künstlicher Sorgfalt gelegt, obwohl dem Anschein nach ohne alle Ordnung über einander geworfen, I. III.

— 3 und 4. Dreitausend Männer, welche silberne Münzen in siebenhundert und funfzig Gefäßen tragen, andere, welche prächtig geschmückte kostbare Gefäße und Becher tragen, I. V.

— 4 und 5. Trompeter, hundert und zwanzig weiße Rinder, mit goldnen Hörnern, Binden und Kränzen geschmückt, I. III. Jünglinge, welche sie führen, mit purpurverbrämten Schür-

zen, und neben ihnen Knaben mit kostbaren Opfergefäßen, I.

Blatt 5. Vierzig Elephanten, Fackeln auf Leuchtern tragend, IV. VI.

— 6. Männer, welche gemünztes Gold in siebenundsiebenzig Gefäßen tragen, I. auf zweihundert und zwanzig Tragbaren, III. Heilige Schale von Gold, mit Edelsteinen besetzt, und andere goldne Gefäße, I. III. Die Rüstung und das Königliche Diadem des Perseus, I. Achthundert Stangen, auf welchen ganze Rüstungen getragen werden, III.

— 7. Perseus und seine Kinder, von einem Haufen ihrer Wärter, Lehrer und Hofmeister begleitet, I. mit zweihundert und funfzig Officieren, III.

— 8. Vierhundert Städtekronen, I. III.

— 9. Ueberaus prächtig geschmückter elfenbeinerner Triumphwagen, I. III. Veni, vidi, vici, aus dem Pontischen Triumphe des Julius Cäsar, IV.

— 10. (welches nur in dem von Mantegna selbst gestochenen Entwurfe bekannt ist). Angesehene Freunde und die Söhne des Triumphators, sodann die Armee, Lorbeerzweige in den Händen, II. I.

Hiemit schließt der Entwurf des Mantegna, so wie die Erzählung jener Historiker; denn die ganze hinterher einziehende Armee darzustellen, konnte sein Zweck nicht sein. In der Ausführung ist das zehnte Blatt weggeblieben, vermuthlich eben deshalb, weil es nur auf Aemilius Paulus, nicht auf Cäsar Bezug hat. Es läßt sich denken, daß der Künstler durch architectonische Blendwerke dafür gesorgt haben werde, daß das in den Andreani'schen Blättern unangenehm auffallende Abbrechen des Zuges unmittelbar hinter dem Triumphwagen nicht als ein Mangel erschien, vielmehr die beabsichtigte Illusion einer wirklichen Erscheinung verstärkte.

Wir bemerken nur noch folgendes Einzelne.

Zu den Elephanten könnte auch die Consecrationsmünze Cäsar's Anlaß gegeben haben; das Bildniß auf derselben hat Mantegna, wie selbst aus Andreani's Holzschnitten zu erkennen ist, benutzt.

Nach Plutarch hielt der Triumphator selbst, gleich den Soldaten, einen Lorbeerzweig; Mantegna hat ihm, in Bezug auf Cäsar und Maximilian, einen Palmzweig und einen Adler in die Hände gegeben, sonst aber Lorbeerzweige noch am Siegeswagen angebracht, und vor demselben hertragen lassen. Vor den Pferden des Wagens sieht man ein kleines Kreuz, dessen Bestimmung nicht klar ist; sollte dadurch etwa leise angedeutet werden, daß man hier mehr als den heidnischen Cäsar zu denken habe?

Auf dem zehnten Blatte dürfte man nach Livius in den beiden, mit zierlichen Halbstiefeln bekleideten jungen Männern, welche ganz vorne hinter einander herschreiten, die Söhne des Aemilius Paulus erster Ehe, ruhmvolle Theilnehmer an seinem Feldzuge, Quintus Fabius Maximus und Publius Scipio, erkennen, in dem

vor ihnen im fatalsten Gedränge befindlichen Knaben das unglückliche zwölfjährige Kind desselben, I., sein einziges ihm eigen verbliebenes Söhnlein, welches drei Tage nach dem Triumphe starb, und in dem starkbeleibten Alten vor dem Knaben den Pädagogen, dessen stumpfsinniger Sorglosigkeit der Vater ein so theures Kind nicht hätte anvertrauen, sondern, wie Livius anzudeuten scheint, es mit auf den Triumphwagen nehmen sollen.

Auch das Singen von Spott- und Loliedern, I. IV. VI., ist deutlich ausgedrückt; und so ließen sich in dem Werke wohl noch mehrere historische Beziehungen auffinden. Sprachkenner aber bemerken vielleicht hin und wieder ein Mißverständniß, welches durch falsche Lesart oder durch unrichtige Deutung des Textes in das Gemälde übertragen sein möchte, z. B. die Verspottung der Feigheit des Perseus, nach Plutarch, welche Blatt 7. durch die Possenreißer angedeutet zu sein scheint.

Noch ein bedeutungsvoller Umstand wäre zu bemerken, den Mantegna aus des Sueton und Dio Cassius Erzählung von Cäsar's Gallischem Triumphe nicht ganz unbenutzt lassen wollte, daß nämlich der Triumphwagen mitten im Zuge die Achse gebrochen. Dio Cassius sagt, es sei bei dem von Lucull erbauten Tempel der Fortuna geschehen, und als ein böses Zeichen angesehen worden. Dies anzudeuten war allerdings schwierig und bedenklich zugleich. Doch wenn man auch an der Achse des Wagens in unserem Gemälde keine nahe Gefahr erkennen will, weil die scheinbare Verrückung der Büchse durch die Perspective erklärt wird, die in dem Bilde angenommen ist, leidet es keinen Zweifel, daß Mantegna an jenen ominösen Vorfall leise erinnern wollte, indem er uns die Attribute der Fortuna, Kugel, Steuerruder und Füllhorn, auf einer Schaustange getragen, zwischen dem Haupte des Cäsar und dem Adler, den er in der Rechten hält, sehen läßt. Auch hatte Mantegna wohl Ursache zu einer solchen Andeutung; denn schon im Jahre 1508, zu welcher Zeit er wahrscheinlich noch an dem Werke arbeitete, schloß Kaiser Maximilian mit den Franzosen, deren Vertreibung aus Italien er nicht bewirken konnte, ein Bündniß gegen Venedig, welches insbesondere für Mantua verderblich wurde, indem der regierende Marchese Francesco, als Heerführer auf Seite der Verbündeten, in Venetianische Gefangenschaft gerieth.

Die seltsamen Luftgebilde, welche besonders im 3. Blatte deutlich erscheinen, dürften gleichfalls eine Beziehung in der älteren oder neueren Historie finden.

Daß aber der Triumphzug nicht, wie Vasari meldet, für den Marchese Ludovico Gonzaga, der bereits im Jahre 1478 in hohem Alter starb, sondern erst auf Befehl seines Enkels, Marchese Francesco, gemalt worden, wissen wir bestimmt aus der Inschrift des Titelblatts zu dem von Andreani in Clairobscur herausgegebenen Werke. Auch ist aus den Bau- und Sculpturgegenständen, welche Mantegna in dem Gemälde angebracht hat, ersichtlich, daß er da-

mals bereits in Rom gewesen sein muß, wohin er durch Innocenz VIII. berufen wurde, welcher von 1484 bis 1492 den Päbstlichen Stuhl inne hatte. Hält man hiemit Vasari's Nachricht zusammen, daß Mantegna zu Rom das Kupferstechen betrieben hat, so wird um so mehr wahrscheinlich, daß derselbe dort den ersten Entwurf zu dem Triumphzuge, von welchem er einzelne Blätter durch den Stich bekannt machte, angefertigt habe, als auch der Stil der Zeichnung in diesen von ihm gestochenen Blättern, in Vergleich gegen den Stil in den Andreani'schen Blättern, welcher die letzte Epoche der Kunst des Mantegna zeigt, außer Zweifel erkennen läßt, daß jener erste Entwurf um fünfzehn bis zwanzig Jahre früher entstanden sein muß. Beiläufig bemerken wir, daß unter den von Mantegna selbst gestochenen Blättern auch dasjenige ist, auf welchem die nur bei Cäsar's Triumphen angeführten Elephanten vorkommen, wodurch unsere Vermuthung widerlegt zu werden scheint, daß ursprünglich nur der Triumph des Aemilius Paulus hat dargestellt werden sollen; diese Annahme dürfte jedoch deshalb nicht aufzugeben sein, da die Einführung von Elephanten, ohne ausdrückliches Zeugniß der Geschichtschreiber, aus künstlerischen Gründen schon deshalb erlaubt scheinen mußte, weil in diesem Triumphe nach Diodor's Erzählung eine große Masse der schönsten Elephantenzähne mitaufgeführt wurde.

Ist also der erste Entwurf ungefähr gegen 1490 angefertigt worden, so wäre mit Wahrscheinlichkeit anzunehmen, daß Mantegna nicht vor 1506 an die Ausführung des großen Gemäldes Hand gelegt habe, in welchem Jahre Kaiser Maximilian die ernstliche Absicht erklärte, mit einem Heere zur Vertreibung der Franzosen nach Italien zu kommen. Mantegna war damals 55 Jahre alt. Marchese Francesco, in dessen Diensten er stand, hatte die wichtigsten politischen Gründe, alles zu thun, um den Kaiser für sich zu gewinnen. Bekanntlich war Mantua im Jahre 1432 dem Hause Gonzaga durch Kaiser Sigismund mit der Markgräflichen Würde und dem Kaiserlichen Wappenadler als Reichslehen verliehen worden, wobei das damalige Oberhaupt dieser Familie und der Stadt, Giovanni Francesco Gonzaga, dem diese Gunst wiederfahren war, den von seinem Römerzuge rückkehrenden Kaiser feierlich eingeholt hatte: ein Einzug, den später, unter Marchese Federigo, Julius Romanus im Palaste del Te nach seinen Zeichnungen in antiker Darstellungsweise durch Primaticcio in Stucco ausführen ließ, wobei derselbe wohl ein Gegenstück zu dem Werke des Mantegna aufzustellen, und einen Beweis seines reineren Geschmacks zu geben beabsichtigt haben mag. Marchese Francesco hatte als General des Kaisers und seiner Verbündeten im Jahre 1495 bei Fuornuovo am Taro gegen König Carl VIII. von Frankreich rühmlich gefochten, im Jahre 1499 aber, als Ludwig XII. mit Uebermacht in Italien eindrang, sich diesem anschließen müssen, und von ihm Orden, Kriegsämter und Pension angenommen. Hatte er hie-

durch die Gunst des Kaisers, seines Lehnsherrn, auf's Spiel gesetzt, so mußte er, nach Niederlegung des Französischen Armeebefehls im Jahre 1503, sie wieder zu erlangen um so eifriger bemühet sein, je größer die Kriegsanstalten des Kaisers diesmal waren. Wie sehr der Kaiser die Künste liebte, wie gern er sich künstlerische Huldigungen gefallen ließ, war dem Marchese bekannt, und er wußte, wie selbst der verabscheute Ludovico Sforza, der Mohr genannt, sich und seinem neuerstandenen Hause durch den Glanz der Künste die Achtung und Zuneigung des Kaisers zu verschaffen gewußt hatte.

Diesen Umständen, dieser auf die persönlichen Gesinnungen Maximilian's berechneten Politik scheint man die Ausführung des großen Werkes, von welchem hier die Rede ist, zuschreiben zu dürfen, zu welcher sonst wohl kein hinreichender Anlaß gewesen wäre. Da aber der Krieg schon im Jahre 1508 eine unerwartete Wendung nahm, und der Kaiser das ihm zu Ehren vollendete Werk an Ort und Stelle zu sehen nicht Gelegenheit erhielt, so veranlaßte solches vielleicht die Verfügung, daß davon durch Mantegna selbst, nach den zur Ausführung des Wandgemäldes angewendeten Carton's, in der Größe des Originals, Copien in Wasserfarben auf Papier angefertigt und nach Brabant gesendet wurden, um, in Tapeten gewirkt, als würdiges Geschenk des Markgrafen dem Kaiser überreicht zu werden. Ob der Tod des einen oder des anderen diese Absicht auszuführen verhindert hat, wie diese Carton's, gleich denen des Raphael, in den Niederlanden von Rubens aufgefunden, und von ihm bei der vom Niederländischen Hofe ihm aufgetragenen Friedensgesandtschaft an Carl I. überreicht worden, und wie im Jahre 1630 bei der Plünderung von Mantua durch die Kaiserlichen wahrscheinlich das Originalwandgemälde zerstört worden, läßt man hier als weitere Vermuthungen, nicht ohne historische Gründe, einstweilen dahingestellt.

Die zu Ehren desselben Kaisers von Albrecht Dürer und Hans Burgmaier dargestellten Triumphwagen, Triumphbogen und Triumphzug sind hiernächst, da sie später unternommen wurden, wahrscheinlich durch Mantegna's Gemälde veranlaßt worden; Dürer hatte unfehlbar Mantegna's Entwürfe dazu im Jahre 1506 in Italien selbst gesehen. Auch können ihm die kleinen Copien in Oel, grau in grau, zur näheren Veranlassung gereicht haben, welche sich, angeblich von Mantegna's eigner Hand, in der Kaiserlichen Gallerie zu Wien befinden sollen, und durch welche dem Kaiser vielleicht ein vorläufiger Begriff des ihm bestimmten Kunstwerkes gegeben werden sollte.

Noch verdient die Nachricht bemerkt zu werden, daß die Kaiserliche Kupferstichsammlung zu Wien einen Abdruck der angeblich von Andreani geschnittenen neun Tafeln in Clairobscur besitzt, in welchem eine Platte weniger vorhanden ist, als in der in den Handel gekommenen Ausgabe derselben. Diese Nachricht bestätigt unsere Ueberzeugung, daß nicht eigentlich Andreani, sondern Hugo

da Carpi der Verfertiger dieser Blätter ist, und daß ersterer wahrscheinlich nur die Umrisse des letzteren nachgestochen und eine Schattenplatte hinzugefügt hat. Obwohl dieses Werk den besseren Werken des Hugo da Carpi weit nachstehet, so nähert es sich denselben doch eben so sehr, als es sich von den eigenthümlichen Arbeiten des Andreani unterscheidet. Geht man auf eine nähere Untersuchung ein, so sind die Umrisse darin zaghafter und, ungeachtet größerer Sorgfalt, weniger bestimmt und richtig als die des Hugo da Carpi; und doch ist der Stil in dem Werke größer, als in Andreani's eignen Platten. Hugo da Carpi pflegte die Umrisse auf der Schattenseite sehr kräftig und mit ihnen zugleich die stärksten Schatten auf einer und derselben Platte zu entwerfen; nach der Beschreibung stimmt das Exemplar zu Wien hiemit überein. Vielleicht ging diese Platte verloren, nachdem erst wenige Abdrücke davon genommen worden. Andreani machte bekanntlich ein Gewerbe daraus, die älteren Holzschnitte von Neuem aufzulegen, und die abgenutzten oder verloren gegangenen Platten wiederherzustellen oder durch neue zu ersetzen. Es läßt sich daher wohl annehmen, daß er, um die vorgefundenen beiden Platten des Hugo da Carpi zu benutzen, die Umrisse nach einem älteren Abdruck nachgestochen, und zum Ersatz der stärkeren Schatten, welche er im Stile jenes älteren Meisters zugleich mit den Umrissen nicht zu geben vermochte, eine vierte Platte hinzugefügt habe.

Hienach kann man nicht der Meinung des Peintre Graveur beipflichten, daß Andreani diese Blätter nach den Zeichnungen des Malers Bernardo Malpizzi gestochen habe. Vielmehr dürfte die Unterschrift des letzteren mit der Jahrzahl 1599 nur auf die Anfertigung des Bildnisses des damals regierenden Herzogs Vincenzio Gonzaga, dem die neue Ausgabe gewidmet wurde, und auf das Jahr der Vollendung derselben zu beziehen sein.

Befremdend ist es, daß Bartsch von jener älteren Ausgabe mit drei Platten keine Nachricht ertheilt; es scheint, daß dieser, so wie mancher andere Artikel seines großen Werkes weder von ihm selbst, noch überhaupt auf der Kaiserlichen Kupferstichsammlung bearbeitet worden ist. Auch würde es sonst dem Auge dieses Kenners nicht entgangen sein, daß nicht sämmtliche Blätter der von ihm beschriebenen Andreani'schen Ausgabe mit vier Platten, sondern die Nummern 8 und 9 nur mit drei Platten gedruckt sind, indem die Platte der starken Schatten darin fehlt.

Berlin, im November 1824.

Nachschrift.

1. Vasari erzählt in der Lebensbeschreibung des Lorenzo Costa von diesem: Andato poi Lorenzo al servigio del Sign. Francesco Gonzaga, Marchese di Mantoa, gli dipinse nel Palazzo di S. Sebastiano in una camera lavorata parte a guazzo e parte a olio molte storie. Nun folgt die Beschreibung dieser Gemälde; sodann

folgt: Dipinse ancora nella sala grande, dove oggi sono i trionfi di mano del Mantegna, due quadri, cioè in ciascuna testa uno. Nel primo che è a guazzo sono molti nudi che fanno fuochi e sagrifizi a Ercole; e in questo è ritratto di naturale il Marchese con tre suoi figliuoli, Federico, Ercole, e Ferrante, che poi sono stati grandissimi e illustrissimi Signori. Vi sono similmente alcuni ritratti di gran donne. Nell' altro, che fu fatto a olio molti anni dopo il primo, e che fu quasi dell' ultime cose, che dipingesse Lorenzo, è il Marchese Federico fatto uomo con un bastone in mano, come Generale di Santa Chiesa sotto Leone X., e intorno gli sono molti Signori ritratti del Costa di naturale. Jetzt folgt die Erwähnung der Gemälde, welche derselbe in Bologna malte, namentlich due trionfi bellissimi con molti ritratti, welche er für den Giovanni Bentivoglio in S. Jacopo malte. Sodann heißt es: Fece anco in S. Giovanni in monte l'anno 1497 a Jacopo Chedini in una capella 2c.

Hieraus scheint hervorzugehen, daß Costa das erste in dem großen Saale des Palasts von S. Sebastian zu Mantua verfertigte Gemälde, Marchese Francesco und das Opfer des Hercules vorstellend, vor dem Jahre 1497, also auch früher als Mantegna in demselben Saale den Triumphzug des Cäsar malte, angefertigt habe. Sein zweites, den Marchese Federico vorstellendes Gemälde in demselben Saale muß aber in viel spätere Zeit fallen; denn L. Costa starb 1530, und Vasari sagt, es sei eins seiner letzten Werke gewesen. Aus Vasari's Worten: Cioè in ciascuna testa uno, geht hervor, daß Costa's beide Gemälde die beiden kurzen Seiten des Saales eingenommen haben, während i trionfi di mano del Mantegna (im Plural wegen der neun durch Pilaster getrennten Abtheilungen des Zuges) die Länge des Saales ausfüllten. Daß Costa, in der Zeit zwischen seiner ersten und zweiten Anwesenheit zu Mantua, in Bologna für den Bentivoglio einen Triumphzug (wahrscheinlich in zwei Abtheilungen, weil Vasari sagt: due trionfi) malte, steht wahrscheinlich in Beziehung auf Mantegna's zur selbigen Zeit in Mantua ausgeführtes großes Unternehmen.

2. Baruffaldi behauptet jedoch, Costa's beide Gemälde in diesem Saale wären erst hinzugekommen, nachdem Mantegna's Triumphzug Cäsar's längst darin gemalt gewesen, und zwar habe Marchese Francesco solche an den beiden Enden desselben hinzufügen lassen, weil der Triumphzug sich mangelhaft und verstümmelt (tronco) ausgenommen habe, indem der Pomp, welcher dem Triumphator zu folgen pflege, und die Zuschauer gänzlich gefehlt hätten. Daß Costa's erstes Gemälde in diesem Saale nicht vor 1500 angefertigt sein könne, hält Baruffaldi für erwiesen, dadurch, daß die drei Söhne Federico, Ercole und Ferrante des Marchese Francesco darauf angebracht sind. Er irret jedoch in sofern, als er mit Vasari annimmt, daß Mantegna den Triumphzug auf Befehl des Marchese Ludovico, also vor 1478, gemalt habe, welches

gänzlich falsch ist. Ist solcher vielmehr, wie wir annehmen, erst im Jahre 1506 oder 1507 ausgeführt worden, so bleibt doch wahrscheinlich, daß Costa's erstes Gemälde demselben vorangegangen, und daß erst das zweite, den Marchese Federico und seinen Hof vorstellende Gemälde, gleichsam zur Vervollständigung des Ganzen, hinzugefügt worden ist. Baruffaldi bezieht sich übrigens auf Ridolfi Pittori Veneti P. 1. c. 70. und auf eines Mantuanischen Geschichtschreibers Mario Equic. Com. Mant. l. 4.

3. Fiorillo, welcher die in Hamptoncourt befindlichen Gemälde für das Originalwerk Mantegna's ansiehet, sagt, es sei zur würdigen Aufstellung desselben ein eigner Palast, zuerst am St. Sebastian, jetzt Rugadore genannt, erbaut worden, sei hierauf in die Gallerie des Hofes gekommen, wo es noch im Jahre 1586 befindlich gewesen, bei der Plünderung von Mantua im Jahre 1630 aber mit allen übrigen Kostbarkeiten verloren gegangen. Es gäbe mehrere Beschreibungen dieses Werkes, welche er leider nicht benennt; vorzüglich erwähne desselben Raffaelle Toscano rühmlichst in seinen Stanzen. Wahrscheinlich hat Fiorillo nur diese letztere Quelle benutzt, welche ihn irre geführt hat.

---

4. Der Titel oder die Dedication der Andreani'schen Ausgabe der Abbildung des Triumphzuges in Holzschnitt lautet vollständig und wörtlich so:

Serenissimo Principi Vincentio Gonzagae D. G. Mantuae ac Montisferrati optimo Duci.

Tabulae triumphi Caesaris olim nutu excelsi Francisci Gonzagae inclitae Urbis Mantuae tunc Marchionis IV. prope D. Sebastiani Aedes in majori ejus aula ab Andrea Mantinea Mantuano ex diligentia pictae, ut iam per annos supra centum non solum incolarum, verum etiam ex variis orbis partibus advenarum oculos tanquam mirabile quoddam ad sui inspectionem attrahebant, quemadmodum non solum opus ipsum adhuc ostendit, verum etiam Georgii Vasari historici in vitis pictorum testimonio comprobatur. Andreas Adrianus pariter Mantuanus, quo absentium voluntati meliore qua posset ratione satisfaceret, et municipis tanti viri fama latius per ora virum et commodius volitaret, idcirco hic typis ligneis nova suarum formarum adumbratione incudit, tuaeque Celsitudinis invicto nomini, omnium virtutis amatorum augusto Maecenati, quod ipsum a Senarum, etiamsi cara sibi urbe, ad patriam benigne revocaveris, quod et ad opus perficiendum et ad victum necessaria sponte atque abundantissime suppeditaveris, maxima humilitate dicavit. Utinam opus hac aetate viribus et animo Caesar, ac uti par est, imperio novo novisque potiore triumphis. Bernardinus Malpitius pict. Mant. F. Mantuae MDIC. Ueber dieser Schrift ist das Bildniß des Herzogs Vincenzio Gonzaga.

Obwohl hier ganz richtig angegeben ist, daß Francesco, nicht Ludovico, Gonzaga den Triumph Cäsar's durch Mantegna habe

malen lassen, so scheint der Verfasser der Dedication doch den eigentlichen Zeitpunct, in welchem solches geschah, nicht genau gekannt zu haben, indem er sagt, daß das Werk bereits über hundert Jahre bewundert werde, wonach dasselbe vor 1499 müßte gemalt worden sein. Wahrscheinlich hat ihn die unbestimmte und unrichtige Angabe des Vasari, auf welchen er Bezug nimmt, dazu verleitet.

5. Daß der Triumph des Paulus Aemilius, wahrscheinlich durch Mantegna's Studium während seines Aufenthalts zu Rom veranlaßt, ein Gegenstand war, welcher als Muster für solche Prachtaufzüge damals dienen mußte, erfahren wir aus Vasari's Lebensbeschreibung des Francesco Granacci, welcher dem Lorenzo de'Medici Magnifico zu einem diesen Triumph darstellenden Maskenzuge die erwünschtesten Dienste leistete. Diese von Lorenzo erfundenen Maskenzüge fanden zu Florenz noch lange nach seinem Tode häufig Statt und wurden Canti genannt, weil dabei Canzonen abgesungen wurden, welche die ersten Dichter von Florenz dazu verfertigten.

6. Schinkel, der im December 1824 aus Italien zurückkam, erzählte, daß er bei seinem Aufenthalte zu Mantua auch den Palazzo Vecchio mit Aufmerksamkeit besehen habe. Auf meine Frage, ob der Saal noch darin bestehe, in welchem Mantegna den Triumphzug Cäsar's gemalt, sagte er, daß zwar ein solcher Saal dort nicht mehr vorhanden sei, daß solcher aber wahrscheinlich in zwei große, fast quadratische Zimmer getheilt worden sei, in welchen, und zwar auf den kurzen Seiten, große Wandgemälde von Lorenzo Costa, wie solche im Vasari angegeben werden, noch ziemlich erhalten zu sehen wären, während sich von der Malerei auf der in zwei Theile zerschnittenen langen Wand nur noch schwache Spuren erhalten hätten. Daß dieses der Triumphzug des Cäsar von Mantegna gewesen sein möge, schien Schinkel'n auf die von mir geäußerte Vermuthung sehr wahrscheinlich; denn er erinnerte sich in der Höhe, wo die Gegenstände dieser Malerei noch am Deutlichsten zu erkennen gewesen wären, viel Hellebarden, Spieße und andere solche Dinge erkannt zu haben. Auch habe der Stil in dem Wenigen, was von den Figuren zu erkennen gewesen sei, dem Stile des Mantegna allerdings ähnlich gesehen. Auch von der Pilasterarchitectur, in welche Mantegna den Triumphzug gemalt, wären noch deutliche Ueberreste zu sehen. Die Höhe dieser Zimmer sei etwa 25 Fuß, ihre Breite oder Tiefe vom Fenster herein etwa 40 Fuß, und ihre Länge etwa 45, beide zusammen also etwa 90 Fuß; welches alles mit den von mir vermutheten Maßen des Saales sehr übereinstimmt.

Berlin, im März 1825.

Druck von J. B. Hirschfeld in Leipzig.

Schültz

Goethe, Johann Wolfgang <<von>>, / Schultz, Christoph Ludwig Friedrich, /
Düntzer, Heinrich,

Briefwechsel zwischen Goethe und Staatsrath Schultz

Leipzig 1853